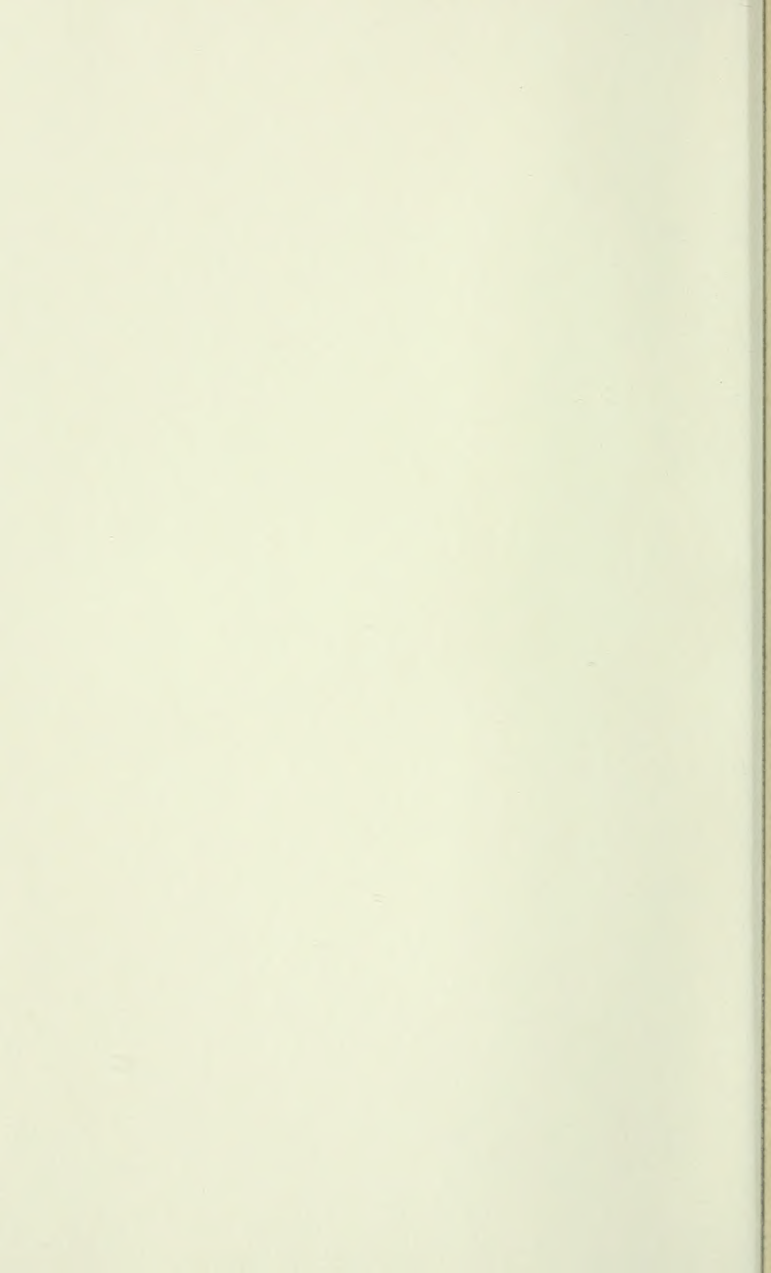










Gesammelte Schriften

von

Leopold Kompert.

Vierter Band:

Neue Geschichten aus dem Ghetto.

Berlin, 1882.
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
Gustav Goßmann.

Neue Geschichten aus dem Ghetto.

Von

Leopold Kompert.

Zweite Auflage.

Berlin, 1882.
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
Gustav Goßmann.

Inhalt.



Eisik's Brille.

Warum läßt Gott die alten Leute aussterben und mit ihrem schönen weißen Haare in die Erde legen? Warum schont er nicht ihrer, wie er des Baumes schont, den er grünen, blühen und duften läßt, selbst wenn das grimmige Feuer des Himmels an dem knorrigen Stamme gezehrt hat? Es mag sein, daß er das Höhere und Feinere eher zu sich beruft, eben weil es so ist — aber kurzsichtig, wie wir sind, mit Gemüthern, die zwischen dem Heute und Morgen auf- und niederschwanken, begreifen wir nicht, warum das Naturgesetz unseren „alten Leuten" ein so kurzes Ziel gesteckt hat. Nachgleitend, wie ein dunkler Schatten um die Zeit des Abends, folgt ihnen der Spruch des unsichtbar in den Höhen und Tiefen waltenden Richters: „Siebzig Jahre! und wenn's hoch kommt, achtzig!" Und ihr „Stolz" ist nicht immer „Trübsal und Mühsal!" Mitten in der Gewalt eines vollsäftigen Daseins werden sie gefällt; kein Baum im Walde ist so knorrig als oft mancher alte Mensch, so lebengetränkt vom Scheitel bis zur Fußspitze. Warum läßt Gott die alten Menschen aussterben?

Ich möchte das gerne wissen, lieber fast als tausend andere unnütze Dinge, an denen ich im Grunde keine Freude habe. Aber an Euch hatte ich Freude, Ihr alten Leute aus meiner Kindheit! um Euretwillen hätte ich das gerne gewußt. Ihr waret von jeher meine Lieblinge, und wenn einer von Euch gegen mich „dort oben" zeugen sollte, so zeuge er, ob ich jemals vergessen, vor seinem grauen Haupte aufzustehen. Besonders Rebb Eisik Maier (dem der Friede der Gerechten sei) möge sagen, wie ich ihn geliebt habe, . . . und um dieser Liebe willen mir es auch in „seiner andern Welt" verzeihen, wenn ich in dieser von ihm zu erzählen wage.

Noch jetzt kann ich mir keine Rechenschaft ablegen, warum ich grade Eisik Maier so sehr in mein Kinderherz eingeschlossen hatte. Ihm vor Allen hing ich an, wiewohl ich Großvater und Großmutter nicht mißte; an seinem ehrwürdigen Antlitze hafteten meine Blicke, wenn er im Bethause betete; und traf es sich einmal, daß ich mit ihm zugleich in die Hallen des Hauses eintreten konnte, so gab es gewiß kein seligeres Gemüth als das meine. Ich liebte ihn mit jener Unbewußtheit, die stets das Merkmal echter Liebe ist, weil nur sie uneigennützig ist. Ich könnte mich auch nicht erinnern, ob ich jemals von Rebb Eisik ein anderes Zeichen der Gunst erfahren habe, als daß er mir am Vorabend des „Freudenfestes der Thora" ein buntes Panierchen schenkte, das er mir eigens ins väterliche Haus mit den Worten geschickt hatte: es komme von Eisik Maier. Aber dieses Panierchen hielt ich auch hoch und theuer . . kein Fähnrich in blutiger Schlacht hätte sich muthiger gewehrt, wenn einer von meinen Feinden gewagt hätte, es mir zu entreißen. Es kam von Rebb Eisik — und so ward das Panierchen auch nicht zum Trödel geworfen, nachdem es am „Freudenfest" seine Schuldigkeit gethan, auch nicht zerrissen, sondern heilig und un-

verletzlich aufbewahrt, wie der Glaube an ein Märchen, und gleich diesem ging es auch im Laufe der Zeiten verloren!

Rebb Eisik wohnte in dem schönsten Hause der ganzen „Gasse;" er galt allgemein als ein sehr reicher Mann. Spiegelhell glänzten die Fenster dieses Hauses, aber eben so reinlich erschien der alte Mann in seinem Anzuge und sonstigem Benehmen. Er trug stets ein weißes Halstuch, das schon aus der Ferne festtäglich glänzte, sonst trug er sich ganz nach der herrschenden Mode. Er war überhaupt von keiner hervorstechenden Eigenthümlichkeit; sein mildes Wesen bewahrte ihn davor. Bei keiner Gelegenheit drängte er sich vor, weder in der Gemeinde, noch im geselligen Verkehre. Mit der Stille eines gefaßten Gemüthes ging er seinen Weg; nur selten, daß er davon abwich. Das geschah nur, wenn er Streitigkeiten in der Gemeinde zu schlichten hatte, wie sie selten lange ausblieben. Dann konnte er wohl, wenn er auf Widerstand und Widerspruchsgeist stieß, in einige Heftigkeit gerathen; seine Stimme begann dann unsicher zu werden und seine Wangen sich höher zu färben. „Will denn keiner bei Zeiten die Brill' herunternehmen?" rief er dann gewöhnlich mit überlauter Stimme. Es war merkwürdig, welche Kraft diesen wenigen Worten innewohnte; es war als hätte ein Zauberer seine Formel über eine sturmbewegte Fluth ausgesprochen. Sobald die Leute das „von der Brille" hörten, lächelten sie still vor sich hin, und die Streitigkeit nahm dann gewöhnlich ein gutes Ende.

Es hat gar Mancher gelächelt, wenn Rebb Eisik das Wort „von der Brille" sprach, und es lächelt noch jetzt Mancher, wenn es sich ihm unwillkürlich auf die Lippen drängt. Denn Eisik ging damit nicht haushälterisch um und brauchte es bei jeder Gelegenheit, wo er es schicklich anbringen konnte: jedesmal traf es aber mit einer Sicherheit, wie etwa ein Nagel

in die Holzwand fährt. Nie ging die volle Wirkung um eines Härchens Breite verloren.

Rebb Eisik hatte einen guten Freund, den Gemeindesänger Daniel Kremsier, der zu ihm in dem Verhältnisse eines Haus- und Hofministers zu seinem Potentaten stand. Daniel Kremsier hatte die bei Sängern und Musikantenvolk nicht selten anzutreffende Schwäche, eine nicht geringe Leidenschaft für ein gutes Glas Wein zu besitzen. Den fand er nun jedesmal bei Rebb Eisik so gut und so schlecht er ihn selber trank, und es war daher wahrhaftig kein Wunder, wenn sich die durstige Kehle des Gemeindesängers als täglicher Gast bei dem reichen Manne einstellte. Dafür zeigte er sich aber auch in seiner Art dankbar, so weit dies ein so durstiges Gemüth zugiebt. Daniel Kremsier kam regelmäßig, sobald das Abendgebet vorüber war, und berichtete Rebb Eisik, der nur wenig aus dem Hause kam, Alles, was sich in der Gemeinde zutrug: von der Kindbetterin an, die am nächsten Sabbat ihren ersten „Schulgang" machen sollte, bis zur kleinsten „Partie" in der Gasse, die von irgend einem „Schadchin" unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses vorbereitet wurde. Daniel Kremsier war ein lebendiges Zeitungsblatt, nur mit dem Unterschiede, daß Zeitungsblätter öfters lügen, der Gemeindesänger aber nie. Denn dafür hatte er, wie bereits gesagt, eine zu durstige Seele, und eine solche spricht bekanntlich nur Wahrheit.

Durch diesen Daniel Kremsier sind nun eine Menge von Aeußerungen und Urtheilen, wie sie Rebb Eisik in den vertrauten Unterredungen mit seinem Zeitungsblatte zum Besten gab, bekannt geworden. Sie laufen zumeist auf die „Brille" hinaus, und man wird sogleich sehen, wie sich die ganze Lebenssumme von Erfahrungen, die gesammte Ladung möchte ich sagen, die mein alter Eisik aus den Stürmen und Fluthen

seines Daseins ans Land gerettet hatte, in diesen wenigen Worten gesammelt hatte.

Daniel Kremsier brachte einmal, nachdem er die Kehle sattsam angefeuchtet hatte, die Meldung, es sei von einer „Partie“ in der Gasse die Rede, die nach seiner Meinung nichts zu wünschen übrig lasse. Der Bräutigam „habe“ nichts und die Braut habe noch weniger. Aber sie wären sich Beide merkwürdig zugethan, und wenn man dem Bräutigam eine blanke Million auf den Tisch aufzählen würde, so ließe er auch von dem Mädchen nicht ab.

„Und das meint Ihr im Ernst, Daniel?“ fragte Rebb Eisik mit einem gewissen schelmischen Lächeln, das dem alten Manne sehr wohl anstand.

„Was heißt, Rebb Eisik?“ betheuerte der Gemeindesänger. „Ist denn das nicht eine Partie, wie es keine bessere giebt, wenn der Eine nichts hat und der Andere auch nichts und Keiner hat was zu verlieren?“

„Daniel Kremsier, mir scheint, Ihr habt erst Ein Glas getrunken,“ sagte Eisik mit vollem Ernste, „schenkt Euch ein und trinkt ein zweit' Glas, damit es ein Bissele heller wird in Eurem Kopf. Denn Ihr habt eben eine große Narrethei von Euch gegeben.“

„Wie heißt, Rebb Eisik?“ fragte der Gemeindesänger, sich verwundert stellend, ließ sich aber die Mahnung seines Potentaten nicht zweimal wiederholen.

„Wie heißt?“ äffte ihm Eisik nach. „Das heißt: jetzt hat der Bräutigam noch die Brill' auf und sieht Alles doppelt. Die Nase seiner Braut erscheint ihm doppelt so schön, als sie vielleicht in der Wirklichkeit ist, und wenn sie etwas redet, meint er vielleicht, Gott selbst in seinem siebenten Himmel kann nicht so fein reden. Laßt aber ein Jahr oder zwei ver-

gehen, Daniel! laß sie Mann und Weib sein, Kinder um sie herumschreien und dergleichen, dann seht zu, Daniel Kremsier, ob er noch die Brille auf hat."

Der Gemeindesänger war als Zeitungsblatt viel zu diplomatisch, als daß er durch Widerspruch seine Existenz in Gefahr gebracht hätte. Er begnügte sich also, durch ein lautes Gelächter der Meinung Rebb Eisik's seinen Beifall zu schenken und bei dieser Gelegenheit sein Glas zum dritten Male zu füllen.

Kluge Leute mögen aber entscheiden, ob mein alter Rebb Eisik mit seiner Brille Recht hatte oder Unrecht. Die Geschichte jener „Gasse," in der sich jener Bräutigam befand, will nämlich wissen, daß er schon nach Jahr und Tag mit allen zehn Fingern nach der Million gegriffen hätte, die er damals verschmäht — wenn sie ihm nur Jemand auf den Tisch gezählt hätte.

Kurze Zeit darauf starb der alte, nahe neunzigjährige Rabbiner der Gemeinde. So lange er am Leben war, hatte man sich gehütet, aus Ehrfurcht vor dem Greise, der die Meisten in der „Gasse" als Kinder gekannt hatte, irgend welche Verbesserungen oder, wie es hochdeutsch heißt, „Reformen" in Gottesdienst und Schule anzubringen. Der Tod des alten Rabbi war das Zeichen zu einem erbitterten Kampfe der Parteien; unentschieden wogte dieser lange hin und her, bis am Ende der Sieg den jüngeren Gemeindemitgliedern zufiel. Die Jüngeren hatten einen „Prediger" durchgesetzt und mit diesem einen „geregelten" Gottesdienst. Am meisten von diesen tiefeinschneidenden Veränderungen war Daniel Kremsier, der Gemeindesänger, betroffen, denn sie gingen ihm fast ans Leben. Er sollte nicht mehr die schöne Kunst seiner gesungenen Schnörkel üben, nicht mehr die wild aufschreienden Melodien einer uralten Zeit vor den Ohren der Leute, die feiner geworden

waren, anbringen! Eine andere Zeit war gekommen und mit ihr ein musikalischer „Kantor,“ der im Chore des trefflichen Sulzer in Wien gebildet worden war. Daniel Kremsier ward mit vollem „Gehalte“ verabschiedet; er war das Opfer eines Kampfes geworden, den man in unserer wortreichen Zeit „Uebergangsphase“ zu nennen pflegt. Dieses schreckliche Wesen fuhr wie ein schweres Wagenrad über den Leib des armen Gemeindesängers!

Traurig und tiefbekümmert kam eines Abends Daniel Kremsier zu seinem alten Freunde.

„Was ist mit Euch vorgegangen, Daniel?“ rief ihm dieser erschrocken entgegen. „Ihr seht ja aus, als hättet Ihr acht und vierzig Stunden hintereinander gefastet?“

„Sieht man mir's also an?“ meinte der Gemeindesänger wehmüthig und beschaute mit einer Art von Lust seinen ohnehin spindeldürren Leib. „Ist es denn ein Wunder, wenn ich so aussehe? Ich frag' Sie, Rebb Eisik: muß es Einem nicht das Herz abstoßen, wenn man dreißig Jahre vor Gott und den Menschen gesungen hat, und jetzt kommt so ein Hergelaufener, der nicht einmal „Hebräisch“ recht lesen kann, und schnappt Einem das Brot weg?“

„Weggeschnappt hat er es Euch nicht, Daniel,“ bemerkte Rebb Eisik ruhig, „und ich denke, die Gemeinde läßt es Euch an nichts fehlen. Euer Brot habt Ihr doch, Daniel.“

„Was hab' ich vom Brot,“ rief der abgesetzte Gemeindesänger mit kläglicher Stimme, „wenn ich nicht mehr singen darf? Soll mir das also nicht das Herz abstoßen, wenn so Einer mit seinem Chor in derselben Schul' singt, die mich mehr als dreißig Jahre kennt?“

„Das ist's, was Euch so mager macht, Daniel?“ meinte Rebb Eisik wieder mit seinem ruhigen Lächeln. „Daniel Krem=

sier, seid kein Narr auf Eure alten Tage, und zieht auch Ihr die Brill' einmal aus."

„Wie heißt, Rebb Eisik?" fragte der pensionirte Gemeindesänger ganz verblüfft.

„Schenkt Euch erst ein, Daniel," meinte Eisik kaltblütig, „ich will Euch dann sagen, was das heißt."

Trotz seines Kummers ließ das klägliche Opfer einer Uebergangszeit diese Mahnung nicht zweimal wiederholen. Mit auffallender Hast griff er nach dem Glase, und sein vom Kummer abgezehrtes Antlitz begann eine leise Röthe anzunehmen.

„Daniel Kremsier," sagte hierauf Rebb Eisik, der mit Wohlgefallen die Veränderung bemerkt hatte, die mit seinem Gesellschafter vorgegangen; „Daniel, Ihr wißt, ich bin keiner von denen, die sich das „Judsein" auf die leichte Achsel laden. Ich kenne Euch, Daniel, seit dreißig Jahren, und immer hat sich mein Herz an Eurem Gesange und Euren „Stückein" ergötzt. Wenn ich Euch am Jom Kipur mit nüchternem Magen habe so gewaltig schreien hören, daß die ganze Schul' gezittert hat, da ist mir das Herz vor Freude aufgegangen. Ich hab' es immer gespürt: Der weiß, was er von Gott will. Was wollt Ihr aber, Daniel, wenn die Zeit andere Ohren bekommen hat? Für mich schreit und singt Ihr gut genug. Was könnt Ihr thun, wenn sich die junge Welt die Brille aufgesetzt hat?"

„Wieder Ihre Brille, Rebb Eisik!" meinte der Gemeindesänger mit einem Anflug von Verdrießlichkeit im Tone.

„Helft Euch, Daniel, anders," sagte der Alte ungerührt. „Ich kann Euch nur den einen Rath geben: Nehmt auch Ihr Eure Brille herunter, und Ihr werdet einsehen, daß Ihr für die jetzige Welt nicht mehr paßt."

Daniel Kremsier neigte wehmüthig sein Haupt; er mußte

dem Rathe des Alten beistimmen, wie schwer dies immer dem Opfer der neuen Zeit fiel. Und in der That, der abgesetzte Gemeindesänger zehrt noch heut zu Tage am Gnadenbrote der Gemeinde und hat die Brille heruntergenommen, ganz wie Rebb Eisik es ihm angerathen hat.

So wie dem Gemeindesänger Daniel Kremsier, erging es noch vielen Andern, denen Rebb Eisik mit seiner Brille kam. Nicht jeder lachte darüber, Manchem fuhr sie wie ein spitzer Pfeil in die Seele. Selbst der neue Prediger entging ihr nicht. Der junge Mann hatte im ersten Eifer seiner Stellung an gar Manches in der Gasse die Axt gelegt und hatte ins Feuer geworfen, was gar nicht abgestorben oder gar todt war, sondern bei einiger Nachsicht sogar ein schöneres Nachleben versprach.

„Gebt gut Acht, Daniel," sagte einmal Rebb Eisik zu seinem abgesetzten Gemeindesänger, „gebt gut Acht: Der Prediger wird auch bald seine Brille ablegen!"

„Leider Gottes aber," klagte Daniel, in dessen Gemüthe trotz alles Weines noch ein bitterer Tropfen lag, „leider Gotts! er hat sie aber noch auf. Soll man warten, bis kein Judenkind mehr in der „Gasse" sein wird? Dann wird er sie gewiß herunternehmen."

„Schadet nichts, Daniel, schadet gar nichts," bemerkte dagegen Rebb Eisik. „Die Judenkinder hören sobald nicht auf; aber der Prediger wird bald aufhören. Auch er hat die Brill' noch auf, und da meint er, er sieht jedes Fleckchen und jedes schwarze Pünktchen in unserer heiligen Religion doppelt so groß als sie sind. Er ist das Gegentheil von jenem Bräutigam! Der hat zu viel Schönes an seiner Braut gesehen und unser Prediger . . . der sieht wieder zu viel Schwarzes. Der Eine hat schon die Brille herabgezogen, der Andere wird es auch thun.

Und je länger es dauert, Daniel, desto besser. Denn je hastiger Einer eine Sache in sich aufnimmt, je fester er überzeugt ist, daß er in der Sache Recht hat, desto gründlicher ist dann seine Besserung. Nur die Menschen nicht zwingen! nur abwarten, bis das Nachdenken sich von selbst einstellt! Ich möchte mit Euch eine Million wetten, Daniel, daß wir Beide es noch erleben, wie der Prediger seine Brille herunternimmt."

Offenherzig gestanden, so gut sonst Daniel Kremsier die Brillensprache seines Freundes verstand, diesmal war sie ihm zu „hoch." Noch fühlte er sich zu tief in seiner Ehre gekränkt, an die ihm jener „Hergelaufene" mit seinem Chore so freventlich griff, als daß er sich so leicht zur Weltanschauung Rebb Eisik's hätte erheben können. Dennoch war er zu gescheidt, um gegen ihn Einspruch zu erheben; Rebb Eisik hatte etwas von der Halsstarrigkeit kluger Leute, die auf einen einmal erprobten Lebenssatz kein Stäubchen der Widerrede wehen lassen. Vielleicht war dies mit der Grund, daß Daniel Kremsier der Aeußerung seines Freundes über den neuen Prediger eine größere Verbreitung verschaffte, als Rebb Eisik selbst wünschte. So gelangte sie auch ans Ohr des neuen Predigers; er ward davon lebhaft getroffen. Der junge Mann mußte sich gestehen, daß sie zwar nicht neu war, aber eine Art Wahrheit enthielt, die er am wenigsten aus dem Munde eines alten Mannes erwartet hatte. Glühend vom Eifer für dasjenige, was er für das Bessere hielt, war er der Meinung, in jedem alten Manne der Gemeinde lauere ein Feind, der die frisch ausgestreute Saat zu vernichten strebe. Wie jedes eifrige und entbrannte Gemüth im Grunde von Nichtduldung des ihm entgegengesetzten Stoffes ausgeht, den es niederzuringen sucht, so hatte auch der junge Prediger vergessen, duldsam zu sein. Jetzt hörte er aus dem Munde eines der ältesten Männer in der Gemeinde die

Mahnung, mit ihm selbst, dem Prediger, Geduld und Nachsicht zu brauchen. Er fühlte sich davon einigermaßen beschämt; zugleich aber entbrannte seine Seele im Zorn, daß man es wagen könne, seine Ansichten zu verdächtigen und ihnen nur eine zeitliche Beschränkung einzuräumen. In der ersten Aufwallung wollte er sich darüber auf der Kanzel auslassen, und hatte bereits einen Text dazu gefunden. Aber eine unerklärlich lautsprechende Stimme in seinem Innern hielt ihn zum Glücke von diesem unüberlegten Schritte ab. Die Beschämung behielt die Oberhand. Er beschloß, den alten Mann, den er nur oberflächlich kennen gelernt hatte, aufzusuchen; es zog ihn mehr als gewöhnliche Neugierde zu ihm.

An einem Sabbat, an welchem er gepredigt, stellte sich der junge Prediger unerwartet bei Rebb Eisik ein. Der alte Mann war von der Ehre dieses Besuches lebhaft gerührt; über sein Antlitz flog es wie freundlicher Sonnenschein. Man sah es ihm an, er fühlte sich von der Auszeichnung geschmeichelt. Es ist dies ein Zug, den wir namentlich an alten Leuten bemerken, wenn sie von jungen Leuten aufgesucht werden.

„Wissen Sie, Rebb Eisik," begann der Prediger nach den ersten einleitenden Worten, nachdem ihm der Alte selbst einen Stuhl zugeschoben hatte, „warum ich zu Ihnen gekommen bin?"

„Wie soll ich das errathen?" meinte Eisik lächelnd. „Bin ich doch kein Prophet!"

„Und doch, Rebb Eisik," rief der Prediger mit leichtem Hohne, „haben Sie vorausprophezeit, daß ich mich in kurzer Zeit ändern werde?"

„Wissen Sie also auch schon von meiner Brille, Herr Prediger?" meinte Eisik ganz unbefangen, ohne im mindesten verlegen auszusehen.

„Sie halten mich also für einen Heuchler," rief der junge

Mann etwas lebhaft, „für Einen, der anders denkt und anders handelt?“

Eisik legte wie beschwichtigend seine Hand auf den Arm des Predigers.

„Sie haben noch nicht die Brille abgelegt, Herr Prediger,“ meinte er mit seinem vertraulich milden Lächeln.

„Wie verstehen Sie das, Rebb Eisik?“

„Sehen Sie, Herr Prediger,“ sagte der alte Mann mit seinem unerschütterlichen Lächeln, „wären Sie der Heuchler und „Min,“ den Sie mir in den Mund legen, so hätten Sie nicht etwas unterlassen, als Sie in diese Stube eingetreten sind.“

„Ich hätte etwas unterlassen?“ rief der junge Prediger lebhaft.

„Dort an der Thür,“ meinte Eisik, inden er seinen Finger ausstreckte, „hängt eine „Mesusah,“ wie sie in jedem guten Judenhause zu finden ist. Denn mit Gott soll man eintreten und mit Gott soll man austreten. Diese „Mesusah“ haben Sie unterlassen zu küssen.“ *)

Eine brennende Röthe überflog das sonst blasse Antlitz des jungen Mannes.

Eisik bemerkte dieses Zeichen innerer Beschämung; in seinem milden Herzen keimte sogleich die Reue auf.

„Weh thun habe ich Ihnen nicht wollen, Herr Prediger,“ sagte er, und drückte inniger auf dessen Arm.

„Ich danke Ihnen, Rebb Eisik,“ rief der junge Mann und ergriff die Hand des Greises, „ich danke Ihnen für die Lehre, die Sie mir so eben gegeben haben. Ich will sie nicht vergessen.“

---

*) Jenes Täfelchen an der Thürpfoste, hinter welchem der Name Gottes zu lesen ist.

Eisik wußte nicht, wie ihm geschah. Er schaute dem jungen Manne eine lange Weile in das geröthete Gesicht. Vielleicht war es Argwohn, der in diesem Augenblicke sein sonst so mildes Gemüth durchzuckte. Ein junger Mensch in der Blüthe und Fülle seiner Jahre stand — so vor ihm und er hielt ihn doch für beleidigt! Dann aber rief er mit weicher Stimme:

„Um Gottes Willen reden Sie nicht weiter, Herr Prediger. Es ist nicht gut, wenn Derjenige, der Gottes Wort zu verkünden hat, seine Fehler sogleich eingesteht. Es ist das nicht gut. Was soll dann der gemeine Mann thun? Der muß am Gelehrten immer das sehen, was die Kinder Israels an Moses gesehen haben, da er vom Berg Sinai heruntergestiegen ist."

„Meinen Sie den heiligen Zorn beim Anblick des goldenen Kalbes?" rief der junge Prediger in hoher Aufregung.

„Nein, Herr Prediger," meinte der Alte milde, „ich meine den leuchtenden Schein um seinen Kopf, den ihm Gott geliehen hat, da er die steinernen Tafeln brachte."

„Rebb Eisik, was sind Sie für ein Mann!" rief der Prediger entzückt aus, und ergriff aufs Neue seine Hand, und schaute ihm mit leuchtenden Blicken in das feine Antlitz.

„Loben Sie mich nicht zu sehr," bat Eisik mit liebenswürdiger Bescheidenheit, „ich verdien's gar nicht."

„Sagen Sie mir nur, Rebb Eisik," rief der Prediger noch immer ergriffen, „sagen Sie mir nur, woher hat sich dieser Schatz echter Lebensweisheit bei Ihnen gesammelt? Sie sind nicht nur klug, Sie sind auch ein großer Menschenkenner und prüfen Herz und Nieren. Sie haben in meine Seele einen tiefen Blick geworfen. Wie kamen Sie dazu? Denn aus Büchern werden Sie doch nicht viel gelernt haben!"

Eisik schwieg eine geraume Weile; aber auf seinem Antlitze malte sich deutlich die Freude, sein Lob aus dem Munde des jungen Mannes zu vernehmen.

„Nein, gelernt hab' ich nicht viel, mein Herr Prediger," meinte er lächelnd, „nicht einmal so viel, was Sie nicht schon vor zwanzig Jahren vergessen hätten. Aber ich hab' meine Brille bald abgelegt."

„Ich glaube Sie zu verstehen, Rebb Eisik," rief der Prediger lebhaft. „Sie sind wahrscheinlich frühzeitig durch eine harte Schule des Lebens gegangen, und aus den derben Stößen und Püffen, die Sie da erhalten haben, lernten Sie das Leben selbst beurtheilen und dessen Erscheinungen auf ihr wahres Maß herabsetzen. In dieser strengen Schule sind Ihre Augen geschärft worden, und das nennen Sie die Brille ablegen."

„Man sieht und hört es Ihnen an," sagte Eisik schmunzelnd, „daß Sie ein Prediger sind. Sie können und verstehen Ihre Sache. Sollt' man nicht meinen, Sie hätten jetzt gerade über eine Stelle in der Bibel gesprochen, über die ein Anderer weggeschluppert wäre, während Sie etwas Schönes und Erhabenes darin finden! Aber glauben Sie nur nicht so etwas von mir, Herr Prediger. Ich hab' wirklich die Brille abgelegt."

„Wie?" fragte der junge Mann mit einiger Verwirrung

„Oder besser gesagt," ergänzte sogleich Eisik „ich hab' eine wirkliche Brille abgelegt."

Der Prediger starrte den Sprecher mit einer Miene an als sei er überzeugt, dieser rede irre.

„Sie wissen also wirklich noch nichts von meiner Brille? rief Eisik, der die Verwunderung des Predigers wohl bemerkt hatte.

„Kein Wort,“ betheuerte der junge Mann.

„So freut es mich wirklich in der Seele, daß ich gerade Ihnen die Geschichte von meiner Brille wieder erzählen kann. Hier in der „Gasse“ kennt sie jedes kleine Kind. Sie sollen daraus ersehen, Herr Prediger, daß ich Ihnen am wenigsten mit meiner Brille habe wehe thun wollen.“

„Rebb Eisik!“ rief der Prediger vorwurfsvoll.

„Gut, gut,“ meinte der Alte, „entscheiden Sie selbst, wenn ich fertig bin. Werden Sie aber auch genug Geduld haben, einen plauderhaften alten Mann so lange anzuhören?“

„Tage lang könnte ich Ihnen zuhören!“ rief der Prediger begeistert.

Rebb Eisik lächelte fein und begann:

„Ich bin das einzige Kind sehr reicher Eltern gewesen. Da Sie in unserer Gemeinde nicht geboren sind, so können Sie auch nicht wissen, was für ein Mann mein Vater gewesen ist. Stellen Sie sich nur das Eine vor: Wenn man von Rebb Anschel Maier gesprochen hat, so hat man sich darunter etwas wie jetzt den Baron Rothschild vorgestellt. In ganz Böhmen und Mähren, ja selbst in Wien hat man seinen Namen gekannt, und wenn Einem ein Wechsel vorgekommen, auf dem die Unterschrift meines Vaters gestanden ist, so hat er gewiß gesagt: der ist so gut wie baar Geld. Damit will ich nur zeigen, was für ein Mann er gewesen ist.

„Meine Mutter war draußen „im Reich“ geboren; der Vater hat sie auf der Frankfurter Messe kennen gelernt, wohin er zweimal im Jahre kam. Es war eine merkwürdig feine und besondere Frau; sie hat deutsch und jüdisch geschrieben, wie kaum ein Mann, was in der damaligen Zeit viel geheißen hat. Man hat ihr auch nachgesagt, daß sie französische Bücher lesen konnte, und auf dem Clavier gespielt hat. Das ist in

jener Zeit wie ein Wunder angesehen worden. Wie aber die Menschen sind! Die große Bildung ist das Unglück meiner Mutter gewesen. Sie ist deswegen ordentlich beschrieen worden und keine Frau in der Gemeinde hat sich unterstanden, mit ihr in einen näheren Verkehr zu treten. Die Leute glaubten immer, sie müßten mit ihr französisch reden, und weil das keiner wußte, haben sie zuletzt gar nicht mit ihr gesprochen. Dadurch ist meine Mutter nie heimisch geworden in der „Gasse," sie hat sich immer als Fremde betrachtet!

„Nur gegen meinen Vater und mich war sie nicht fremd; uns hat sie gezeigt, wie sie war und was in ihr verborgen lag. Als das einzige Kind war ich ihr Augapfel. Gott der Lebendige weiß, woher so eine Mutter all die Liebe und Zärtlichkeit für ihr Kind bekommt. Worauf gar kein anderer denkt, darauf denkt eine Mutter; was Keinem eine Sorge macht, das bekümmert sie und macht ihr das Herz schwer. Ich will wetten, nicht Amram, der Vater Mosche's ist's gewesen, der den guten Gedanken mit der Prinzessin hatte, sondern seine Mutter. Wie sollte ein Mann auf so etwas verfallen! Man hätte auch von der meinigen sagen können: Gott habe sie eigens zu einer Mutter bestimmt und mich zu ihrem Sohn!

„Fremd, wie sie in der Gasse war, hatte sie auch kein Verlangen, als ich schon zehn bis zwölf Jahre alt geworden, ihr Haus auch nur auf eine Stunde zu verlassen. Nur in der Frühe und am Abend, wenn ich in „Schul" gehen mußte, kam ich von ihr fort; sonst bin ich keine Minute aus ihren Augen entschwunden. Der Vater war beinahe immer auf Geschäftsreisen; der konnte sich wenig um mich bekümmern. Kein Mensch wunderte sich auch, daß mir die Mutter den ersten Unterricht ertheilte; von ihr lernte ich lesen, schreiben und rechnen, ja selbst die Bibel habe ich von Keinem gelernt als von ihr.

„Als wenn es heute geschehen wäre, erinnere ich mich noch jetzt, wie der Vater einmal von der Leipziger Messe etwas mitbrachte, das in ein graues Papier eingewickelt war. Ich wollte danach greifen und es aufmachen, da schrie aber mein Vater auf, als hätte ich meine Hand in glühendes Eisen getaucht.

„Wozu hast du mir es also mitgebracht, Vater," rief ich weinend, „wenn ich es nicht anrühren darf?"

„Wart' bis auf die Nacht," sagte mein Vater unruhig und versteckte das graue Packet an einem sicheren Orte. Ich weinte und jammerte, die Mutter aber tröstete mich. Als die Nacht gekommen war, holte der Vater das Packet aus dem Verstecke herbei, nachdem er sich früher überzeugt hatte, daß alle Thüren und Fenster fest verschlossen waren. Der graue Umschlag ward hinweggenommen; es waren fünf Bücher, die mir der Vater hinlegte.

„Das ist ja ein „Chumesch" (die fünf Bücher Mosis), rief ich, beinahe enttäuscht.

„Um Gottes willen schweig', wenn du nicht willst, daß ich dir die Bücher wegnehmen soll," schreit mein Vater ganz ängstlich, und ich habe das auch auf Zureden der Mutter versprechen müssen. Aus diesem Chumesch hat sie mich unterrichtet. Erst lange Jahre darauf habe ich die Vorsicht und Angst meines Vaters begriffen. Wenn man jenes Chumesch bei uns angetroffen hätte, Gott der Lebendige weiß, was uns damals geschehen wäre! Es war mit der deutschen Uebersetzung von Moses Mendelssohn aus Dessau!

„Wie ich mein dreizehntes Jahr erreicht, sollt' ich in die Fremde, um da ein Geschäft zu lernen. Das war damals so der Brauch; nach der „Bar Mizwah" mußte ein Jüngel fort. Jetzt soll man es anders damit halten; die heutige Welt möchte

für dreizehnjährige Kinder noch gerne eine Amme im Hause haben. Die gute Mutter hat lange nicht gewollt, endlich aber hat es der Vater durchgesetzt. Ich bin nach Prag zu dem großen Geschäftsmanne Noa Liebermann gekommen, der zu jener Zeit ein Spezereigeschäft in der Meiselgasse neben der Schul' gehabt hat. Bei dem bin ich volle vier Jahre in der Lehre gewesen und bin während dieser Zeit niemals zu meinen Eltern auf Besuch gekommen.

„Ich sollt' mich entwöhnen," sagte mein Vater. Gut! ich hab' mich entwöhnt, habe gelernt, was zu lernen war; aber wie die vier Jahre um waren, und ich einmal einen Brief erhalte, daß ich nach Hause kommen sollt', da hab' ich mich doch außerordentlich gefreut. Denn mit mir war indessen eine große Veränderung vorgegangen. Als ein kleiner „Krupp" hatte ich die Heimath verlassen, in die Höhe geschossen wie eine Hopfenstange kehrte ich zurück.

„Was werden die Leute in der „Gasse" zu dir sagen? fiel mir jeden Augenblick ein. Nun weiß ich nicht, wie es gekommen ist. Einen Tag vor meiner Abreise gehe ich durch die Zeltnergasse; ich wollte mir die Stadt noch einmal ansehen. Da bleibe ich, ohne daß ich eigentlich an etwas Bestimmtes dachte, vor dem Gewölbe eines Brillenmachers stehen. Wie ich mir so eine Weile die verschiedenen Dinge in dem Auslags-kasten betrachte, kommt mir plötzlich der Gedanke: „Wie wär's, wenn ich mit einer Brille auf den Augen vor meine Eltern hintreten möcht'! Mit so einer Brille sieht man wenigstens um etliche Jahre älter aus. Die Leute werden dich dann gar nicht erkennen."

Ohne weitere Ueberlegung trete ich also in den Laden ein, und kaufe mir die erste beste Brille!

So lange als ich noch in Prag mich befand, habe ich si

nicht aufzusetzen gewagt; da haben mich die Leute ja gekannt. Aber kaum bin ich im Wagen, habe ich sie in Einem fort versucht. Die Ungewohnheit, so etwas auf meiner Nase und vor meinen Augen zu tragen, hat gemacht, daß ich die Brille in den ersten Stunden gern hundertmale auf die Straße hinaus geworfen hätte. Immer hat mich aber der Gedanke zurückgehalten: die Leute zu Hause werden dich nicht erkennen und du siehst damit viel älter aus! Und immer hab' ich auf's Neue die Brille aus dem Futterale herausgenommen und aufgesetzt Merkwürdig, was der Mensch vermag, wenn er nur will! Wie ich noch zwei Stunden von meiner Heimath war, da habe ich die Brille gar nicht mehr gespürt, sie war mir auf der Nase wie angewachsen. Das hat mich mehr gefreut, als wenn ich eine Million mit nach Hause gebracht hätte. Wie ich an dem „guten Ort" vorüberfahre, der, wie Sie wissen, an der Prager Straße liegt, wer kommt mir da entgegen? Naphtali Kremsier, der Vater unseres frühern Gemeindesängers Daniel, der mit Hasenhäutchen hausiren gegangen ist. Der sieht in den Wagen hinein, in welchem ich langsam an ihm vorüberfahre und ruft gleich:

„S' Gotts willkumm, Eisik! Bist du auch schon zurück!"

Ich glaube im ersten Augenblick trifft mich schon vor Schrecken der blasse Tod! Gleich der erste Mensch, der mir begegnet, erkennt mich! Ein Anderer hätte nun die Brille von der Nase gerissen und sie in tausend Stücke zerbrochen. Ich aber — ich habe sie behalten!

„Sie sollen mich doch nicht erkennen," hab' ich in meinem Ingrimm gerufen.

Niemals werde ich nun vergessen, wie ich von meiner guten Mutter aufgenommen wurde. Noch jetzt fühle ich die heißen Thränen, wie sie über meine Wangen herunter-

tröpfelten, indem sie mich minutenlang gar nicht aus den Armen lassen wollte! Ich alter Junge spür's noch, es geht mir wie ein Messerstich durch das Herz, wenn ich an diese Stunde denke. Denn wissen Sie, was für ein Gedanke mir unter den Thränen meiner Mutter, unter ihrem Lachen und Weinen gekommen ist? Es hat mich geärgert, daß mich meine Eltern so gar leicht erkannt hatten, daß sie kein Wort über mein Aussehen, kurz über meine Brille sagten! Ist das nicht etwas, um noch jetzt darüber sich reuig an die Brust zu schlagen?

Erst als ich eine Viertelstunde später meinen Eltern gegenüber saß, immerfort die Augen meiner Mutter auf mir, die sich an ihrem Sohn gar nicht satt sehen konnten, sagte mein viel ruhigerer Vater:

„Weißt du, Jettel, ich finde unser Eisik hat sich etwas verändert; er hat etwas Fremdes in seinem Gesichte, ich könnt' aber nicht sagen, worin es besteht."

Ich wurde roth wie ein Mädchen, zu dem man auf die Beschau kommt. Also endlich doch! Meine gute Mutter stand auf, beinahe erschreckt von diesen Worten meines Vaters und blickte mir lange in's Gesicht.

„Ich find' ihn nicht verändert," meint sie hierauf, „er hat noch ganz sein altes Aussehen."

Da blickt auch der Vater schärfer nach mir hin, und auf einmal bricht er in ein Gelächter aus, daß davon das ganze Haus erzittert.

„Jettel", ruft er keuchend, „hättest du denken können, daß sich das Jüngel so etwas von Prag wird mitbringen?"

„Was denn?" ruft sie erblassend.

„Siehst du denn nicht die zwei Laternen, die unser Eisik vor den Augen hat?"

Da schreit die Mutter auf und stürzt auf mich zu.

„Ist dir etwas an den Augen geschehen?" spricht sie und zittert dabei, als wäre ich wirklich halbblind nach Hause gekommen. Ich konnte nicht reden, das Wort blieb mir in der Kehle; ich habe nur den Kopf geschüttelt. Was soll ich länger erzählen? Der Vater hat in Einem fort gelacht, die Mutter aber ist von Minute zu Minute besorgter geworden, denn je mehr ich mit dem Kopfe schüttelte, desto mehr glaubte sie, mir fehle was an den Augen. Da brauche ich endlich vor lauter Zureden und Beschämung die schändliche Lüge: der berühmte Doktor Jonas Jeitteles in Prag hätte mir einmal in die Augen gesehen und gesagt: ich müßt' eine Brille tragen!

„So bin ich nach vier Jahren in der Fremde mit einer Lüge vor die guten Eltern getreten! Von diesem Augenblicke an hat freilich der Vater mit seinem Gelächter, was mir am meisten weh gethan, eingehalten, die Mutter aber, merkwürdig fein, wie die Weiber sind, hat mir nicht geglaubt. Sie hat es aber nicht merken lassen, und erst wie wir allein waren, hat sie mir es gesagt, und durch vieles Zureden und Schmeicheln die ganze Wahrheit aus mir herausgebracht. Es hat mich aber einen Kampf gekostet. Die gute Mutter! Statt nun darauf zu dringen, daß ich die Brille ablege, schon deshalb, weil ich gelogen hatte, hat sie zugegeben, daß ich sie behalte Sie hat mir die Beschämung und das Gelächter meines Vaters ersparen wollen!

„Ich hab' die Brille auch behalten; ich habe geglaubt, ich hätte erst jetzt ein Recht darauf. Und wie ich am andern Tag durch die „Gasse" gegangen bin, und manche Leute haben mich wirklich nicht sogleich erkannt, und haben mir verwundert nachgesehen, da habe ich in meiner Seele eine Freude empfunden, nicht anders, als ob mich der Kaiser von Wien zum Oberst-

burggrafen gemacht hätte. Viele Leute haben mich ausgelacht, denn in der damaligen Zeit war es nichts Gewöhnliches, daß ein achtzehnjähriges Jüngel mit einer Brille gesehen wurde, und was gar nicht in meiner Natur gelegen ist: ich bin dadurch keck und übermüthig geworden. Und grade unter die Leute, von denen ich gewußt habe, sie können meine Brille nicht ausstehen (leiden), grade unter die bin ich am liebsten gegangen. Zuletzt hab' ich's dazu gebracht, daß sich die Leute meine Brille gefallen ließen. Denn wer in der Welt am längsten aushält, der hat's ja gewonnen.

„Das Schönste an der Sache war, daß bei dieser Narrethei mit der Brille mein Kopf für das Geschäft ganz unbrauchbar geworden war. Ich zeigte kein rechtes Geschick dafür und erst später habe ich eingesehen, daß eigentlich die Brille daran schuld war. Mein Vater klagte oft:

„Ich weiß gar nicht, was denn eigentlich das Jüngel in Prag gelernt hat. Was hab' ich davon, daß er eine Brille auf der Nase trägt? Wo er etwas sehen soll, sieht er doch nichts!"

„Die gute Mutter entschuldigte mich, wie sie konnte; oft habe ich aber den Vater sehr verdrießlich gesehen. Trotzdem bekam ich meine Brille immer lieber, denn man kann sich in ein Ding, das kein Leben hat, ebenso gut verlieben, als in eines mit Fleisch und Bein, und ich kann sagen: ich war verliebt.

„Da kam mein Vater einmal von einer Geschäftsreise mitten in der Woche zurück; denn gewöhnlich geschah dies am Freitag. Sein Gesicht war blaß und die Augen tief eingesunken. Die Mutter schrie laut auf, als sie seiner ansichtig wurde; es hat ihr gleich nichts Gutes geahnt. Doch auf alle Fragen, die sie an ihn richtete, antwortete der Vater nicht, er sperrte sich in

seine Schreibstube ein und durch das Schlüsselloch konnten wir bemerken, daß er schreibe. Gegen Abend rief er die Mutter zu sich; nach einer schrecklich langen Stunde kam sie heraus, mit verweinten Augen, todtblaß im Gesicht. Auch sie wollte mir nicht sagen, was vorgehe, und nach Allem zu schließen, mußte etwas Schreckliches vorgegangen sein. In derselben Nacht fuhr der Vater wieder fort, er sagte nicht wohin. Volle zehn Tage blieb er aus; am Freitag kam er wieder. Aber sein Aussehen war dasselbe traurige wie das erste Mal, und wie ihn die Mutter fragte, was er ausgerichtet, schüttelte er mit dem Kopfe. Wir verlebten einen Sabbat, wie ihn mein größter Feind nicht erleben soll! Und bei allem dem habe ich nicht gewußt, was denn vorging.

Sabbat zu Nacht, nach dem Nachtmahl, sagte mein Vater mit einem Male zu mir:

„Eisik, ich hab' mir dir etwas zu reden, komm' auf meine Stube."

„Zitternd und bange folgte ich ihm.

„Eisik," sagte mein Vater zu mir, als wir allein in seiner Stube waren. „Du hast vielleicht bis jetzt gemeint, ich bin ein reicher Mann."

„Bist du's nicht?" sagte ich auf den Tod erschrocken.

„Nein," sagte der Vater mit gebrochener Stimme., „ich bin mehr als arm geworden. Ich kann nicht einmal zahlen."

„Ich vermochte kein Wort hervorzubringen. Mein Vater hatte Mitleid mit mir.

„Was kannst du dafür," sagte er, „daß du keinen Kopf fürs Geschäft hast?"

„Das Wort hat mir erst recht durchs Herz geschnitten; ich fing an laut zu weinen. Nun erzählte mir der Vater, daß er schon seit einigen Jahren einen Rückgang im Geschäfte ver=

spüre, der Mutter und mir habe er es lange verschwiegen, denn ihm scheine, mir wäre meine Brille lieber als das Geschäft, und weil er das bemerkt, habe er die ganze Sache in sich hineingegessen. Aber das Unglück wachse ihm über den Kopf, länger könne es nicht verschwiegen werden. Das Alles aus dem Munde eines Vaters zu hören und sich dabei sagen müssen: Es geht dich an! Ich hab' damals meine Sünden abgebüßt, aber eingesehen habe ich sie doch nicht.

„Meine Brill' soll also Schuld sein am Unglück?“ fragte ich ein über das andere Mal.

„Ja,“ sagte der Vater, „denn daß du mich nicht verstehst, daran ist eben deine Brille schuld.“

„Da habe ich geschwiegen, denn wenn das Herz von Unrecht sich gekränkt meint, verschließt es sich. Der Vater aber erzählte nun weiter, wie es mit ihm stehe. Der „Bankrott“ war so gut wie fertig. In den zehn Tagen, die er verreist war, hatte der Vater halb Böhmen durchzogen und überall die Gläubiger aufgesucht, um sich mit ihnen zu vergleichen. Die meisten hatten sich mit ihm verglichen, nur ein einziger, und dem wir das Meiste schuldig waren, Joel Bidschof in Kollin hatte es rund abgeschlagen. Der hat den Vater wie einen Dieb behandelt, als er ihm mit dem Vergleich kam, und hat gedroht, wenn er nicht sein ganzes Geld bis auf einen Groschen bekäme, wollt' er ihn ins „Criminal“ bringen. So etwas hat man meinem Vater sagen sollen!

„Und ist gar keine Hilfe?“ frug ich ihn zuletzt.

„Gar keine,“ antwortete er traurig, „Joel Bidschof ist zu hart, der hat ein Herz wie ein Stück Eisen.“

„Vielleicht schickst du mich zu ihm!“ sag' ich plötzlich, als wäre mir eine Eingebung von Gott gekommen.

„Dich," ruft mein Vater und lacht spöttisch, „dich mit deiner Brille!"

„Ich weiß nicht, was mir in diesem Augenblicke die Kraft gegeben hat, diesen Spott zu überhören. Ich sage wieder:

„Schick mich nur, Vater, schick mich."

„Er aber hat immer wieder mit der Brille angefangen, Gott der Lebendige weiß, wie ich das ertragen habe. Endlich nachdem ich wieder darauf zurückkomme, daß er mich schicken solle, sagt er:

„Meinetwegen, geh, Eisik! Ausrichten wirst du so nichts. Das sag' ich dir aber: Zieh' nur vor allem deine Brille aus."

„Am andern Morgen, in aller Frühe, bin ich mit einer besonderen „Gelegenheit" fort nach Kollin. Die Mutter weinte, als ich von ihr Abschied nahm, der Vater aber, halb traurig, halb lachend, meint doch zu guter Letzt:

„Es ist nur gut, daß wir schön Wetter haben, damit du dich doch ein Bissele wenigstens unterhältst. Denn ausrichten wirst du ja doch nichts. Ich hab' nichts ausgerichtet, willst du's?"

„Die Brille hab' ich natürlich aufbehalten; es muß, wenn ich darüber nachdenke, doch aus Trotz gewesen sein, wegen der vom Vater erlittenen Kränkung. In solcher Gemüthsverfassung bin ich fort.

„Nach Kollin hat man in jener Zeit beinahe zwei Tage gebraucht, die man jetzt in weniger als einigen Stunden zurücklegt. Ich habe also Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie ich mit Joel Bidschof reden wollte. Merkwürdigerweise ist mir auch nicht die geringste Furcht angekommen. „Ist der Joel Bidschof ein Minister oder Kaiser, daß ich mit ihm nicht sollt' reden dürfen? und bin ich nicht Anschel Maier's Sohn?" hab ich oft zu mir selbst gesagt. Ich habe mir also vor-

genommen, mir von dem Manne nichts gefallen zu lassen; er sollte sehen, daß ich kein Jüngel mehr sei, und wenn er mit mir aufbegehrte, so wollte ich auch mit ihm aufbegehren. Mit solchen und noch andern ähnlichen Vorsätzen bin ich nach Kollin gekommen; es war grade Mittag. Ich, nicht faul, und enschlossen, lasse mir gleich Joel Bidschof's Haus zeigen, und ohne daß ich etwas gegessen oder getrunken hatte, gehe ich hin. Das Haus ist nicht weit von dem Wirthshause gelegen, wo ich abgestiegen war. Wie ich davor gestanden, hat mir doch das Herz gewaltig gepocht; erst jetzt ist mir recht eingefallen, wie viel von dem Nichtgelingen meines Besuches abhing. Das hat aber nur eine kleine Minute gedauert, ich hab in mir Anschel Maier's Sohn gespürt, und .. hab' mir die Brille zurecht gerückt.

„Ist Herr Joel Bidschof zu Hause?" frag' ich ganz kec ein Mädchen, welches ich im Vorhaus treffe.

„Ja," sagte sie, „gehen Sie nur hinein, er ist ganz allei in seiner Stube." Das war mir nicht recht, denn mit Joe Bidschof hätte ich gern vor der ganzen Welt gesprochen um ihm zu beweisen, wer ich und wer er sei. Indessen d dies nicht anging, klopf' ich beherzt an die Thür und trete ein

„Im ersten Augenblick bemerkte ich in der Stube kei lebendes Wesen. Auf einmal höre ich aus einem Winkel ei dünne Stimme sagen: „Gott's willkumm." Ich sehe hi woher die Stimme kommt, und erblicke ein kleines Männ chen, mit einem Sammtkäppchen auf dem Kopfe, vor eine großmächtigen Schreibtisch sitzen und mit Geldzählen b schäftigt.

„Bin ich recht bei Herrn Joel Bidschof?" frag' ich ga beherzt.

„Ja," ruft die dünne Stimme des Männchens, und d

dreht sich nicht einmal nach mir um, sondern fährt im Geldzählen fort. Eine Weile darauf sagt er:

„Wer bist du? und was willst du?"

„Dieses „du" hat mich gewaltig verdrossen. Was hat Joel Bidschof mit mir, den er nicht einmal kennt, „du" zu reden? Darum antwort' ich mit einer Keckheit ohne Gleichen:

„Ich bin Rebb Anschel Maier's Sohn, und bin gekommen, um mit Ihnen zu sprechen."

„Bringst du Geld mit?" fragt Joel Bidschof mit seiner spitzigen Stimme.

„Nein!" sagte ich darauf. Da schiebt mein Rebb Joel den Stuhl, worauf er sitzt, mit einer Kraft zurück, wie ich sie dem kleinen „Krupp" nicht zugetraut hätte, und mit einem Male springt er knapp an mich hin. Jetzt erst habe ich ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen; so klein und dünn er war, hat er doch ein Gesicht gehabt, wie ein Wolf; ein Paar Augen haben darin gefunkelt unter buschigen Augenbrauen, wie von einer Katze in der Nacht; man hat sich ordentlich davor fürchten müssen. Mit diesen Augen sieht mich der kleine Joel Bidschof vom Kopf bis zu Füßen an, als wollt er mich von innen und von außen wie einen Sack Wolle mustern und sagt dann mit seiner Fistelstimme:

„Du bringst also kein Geld mit, Jüngel?"

„Nein," antwortete ich noch einmal und gar nicht keck, „aber der Vater will sich mit Ihnen vergleichen."

„Da wird der kleine Krupp Feuer und Flammen, sein Gesicht roth und die Augen speien ordentlich ein grünes Gift auf mich. Dann hub er an:

„Und dich hat dein Vater zu mir geschickt, um sich mit mir zu vergleichen, mit Joel Bidschof? Dich keckes Jüngel mit der Brill' auf der Nas', schickt der Schnorrer zu mir, und

meint, er wird was ausrichten? Hat er gemeint, ich bin selbst so ein Schnorrer, wie er? Einer, der mich fußfällig bitten sollt', schickt mir so ein grünes Jüngelchen mit einer Brill' auf der Nase? Jetzt mach', daß du fortkommst, und sag' deinem Vater: vom Vergleich ist keine Rede! Ins Criminal muß er, und das hat Joel Bidschof gesagt, der noch niemals sein Wort gebrochen hat."

„Gott der Lebendige weiß es, wie ich aus der Stube und von dem grimmigen Wolf fortgekommen bin, ich weiß es noch heute zu Tage nicht. Es hat mich aber eine solche Furcht vor den Augen Joel Bidschof's gepackt, ein solches Zittern und Zagen, daß ich zur Thür draußen war und zum Hause hinaus, noch ehe ich an eine Gegenrede hätte denken können. Und selbst wie ich wieder in der Gasse stand, wirkte die Furcht vor dem schrecklichen Joel in mir fort. Ich bin gelaufen, so weit als mich meine Füße tragen konnten; erst bei dem Wirthshause, in welchem ich eingekehrt war, machte ich Halt. Aber, lebendiger Gott! in welchem Zustande! Zerschlagen und zerbrochen von der großen Kränkung, die ich so eben erlebt, beschämt und gedemüthigt, wie ein Hund, den man mit dem Stocke verjagt hat, so war mein Zustand. Ich rannte auf meine Stube, ich glaubte noch immer die Stimme des kleinen Joels hinter mir zu hören. Dort warf ich mich der Länge nach aufs Bett und vergrub mein Gesicht in den Kissen. Dann aber hat der Schmerz über die erlittene Kränkung in mir aufgeschrieen; wie ein kleines Kind habe ich angefangen zu weinen, und unaufhaltsam sind meine Thränen geflossen. Ich habe mich hingewünscht, wo mich kein Menschenauge mehr gesehen hätte und hab' mein Leben verflucht. Mich so zu behandeln, mich, Anschel Maier's Sohn! Wenn das die gute Mutter gewußt hätte, was mir in dieser Stunde geschehen war! Meine Thränen

sind immer stärker geflossen; ich habe geglaubt, mein Leben wird mit ihnen dahinfließen. Aber sie haben doch aufgehört, wie das immer geschieht, wenn sich das Herz zu sehr anstrengt. Dafür ist aber in mir ein anderes Gefühl aufgekommen; ich habe mich rächen wollen an Joel Bidschof. Da bin ich aufgesprungen und Gott hätte ihn schützen mögen, den hartherzigen Menschen, wenn ich ihn in diesem Augenblicke vor mir gehabt hätte. Einmal hatte ich sogar schon die Thür aufgerissen, um zu Joel Bidschof zu eilen.

„Aber dabei ist es auch verblieben. Weiter als bis zur Thür bin ich nicht gekommen, und daß ich es nur gradezu heraussage: ich habe mich gefürchtet!

„Dann habe ich mich wieder aufs Bett geworfen, und habe geweint und gejammert, und mir das Leben verwünscht. Dazwischen bin ich auch aufgesprungen und habe gegen Joel Bidschof die Faust geballt. So habe ich es die halbe Nacht getrieben, bis ich gegen Mitternacht vor lauter Weinen und Klagen in einen tiefen Schlaf verfiel. Wie lange ich so geschlafen habe, weiß ich nicht; aber auf einmal ist es mir, als ob ich meines Vaters Stimme neben mir vernähme, und der spricht:

„Siehst du, Eisik, das alles haben wir deiner Brille zu verdanken. Daß Joel Bidschof sich nicht erweichen läßt, und daß ich ins Criminal komme, wer ist daran anders schuld, als du und deine Brille?"

„Mit einem Schrei, den ich noch jetzt höre, bin ich aufgewacht; mein Körper war eiskalt, ein solch' Entsetzen hatte mich erfaßt. Die Stimme des Vaters habe ich so deutlich vernommen, daß ich selbst, als ich aufgewacht und zur Besinnung gekommen war, nicht glauben wollte, daß ich geträumt hatte. Aber es war nur meine eigene Stimme gewesen, die Stimme meiner eigenen Seele, die während meines Schlafes mit sich

selbst gesprochen hatte. Ich konnte nicht mehr einschlafen. Die Worte meines Vaters, die eigentlich meine eigenen waren, tönten mir immer wieder in den Ohren. Ich mit meiner Brille war also wirklich schuld! Das ist mir jetzt nach und nach immer klarer und heller geworden. Und je deutlicher sich mir die ganze Narrethei mit der Brille vorstellte, desto mehr ist meine Verzweiflung gewachsen. Wenn ich in dieser Nacht nicht grau und weiß geworden bin, so ist das ein Wunder. Aber um zwanzig Jahre wenigstens bin ich älter geworden in dieser Nacht ...

„In der Stille dieser Verzweiflung, die kein Auge gesehen hat, als der heilige Gott im Himmel, bin ich zu einem neuen Leben erwacht. Ich hab' es gespürt, wie eine eigene Kraft durch meinen ganzen Kopf geflossen ist, wie es stoßweise vom Herzen zum Kopfe hinaufarbeitete. Dann bin ich ruhiger geworden. Etwas Merkwürdiges war mit mir vorgegangen. Eine Demuth war über mich gekommen, wie ich sie niemals gekannt hatte. Joel Bidschof hatte Recht, wenn er mich so behandelte. Was mußte ich, der junge unerfahrene Mensch, mit solcher Frechheit zu ihm kommen? Mit der Brille auf der Nase ihn bereden, daß er sich mit meinem Vater ausgleichen sollte? Aller Stolz und Narrethei war von mir gewichen; jede erlittene Kränkung hat in mir geschwiegen. Joel Bidschof hat an dir nur gethan, wie du es verdient hast, schrie ich immerfort. Und nicht ich war der Beleidigte und Gekränkte, sondern er! Da fragte ich mich: Was ist jetzt zu thun? und wie eine Gottesstimme ertönte es in mir: Thu' Buße und geh' Joel Bidschof um Verzeihung bitten!

„Ja, abbitten! Wie der Gedanke einmal in mir sich gemeldet hatte, da ließ er auch nicht mehr von mir. Das Einzige, was mir schien, daß ich noch thun könnte, war, daß ich zu

Joel Bidschof ging und ihn, als den Beleidigten, um Verzeihung bat. So weit war es mit mir gekommen! Und wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm, so habe ich nach diesem einzigen Mittel gegriffen, um mir Recht zu verschaffen. Dabei hat mich eine Freude ergriffen, als sollte ich an etwas besonders Angenehmes gehen. Ich habe den Morgen kaum erwarten können; denn es stand fest in mir, Joel Bidschof abzubitten.

„Wie neu erwacht, habe ich mich in aller Frühe, als es Tag geworden war, an Gott gewendet. So wie damals habe ich dann niemals mehr im Leben gebetet. Jedes Wort unserer heiligen Sprache ist mir besonders wichtig, und für meine Lage berechnet vorgekommen. Inzwischen war es heller Tag geworden. Jetzt habe ich die Thür nicht mehr aufgerissen; ich habe mich ja nicht mehr rächen wollen. Langsam und gefaßt, wie ein müder Mensch bin ich durch die Gassen gegangen. Die Brille hatte ich zu Hause gelassen!

„Ist Herr Joel Bidschof zu Hause?" habe ich wieder gefragt. Er war eben aus „Schul" zurückgekommen und man zeigte mir die Thür zu seiner Stube. Da ist er wieder wie gestern, mit dem Rücken mir zugewendet, an seinem Schreibtische gesessen und hat Geld gezählt.

„Guten Morgen, Rebb Joel;" sag' ich fast unhörbar. Er dreht sich nicht einmal um, und schreit nur mit seiner Fistelstimme:

„Den guten Morgen zurück."

„Was ich jetzt weiter reden sollte, war mir in diesem Augenblicke ganz unbewußt. Ich weiß nur, daß ich dagestanden bin und kein Wort aus der Kehle herausgebracht habe; sie war mir wie zugeschnürt. Nach einer guten Weile ruft Joel, ohne sich umzuwenden:

„Wer bist du, und was willst du?"

„Ich bin's, Rebb Joel," sage ich und ein Thränenguß stürzt mir aus den Augen. Da dreht sich Joel Bidschof um und schreit:

„Bist du nicht Anschel Maier's Sohn?"

„Ich konnte vor heftigem Weinen nicht antworten; er aber springt auf, gerade so wie gestern, und springt auf mich zu, als wollte er mir ein Leides anthun.

„Was willst du wieder?" schreit er, „habe ich dir gestern nicht die Thür gewiesen?"

Aber ihm selbst vergeht jetzt jedes Wort . . . auf einmal hält er ein, wie wenn ihm die Stimme versagt hätte, und sieht mich wieder mit seinen stechenden Augen an. Da schlägt er die Hände über einander und ruft ganz erschrocken:

„Jüngel, bist du wirklich Anschel Maier's Sohn? Um Gottes willen, wie siehst du aus! Bist du über Nacht im Grab gelegen?"

„Gott der Lebendige weiß, was in diesem Augenblicke mit Joel Bidschof vorgegangen ist; er war aber wie verändert. Ich konnte nur schluchzen; wenn ich reden wollte, erstickte mich fast der Krampf.

„Bist du krank, Jüngel?" ruft er dann und faßt mich bei der Hand. Da endlich bricht's aus mir mit großer Anstrengung heraus:

„Verzeihen Sie mir, Rebb Joel!" und kaum habe ich das Wort gesprochen, springt Joel Bidschof von mir zurück und starrt mich mit seinen Augen an. Die aber waren jetzt nicht mehr so funkelnd; etwas besonderes Mildes hat daraus geblickt.

„Bist du wirklich Anschel Maier's Sohn, der gestern bei mir gewesen ist? Ich erkenn' dich ja gar nicht mehr! Und die Brill' hast du auch abgelegt!"

„Joel Bidschof selbst konnte kaum reden, er mußte sich von

mir abwenden. Nach einer guten Weile dreht er sich wieder zu mir um, und ein ganz anderer Mensch ist vor mir gestanden. Joel Bidschof hat Thränen im Auge gehabt. Da nimmt er mich wieder bei der Hand:

„Jüngel," sagt er weich, „du sollst sehen, daß ich nicht der hartherzige Mensch bin, für den du mich wahrscheinlich gehalten und verflucht hast. Ich seh' dir's an, mit dir ist eine große Veränderung vorgegangen. Gestern als du bei mir eingetreten bist mit deiner kecken Miene und mit der Brill' auf der Nas', da war ich ergrimmt gegen dich und wärest du vom Himmel gekommen, du hättest bei mir nichts ausgerichtet! Heute aber erkenne ich dich nicht mehr; du bist demüthig geworden, mein lieb Jüngel, und hast deine Brille ausgezogen! Dafür sollst du sehen, was Joel Bidschof vermag! Nicht nur, daß ich von deinem Vater jeden Vergleich annehme, den er mir vorschlägt, sag' ihm auch, Joel Bidschof stellt ihm sein ganzes Vermögen zur Verfügung, damit er sich wieder aufhelfe, und wenn er dich fragt: Wieso hat Joel Bidschof sich so schnell geändert, so sag' ihm: weil du die Brill' ausgezogen hast! . . ."

„Was soll ich weiter erzählen?

„Wie ich nach Hause gekommen bin? was mein Vater dazu gesagt hat? So etwas läßt sich nur erleben. Genug, Joel Bidschof hat treu und redlich sein Wort gehalten, der Vater hat sich wieder aufgeholfen, und ich bin ein tüchtiger Geschäftsmann geworden. Sie kennen mein gutes Weib, Gott soll mir sie noch lange erhalten. Sie ist das Mädchen, das mir das erste Mal die Thür zu Rebb Joels Stube gezeigt hat. Sie ist Rebb Joel Bidschof's Tochter, mit dem der Friede sei!

„Das Alles ist geschehen, weil ich meine Brille ausgezogen habe. Die Brille hab' ich noch; aber gebraucht hab' ich sie seit jener fürchterlichen Nacht nicht mehr. Von da an schreibt sich

mein Spruch her. Sie werden ihn jetzt verstanden haben, Herr Prediger!"

Tief bewegt drückte der junge Mann meinem alten Eisik die Hand.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Rebb Eisik," sagte er feierlich, „ich werde sie mir merken, diese Geschichte ... von Ihrer Brille."





Roßhaar.

Mein Vetter Schmul — warum soll ich ihn „Rebb" Schmul nennen, wenn ich es nicht anders gewöhnt bin? — mein Vetter Schmul also, ist „auch einer von den Alten." Er ist nun grade so alt, daß der Lehnstuhl, worauf er mit Ausnahme der Nacht und des Morgengebetes den ganzen Tag verbringt, nur um einige Jahre etwas voraus hat, was übrigens nicht zum Nachtheil jenes guten, alten, roßhaargepolsterten Sitzmöbels gedeutet werden darf. Die Mutter meines Vetters Schmul, die meine Großmutter war, erinnerte sich „als wenn es heute geschehen wär'," daß dort, auf dem guten Lehnstuhl nämlich, schon ihr Vater saß, wenn er am Freitag Abend aus der Synagoge heimgekommen, die Kinder zu sich berief, um sie zu segnen! Weitere biographische Notizen sind nicht vorhanden über diesen Familienhausrath, der bei uns zu Hause ehrwürdig und Achtung gebietend ist, wie sonst etwas in der Welt, ja fast eben so sehr, als der langjährige Inhaber desselben — mein Vetter Schmul.

Dennoch kann ich es nicht verbergen, daß ich jenem guten

alten Lehnstuhl etwas sehr Schlechtes nachzureden habe, was mir schon lange auf dem Herzen liegt!

Es war nämlich immer für eine ausgemachte Sache gehalten worden, daß die Füllung des Lehnstuhles (von der es doch unleugbar abhängt, ob man gut sitzt) vollständiges, auf einem Pferde gewachsenes „Roßhaar" sei, und ich sehe noch immer das spöttische Lächeln um die Mundwinkel meines Vetters Schmul, mit dem er einst ein neues Sopha betrachtete, das sich sein Sohn, der so eben geheirathet, zur „Ausstattung" angeschafft hatte.

„Nicht werth, daß sich eine Katz' d'rauf setzt," meinte der Vetter damals in seiner merkwürdig kurzen Ausdrucksweise. „Kuhhaar und nicht Roßhaar" setzte er dann mit einer Verachtung in Ton und Geberde hinzu, die mir unvergeßlich bleiben wird.

Später wurde dieses Sopha ein förmlicher Gegenstand seines Hasses, und wenn er es zum Gegenstande seiner Betrachtung erhob, was jedesmal geschah, wenn sich irgend ein Besuch, namentlich am Sabbat und an Feiertagen darauf breit machte, so konnte er sogar gesprächig werden, wie ein altes Uhrwerk, das nach langer Zeit wieder einmal aufgezogen wird. So meinte er einmal in einer Anwandlung langverhaltenen Grimmes auf das unglückselige Sopha:

„Alles verändert sich und die Welt wird alle Tage schlechter und schlechter. Was heut' Kupfer ist, war in „meiner Zeit" Gold, und was heut' Roßhaar, das hat man in „meiner Zeit" Kuhhaar geheißen. Aus meiner Urbabe (Urgroßmutter) ihrer goldenen Haube, da habe ich anno 9, wie die schwarzen Bankozettel auf der Welt waren, neun Dukaten schweres Gold herausbekommen und aus dem Hochzeitskleid meiner Mutter, da hab' ich erst vor zehn Jahren ein Mäntelchen für die „Thora" machen

lassen, und es sieht noch immer wie „neu" aus . . . Nicht werth, daß sich eine Katz' d'rauf setzt," schloß er dann mit einem plötzlichen Uebergang auf das unglückliche Sopha, „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! Wenn in dem ganzen „Gestell" nur ein halb Loth Roßhaar ist, will ich gar nicht Schmul heißen."

Eine dunkle Sage, die sich geheimnißvoll wie ein echtes Märchen in unserer Familie erhalten hat, will wissen, man habe den Vetter Schmul eines Abends, als die Lichter in der Stube noch nicht angezündet waren, so also in der Dämmerung, mit einem blinkend scharfen Messer vor dem Sopha stehen gesehen. Es sei ein fürchterlicher Anblick gewesen, wie der Vetter dagestanden sei in der ungewissen Helle des Abends und mit dem Messer hin und hergefahren habe, nicht anders, als wollte er es mitten in ein rothes Leben hineinstoßen . . und die seine „Schnur," die grade ihr Kind säugte, einen so schrillen Schrei ausgestoßen, daß ihr fast der Säugling entsunken sei. D'rauf habe der Vetter Schmul freilich das Messer weggelegt; durch die geschlossenen Lippen habe man aber deutlich die Worte durchgrollen gehört:

„Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! nicht ein halb Loth Roßhaar dabei."

Guter Vetter Schmul! Du liebgewordene Erinnerungssäule aus dem Schutte längstverklungener und begrabener Tage! Warum mußte ich eines Tages, nach neugieriger Kinder Art, wissen wollen, was den Inhalt deines hundertjährigen Freundes, des guten alten Lehnstuhls ausmachte? Welcher böse Geist leitete den kleinsten meiner Finger, daß er sich durch die durchscheinend schwache Lederbedeckung mit merkwürdiger Kühnheit bohrte, bis er auf den Grund der Sache und ein kleines Büschel der roßhaarenen Füllung triumphirend zum Vorschein kam?

„Vetter!" rief ich, „sieht Roßhaar so aus?"

Und ich sehe ihn noch, den Vetter Schmul, wie er mir hastig das Büschel „Roßhaar" aus der Hand reißt, es hinter sich wirft, als sei es brennender Schwefel, und mit einer Stimme, die mir noch in den Ohren klingt, zornig ruft:

„Marsch, marsch fort von mir und untersteh' dich nicht, an den Stuhl da nur anzurühren. Du bist dann keine Stunde deines Lebens sicher vor mir."

Als ich nun erschrocken und zerschmettert von der Wucht seiner, zum ersten Male hart gewordenen Worte bebend und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand, wendete er sich von mir ab, und ich höre ihn deutlich, als wenn es heute geschehen wäre, durch die Lippen murmeln:

„Das Bissele Kuhhaar! Gott der Lebendige weiß, wie das nur hineingekommen ist. Es ist doch lauter Roßhaar!"

Aber noch am selben Tage mußte „Hirsch Schneider," da es keinen Tapezierer im Umkreise von acht Meilen gab, einen großen ledernen „Fleck" (er gab dem Stuhle eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Pflaster auf dem Gesichte eines Invaliden) auf die durchbohrte Stelle nähen, und nie sah man den Vetter Schmul seit jenem Tage anders, als mi dem Rücken die freilich geheilte Wunde seines Lieblings bedecken. — —

Das Sopha hatte nun freilich von da an „Ruhe" vo den üblen Nachreden und Verläumdungen des Vetters Schmul es war nun kein Gegenstand seiner stillen Verachtung meh und ich glaube sogar, er hätte die schwarze Katze nicht for gejagt, wenn sie darauf sich niedergelassen hätte — aber o der geoffenbarte Inhalt seines Sitzes nicht einen merkwürdige Abschnitt in seinem Leben bildet, ob ihm von da an nic mancher andere Inhalt „seiner Zeit" als „Kuhhaar" erschien

Es hat fast den Anschein, als ob diese Wendung eingetreten wäre; bestimmt kann ich es nicht versichern, denn mir stehen nur schwache Vermuthungen zu Gebote.

Das ist aber auch Alles, was ich dem guten alten Lehnstuhl meines Vetters Schmul Schlechtes nachzureden habe, und es ist mir fast, als hätte ich nicht nur etwas Schlechtes „nachgesagt," was sonst nicht in meiner Natur liegt, sondern auch gethan. Ich habe das Geheimniß jenes großen ledernen „Flecks" verrathen und die ganze lebende Welt weiß es nun, daß der Vetter Schmul auf — Kuhhaar statt auf Roßhaar sitzt! Sonst liebe und verehre ich den alten Lehnstuhl, wie ich ihn immer geliebt und geehrt habe, und bei den Geistern meiner Jugend! könnte der Vetter sich nur einen Tag lang entschließen, seinen Sitz auf dem still verachteten Sopha zu nehmen — der „Inhalt" seines Lehnstuhles sollte dann eine Wahrheit werden, die er während seiner hundertjährigen Existenz nicht hatte — nämlich Roßhaar!

Der lederne Fleck! Ich weiß es nun, warum ich da, statt von meinem Vetter Schmul zu reden, vom Hundertsten ins Tausendste hineingerathen und gerannt bin, daß ich aus dem Gewirre fast nicht herauskann. Der lederne Fleck! Er steht vor meiner Erinnerung noch so frisch ledern da, wie ihn Hirsch Schneider in unglückseliger Stunde damals auf die Wunde des Lieblings genäht; er gleißt mich so verlockend an, daß ich aus seinem Banne schier nicht herauszukommen vermeine! O! du kleinster meiner Finger! welch schweres Unheil hast du angerichtet!

Ich nannte meinen Vetter Schmul auch „Einen von den Alten."

Das ist er denn auch und so recht aus voller Seele

wenn auch vielleicht nicht ganz in der Bedeutung, wie sie den Meisten vorschweben mag.

Ihr stellt Euch einen schwachen, gebrechlichen Greis vor, der sich nur mühsam auf den alten Knochen aufrecht erhält; — aber fragt Euch selbst, unparteiisch und gewissenhaft, ob Ihr jemals es dahin bringen werdet, eine ganze Stunde lang im Gebete der „achtzehn Segnungen“ auf Euern Füßen zu stehen? Ihr meint, mürrisch sei sein Antlitz, trocken urd dürre sein Wort, strenge sein Auge — aber Ihr habt ihn nie mit seinen Enkeln spielen gesehen! Ihr meint dunkle Flüche über seine Lippen gleiten zu hören, wenn irgend etwas im Hause aus dem alten Geleise geräth, wenn der kleine Enkel etwa mehr als drei Ellen weit baarhaupt läuft, oder wenn das Kind einmal vergißt, auf das zugeklappte Gebetbuch einen Kuß zu drücken, oder am Sabbat es sich beikommen läßt, den Duft einer frisch gebrochenen Blume zu riechen? und Ihr habt es nie gehört, wie er am Abend, wenn das Kind vor lauter Schlaf sein Nachtgebet „überschluppert,“ ihm leise und fast unmerklich das Buch aus der Hand zieht und mitleidig sagt: „Geh lieber in dein Bett, Schimmele.“ Ihr habt es nicht vernommen, was er zu mir selbst sagte, als ich ein achtjähriger Knabe, am heiligen Jom Kipur vor lauter Fasten und Hunger schon in aller Frühe es nicht „aushalten“ konnte, daß er mir nämlich in die Ohren raunte:

„Geh in meine große Stube und mach’ die Schublad’ vom Tisch auf, da find’st du etwas drin“ — und daß es ein tüchtiges Stück Kuchen war, worin wundervolle Rosinen staken.

Also so „Einer von den Alten,“ wie Ihr etwa meint, ist mein Vetter Schmul nicht. Er ist kein „Finsterling,“ wie sie in neuerer Zeit die Leute nennen, die gern alle Fenster verhängt haben, nur damit ihnen die „Sonne des Fortschrittes“

nicht gar zu grell in die Augen steche, aber er ist auch kein „Min" oder Heuchler! Ihm ist im Gegentheile die Welt nicht licht, nicht duldsam und freundlich genug. Nicht was die Leute um ihn herum thun oder unterlassen, regt ihn auf, macht ihn verdrossen oder läßt ihn nach abgestorbener Männer Art, dem jüngeren Nachwuchs hindernd in den Weg treten. Nur mit der Zeit, die solche Menschen hervorgebracht, nur mit jenem Geiste unserer Tage, der ihm unsichtbar und sichtbar überall entgegentritt, steht er in immerwährender Opposition. Er kann sich die Zerstörungslust dieses Geistes nicht erklären; er begreift nicht, warum die Menschen dieser Zeit beständig die scharfe Axt in ihren Händen schwingen. Aber keiner ahnt es auch besser als er, daß wir, die Jüngeren, unter dem überwältigenden Einflusse einer Macht stehen, die uns die zerstörende Waffe aufdrängt. Er hat einen Ausdruck für unsere Zeit, der mir nicht besser seine Stimmung zu bezeichnen scheint. Wenn er auf die „jetzige Welt" zu sprechen kommt, meint er kurz und gedrängt: „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar," und wirft dabei einen Blick auf das unglückselige Sopha, den man studirt haben muß, um alle unsere Zeitungen und Bücher gründlich verachten zu lernen.

„Kuhhaar, nichts als Kuhhaar!"

Wenn ich klug sein wollte, brauchte ich nun eigentlich gar nichts mehr über meinen Vetter Schmul zu reden; denn in diesen wenigen Worten, namentlich wenn er sie auf seinem Lehnstuhl spricht (der lederne „Fleck" Hirsch Schneider's darf aber dabei nicht sichtbar sein), erschöpft sich seine ganze „Philosophie," seine „Opposition," sein Groll. Sie sind die Aufschrift seines Lebens; sie wird nur verlöschen, wenn er selbst erlischt . . .

Guter Vetter Schmul! Es durchzuckt mich schon in diesem

Augenblick eine schmerzliche Empfindung, und ich fühle, wie sich etwas in mein Auge drängt, wenn ich daran denke, wie sie eines Tages deinen hundertjährigen Liebling zerreißen, durchbohren, zerstücken und zerfleischen, und welche Offenbarungen dann zum Vorschein kommen werden. Aber du wirst dann den Schlaf der Gerechten schlafen, du wirst dann neben deiner Channa ausruhen, neben deren Grab du schon bei deinen Lebzeiten einen Pflock eingeschlagen hast, damit sie ja nicht vergessen, dich dorthin zu legen — und es wird Alles gut sein! —

Ich will jetzt einen Zug aus dem Leben meines Vetters Schmul anführen, damit der freundliche Leser doch erfahre, was meinem Vetter eigentlich am meisten „Kuhhaar" in unserer Zeit ist. Denn bis jetzt habe ich, durch mannigfache Erinnerungen und Gefühle festgehalten, noch nicht Zeit gehabt, die eigentliche Natur dieses „Kuhhaars" gründlich darzuthun.

Mein Vetter Schmul ist namentlich mit der Erziehung der „jetzigen Welt" sehr unzufrieden, trotzdem er, im Vertrauen gesagt, seine kleinen Enkelchen — noch einmal im tiefsten Vertrauen — fast „verzieht." Klein Schimmele springt ihm, wie das längst kein Geheimniß mehr ist, „auf dem Kopf herum," und könnte durch ihn, wenn es einmal den Einfall haben wollte, die goldene, am Himmel so fest stehende Sonne in die Stube hereinbekommen. Vetter Schmul trägt es besonders der jetzigen Welt nach, daß sie nicht genug zum „Plagen" erzogen werde, daß man den Kindern das Leben zu sehr erleichtere und die Eltern sich ihr Herzblut abzapfen, damit die Kinder nicht durftig werden. In dieser Beziehung ist er unerbittlich — bis auf das kleine Schimmele, das er, ein siebzigjähriger Greis durch alle Stuben bis in das Kämmerlein trägt, um es zu Bett zu legen.

„Aber, Vetter," entgegnet man ihm zuweilen, wenn er auf dieses Thema zu sprechen kömmt, „die Welt ist heut' zu Tage gescheidter worden. Warum soll sie sich plagen und „sich das Leben herunterreißen," wenn es „so" auch geht? Bist du vielleicht fett und dick davon geworden, daß du in deiner Jugend dich geplagt und dir das Leben heruntergerissen hast? Die Welt ist gescheidter worden, Vetter, du willst's nur nicht glauben."

„Kuhhaar," entgegnete er stets darauf mit ärgerlichem Achselzucken. „Meine Zeit hat auch zugebissen, wenn man ihr den Finger ins Maul gesteckt hat. Bin ich vielleicht darum ein schlechter und verdorbener Mensch geworden, weil mich mein Vater (sein Andenken sei gelobt!) zweimal hinter einander nach Prag geschickt hat, weil ich zwei Eisenstangen weniger habe eingekauft?"

„Vetter, was ist's mit den zwei Eisenstangen?" mußte man ihn dann jedesmal fragen, wenn man ihn im Zuge erhalten wollte, trotzdem die Geschichte uns schon so geläufig war, wie das Nachtgebet, und dann erzählte er gewöhnlich:

„Zu derjenigen Zeit, wo das geschehen ist, war ich erst fünfzehn Jahr' alt und hab' mich schon plagen müssen in meines Vaters Dienst. Meint ihr, er ist alt und schwach gewesen, hat sich nicht rühren können vom Fleck und hat keine Kraft in seinem Leib gehabt? Da irrt ihr Euch gewaltig. Er hätte können einen Ochsen aufheben mit Einer Hand und er hätt' es auch nicht gespürt, so stark ist er gewesen. Aber auf denselben Stuhl, wo ich jetzt sitze, da hat er sich schon in seinem vierzigsten Lebensjahr hingesetzt, und hat sich von dort nicht weggerührt, es hätte können die Welt seinetwegen zusammenbrechen! . . Er hat gut gegessen und gut getrunken und die Kinder haben indessen für ihn zu sorgen gehabt. „Um-

sonst sind sie vielleicht auf der Welt?" pflegte er gewöhnlich zu sagen, „ihr Vater hat sich vielleicht nicht für sie geplagt, wie sie jung waren? Jetzt ist die Reih' an sie gekommen." Ich, als der Aelteste, bin auch der Vorderste in der Reih' gewesen, und weil die anderen Brüder, eure Väter, noch zu nichts haben gebraucht werden können, habe ich das ganze Haus erhalten müssen, und war doch noch selbst ein Kind."

„In derselben Zeit, von der ich rede, hat mich mein Vater (dem der Friede sei!) zum ersten Male um Eisen nach Prag geschickt. Wißt Ihr denn, was damals geheißen hat, nach Prag um Eisen geschickt werden? Mein Ephraim, der setzt sich heut zu Tage auf die Eisenbahn und ist am andern Tag gesund und wohlbehalten wieder zurück. Zu meiner Zeit, da hat man eine ganze Woche dazu gebraucht, und hat erst recht nicht gewußt, ob man lebendig nach Hause kommt. Im Brandeiser Wald, den man passiren mußte, da haben drin Räuber gesteckt mit langen Messern und Flinten, und Gott der Lebendige allein weiß, wieviel Blut dort an den Bäumen klebt. In Brandeis auf dem „guten Ort," gleich neben der Mauer, da liegt Koppel Winterberg aus Bunzlau, den haben sie dort im Walde todt gefunden und war keine Geldkatz' mehr umgeschnallt. Drum haben die Leute, die damals nach Prag gegangen sind, früher ihre Kinder versorgt, haben Testament gemacht und gefastet, und haben sich auf den Tod vorbereitet."

„Am Abend eines Sabbats, kurz vor dem Schlafengehen, sagt' mein Vater: „Schmul, mach dich fertig, du mußt morgen in der Frühe nach Prag um Eisen fahren; ich will diesmal daheim bleiben."

„Wie meine gute Mutter das hört, thut sie einen Schrei, daß das Haus davon erzittert. „Bist du sinnedig," ruft sie zu meinem Vater, „oder hast du deinen Verstand verloren,

Zender? Das Jüngel willst du mitten durch den Brandeiser Wald schicken und fürcht'st nicht, daß du dich an Gott versündigst?"

„Schmul," sagt mein Vater ruhig dadrauf, „mach dich fertig, morgen in aller Frühe fährst du nach Prag."

„Meine gute Mutter hat's aber nicht zugeben wollen und hat geweint und gejammert, aber der Vater ist hart wie ein Stein geblieben, und nur, wenn es zu arg geworden ist, hat er gemeint:

„Ist das Kind für nichts da auf der Welt? Ich hab' mich vielleicht noch nicht genug geplagt? hab' mir's noch nicht sauer lassen werden? Schmul, du mußt nach Prag."

„Meine gute Mutter hat nichts ausgerichtet, als daß der Vater (mit dem der Friede sei!) geschworen hat bei seinem Leben, ich muß nach Prag. Da hat sie geschwiegen. Hätt' sie ihn denn sollen schwören lassen bei seinem Leben? Aber in der Nacht, wie ich schon im Bette gelegen, ist sie zu mir gekommen, hat sich heruntergebückt zu mir und mich geküßt und dabei geweint.

„Schmul," hat sie gesagt, „mit dir wird Gott sein, leg' nur alle Tage fleißig „Tephilin," und wenn dir etwas, Gott sei davor, zustößt, so sag' nur „Schmah Jisroel," und verlaß dich auf den Einzigen im siebenten Himmel."

„Am frühen Morgen fahr' ich richtig nach Prag. Gott hat mich geschützt und geschirmt mit seiner starken Hand und mit der Gewalt seiner Wunder, und ich bin glücklich durch den Brandeiser Wald hindurchgekommen und ist mir kein Haar auf dem Kopf gekrümmt worden. So hab' ich nach fünf Tagen Prag gesehen, allwo ich den Einkauf von Eisen besorgte. Dann bin ich wieder fort und Gott hat auf's Neue mich beschützt und geschirmt, daß ich ohne Räuber mit Messern und

Flinten nach Hause gekommen bin. Wie hat die gute Mutter aufgeschrieen! wie hat sie geweint und gelacht, daß man schier meinte, sie hätte den Verstand verloren! Mein Vater aber hat gesagt: „S'Gotts willkumm, Schmul, hast du Alles gut bestellt?"

„Ja," sag' ich.

„Ich werd' sehen," meinte er d'rauf. Der Wagen wird abgepackt, und wie der Vater (mit dem der Friede sei!) die Stangen Eisen nachzählt, sagt er: „Da fehlen zwei Stangen, Schmul, wo sind die?"

„Ich muß sie vergessen haben, Vater," sag' ich d'rauf.

„Vergessen?" schreit der Vater, „hab ich vergessen dir Essen und Trinken zu geben bis zu deinem fünfzehnten Jahr? Augenblicklich setzest du dich wieder auf und fährst nach Prag und bringst mir die zwei Stangen Eisen."

„Am Jom Kippur ist nicht so geweint und geschrieen worden, wie meine gute Mutter an dem Tage geweint hat. Wißt ihr aber, was geschehen ist? Der Vater hat darauf bestanden, daß ich augenblicklich nach Prag zuruckeilen müsse um die zwei Stangen — und ich bin wieder fortgefahren. Meine Mutter hab' ich noch lang hinter mir weinen gehört.

„Es war merkwürdig, daß ich mich diesmal weit mehr vor dem Brandeiser Wald gefürchtet habe, als das erste Mal. Hinter jedem Baum ist ein Räuber gestanden mit der geladenen Flinte, und wie ein Blatt geraschelt, hab' ich „Schmah Jisroel" gesagt. So bin ich, aber fast nicht lebend, nach Prag gekommen, habe die zwei Stangen Eisen gefunden und mitgenommen, und bin darauf wieder nach Hause gefahren. Meine gute Mutter muß fleißig für mich „geort" (gebetet) haben, denn Gott hat mich wieder zurückgebracht, mit sammt den

zwei Stangen, und war mir kein Leid geschehen. Die gute Mutter!"

Wenn der Vetter Schmul diese Geschichte erzählt hatte, dann herrschte gewöhnlich tiefes Stillschweigen in der großen Stube. Dann war es besonders meine gute und sanfte Muhme Mirl, mit den braunen Augen, die zornig ausrief:

„Hat man das in seinem Leben gehört, daß man ein fünfzehnjähriges Jüngel mitten durch den Brandeiser Wald, durch Diebe und Räuber, und zweimal hintereinander schickt, weil ein Paar lumpige Stangen dort sind vergessen worden? Pfui über jene Zeit! Euere Väter sind ja gar keine Menschen gewesen! Wilde Wölfe sind es gewesen, und die Zeit, meinst du, Schmul, ist die gute gewesen? Ist das einem Vater von jetzt möglich?"

„Kuhhaar," meinte dann Vetter Schmul gewöhnlich, konnte sich aber da eines merkwürdigen Lächelns, das fast wie Zustimmung aussah, nicht enthalten. „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! Hat es vielleicht mir etwas geschadet? Mein Vater (mit dem der Friede sei) hat's doch gut mit mir gemeint."

„Und du möcht'st und könntest wohl das Nämliche thun?" fragte die schöne Muhme Mirl mit hochgerötheten Wangen.

„Kuhhaar," entgegnete er dann halb ärgerlich, halb lachend, und wendete sich, um keine Antwort zu geben, zur Seite.

Und dann nahm er gewöhnlich ein großes Stück Zucker, den er zu jeglichem Behufe allzeit in der linken Westentasche trug, rief sein klein Schimmele zu sich und stopfte es ihm in den Mund, ohne ein Wort weiter zu verlieren.

War das vielleicht auch eine Antwort?





Die Schweigerin.

Aus einem hell erleuchteten Hochzeitshause in der „Gasse“ drang lauter Jubel in die Nacht hinaus. Frühlingswarm, aber finster und voll leiser Regenschauer war diese Nacht, recht wie sie zu einer Feier paßt, die zwei sehnende Menschenleben einem Geschicke entgegengeführt, das sonnig ihnen aufgehen kann, wie ein schöner Tag, aber auch bewölkt und düster — für eine lange, lange Zeit! Was sie aber da oben lustig und wohlgemuth waren, die Leute jener fröhlichen alten Zeit! Sie hatten Leid und Drangsal gleich uns, und wenn das Unglück sie heimsuchte, hatte es für sie keine weichen Unterlagen oder zärtliche Händedrücke. Rauh und hart, mit geballter Faust griff es sie an. Aber wenn ihnen das Herz in Lust aufging und sie sich freuen wollten, da waren sie wie Schwimmer in kühlender Wasserfluth. Sie warfen sich frisch und muthig hinein, und ließen sich von dem Strome tragen, wohin er, nicht aber wohin sie verlangten. Darum drang ein solches Aufjauchzen, aber auch solch unbesonnen lautes Ausströmen aller Lust, deren die Seele nur mächtig ist, aus jenem Hochzeits-

hause. „Und wenn ich wüßt',“ hatte der Brautvater gesagt, der reiche Ruben Klattauer, „daß der letzte Gulden aus der Tasche heraus muß — er muß heraus.“ In der That hatte es ganz den Anschein, als habe wirklich der letzte Groschen Flügel bekommen und gehe in Gestalt hochaufgethürmter Schüsseln mit Gänsen und Torten herum. Seit zwei Uhr, also seitdem die Trauung auf offener Straße vollzogen ward, bis nahe an die Mitternacht dauerte bereits die Mahlzeit, und noch immer liefen die „Sarvers“ oder Aufträger aus einer Stube in die andere. Es war, als sei ein doppelter Segen in all' diese Fülle von Getränken und Speisen gekommen, zuerst, daß sie sich nicht zu erschöpfen schienen, dann, daß sie noch immer neuen Raum fanden, um sich unterzubringen. Freilich trug zu dieser merkwürdigen Eßlust ein winziges, ganz unbedeutendes Männlein bei, auf das man aber nichts desto weniger stark gerechnet hatte. Man hatte nämlich eigens aus Prag den bekannten „Leb Narr“ verschrieben, und wann hatte eine noch so griesgrämige Miene, ein noch so verbittertes Herz sich dagegen gesträubt, aufzuthauen und aufzulachen, wenn Leb Narr seine Schnurren trieb? Du bist jetzt todt, guter Narr, deine Lippen sind geschlossen, die immer einen Witz in Bereitschaft hatten, dein Mund spricht nicht mehr, der niemals stille stand; aber wenn alle die herzlichen Lachtöne, die einst auf dein Geheiß mitten aus den Seelen hervorquollen, für dich als Fürbitter an Gottes Throne standen, so hattest du nichts zu befürchten, und die „Seligkeit“ der „andern“ Welt war dein, wie sie immerhin dem frömmsten „Landesrabbiner“ gehörte!

In einer der Stuben hatte sich indeß die junge Welt zu einem Tanze zusammengefunden, und eigenthümlich wars, wie die Geigen- und Trompetentöne mit den Schnurren des Pragers zusammentrafen. Hier donnerähnliche Ausbrüche einer Heiter-

keit, vor denen den Kerzenflammen auf den Tischen bange ward, dort aber anständiges Drehen und Wenden, verstohlenes Lächeln und Winken, das nur zuweilen in ein lautes Gekicher überging, wenn sich ein altes Mütterchen von drüben hereingeschlichen und in einem „Redowak" ihre Kunst versuchte, die die jungen Leute nicht mehr recht anerkannten. Mitten in dem dichten Knäuel der Tanzenden gewahrte man die Braut im schwerseidenen Hochzeitskleide und in der goldenen Haube, deren Spitzen ihr tief ins Angesicht herabhingen. Sie tanzte unausgesetzt fort, sie tanzte mit Jedem, der sie aufforderte. Wer aber den Bewegungen des jungen Weibes mit aufmerksamem Auge folgte, dem mußten sie hastig, fliegend, beinahe wild vorkommen. Sie sah Niemanden ins Angesicht, nicht einmal ihrem Bräutigame, der zumeist zwischen der Thür stand, und mehr an den Witzen des Narren Gefallen zu finden schien, als an Tanz und Tänzerinnen. Wer aber dachte darüber nach, warum dem jungen Weibe die Hand glühte, warum ihr Athem so heiß wehte, wenn man ihrem Munde nahe kam? .. Wen hätte das Wunder nehmen sollen? Schon ging ein leises Zischeln durch die Gesellschaft, über manche Lippen flog ein verstohlenes Lächeln .. Plötzlich sah man eine Wolke von ältlichen Frauen im Saale erscheinen, die Musik ließ eines ihrer lärmendsten Stücke ertönen — und wie durch Zauberei war die Neuvermählte hinter dieser Wolke verschwunden. Noch war der Bräutigam auf der Schwelle mit blöde lächelnder Miene zu sehen; aber es dauerte nicht lange, so hatte auch er sich entzogen, man hätte fast nicht sagen können, wie es gekommen. Aber die Leute verstehen diese Art Künste aus alter Erfahrung, und werden sie verstehen, so lange es Braut und Bräutigam geben wird.

Dieses Verschwinden der zwei Hauptpersonen gab aber doch,

wie wenig man es zu bemerken schien, das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Der Tanz wurde schläfrig; mit einem Male hörte er wie auf ein verabredetes Zeichen auf. Jetzt begann jener wirre Lärm, der mit dem Aufbrechen so lustiger Hochzeitsgesellschaft verbunden ist; halbtrunkene Stimmen ließen sich nun vernehmen, während anderswo noch ein letztes helles Auflachen über eine Schnurre des Prager Narren über den Tisch hin donnerte. Hie und da suchte Einer, der sich nicht ganz im Gleichgewichte fühlte, die Lehne eines Stuhles oder die Kante des Tisches, und schleuderte dafür eine übriggebliebene Schüssel oder ein Bierglas zu Boden, und während darüber neuer Lärm sich erhob, geschah es einem Andern, der in würdevollem Ernste sich entfernen wollte, daß er über die umhergestreuten Trümmer einen schweren Fall that. Wahrhaft betäubend ward aber dieses Gewirre, als sich Alles zur Thüre drängte, und in diesem Augenblicke schrille Töne, Schmerzensrufe, von der Hausflur heraufdrangen. Da drängte sich die ganze Wucht der Hinausströmenden mit aller Gewalt wieder in die Stuben zurück, und es dauerte eine gute Weile, bis der Strom wieder zurückgedämmt war. Während dem erschollen neue Schmerzensrufe von unten herauf, aber so durchdringend, daß sie selbst den trunkensten Sinn zur Besinnung brachten.

„Lebendiger Gott," schrieen sie durcheinander, „was geht da unten vor? Ist Feuer im Haus?"

„Fort, fort ist sie," rief eine weibliche Stimme von der Hausflur.

„Wer? wer?" murmelten die Hochzeitsgäste untereinander, und eisiger Schauer hatte die Herzen erfaßt.

„Fort, fort!" schrie das Weib von der Hausflur, und über die Treppe herauf kam Selde Klattauer, die Mutter der Braut,

todtblassen Antlitzes, die Augen wie aufgerissen vom furchtbarsten Entsetzen, einen Leuchter in der krampfhaft geschlossenen Hand.

„Um Gottes Willen, Selde, was ist geschehen?" rief man ihr von allen Seiten zu.

Die vielen Leute, die sie um sich sah, und die wirren Stimmen, die alle auf sie eindrangen, schienen das arme Weib aus einer Art Erstarrung zu reißen. Sie blickte unsicher umher, dann als ob sie ein Gefühl von Scham überkommen hätte, das stärker war als ihr Entsetzen, sagte sie gepreßten Tones:

„Nichts, nichts, Leut'! ich bitt' Euch um Gottes Willen! . . Was soll vorgefallen sein?"

Die Verstellung war jedoch zu auffallend, als daß sie damit hätte täuschen können.

„Was schreist du also, Selde?" rief ihr Einer aus den Gästen zu, „wenn nichts vorgefallen ist?"

„Sie ist ja fort," schrie jetzt Selde mit herzzerschneidendem Tone, „und hat sich gewiß etwas zu Leid gethan."

Nun erst erfuhr man den Anlaß dieser eigenthümlichen Scene. Die Braut war aus der Hochzeitskammer entschwunden. Als der Bräutigam, kurz nachdem das ihm angetraute Weib auf so geheimnißvolle Weise entführt ward, hinabkam in das dämmerige Gemach, fand er sie nicht, die er suchte. Ihm erschien dies im ersteu Augenblicke wie verschämter Scherz — aber da er sie nicht fand, faßte ihn ein geheimnißvolles Ahnen; er rief nach der Mutter seines Weibes. Wehe! dieses Weib war verschwunden!

Nun erst fuhr neue Bewegung in die so seltsam zurückgehaltene Gesellschaft. Da sei nichts zu thun, hieß es von

allen Seiten, als das Haus in allen Winkeln nachsuchen; man habe merkwürdige Beispiele von dergleichen Verschwinden einer Braut. Böse Geister lauerten in dieser Nacht auf, und spielten dem Menschen allerlei Zauberspuk vor. So eigenthümlich diese Vermuthung klang, von Vielen ward sie in diesem Augenblicke geglaubt, am meisten von Selde Klattauer selbst; aber auch nur für einen Augenblick. Denn gleich darauf schrie sie: „Nein, nein, meine lieben Leut', sie ist fort, ich weiß, sie ist fort." Den Meisten ward es erst jetzt recht unheimlich zu Gemüthe, namentlich den Müttern, die ängstlich nach ihren Töchtern riefen; nur Wenige zeigten sich beherzt und meinten, man müsse suchen und suchen, und wenn man die Iser hundertmal umkehren müßte. Sie drängten sich gewaltsam hindurch, schrieen um Fackeln und Laternen, und liefen fort. Die Zaghaften eilten ihnen nach über die Treppe; ehe man sich's versah, war die Stube geleert. Unten auf der Hausflur stand Ruben Klattauer, und ließ die Leute an sich vorüber, ohne an irgend Jemanden ein Wort zu richten. Die bittere Enttäuschung und der Schreck hatten ihn fast von Sinnen gebracht. Einer der Letzten, der oben in der Stube bei Selde blieb, war merkwürdiger Weise Leb Narr aus Prag. Als Alles hinaus war, näherte er sich der unglücklichen Frau, und mit einem Tone, der seltsam zu seinem ganzen Wesen stimmte, fragte er sie:

„Sagen Sie mir, Frau Selde, hat sie „ihn" denn nicht gern genommen?"

„Wen? wen?" schrie Selde mit neuem Entsetzen auf, da sie sich mit dem Narren allein sah.

„Ich mein'," sagte Leb mit ausdrucksvoller Geberde, indem er sich ganz nahe zu Selde neigte, „ob sich Ihre Tochter vielleicht hat zwingen lassen?"

„Zwingen? haben wir sie denn gezwungen?“ rief Selde und starrte den Narren mit unsicherem Blicke an.

„Dann muß man sie nicht suchen,“ sagte der Narr mit mitleidigem Lächeln und trat zurück, „und besser ist's, man läßt sie dort, wo sie ist.“

Ohne Dank und Nachtgruß war er hinausgegangen. —

Indessen war die, von der alle diese Verwirrung kam, am Ziele ihrer Flucht angelangt.

Hart an die Synagoge ist das Haus des Rabbiners gebaut. Es lag in dem Winkel eines engen Gäßchens, von hohen, schattigen Bäumen umrahmt, schon am Tage unheimlich, bei Nacht für ein furchtsames Gemüth fast unzugänglich, das da fest überzeugt war, man könne aus dem düstern Gotteshause die leisen Gebete der Todten vernehmen, wenn sie des Nachts die „Thorarollen“ aus der Lade nehmen, und bei ihren Namen sich „aufrufen.“

Durch dieses unbetretene Gäßchen schwebte oder lief vielmehr um diese Stunde eine scheue Gestalt. Als sie an der Rabbinerwohnung angelangt war, blickte sie sich um, ob ihr Niemand folge; aber es war Alles still und unheimlich um sie herum. Aus der Synagoge drang durch ein Fenster ein fahler Schein, der von der „ewigen Lampe“ vor der Lade herrührte. Ihr aber mochte es in diesem Augenblicke sein, als leuchte sie ein überirdisches Auge an; heftig erschrocken griff sie an den kleinen eisernen Hammer, der an der Thüre hing, und klopfte. Aber der Schlag ihres bewegten Herzens war doch stärker als dieser Schall; er hätte noch jeden lautern übertäubt. Nach einer Weile wurden schleichende Schritte auf der Hausflur hörbar.

Es war noch nicht lange, daß der Rabbiner in diesem stillen Hause wohnte; vor wenigen Monaten hatten sie den fast hundertjährigen Vorgänger begraben. Er war aus weiter

Ferne gekommen, ohne Weib und Kind in der Blüthe männlicher Jugend, Niemand hatte ihn früher gekannt: aber sein hohes Wesen und die Tiefe seines Wissens ergänzten, was ihm an Würde vieler Lebensjahre abging. Eine alte Mutter war mit ihm aus der Fremde gekommen, die ersetzte ihm Weib und Kind.

„Wer ist da draußen?" fragte der Rabbiner, der noch in so später Stunde an seinem Büchertische gesessen und den Schall des eisernen Hammers nicht überhört hatte.

„Ich bin's, Rabbi," flüsterte die Gestalt draußen fast unvernehmbar.

„Red' lauter, wenn ich dich verstehen soll," rief der Rabbiner.

„Ich bin's . . . Ruben Klattauer's Tochter," entgegnete sie.

Dem Rabbi schien dieser Name fremdartig zu klingen; er kannte noch zu wenig die Mitglieder der Gemeinde, um sogleich zu wissen, daß er diejenige, die soeben ihren Namen genannt, am heutigen Tage auf offener Straße getraut hatte. Darum rief er nach einer Weile:

„Was willst du so spät in der Nacht?"

„Macht nur auf, Rabbi," rief sie draußen bebend, „wenn ich nicht sogleich sterben soll."

Da wurde der Riegel zurückgeschoben. Etwas Glänzendes, Rauschendes, fuhr in der Dunkelheit der Hausflur an dem Rabbi vorbei; er konnte es bei dem Scheine der Kerze, die er in der Hand hielt, nicht gewahren. Noch ehe er sie anrufen konnte, war sie an ihm vorüber gehuscht und durch die offenstehende Thüre in der Stube verschwunden. Kopfschüttelnd schob der Rabbi wieder den Riegel vor.

Als er nun in die Stube trat, sah er auf dem Stuhle, den er gewöhnlich einnahm, eine weibliche Gestalt sitzen. Sie

saß von ihm abgewandt, den Kopf tief auf die Brust geneigt, die goldene Hochzeitshaube mit den schattenden Spitzen tief herabgezogen. Da konnte der Rabbi, wie glaubensstark sonst sein Gemüth war, sich eines leisen Schauers nicht erwehren.

„Wer bist du?" rief er mit lauter Stimme, als hätte ihr Klang allein die Anwesenheit des Wesens bannen können, das ihm in diesem Augenblicke angethan mit allen Zaubern der Nachtgeister erscheinen mußte.

Da erhob sie sich, und rief in einem Tone, aus dem aller Jammer einer menschlichen Seele zu kommen schien:

„Kennst du mich denn nicht, die du heute, erst vor einigen Stunden unter der Chuppe (Trauhimmel) mit einem Manne verbunden hast?"

Dieser traulichen Anrede gegenüber war der Rabbi ganz sprachlos; er starrte die junge Frau an und wohl mochte er sie nun für keinen Nachtgeist, aber für Eine von zerstörtem Geiste halten.

„Wenn du also die bist," sagte er nach einer Weile fast stammelnd, denn er hatte nur schwer die Antwort gefunden, „warum bist du denn hier, und warum nicht an dem Orte, wohin du gehörst?"

Heftig rief sie:

„Ich kenne keinen andern Ort, wohin ich gehöre, als den da, wo ich jetzt bin."

Diese Worte verwirrten nun den Rabbi noch mehr. War das in der That eine Wahnsinnige, die da vor ihm saß? Er mußte sie dafür halten, denn mit jenem milden Tone, mit dem wir Kranken dieser Art entgegentreten, um sie nicht zu reizen, sagte er:

„Der Ort, an den du gehörst, meine Tochter, ist das Haus

deiner Eltern, und da du heute die Frau eines Mannes geworden bist, so gehörst du in dessen Haus."

Da murmelte das junge Weib etwas, das unverstanden zu den Ohren des Rabbi's gelangte. Nur so viel glaubte er noch immer, eine Unglückliche, deren Sinne zerstört waren, vor sich zu sehen. Noch milder sagte er nach einigen Augenblicken:

„Wie heißest Du denn, mein Kind?"

„Gott! Gott!" rief sie hierauf im Tone des tiefsten Schmerzes. „Er kennt nicht einmal meinen Namen!"

„Wie sollt' ich dich kennen," meinte er, sich entschuldigend, „da ich fremd in dieser Gegend bin?"

Dieser milde Ton schien auf das aufgeregte Gemüth des jungen Weibes doch vortheilhaft gewirkt zu haben.

„Ich heiße Veile," sagte sie nach einer Pause ruhig.

Der Rabbi begriff es nun leicht, daß der Ton, den er dem räthselhaften Wesen seines Gastes gegenüber angeschlagen, der rechte sei.

„Veile," sagte er und trat ihr näher, „was willst du von mir?"

„Rabbi, ich habe eine schwere Sünde auf meiner Seele," rief sie dumpf; „ich weiß nicht, was ich thun soll."

„Was kannst du begangen haben," meinte der Rabbi mit feinem Lächeln, „über was sich nicht zu jeder anderen Zeit reden ließe, als grade jetzt? Du wirst dir etwas einreden, Veile!"

„Nein, nein," rief sie wieder mit Heftigkeit, „ich rede mir nichts ein. Was mich drückt, das weiß ich, das sehe ich. Ich kann's ja mit der Hand greifen, so liegt es da vor mir. Heißt das sich etwas einreden?"

„Gut," sagte der Rabbi, der wohl fühlte, daß es darauf

ankomme, das junge Weib zum Reden zu bringen, „gut, ich sage, daß du dir nichts einbildest. Ich nehm' selbst an, du hast schwer gesündigt. Bist du denn hergekommen, mir diese Sünde anzuvertrauen? Wissen denn deine Eltern nichts davon oder dein Mann?"

„Wer ist mein Mann?" schrie sie heftig auf.

In der Seele des Rabbi wogten die Gedanken wie ein wildbewegtes Meer; Vermuthungen widerstreitender Natur kreuzten sich darin. Sollte er mit ihr sprechen wie mit einer geständigen Sünderin?

„Bist du vielleicht zu deiner Heirath gezwungen worden?" fragte er nach einer Weile mit der ganzen Milde seiner Sprache.

Ein unterdrücktes Schluchzen, ein gewaltsam unterdrücktes Ringen, das sich im Zittern ihres Körpers offenbarte, war die Antwort auf diese Frage.

„Red' mein Kind," mahnte der Rabbi.

In Lauten, wie sie der Rabbi noch nie im Leben vernommen hatte, so fremdartig, so über alles Menschliche hinausgehend klangen sie, begann nun das junge Weib:

„Ja, Rabbi, ich will reden, und wenn ich gleich wüßte, ich werde nicht mehr lebendig von hier fortgehen, was doch überhaupt für mich besser wäre. Nein, Rabbi, ich bin zu der Heirath nicht gezwungen worden. Meine Eltern haben nicht ein einziges Mal zu mir gesagt: du mußt! sondern mein eigener Wille, mein eigener Kopf hat Alles entschieden. Mein Bräutigam ist des reichsten Mannes Sohn in der Gemeinde. In seinem Hause als die erste Frau in der Gasse umher zu gehen, in Gold und Silber bis an den Hals zu sitzen, das hat mich an ihm verblendet, Rabbi, sonst gar nichts. Da hab' ich mich selbst gezwungen dazu, und hab' mein Herz und meinen Willen dazu

genöthigt, wie schwer es mir auch angekommen ist. Aber in der innersten Seele drin hab' ich ihn gehaßt, und jemehr Lieb' er mir gezeigt hat, desto mehr habe ich ihn gehaßt ... Immer hat aber das Gold und das Silber Recht gehabt, das hat mir immer zugeschrieen: du wirst die erste Frau in der Gasse sein!"

„Red' weiter," sagte der Rabbi, als sie nach diesen Worten erschöpft schwieg. Der Klang ihrer Stimme, das Seltsame ihres Geständnisses, Alles überkam den Rabbiner mit so fremdartiger Gewalt, daß er wie festgebannt von einem Zauber ihr zuhörte.

„Was soll ich weiter reden, Rabbi?" begann sie wieder. „Ich bin niemals eine Lügnerin gewesen, weder als Kind, noch später, und doch ist's mir während meines ganzen Brautstandes gewesen, als gehe mir eine große starke Lüge auf allen Schritten und Tritten nach; ich hab' sie überall um mich gesehen ... Aber erst heute, Rabbi, wie ich unter der Chuppe gestanden bin, und er seinen Ring vom Finger genommen hat und hat ihn an meinen gegeben, und wie ich dann tanzen mußte auf meiner eigenen Hochzeit mit dem, den ich erst jetzt recht als die Lüge erkannte und ... wie sie mich dann fortgeführt haben —."

Als dieses schamvolle Geständniß den Lippen der jungen Frau entglitten war, stöhnte sie laut auf und ließ dann den Kopf noch tiefer auf die Brust herabsinken. Der Rabbi betrachtete sie schweigend. So sprach Keine, deren Sinne nicht klar waren, so klagte sich nur ein in seltsamer Befangenheit schwebendes, aber ein sich bewußtes Gemüth an!

Es war nicht Mitleid, daß er mit ihr fühlte; weit eher war es ein Hineinleben in die Lage dieses Weibes; trotz der abgebrochenen undeutlichen Erzählung war dem Rabbi Alles

klar. Die Flucht aus dem väterlichen Hause, in dieser Stunde und um eines solchen Anlasses wegen, bedurfte auch keiner Erläuterung.

„Ich hab' dich verstanden, mein Kind," wollte er sagen, aber er brachte dafür nur die Worte heraus: „Red' weiter, Veile."

Das junge Weib wandte sich jetzt um; noch hatte er ihr Antlitz nicht gesehen; die goldene Hochzeitshaube mit den schattenden Spitzen hing tief herab.

„Hab' ich denn nicht schon Alles geredet?" rief sie mit einem Anfluge von Hohn.

„Alles?" wiederholte der Rabbi sich fragend. In der That sprach er nur so aus Verlegenheit.

„Red' du jetzt!" rief sie mit einem Male leidenschaftlich wild, „was soll ich thun?"

„Veile!" schrie der Rabbi, den erst jetzt diese vertrauliche Ansprache mit Entsetzen erfüllte.

„Red' du jetzt!" rief sie, und ehe der Rabbi es hindern konnte, hatte sich das junge Weib zu seinen Füßen geworfen und umfaßte seine Knie. Bei der heftigen Bewegung war die goldene Hochzeitshaube von ihrem Kopfe gefallen, und ihr Antlitz ward dadurch frei, ein Antlitz von merkwürdiger Schönheit.

So blendend wirkte dieser Anblick auf den jungen Rabbi, daß er die Augen, wie von einem jähen Blitzscheine getroffen, mit den Händen bedecken mußte.

„Red' jetzt," rief sie, „was soll ich thun? Meinst du, ich bin fortgegangen aus dem Haus meiner Eltern, um ohne Rath wieder dahin zurückzugehen? Du mußt mit mir reden und kein Anderer auf der Welt. Sieh' mich an! Ich habe noch mein ganzes Haar behalten wie es mir Gott gegeben hat, es hat

keine Scheere darauf kommen dürfen. Meinem Manne hätte ich den Gefallen thun sollen? Ich bin nicht sein Weib, ich will nicht sein Weib sein! Red', red', was soll ich thun?"

„Steh' auf, steh' auf!" rief der Rabbi, aber sein Ton war gebrochen, er klang fast schmerzlich.

„Erst rede!" schrie sie, „ich steh' nicht eher auf!"

„Wie kann ich reden?" rief er fast unhörbar.

„Napthali!" schrie das junge Weib auf.

Da taumelte aber der Rabbi hinweg, es flammte wie lauter Licht in der Stube und vor seinen Augen. Ein schriller Ton, wie wenn ein an schmerzhafter Wunde Leidender von rauher Hand daran gefaßt wird, entrang sich seiner Brust. In der hastigen Bewegung nun, mit der sich der Rabbi von dem jungen Weibe losriß, das seine Knie umfaßt hielt, geschah es, daß sie mit dem Kopfe schwer auf den Boden fiel.

„Naphtali!" rief sie noch einmal.

„Schweig', schweig'!" stöhnte der Rabbi und hielt beide Hände in das Gesicht gepreßt.

Und noch einmal rief sie diesen Namen, aber nicht im Tone des Schmerzes; es klang etwas hindurch, was zugleich jauchzte und weinte, und wieder rief er entgegen: „Schweig', schweig'," aber diesmal so gebieterisch und bezwingend, daß das junge Weib wie gebannt am Boden lag und mit keinem Laut sich zu verrathen wagte.

Da ging der Rabbi in heftiger Bewegung in der Stube auf und ab. Es mochte ein Schweres und Furchtbares sein, das in seiner Brust stritt. Oft war es der am Boden Liegenden, als hörte sie ihn aus tiefster Seele seufzen! — dann mäßigte sich sein Schritt. Aber es währte nicht lange, so mochte ihn der schwere Kampf wieder überwältigt haben; — sein Schritt behastete sich dann und hörbar scholl er durch die

nächtlich stille Stube. — Mit einem Male näherte er sich dem jungen Weibe, das in seiner Lage noch kaum zu athmen schien. Er blieb vor ihr stehen — und wer in diesem Augenblicke in das Antlitz des Rabbi hätte blicken können, würde vor dessen Ausdruck von Schauder erfaßt worden sein. Es lag eine merkwürdige Ruhe darauf — die Ruhe eines niedergeworfenen Kampfes.

„Hör' mich jetzt an, Veile," begann er langsam, „ich will mit dir reden."

„Ich höre, Rabbi," flüsterte sie.

„Hörst du mich aber gut?"

„Rede nur," sprach sie.

„Willst du aber auch thun, was ich dir vorschlagen werde? Wirst du dich dagegen nicht auflehnen? Denn ich werde dir etwas sagen, was dich sehr erschrecken wird."

„Alles, was du redest, Rabbi, will ich thun! nur rede!" rief sie.

„Willst du schwören?"

„Ich will!" stöhnte sie.

„Schwöre noch nicht," rief er, „bis du mich angehört hast. Ich will dich nicht gezwungen haben."

Diesmal antwortete sie nicht.

„Hör' mich also an, Veile, Tochter Ruben Klattauer's,' begann er nach einer langen Pause, „du hast eine doppelt Sünde auf deiner Seele, und jede ist groß und stark genug daß sie nur durch schwere Buße ausgelöscht werden kann. Zuers hast du dich von Gold und Silber lassen blenden, und has dein Herz zu einer Lüge gezwungen. Mit der Lüge hast d einen Mann betrügen wollen, und er hat dir doch sein Alle anvertraut, indem er dich zu seinem Weibe genommen hat Eine Lüge ist aber eine große Sünde . . Ströme Wassers könne

sie nicht ertränken; denn sie macht den Menschen falsch und niedrig vor sich selbst, und das Schlechteste, was auf der Welt jemals gelebt hat, ist durch eine Lüge entstanden. Das ist die eine Sünde!"

„Ich weiß, ich weiß," schluchzte das junge Weib.

„Hör mich jetzt weiter an," begann der Rabbi wieder nach einer Weile mit unsicherer Stimme, „du hast noch eine zweite Sünde begangen, und die ist größer als die erste ... Du hast nicht nur deinen Mann belogen, du hast noch einen zweiten Menschen unglücklich gemacht. Du hättest reden können und hast nicht geredet ... Sein Lebensglück, sein Licht und seine Freude hast du einem Menschen genommen und hast nicht geredet. Was kann derjenige jetzt thun, nachdem er weiß, was ihm verloren gegangen ist?"

„Naphtali!" rief das junge Weib.

„Schweig', schweig', und laß den Namen nicht mehr über deine Lippen kommen," schrie er heftig, „deine Sünde wächst und schwillt an, je mehr du ihn aussprichst ... Warum hast du nicht geredet, als du hättest reden können? Das kann dir Gott so leicht nicht verzeihen! Verschweigen, ersticken in sich, was einen Menschen glücklicher gemacht hätte, als den mächtigsten König! .. Damit hast du ihn mehr als blos unglücklich gemacht! Der Mensch wird nie mehr die Lust in sich tragen, glücklich zu werden. Veile, das kann dir Gott im Himmel nicht verzeihen!"

„Schweig', schweig'," wimmerte das unglückliche Weib.

„Nein, Veile," sagte er mit tönender Stimme, „laß mich jetzt reden. Du willst ja, daß ich reden soll! Hör' mich an! Für die Sünde, für die doppelte Sünde, die du auf deiner Seele trägst, mußt du eine starke Buße über dich nehmen. Gott ist langmüthig und gnädig; er wird vielleicht auf dein

Elend herabsehen, und wird dann die Sünden aus dem großen Schuldbuch streichen. Aber eine Buße mußt du über dich nehmen. Hör' mich an, worin sie bestehen soll."

Der Rabbi hielt inne; er wollte das Schwerste aussprechen, das je über seine Lippen gekommen war.

„Du hast geschwiegen, Veile," rief er dann, „als du hättest reden sollen. Sei von nun an stumm für alle Menschen, und für dich selbst. Von dem Augenblicke an, wenn du aus diesem Hause heraustrittst, bis daß ich dir es erlauben werde, mußt du stumm sein, darf kein lautes Wort aus deinem Munde kommen! Willst du diese Buße über dich nehmen?"

„Alles, was du sagst, will ich thun!" schluchzte das junge Weib.

„Wirst du die Kraft dazu haben?" fragte er milde.

„Ich werde stumm sein wie eine Todte," rief sie.

„Und noch Eines habe ich dir zu sagen," begann er wieder. „Du bist jetzt das Weib deines Mannes! Gehe nach Hause und sei ein jüdisch Weib!"

„Ich versteh' dich," rief sie weinend.

„Geh' nach deinem Hause und bringe Ruhe deinen Eltern und deinem Manne. Es wird eine Zeit kommen, da wirst du reden dürfen, da wird die Sünde von dir weggenommen sein! bis dahin trage, was dir ist auferlegt worden."

„Darf ich Eines noch reden?" rief sie und hob den Kopf auf.

„Rede!" sagte er.

„Naphtali!"

Der Rabbi fuhr mit der einen Hand nach den Augen mit der andern winkte er ihr, daß sie einhalten solle. Sie aber ergriff diese Hand, und zog sie an ihren Mund, heiße Thränen fielen darüber.

„Geh' jetzt," rief er gebrochen in seinem innersten Wesen.

Sie ließ nun diese Hand los. Der Rabbi hatte den Leuchter ergriffen, sie aber war ihm rasch vorübergegangen und glitt durch die dunkle Hausflur. Die Thür war unverschlossen geblieben. Der Rabbi schob den Riegel vor.

—

Unbemerkt, wie sie entkommen war, gelangte Veile wieder in das väterliche Haus zurück. Die Gasse war leer und todtöde; die sie suchten, waren überall zu finden, nur nicht da, wo sie die Entwichene zuerst hätten suchen sollen. Ihre Mutter Selde saß noch immer auf demselben Stuhle, in den sie vor einer Stunde gesunken war; das Entsetzen hatte sie wie gelähmt und sie vermochte sich nicht zu erheben. Welch einen merkwürdigen Gegensatz zu der Freude, die hier geherrscht, bildete nun diese Hochzeitsstube in ihrer Dunkelheit und diese Mutter darin! Als nun Veile jetzt eintrat, schrie die Mutter nicht auf, es fehlte ihr die Kraft hierzu. Sie sagte nur: „Kommst du endlich, meine Tochter!" als wenn Veile von einem etwas zu langem Spaziergange heimgekehrt wäre. Aber als das junge Weib auf diese und ähnliche Fragen nicht antwortete, und endlich durch eine Geberde bemerkbar machte, sie könne nicht reden, da gewann das Entsetzen in dieser unglückseligen Mutter neue Kraft und ihr Jammer durchtönte das ganze Haus. Ruben Klattauer und der Mann Veile's, die jetzt von nutzlosem Suchen heimkamen, erfuhren mit Grauen die Veränderung, die mit Veile vorgegangen. Sie, als Männer, jammerten nicht; sie starrten das junge stumme Weib mit weit aufgerissenen Augen an, und sahen da eine Erscheinung, über die Gottes Heimsuchung in unbegreiflicher Weise ergangen war..

Von dieser Stunde begann die schreckliche Buße des jungen Weibes.

Wunderbar war der Eindruck, den der schreckliche Zustand Veile's auf die Leute in der Gasse hervorbrachte. Die mit ihr am Hochzeitsabend getanzt hatten, erinnerten sich erst jetzt ihrer Aufregung; Vielen kam erst im Nachdenken ihr verstört wildes Wesen in den Sinn. Das müsse ein „böses Auge" gewesen sein, folgerte man, ein neidisches böses Auge, dem ihre Schönheit verhaßt war; dies allein hatte den Geist der Unruhe in sie geworfen. Sie war durch die böse Macht in die Nacht getrieben worden, ein Spiel tückischer Gewalten, die auf Schritt und Tritt dem Menschen, namentlich bei solchen Gelegenheiten nachgingen! Gott der Lebendige wisse, was sie in jener Nacht „gesehen" haben müsse, Gutes nicht, denn davon werde man nicht stumm! Alte Sagen und Geschichten tauchten auf, eine grauenhafter als die andere, und Beispiele, daß solche Dinge nicht neu waren in der Gasse, kamen zu Hunderten auf. Trotz dieser Deutung blieb es merkwürdig, daß die Leute das junge Weib nicht für stumm hielten; man glaubte allgemein, ihre Sprache sei nur in Folge eines ungeheuren Schreckens gelähmt worden, aber es werde eine Zeit kommen, da werde sie mit einem Male wieder zu reden anfangen. In dieser Voraussetzung nannte man sie: Veile, die Schweigerin.

Es giebt eine menschliche Beredsamkeit, die stärker und bezwingender ist, als die lautesten Worte und als wohlgefügte Rede — das Schweigen der Frauen! Das Kleinste, Geringste können sie oft nicht verwinden, aber den großen, nagenden Schmerz ihrer Seelen, das wühlende Siechthum beständigen Entsagens und Opferns verhalten sie in sich mit stummen Lippen, — nicht anders, als wären sie mit eisernen Reifen umschlossen.

Es wäre schwer, das ganze „schweigende" Leben des jungen Weibes in seinem Verlaufe zu erzählen, es ist beinahe unmöglich, mehr als einen Zug davon aufzuzeichnen. Veile folgte ihrem Manne ins Haus, in jenes glänzende, von Gold und Silber strotzende Haus, um dessentwillen sie geblendet worden war. Sie war wirklich die „erste" Frau in der Gasse, sie hatte Alles in Hülle und Fülle und die Leute fanden sogar ihren Zustand minder beklagenswerth. „Muß man denn Alles beisammen haben?" hieß es zuweilen in der „Gasse," — „der Eine hat Dies, der Andere Jenes." Dem Anscheine nach hatten die Leute auch recht: Veile blieb das schöne, blühende Weib; keinen einzigen Reiz hatte die Buße des Schweigens von ihr genommen. Ja, so glücklich war das junge Weib, daß es die Schwere dieser Buße gar nicht zu empfinden schien. Veile konnte lachen und sich freuen — dennoch vergaß sie nie zu schweigen! Aber diese anscheinend glücklichen Tage waren nur geschickt, um die rechte Zeit der Prüfungen und Versuchungen herbeizuführen. Leicht war es ihr am Anfang gemacht worden, schwer sollte die Mitte und das Ende sein. Ihre Ehe war in den ersten Jahren kinderlos. „Es ist gut," sagten die Leute in der Gasse, daß sie keine Kinder hat, und Gott hat das ganz fein eingerichtet. Eine Mutter, die mit ihrem Kinde nicht reden kann, — wäre das nicht zu schrecklich?" Da genas sie eines Tages, Allen unerwartet, eines Mädchens. Und als das holde neue Leben, das sie in ihrem Schooße getragen, an ihre Brust gelegt wurde, und die ersten Laute aus seinem Munde ihr entgegendrangen, — jene namenlos beredte Sprache eines Unmündigen — sie vergaß sich nicht und — schwieg!

Sie schwieg auch, als das Kind in immer freudigerer Schönheit vor ihren Augen aufblühte, und hatte keine Sprache für dasselbe, mochte es in überquellender Zärtlichkeit die zarten

Arme ihr entgegenstrecken, — mochte es im brennenden Fieber nach der Hand der Mutter suchen. An seinem Bette wachte sie Tage ja Wochen lang, — der Schlaf kam nicht über sie, — aber ihrer Buße blieb sie stets eingedenk.

Jahre waren verflossen. In ihren Armen trug sie ein anderes Kind, einen Knaben! Groß war die Freude des Vaters gewesen; das Kind trug den Stempel der Schönheit seiner Mutter. Blühend wuchs es heran, gleich seiner Schwester, — die mächtigste, reichste Frau, meinten die Leute, könnte stolz auf solche Kinder sein. Veile war auch gewiß stolz; aber niemals gewann dies auf ihren Lippen einen Ausdruck, und wofür Mütter in ihrer Freude oft nicht Worte genug finden, dafür blieb sie stumm, und wie auch manchmal ihr Antlitz leuchtete und glänzte, . . niemals verlor sie die Gewohnheit des auferlegten Schweigens.

In ihrem Geiste mochte sich der Gedanke gefestigt haben, daß das kleinste Uebertreten ihrer Buße von Fluch für ihre Kinder begleitet sei. Mütter werden es begreifen, — besser als jeder andere es kann, — was diese Mutter unter dem Opfer ihres Schweigens litt!

So war ihr ein Theil jener Jahre entschwunden, die wir als die besten zu bezeichnen pflegen. Noch blühte sie in ihrer merkwürdigen Schönheit, ihre jungfräuliche Tochter war neben ihr nur wie die Knospe neben der reifen Rose. Schon fanden sich auch aus Nah und Fern Bewerber ein, die zu dem schönen Mädchen auf die „Beschau“ kamen. Es waren meist treffliche junge Männer, und jede Mutter konnte sich rühmen, wenn sie gerade ihrer Tochter sich genaht hätten. Auch damals brach Veile ihre Buße nicht; ihr war jene gesprächige Geschäftigkeit nicht gestattet, mit der Mütter bei solchen Gelegenheiten die Vorzüge ihrer Töchter ins hellste Licht zu setzen wissen. Auf

einen der trefflichsten Bewerber war die Wahl gefallen; es war ein Paar, wie man es in solcher Schönheit und Anmuth niemals in der Gasse gesehen hatte. Da schlich, wenige Wochen vor der bereits anberaumten Hochzeit, eine tückische Krankheit herbei, die damals über den größten Theil des Landes Trauer und Angst verbreitete. Namentlich junge Mädchen fielen ihr als Opfer, an dem alten und schwachen Leben ging sie zumeist höhnend vorüber. Auch Veiles Tochter ward davon ergriffen; — noch ehe drei Tage vergingen war eine Leiche im Hause — die Braut!

Auch damals brach Veile ihre Buße nicht. Wohl stieß sie, als man die Leiche auf den „guten Ort" hinaustrug, einen Schmerzensschrei aus, der den Leuten noch lange hernach in der Seele nachklang — wohl rang sie verzweiflungsvoll die Hände — aber Niemand vernahm eine gesprochene Klage; ihre Lippen schienen für immer verstummt. Damals war es auch, daß der Rabbi in den sieben Tagen der Trauer, die sie sitzend auf einem niederen Schemel zubrachte, zu ihr kam, um ihr den üblichen „Trost der Todten" zu bringen. Aber er sprach nicht zu ihr; nur an ihren Mann wandte er seine Rede. Sie selbst wagte nicht aufzublicken . . . nur als er sich zum Fortgehen anließ, schaute sie auf. Da begegnete sie dem Blicke des Rabbi . . . aber er ging ohne Gruß hinfort.

Seit dem Tode der Tochter war Veile's Wesen innerlich gebrochen. Was man selbst in ihren Jahren noch Schönheit nennen konnte, das war binnen wenigen Tagen verblichen. Ihre Wangen waren hohl geworden, ihre Haare ergraut. Die Leute, die zu ihr kamen, wunderten sich, wie sie nach einem solchen Schlage noch bestehen, wie ihr Leben noch zusammenhalten konnte. Sie wußten nicht, daß jenes Schweigen ein eisernes Band war, das die erschlafften Geister gewaltig um-

faßt hielt. Dazu hatte sie noch einen Sohn, an den sich ihr ganzes Sein, wie an ein Letztes und Theuerstes klammerte.

Der Knabe war dreizehn Jahre alt. Schon jetzt sprach man auf Meilen weit von seiner Gelehrsamkeit in den heiligen Schriften; er war der Schüler des Rabbi gewesen, der ihn mit einer Liebe und Zartheit behandelte, als wäre er dessen eigen Kind. Der Rabbi hatte dem Knaben eine große Zukunft vorausgesagt; er sei ein merkwürdiges Kind von so großen Anlagen, wie sie noch selten da gewesen. Nun sollte der Knabe nach Ungarn zu einem der berühmtesten Lehrer seiner Zeit, um unter dessen Leitung und Unterricht das Tiefste der heiligen Wissenschaft zu ergründen. Jahre konnten vergehen, bis sie ihn wiedersah, vielleicht auch, daß sie ihn niemals wiedersah; aber Veile entließ den Knaben aus ihren Armen; — sie sprach keinen Segensspruch über ihn, als er ging; — nur ihre Lippen zuckten vor stummem Schmerze.

Lange Jahre waren vergangen, da war der Knabe aus der Fremde zurückgekehrt, — ein hochgewachsener, herrlicher Jüngling. Als Veile ihren Sohn wieder um sich hatte, blühte ein Lächeln an ihrem Munde auf und für Augenblicke war es zuweilen, als habe ihre ehemalige Schönheit einen zweiten Frühling erlebt. Groß war der Ruf, der von der außerordentlichen Begabung ihres Sohnes vorausgeeilt war; wo er sich zeigte, hing man mit Wohlgefallen an der edlen Gestalt und bewunderte das bescheidene Wesen neben so großem Wissen.

Am nächsten Sabbat sollte der kaum zwanzigjährige Talmudjünger in der Synagoge die ersten Proben dieser hohen Begabung ablegen.

Kopf an Kopf standen die Leute in dem weiten Gotteshause; durch die Gitter der „Weiberschul“ blickten die Frauen mit neugierigen Augen hinab in das dichte Gewühl. Veile saß auf

einem der vordersten Plätze; sie konnte Alles sehen, was da unten vorging. Tiefe Blässe lag auf ihrem Antlitz; aller Augen waren auf sie gerichtet, — die Mutter, die einen solchen Tag ihres Sohnes erleben konnte! Veile schien aber nichts zu bemerken, was vor ihr sich ereignete; eine Mattigkeit, wie sie in ihren größten Leiden sie nicht empfunden hatte, lag in ihren Gliedern: es war, als müßte sie während der Rede ihres Sohnes schlafen. Doch kaum hatte dieser die Treppe vor der Thoralade betreten, kaum waren seine ersten Worte ertönt, als eine merkwürdige Veränderung in ihren Gesichtszügen vorging. Ihre Wangen färbten sich; sie richtete sich auf; alle ihre Lebensgeister schienen im Aufruhr. Ihr Sohn sprach indessen da unten; sie hätte nicht sagen können, was er gesprochen. Sie hörte nicht ihn, — sie vernahm nur das bald leise, bald laute Beifallsgemurmel, das aus der „Männerschule" zu ihr hinaufdrang. Die Leute staunten das hohe Wesen des Redners, seine klangvolle Sprache und sein mächtiges Wesen an; — wenn er in einzelnen Pausen inne hielt, um zu ruhen, war es, als ob man in einem vom Sturme erfaßten Walde sich befände. Sie konnte dann einzelne Stimmen vernehmen, die laut verkündigten, so Einen habe man noch nie gehört. Ihr zur Seite weinten die Frauen, nur sie selbst vermochte es nicht. Ein stechender Schmerz drang ihr aus der Brust zu den Lippen, — Gewalten wurden in ihr rege, die mit Kraft nach einem Ausgang suchten. Die ganze Synagoge erscholl von brausenden Stimmen; ihr aber war es, als müßte sie alle diese Stimmen übertönen. Da, ihr selbst unbewußt, schrie sie in dem Augenblicke, wo ihr Sohn geendigt hatte, indem sie sich heftig gegen das Gitter warf:

„Gott! Lebendiger! soll ich denn noch nicht reden!"

Todtenstille folgte auf diesen Aufschrei; — man hatte all=

gemein die Stimme als die der „Schweigerin“ erkannt. Es war ein Wunder geschehen! —

„Red', red',“ erscholl jetzt die laute Gegenrede des Rabbi unten in der Männerschule, — „du darfst jetzt reden.“

Aber es erfolgte keine Antwort. Veile war in ihren Sitz zurückgesunken, beide Hände gegen die Brust gepreßt . . . Als die Frauen, die ihr zur Seite saßen, sich erschrocken umsahen, fanden sie die Schweigerin ohnmächtig. — Sie war aber todt. — Die Entsiegelung ihrer Lippen war ihr letzter Augenblick. —

Lange Jahre darauf starb der Rabbi. Auf seinem Todtenbette erzählte er den Leuten, die um ihn standen, die seltsame Buße Veile's. — Jedes Mädchen in der „Gasse“ kennt die Geschichte von der „Schweigerin.“ —





Der Rin.

Auf schwanker Woge schwimmt jenes sonderbare Wesen einher, das wir Glück nennen. Von Allen gesehen, an Allen vorübergleitend, oft so nahe, daß es ein zarter Lufthauch wegzuwehen droht, ist es doch nur Einer, an den es kommt. Wie man das Fischlein im Wasser berücke, daß es der Angel folgt, das Vöglein im Walde umgarne, daß es nicht entrinnen kann, dem Wilde nachstelle, daß es dem schlauen Menschen zur Beute werden muß — das erzählen wunderbarer Weise Bücher auf Bücher, und wer es besser versteht, ist der Meister! Aber wie man jenem sonderbaren Wesen den Weg verrammt, daß es stehen und sich halten lassen muß, kann nicht gelernt werden; keine Kunst offenbart, wie sich das Glück fangen läßt. Tausende stehen am Ufer, sehen es mit leiblichen Augen, greifen danach, wie sie nach dem Messer greifen; denn tausendfältig und tausendgestaltig, wie der Menschen Seele und Sinn, spricht sich die Art aus, wie sie das Glück erzwingen. Der wirft sich mit weit ausgestreckten Armen in die hochgehende Fluth und will sehen, wer stärker sei: die Welle oder seine Kraft. Der Andere

scheut solche Mühe; in sich gebückt, unscheinbar, furchtsam, in steter Sorge, es könnten ihn Augen erblicken, die nicht zu schweigen verstehen, tritt er leise auf, lugt nach allen Seiten und das Glück ist sein, bevor der starke Schwimmer es noch erreicht hat.

Wenn die Menschen erzählen wollten und dürften, wie jeder von ihnen an das Glück herangekommen: der Eine mit heiler Haut, der Andere zerschlagen und abgeworfen, man hörte dann Geschichten, wie sie noch nie gehört wurden. Aber nicht nur den muthigen Schwimmer und Jäger müßte man erzählen lassen, die aller Künste voll sind und mit Freikugeln und Freiangeln umzugehen wissen, vielmehr den still in sich gebückten, scheinlos Dahinwandelnden, dem Niemand es abfragen will, warum zuweilen ein so leuchtender Glanz aus seinen Augen fällt, warum ein so eigenthümlich vergnügtes Lächeln manchmal um die Lippen spielt. Mit einem Worte: — einen „Min."

Es ist doch gut, daß Jeder ein „zu Hause" hat, und wahrhaftig, nicht grade darum, um damit seine „Gemeindezuständigkeit" aufweisen zu können. Aber bei mir zu Hause, in Böhmen, werden die Leute sogleich wissen, was so ein „Min" zu bedeuten hat, und ich habe ihnen so gut als gar keine Erklärung zu geben. Wie viel besser ist das, als die Andern erst auf ein vielleicht nicht befriedigtes Warten vertröften zu müssen!

In der langen und ziemlich gedehnten Gasse, die sich vom „Ring" bis zum „Wasser" hinabzieht, hart am äußersten Ende derselben, steht ein altes, einschichtiges Haus. Es ist eines jener Bauwerke aus einer ferne liegenden Zeit, in der die „Baupolizei" noch nicht den Maurer auf Kosten des Zimmermanns begünstigt hatte. Das Haus ist nämlich ganz aus roher Balken zusammengezimmert, zwischen deren Fugen der gelb

Lehm allein beweist, daß hier nicht ausschließend die Art gewaltet. Drei weitschattige Nußbäume stehen davor. Wer sie gepflanzt? wer überhaupt das Haus gebaut hat? Für die Leute in der Gasse wäre das eine müßige Frage gewesen; sie wußten nur das Eine, daß in dem Hause immer „einerlei" Menschen gewohnt hatten; es hatte für sie keine Geschichte. Seit undenklichen Zeiten nämlich war Jeder, der aus diesem Hause kam, von dem Knaben an, der sich am Trenderlspiel ergötzte, bis zum Greise herab, den der Todesengel in merkwürdiger Vergeßlichkeit stehen gelassen hatte, denn sie wurden in diesem Hause alle sehr alt, also Alles und Jedes, was da drin lebte und webte, selbst die Frauen mit eingeschlossen, war den Leuten — ein „Min." Wenn sich einmal die Maschen eines Zunamens um eine Familie gelegt, dann gehört die Riesenstärke himmlischer Geister dazu, ein solches Netz zu zerreißen. Unsichtbar über allen Lagen und Verhältnissen des Lebens hängt und schwebt es, um alles Thun schlingt es sich, klammert sich an Leib und Seele, begleitet den Kommenden und den Gehenden, das Geborene und das Sterbende. Das stärkste Schiffstau ist dagegen ein dünner Spinnfaden im Sturme. Ein solches Netz war über jenes Haus geworfen . . . es hieß eben „Min."

Es wäre schwer zu sagen, was Alles in dem engen Rahmen dieser wenigen Laute liegt. Vor Allem meinen die Leute in der Gasse darunter einen stillen Menschen ohne Schein und Bedeutung, ohne das geringste Geltendmachen seiner Person, Einen, der auf der geradesten Straße, wo ihrer zehn Raum haben, ausweicht, damit der Nachbar nur nicht beengt und am Ellenbogen gestreift werde. Das hätte den Leuten noch gefallen; denn wo wird Einer gefunden, dem es nicht fast stolz ans Herz greift, daß sich der Andere niederer dünkt als er selbst? Dazu gehört das volle und ganze Wissen vom eigenen

Menschthum, wenn das anders sein sollte, als es wirklich ist. Was aber die Leute nachtrugen jenem Hause war eben gerade, daß jeder darin . . ein „Min“ war. Hinter jener Stille und Bedeutungslosigkeit, meinten sie, lag etwas Lauerndes und Versteckes; man müsse immer auf seiner Hut sein, könne sich mit ihnen nicht tief einlassen, nie wisse man, wie das endige, ob im Guten oder im Bösen. So durchscheinend die Lebensverhältnisse in der „Gasse“ gewöhnlich sind, so sehr auch Alles vor Aller Augen liegt, was man doch nicht verbergen kann — von jenem Hause konnte man das nicht sagen. War Wolf „Min“ reich? ging es ihm gut? Man sah keine Regsamkeit, man hörte keinen Lärm, der weder das Eine noch das andere behaupten ließ. Der „Min“ blieb sich immer gleich. Die drei alten, weitschattigen Nußbäume, die vor dem Hause ein so undurchdringliches Grün ausbreiteten, wer hatte sie gepflanzt? Wahrscheinlich der, der das Haus gebaut, und schon er war ein „Min!“ Und warum ließ sie der Sohn, und wieder der Sohn dieses Sohnes stehen? Etwa, weil sie so gute Früchte gaben? Es kam nicht der zehnte Theil davon auf den Tisch und in die Tasche des Hauses; Koppel Friedmann's Sohn, das wilde „Davidl,“ der jetzt nach den letzten Berichten aus Amerika „Mayor“ in einer Stadt am Ohio ist (das wilde Davidl!) schlug sie herab, wenn sie noch in der grünen Hülle steckten. Also nicht darum, sondern weil „sie“ nicht wollten, daß man ihnen durch die Fenster sehe. Die Welt hätte dann erfahren, wie Wolf „Min“ und seine Familie innerhalb seiner vier Wände lebe!

Von jener katzenartigen Stille im Auftreten, die man den „Mins“ besonders nachtrug, müssen wir nur Etwas erzählen. Es war wirklich merkwürdig, wie lautlos, gleichsam in geölten Thürangeln, sich ihr ganzes Thun und Treiben bewegte

Man konnte mit Bestimmtheit voraussagen, wenn Wolf einen neuen Rock anzog, oder wenn sein Weib, die fast noch stillere „Perl" in einer neuen Haube erschien. Es geschah dies nur am ersten Tage des Osterfestes, sonst nie. Da verschwand aber dieser ungewöhnliche Glanz in dem von allen Andern in der Gasse zur Schau ausgestellten, er verletzte Niemanden und that Niemanden wehe. Diese Selbstverläugnung erstreckte sich auch sonst auf jeden Tritt und Schritt. Bei Gemeindewahlen nahm Wolf „Min" jene Stellung ein, die man in dem neuesten Hochdeutsch das „Centrum" oder in der Sprache des Ghettos — „den Min" nennt; er hielt sich weder zur Rechten noch zur Linken und am liebsten war es ihm, wenn er gar nicht mitzustimmen brauchte. Trotzdem ereignete sich einmal Etwas, was in dem Andenken der „Gasse" noch lange leben wird. Man sagt, daß es Koppel Friedmann gewesen, eben derjenige, dessen wildes „Davidl" jetzt Mayor in Amerika am Ohio ist, der im Geheimen eine so ungeheure Thätigkeit entwickelte, daß bei einer Gemeindewahl sich die Mehrheit der Stimmen für Wolf „Min" aussprach. Mit einem Male sah sich das balkengezimmerte Haus hinter den drei Nußbäumen von einem Glanze umflossen, von dem es nie geträumt. Was Koppel Friedmann bewirkt, war freilich nur zum „Spaß" geschehen, er wollte nämlich das Experiment versuchen, wie sich so ein „Min" in dem neuen Wirkungskreise ausnehmen würde, — aber das machte die Wahl nicht rückgängig.

An demselben Tage soll aus dem Hause der „Mins" ein lang gezogenes schmerzliches Weinen erklungen sein, wie man es von dort nie vernommen. Wer aufmerksamer hinter die Nußbäume sah, konnte sogar den Schatten der sonst so stillen Perl in heftiger Bewegung die Stube auf- und niederwandelnd sehen, die Hände gerungen, hie und da auch heftig weinen

hören. Dazwischen konnte man die fast bittend klagende Stimme Wolf's vernehmen, der diesen Jammer zu beschwichtigen schien. Es war das erste Mal, daß das Haus der „Mins" in eine so traurige Bedeutsamkeit trat; es war Allen, als tönte Perl's Weinen durch die ganze Gasse. Alles fragte sich: „Perl, Wolfs Frau kann also auch weinen? So ist er also doch nicht der Min, für den man ihn gehalten hatte?" Andere sagten wieder: „Hätt' man nicht darauf geschworen, in Wolf „Mins" Hause geht's wie bei Gott im Himmel zu, vor lauter Herzfreud und Händedrücken? Jetzt sieht man, wie es bei ihnen zugeht."

Nur Wenige ahnten den richtigen Zusammenhang zwischen Perl's Thränen und — der Gemeindewahl. Aber am andern Tage ließ Wolf erklären, er könne die auf ihn gefallene Würde nicht annehmen, er bedanke sich dafür und lieber bezahle er die ihm auferlegte Strafe, als daß er sich eine Last auferlege, für die seine Kräfte nicht gewachsen seien.

„Der Min," hieß es nun, „der Min!"

Jemand, der dieser Geschichte und noch anderen aus der „Gasse" sehr nahe steht, war zugegen, als am Abende desselben Tages nach „Schul" das wilde „Davidl" einen ziemlich blöde aussehenden Jungen fragte:

„Kobi! warum hat denn dein Vater die „Gabbe"stelle (Kassirer der Gemeinde) nicht angenommen?"

„Es wäre ihm eine zu große Last gewesen," sagte der Knabe mit merkwürdigem Augenspiel. „Warum soll er sich für nichts und wieder nichts eine Last auflegen? er hat „so" genug zu tragen."

Diese Antwort machte offenbar das wilde Davidl verblüfft; doch erholte er sich bald und sagte lachend:

„Soll ich dir sagen, warum er sie nicht angenommen hat?

Weil dein Vater ein „Min“ ist, weil deine Mutter eine Min ist und du bist auch Einer!“

Der künftige Mayor in Amerika hatte Recht. Von dem jungen „Min“ wollen wir eben erzählen.

Das war ein schöner brauner Bursche mit schwarzen Haaren, kühngeschwungenen Augenbrauen, eher groß als klein, dabei von gedrungener, fester Gestalt, die er aber durch lange Gewohnheit etwas „heraus,“ d. h. gebückt trug, so daß man ihn für klein gelten ließ.

Aber dafür galt „Kobi“ nur auf der Gasse und unter den Leuten; wenn er aber über die Schwelle seines Hauses trat, reichte er fast bis zur Blätterkrone eines der Nußbäume hinauf. Ueberhaupt hielt man nicht viel von ihm; den Meisten erschien er blöde und nichts heißend. Ein schön bemaltes Stück Fleisch, sagte man von ihm, aber was dahinter steckt, ist nicht viel werth. Immer jedoch giebt es Leute, die mit schärferen Augen versehen sind als die anderen und so kann es uns nicht befremden, wenn der Vater des wilden „Davidls,“ Koppel Friedmann, schon frühzeitig das Urtheil über „Kobi“ fällte: „Ihr werdet sehen, das Jüngel wird sich ganz auf Wolf „Min“ hinauswachsen; heißt mich einen Lügner, wenn der nicht ein noch ein größerer „Min“ wird, als sie alle zusammen sind.“

Es ist merkwürdig, wie solch ein Ausspruch, wenn er halbwegs ein Recht zum Leben hat, sich an dieses Leben klammert und immer höher und höher schwillt. Als „Kobi“ vierundzwanzig Jahre alt geworden war, stand das Urtheil der schärf-

sichtigen „Gasse" fest; es lautete grade so wie bei Koppel Friedmann.

Nur zwei Personen gab es in der Welt, die, wie sich von selbst versteht, in dieser Hinsicht anderer Meinung waren. Es waren dies Kobi's Eltern selbst. Ihnen war der Sohn in seinem ganzen Wesen eben recht; leuchtete ihnen doch ihr eigenes daraus entgegen. Was die Leute bespöttelten und verlachten, das war ihnen ja selbst eigen, das besaßen sie selbst. Kobi war dazu im „Geschäft" wohl erfahren, ging nicht müßig und was er ins Haus schaffte, das hatte „Hand und Fuß." Dennoch blieben auch hier die Meinungsverschiedenheiten nicht aus, selbst Wolf „Min" fand seinen Kobi zu still; er hatte ihm nicht Muth genug, er war ihm nicht „Barjin" genug, wie jene selbstständigen, auf sich und ihren Kopf angewiesenen Naturen des Ghetto's heißen, die eine Welt erobern könnten — wenn sie nicht eben der „Gasse" angehören würden!

„Hast du schon von ihm einmal gehört," hieß es in manch traulicher Stunde zu Perl, seiner Frau, „daß er auf etwas Größeres denkt? Hast du von ihm schon gehört, daß er auf die „Beschau" gehen will? So ein schöner Jung' . . gewachsen wie ein Baum und schon vierundzwanzig Jahr alt, und läßt jüngere Leute, fast Kinder gegen ihn, sich vorangehen?"

„Geh, geh'!" sagte dann jedesmal Perl darauf mit verdrießlicher Miene, „möchtest du nicht haben, er soll sich schon jetzt die Sorgen von einer Familie aufladen? Laß ihn doch sein Leben genießen, es läuft ihm nicht fort . . . und wenn ihm „Eine" bestimmt ist, so lebt sie gewiß schon."

„Das meinst du nur so," widerlegte Wolf gewöhnlich lächelnd. „Wenn ich gewartet hätte, hätte ich dich dann bekommen? Tausende wären mir zuvorgekommen."

„Spaß nur," meinte dann Perl dennoch mit einem leisen Anflug von Schamröthe, die ihr gut stand.

„Wer sagt dir, daß ich spaß'?" rief er gegen seine Natur fast heftig. „Ich sag dir, das Kind wird's zu nichts bringen. Still sein, und in der Welt kein Gelärm machen, das ist recht, und ist auch meine Natur . . aber zu still darf der Mensch nicht sein!"

„Laß ihn nur seinen Weg gehen," fiel dann Perl beschwichtigend ein. „Auf meinen Kobi laß ich nicht kommen, was auf ein Quentel geht. Du wirst sehen, in dem Jüngel steckt mehr, als du und die Welt glaubt. Still ist er, das ist wahr, aber willst du, er soll ein Flausenmacher sein, soll den „Barjin" spielen und etwas aus sich machen, was er nicht ist? Denk' daran, dein Weib hat es gesagt, aus unserem Kinde, wenn es auch jetzt sich noch nicht dazu schickt, wird Etwas werden, an was du gar nicht denkst."

„Er ist zu still," wiederholte stets Wolf, „wer gar kein Gelärm macht, von dem weiß man nicht, ob er auf der Welt ist. Er braucht ja nur die Hand auszustrecken, so giebt ihm Gitel Hann ihre Tochter mit zwei tausend Gulden und setzt ihn noch in ihr Geschäft ein."

„Das rothköpfige Vögele soll er sich nehmen?" rief Perl, der sonst jeder Spott ferne lag, mit einer Art von Hohn aus. „So lang man's denkt, ist in unserer Familie niemals ein roth' Haar angetroffen worden. Und grade bei meinem Kobi soll das anfangen? Ja, dafür ist mir doch mein Jüngel zu gut."

„Setz' ihm nur solche Sachen in den Kopf," meinte dann verdrießlich Wolf. „Du wirst noch erleben, wie er sich als „alter Jung'" wird himmelhoch freuen müssen, wenn ihn eine

alte „Mad“ oder eine Wittwe mit fünf unversorgten Kindern wird nehmen wollen. Daran denk' an mich.“

Das Mutterherz ist ein eigenthümlich Ding. Stark und todesmuthig, wie kein Held in der Schlacht, wenn es gilt, ein Kind zu vertheidigen, sei es vor wirklicher Gefahr, oder selbst vor der kleinsten Nachrede, wird es doch zaghaft, feige beinahe, wenn es die Gefahr erst ahnt. Als Perl die Zukunft ihres „Jüngels“ in solcher Weise festgestellt hörte, konnte sie sich doch eines leichten Schauers nicht erwehren; sie erschreckte sie mehr, als sie sich den Anschein geben wollte.

„Meint man nicht, wenn man dich so reden hört,“ rief sie eifernd, „unser Kobi muß sich eine große Pauke um den Leib schnallen, um damit die alten „Maden“ zusammen zu trommeln?“

„Ich sag' dir, er ist zu still,“ endigte gewöhnlich eine solche Berathung, die wie die meisten solcher Art, jeden Theil nur fester in seiner Ueberzeugung bestärkte. —

Belauscht und unbelauscht kamen solche Reden an Kobi's Ohren, aber sie machten ihn nicht lauter, und schienen ihm wenig anzuhaben. Ein Lächeln, ein Achselzucken war oft die ganze Antwort. In gutgearteten Häusern hat man vor Kindern keine Geheimnisse; man läßt sie mitrathen und mitreden, so weit dies angeht; läßt sie aussprechen, was sie drückt und bewegt, und lernt sie so frühzeitig kennen mit allen Tugenden und Unarten. Gewöhnlich wird dann ihr Sinn so ausgebildet, daß sie auf halbem Wege errathen und ahnen, was in der Eltern Seele vorgeht, woran sie nicht Theil genommen haben. So wußte Kobi jedesmal, wenn von ihm die Rede gewesen; er errieth haarscharf den Gegenstand ihrer Besprechung, aber er „machte sich davon nichts wissen.“ Kobi war ein schlauer Junge; er wußte, sein Vater würde doch nie Zwangsmittel

anwenden und wenn das rothköpfige Vögele noch zweitausend Gulden mehr hätte. Die Mutter aber stand auf seiner Seite; im bittersten Kampfe hoffte er, würde sie ihn mit dem Schilde ihrer Liebe decken. Jedermann wird wissen, was eine solche Schutzwehr in brennenden Augenblicken zu bedeuten hat; die größten Schlachten sind damit gewonnen worden.

Vielleicht wußte Kobi aber selbst nicht, warum er sich den Plänen seiner Eltern widersetzte. Wer kann in der Seele eines „Mins" deutlich lesen? Seit einiger Zeit war jedoch eine Art Waffenstillstand eingetreten; Vater Wolf ließ das zu „stille Jüngel" den Weg gehen, den es grade ging, und das rothköpfige Vögele war allmälig in den Hintergrund getreten; es war „Ruhe" in das ohnehin so ruhige Haus gekommen. —

Aber eine Zeit kam, die die stille Wunde Wolf's wieder bluten machte. Es war nämlich wieder „Cholemoed" gekommen, jene schöne Halbfesttagszeit, die zweimal des Jahres wiederkehrt, am Ostern- und Laubhüttenfest. Fröhlich, lustverheißend, mit glänzenden Schwingen gleitet sie nieder in die „Gasse," weckt Tausende von Herzen, junge und alte, Mütter mit Söhnen und Mütter von Töchtern. Aengstlich frohen Gefühles, unter Bangen und Hoffen wird sie erwartet, sieht man sie allmälig kommen. Ist sie endlich da, so ist's beinahe, als wäre unsichtbar und ungekannt ein Fürst eingezogen, zu dessen Ehren man den Stuben und Fenstern und sich selbst das schönste Feiertagskleid anzieht. Bei wem wird er einkehren? In welcher Gestalt wird er erscheinen? Manche Mutter, manch' zagendes Mädchenherz möchte das wissen, begnügt sich aber, weil sie es nicht kann, damit, die „Ausstattung" wieder und noch einmal durchzumustern; denn von Augenblick zu Augenblick kann an der Thür gepocht werden. Es ist nämlich die Zeit der „Beschau" gekommen.

Früh Morgens an diesem Tage fragte Wolf seinen Sohn so von oben aus, das eine Auge forschend auf ihn gerichtet, während das andere sich sorgfältig geschlossen hielt.

„Nun? und du, gehst du heut nirgends hin? Weißt du nicht, was heut für ein Tag ist?"

„Soll ich das nicht wissen?" warf Kobi leicht lächelnd hin. „Cholemoed ist."

„Und?" sagte Rebb Wolf und hielt dann inne.

Kobi aber ertrug diese lauernde, wie ein jäher Pfeil auf ihn gedrückte Frage; ganz gelassen sagte er:

„Nun, und was ist dann?"

„In den Gasthäusern," meinte Wolf schlau, „wimmelts heute von lauter „Gelegenheiten," es wird bald kein Platz mehr dort sein."

„Was du nicht sagst!" rief Kobi verwundert aus.

„Und heute in aller Frühe, man hat noch nicht in „Schul'" geklopft, habe ich schon drei oder vier vorbeifahren sehen," fuhr Wolf fort, ohne sich durch die verstellte Miene der Verwunderung stören zu lassen.

„Werden Etwas vorhaben," meinte Kobi ganz trocken.

„Und du, leider Gottes, hast gar nichts vor," brach es endlich mit gewaltigem Aerger aus Rebb Wolf, „da mag ich reden bis mir der Hals zerspringt, du rührst dich von dem Flecke nicht weg, als hätte dich Einer mit Wachs angeklebt. Die ganze Welt kommt, geht auf die Beschau; wer aber nicht geht, das bist du. Warum nimmst du dir keine Gelegenheit, ziehst dich schön an, sagst zum Kutscher: Führ mich dahin oder dorthin? Ich will mir Eine beschauen?"

„Wohin soll ich denn fahren?" fragte Kobi unschuldig.

Jetzt wurde Rebb Wolf ganz zornig. Mit einer Stimme,

wie man sie in dem stillen Hause der „Mins" selten hörte, rief er:

„Stell' dich nur, als wenn du nicht Drei zählen könntest. Ich weiß ja doch, daß du es kannst! Meinst du, dein Vater weiß nicht, daß du ihn verstehst? Willst du mich etwas lehren? Da mußt du früh aufstehen, mein Jüngel Leben."

„Auf die Beschau soll ich gehen, so viel verstehe ich davon," meinte Kobi gelassen.

„Und warum gehst du nicht?" rief Wolf eifrig, „warum machst du dich nicht auf und davon? Die ganze Welt rührt sich; wer nur Füße hat und Augen, geht heute, und sieht sich etwas an, ob es ihm paßt. Wie lange willst du dich denn besinnen?"

Auf diese feurige Ansprache seines Vaters war Kobi doch nicht gefaßt; einen Augenblick schien es sogar, als sei er erschrocken. Doch faßte er sich bald und mit halbironischem Lächeln meinte er:

„Besinnen? ich hab mich schon lange besonnen."

„Also doch," rief hastig Wolf, „da siehst du, Perl! Gott der Lebendige weiß, an wen er sein Herz gehängt hat."

„Das ist auch ganz wahr, Vater," rief Kobi mit Ernst. „Mein Herz — das habe ich schon lange angehängt; mich wunderts nur, daß du es noch nicht bemerkst hast."

„An wen? an wen?" schrie beinahe Wolf und trat einen Schritt näher auf den Sohn. „Wirst du es gleich sagen? Ich hab' mir das lange schon gedacht . . . jetzt muß es heraus!"

Perl sagte kein Wort; sprachlos lauschend blickte sie auf den Sohn. Wer vermöchte es zu deuten, oder mit Gewißheit behaupten, was in dieser Mutter jetzt einen schwereren Kampf kämpfte, ob die Neugierde des Weibes oder das schmerzliche

Gefühl, daß ihr Kind mit einem Geheimnisse in der Brust so lange Zeit in dem Bereiche ihres Athems leben konnte?

Kobi sah die Eltern gegenseitig mit einem Blicke an, aus dem der „Min" herausblickte; dann, nachdem er sich sattsam geweidet an des Einen Eifer, an der Anderen lauschender Erwartung, meinte er schelmisch:

„An wen ich mein Herz gehängt habe? An wen anders als an Vater und Mutter?"

Es ist unbeschreiblich, welche Wirkung diese geschickte Wendung Kobis auf die Eltern hatte. Gleich einem heftigen Windstoße hatte sie den ganzen Himmel, so dicht er mit Gewölke umzogen schien, befreit; blau und klar trat er wieder hervor.

„Alt sollst du werden, mein Jüngel," rief Perl mit Thränen in den Augen. „Ist das aber recht, seine Eltern so zu foppen?"

„Und ich sage dir, was ich immer sag'. Er ist zu still," meinte Wolf mit einem unentschiedenen Lächeln, und um nicht waffenloser zu erscheinen als er wirklich war, entfernte er sich lieber eiligst aus dem Hause.

Als der Vater fort war, fragte Perl den Sohn:

„Jetzt hast du Recht gehabt, mein lieb Kind! frag' dich aber selber, ob dein Vater nicht auch Recht hat? Warum machst du ihm nicht die Freude und gehst auf irgend eine Beschau?"

„Mutter," sagte Kobi nun mit wahrem Ernste, „kann es dir Recht sein, wenn ich, sei es was es will für ein Mädchen, wie einen Sack Wolle anzusehen komme, den man für mich schon hergerichtet hat, zu oberst die feine, unten aber versteckt und verdeckt die schmutzige und schlechte? Obenauf ein güldig „Glänzel" und unten und inwendig Alles voll

Staub und Ekel? Was möchtest du da von deinem Sohne halten? Wie oft hast du mir selbst erzählt, der Vater hätte dich ohne Beschau genommen, auf dein lieb Gesicht hin? Lebt ihr darum nicht glücklich? hat Eins zu klagen über das Andere?"

Jetzt erst staunte Perl gewaltig; solche tiefe Weisheit hatte sie noch nie vernommen, seitdem sie das Jüngel ihr Kind nannte. Wie ein goldener Strom floß sie aus seinem Munde; sie hätte horchen und lauschen mögen Stunden und Tage lang, so bezaubernd, so umstrickend klangen alle diese Worte. Wo das Jüngel nur alle diese Weisheit her hatte! Wenn man ihn hörte, so war es ja nicht anders, als hörte sie den ersten Landesrabbiner von der Welt sprechen!

„Ob wir glücklich leben, ich und dein Vater?" rief sie in einer Art Begeisterung. „Jedem Judenkind „gesagt", was ich und der Vater für ein Leben führen, es braucht sichs keine Fürstin besser zu wünschen. . . Und weist du, Kobi, mein Sohn, das Alles ist ohne Beschau geschehen! Dein Vater hat nicht gewußt: hab' ich sechs Schnupftücher in meinem Vermögen oder gar keins? Dein Vater hat mich gesehen und ich ihn, Alles ohne Beschau! Und wie ich an einem Sabbatabend von meiner hundert und zehnjährigen Urbabe Milke gekommen bin, die du nicht mehr gekannt hast und die damals krank gelegen ist, da hat er mir hinter Süßkind Turnauer's Keller aufgewartet. Wie ich damals erschrocken bin! „Erschreck nur nicht, Perl," hat er gesagt, „und mach' keinen Lärm, was brauchen die Leute zu wissen, was zwischen mir vorgeht und dir? Ich will ja nur, daß du mir sagst, ob du mich willst?" — Und siehst du, Kobi, mein Sohn, ich hab' ihn gewollt und wir sind, Gott im siebenten Himmel sei dafür gelobt und gepriesen, fertig mit einander geworden, alles ohne Beschau! Wie hat sich aber

das heutzutage Alles geändert! Recht hast du, mein Jüngel, geh du nur auf keine Beschau!"

„Das verschwör' ich nicht, Mutter," rief Kobi lachend, „daß ich auf gar keine Beschau gehen werde. Aber zu einem Sack Wolle laß ich mich nicht schicken. Wenn ich einmal gehe, will ich das „Schadchingeld" (Lohn für den Brautwerber) selber an mir verdienen. Was brauche ich einen Fürsprecher?"

Freudig überquellenden Herzens stimmte Perl dieser Ansicht bei. Gestand sie sich doch im Innern, daß ihr Verstand weit unter dem ihres Kindes stand. Welch ein neidloser Stolz, welches süße Befriedigtsein lag in diesem Geständnisse!

Zum Mittagessen kam heute Rebb Wolf zeitlicher nach Hause, als er sonst pflegte. Gleich bei seinem Eintritte bemerkten Mutter und Sohn, daß auf seinem Antlitze ein eigenthümlicher Ausdruck spiele. Lange Gewohnheit und inniges Zusammenleben bewirkten, daß sie sich in dieser Sprache besser wie Mancher in einem gedruckten Buche zurecht fanden. Aber sie drängten sich mit keiner Frage auf, sie wußten aus Erfahrung, daß diese Sprache schon ihre Töne finden werde.

Bei Tische saß Wolf lange in tiefem Sinnen; mit einem Male begann er:

„Soll ich Euch sagen, Kinder, woher ich komme?"

„Wenn du willst, sag's," meinte Perl, „übrigens zwingen thut dich Keiner."

„Ich komm' von keinem Anderen, als von unserem Vorsteher! Ihr werdet erstaunt sein, wenn Ihr hört, was der von mir will," sagte Rebb Wolf.

„Wollen sie dich vielleicht wieder zu etwas machen? zu einem Stück Gabbe (Cassirer) oder so etwas?" rief Perl wirklich erschrocken.

Wolf schüttelte sich vor Lachen.

„Ach!" rief er lustig, „deswegen brauchst du nicht zu sorgen, ich nehm' es nicht an, und wenn sie mich morgen zum Bürgermeister machen. Es ist wegen etwas ganz Anderem, und ich will Euch nicht lange warten lassen. Ich soll für seinen Sohn auf die Beschau gehen."

„Du?" meinte Perl mit einem etwas ungläubigem Lächeln, „wie kommst du dazu?"

Kobi's Antlitz zeigte in diesem Augenblicke eine merkwürdige Veränderung; es war lauschend, fast spitzig vor lauter Aufmerksamkeit geworden.

„Helf dir!" . . sagte Rebb Wolf achselzuckend, „er will keinen Anderen als mich."

Nun begann Wolf, der nicht zu den kürzesten Sprechern gehörte, zu erzählen, wie er mit dem Vorsteher auf dem „Ring" zusammen getroffen, dieser ihn unter den „Arm" genommen und er nicht gewußt habe, wie er zu der Ehre komme, mit diesem stolzen Menschen, dem man auf eine halbe Meile anhöre, wie das Geld in seiner Tasche klinge, auf der Gasse herumzuspazieren. Nach und nach sei der Vorsteher mit der Sprache heraus gekommen, und das habe Anfangs ausgesehen, als stecke ihm eine Fischgräte im Halse. So habe sich dieser geräuspert und gezuckt, bis er endlich auf das eigentliche Wesen gelangt sei. „Was soll ich dich lange im Finsteren lassen, Wolf," habe der Vorsteher endlich gesagt, „ich such' für meinen Sohn eine „Partie" und du bist der Mann, der mir dazu verhelfen kann."

„Du?" rief Perl aufs Neue voll Staunen.

Eben so verwundert habe auch er gefragt, fuhr Wolf fort, aber das habe ihm wenig genützt. Nun sei der Vorsteher weiter gegangen, und habe ihm als Geheimniß anvertraut — — aber vor Weib und Kind habe er kein Geheimniß — daß

sich sechs Meilen von hier ein Mädchen befinde, d. h. eine „Partie", die sich für seinen Sohn wie nur etwas in der Welt schicke; Geld sei da, mehr als nöthig, Schönheit und guter Ruf auch, aber was das Hauptsächlichste sei, man „sehe bei ihr auf nicht viel Geld", man wolle nur einen tüchtigen Menschen. Ganz außer sich habe er gefragt, wo denn dieses Wunder Gottes versteckt sei? Erst nach langer Zeit habe er die gehörige Auskunft erhalten. Das Mädchen sei die Tochter von Josel Süß, von jenem reichen Randar, dem man nachsage, er habe mehr in seinem Vermögen, als er selbst wisse. Der Reichthum liege daselbst aufgespeichert, wie ein Haufen Getreide; wohin man blicke, erschaue das Auge, was es freut und ihm wohlthut. Das seien noch Leute von altfränkischem Schlage. Die Tochter sei ein einziges Kind, Söhne hätte man keine, und so würde die Tochter nach des Vaters Tode eine Erbschaft antreten, wie sie jedes Judenkind sich wünschen könnte. In halb „Pehm" (Böhmen) könne man herumreisen, bis man einen Josel finde, und ein Mädchen, das seiner Tochter gleich komme.

„Und was braucht er dich dazu?" fragte Perl, deren Neugierde wie ein junges Füllen auf der Weide durchging.

Das werde sie sogleich hören, gab Wolf zur Antwort; er habe dieselbe Frage an den Vorsteher gerichtet und lange auf die Entgegenrede warten müssen. Endlich habe dieser ihm anvertraut: so wünschenswerth und ein so großes Glück es auch wäre, wenn die Partie zu Stande käme, so schwer sei es, an sie heran zu kommen. Er könne sich denken, von seiner Seite sei nichts im Wege, desto mehr von der „anderen Seite". Von dem Vater nämlich, dem Randar Josel gehe das Gerede, er hüte sein Kind wie ein Löwe und wolle es nicht herausgeben; er sei überhaupt ein Mensch von der fürchterlichsten Art; so reich er sei, so wild und ungeschlacht sei er,

ganz wie die Bauern auf dem Dorfe, mit denen er Jahr aus Jahr ein verkehre. Hunderte der schönsten und reichsten Jungen wären bei der Tochter schon auf der Beschau gewesen; keiner hätte etwas ausgerichtet. Wenn sie der Tochter schon gefallen, so hätten sie ihm mißfallen. Das Schönste an der Sache sei aber, wenn man die Leute schon abwiese, so thäte man das auf dem Randarhofe nicht, wie es in anderen gesitteten Häusern Manier sei, nämlich mit feinen und delikaten Worten, sondern mit Spott und Schande würden sie aus dem Hause gejagt; man erzählte sich in dieser Hinsicht die merkwürdigsten Dinge. Manchem sei es gar übel schon ergangen; von einigen dieser jungen Leute, die nichts gethan, als daß sie auf die Beschau gekommen, gehe sogar die Sage, der Randar habe sie beim „Flügel" genommen und ihnen einen Weg zum Hause hinausgewiesen, auf dem sie schwerlich wieder zurückkommen würden.

„Lebendiger Gott!" schrie Perl in wirklicher Angst, „ist das ein Mensch oder ein Wolf?"

„Die Leut' halten ihn eher für einen Bären," meinte Wolf.

„Ich versteh' aber noch immer nicht, was der Vorsteher von dir will?" sagte Perl nach einer Weile. „Was kannst du ihm dabei helfen?"

Eben jetzt, hieß es dann weiter, komme die eigentliche Sache. Der Vorsteher habe nicht den Muth dazu, oder vielmehr dessen Sohn, der ein feingebildeter und studirter Mensch sei, habe nicht den Muth dazu. Was würde die Welt dazu sagen, wenn es heiße: der Sohn des Vorstehers sei mit Schimpf und Spott aus dem Hause eines halben Bauers gejagt worden. Ob man so etwas riskiren könne? Da sei er, nämlich der Vorsteher, auf den Gedanken gekommen, ob es nicht das Gescheidteste

wäre, die Sache früher durch einen klugen Menschen vorzubereiten? Der hätte zum Randar zu gehen, hätte ihm eindringlich vorzustellen, welch' ein Glück seine Tochter mache, wenn sie in des Vorstehers Familie käme, kurz, hätte Alles zu thun, damit sein Sohn dann nur zu kommen und die Sache in Ordnüng zu bringen habe. Dazu scheine ihm nun kein Mensch in der ganzen Welt klüger und gewitzter als er, nämlich Wolf; von Keinem erwarte er mehr Gelingen, als von ihm. Wenn er die Sache in die Hand nähme, sei er des Erfolges so gewiß, als hätte man bereits die „Schale" zerbrochen. Er biete ihm für dieses Geschäft von seiner Seite baare 400 Gulden.

„Jetzt weiß ich, was der Vorsteher will," sagte Perl, nachdem ihr Mann geendet, „man hat lang genug darauf warten müssen. Und was hast du ihm zur Antwort gegeben, Wolf?"

„Ich hab' ihm gesagt," meinte dieser, „ich möchte mir's überlegen. Das war ihm aber nicht recht; wenn ich die Sache in die Hand nehmen wollte, müßte ich mich „stantepe"*) entschließen. Aufschub sei nicht möglich, Cholemoed sei da, und wer wisse, ob nicht Einer schon auf die Beschau gekommen, der glücklicher gewesen, als die Anderen? „Gut!" sag' ich d'rauf, „wenn's bei dem Anbot mit den 400 Gulden bleibt, so will ich's unternehmen, aber ich wüßt' noch etwas Gescheidteres. Ich hab' einen Sohn, wie Sie wissen, sag' ich, der kann mehr als essen; der hat einen Kopf auf sich, da ist der meinige nichts dagegen. Wie, wenn wir ihn hinschickten?" Da hat er gelacht und gesagt: „Sollst leben, Wolf! du hast da Gottesrecht, denn dein Kobi ist noch ein größerer „Min" als du. Wenn du also willst, so schick' deinen Sohn, der ist zu dem

*) Stante pede.

Geschäft wie geschaffen.“ Und so sind wir auseinander gegangen, ich und der Vorsteher. Jetzt frag' ich dich Kobi! willst du, oder willst du nicht?“

Zu unerwartet kam die plötzliche Wendung dieses langen Berichtes, als daß sie nicht eine wahrhaft betäubende Wirkung auf Perl hätte hervorbringen sollen. Weniger war sie bei Kobi sichtbar; dieser saß unbeweglich da, spielte mit dem Messer oder sah dem sprechenden Vater auf die Lippen. Als Wolf nun mit seiner Aufforderung an ihn sich wendete, flog ein rasches Erröthen über seine Züge; es schien fast, als wäre er etwas überrascht worden.

„Um Gottes Willen, du wirst doch das Jüngel nicht zu dem Bären schicken wollen,“ schrie nun Perl, die sich einigermaßen erholt hatte.

„Er wird ihn nicht aufessen, d'rauf geb' ich dir mein Wort,“ sagte Wolf lustig, „und wenn auch? Um 400 Gulden kann man sich auch ein „Bissele“ aufessen lassen.“

„Und ich geb's nimmer zu,“ rief Perl mit großer Entschiedenheit, „daß mein Jüngel zu dem Wolf geht! das geb' ich nimmer zu!“

„Erst ist er bei dir ein Bär, dann ein Wolf! Was wird er noch Alles werden!“ meinte ihr Mann.

„Zu einem so wilden Menschen sein eigen Kind schicken!“ wiederholte die sonst so sanfte Perl mit einer Art von Bitterkeit mehrmals, „hat man das schon gehört? Und wenn er ihm einen Fuß zerbricht oder eine Hand, so ein Bär, der er ist, wird dir das der Vorsteher mit all' seinem Gelde ersetzen können?“

„Was das betrifft, Mutter,“ begann mit einem Male Kobi selbst und lächelte dabei, schlau wie gewöhnlich, „so sei ganz außer Sorgen. Man läßt sich nicht so krumm schla=

gen mir nichts, dir nichts. Dazu müssen immer Zwei sein. Einer, der sich schlagen läßt, und der Andere, der schlägt. Und warum soll man wegen vierhundert Gulden nicht so etwas Kleines unternehmen? Thut man doch viel Größeres um viel kleineren Gewinn! Und noch dazu macht man sich den Vorsteher zum guten Freund; man kann nicht wissen, wie man ihn einmal brauchen kann."

Eine minutenlange Stille herrschte, nachdem Kobi so gesprochen, in der Stube.

„Du willst also wirklich gehen? Kobi, mein Kind, weißt du, was du willst?" rief dann Perl, indem sie die Augen mit angstvollem Erstaunen auf ihren Sohn richtete.

„Warum nicht, Mutter?" meinte dieser trocken. „Warum soll ich ein so schönes Geschäft „auslassen?" Man verdient nicht so bald ein so schönes Stück Geld."

„Jetzt red' ich nicht mehr," sagte Perl nach einer langen Pause, „Du mußt das besser wissen als ich."

Perl hatte einen so hohen Begriff von der Weisheit und dem „Kopfe" ihres Kindes, daß sie wirklich von dem Augenblicke an, wo Kobi seinen Entschluß zu gehen in so entschiedenen Ausdrücken aussprach, Muth und Besinnung zurückerhielt.

„Da hast du, wie er ist," sagte Wolf, „für Andere will er auf die Beschau gehen und wird die Sache gut zu Ende führen; dahingegen, wenn er für sich selbst gehen soll, bleibt er zu Hause und ist zu still. Ich hab' das gleich im Voraus gewußt."

Perl wagte wirklich keinen Widerspruch; sie begnügte sich damit, die beiden Männer über die Art und Weise, wie der Gang zu dem „Bären" ausgeführt werden sollte, berathen zu hören. Sie selbst „drängte" sich mit keinem Worte hinein; aber sie hörte genug, um vollauf Beschäftigung für ihre Seele zu

haben. Es war merkwürdig, wie Wolf seinen Sohn belehrte, wie er ihm den Weg zeigte, auf dem er gehen müsse, um an den Randar zu kommen. Diplomaten und andere Leute hätten da lernen können, wie eine so schwere „Mission" zu behandeln sei. Wolf zeigte sich in dieser Unterredung wirklich als den klugen und gewitzten „Min," wofür er galt; eine solche Fülle von Weisheit hatte selbst Perl nie aus dem Munde ihres Mannes gehört; sie war voll Bewunderung. Leider müssen wir über diese im geheimnißvollsten Geflüster gehaltenen Verhandlungen einen Schleier ziehen, eben weil sie geheim sind . . . Aber das können wir sagen, die Welt würde, wenn sie ihr vor die Augen kämen, mit vollem Rechte Perl beistimmen, die in ihrem Manne einen „großen Mann" sah.

„Ja, wenn man's so anfängt," meinte sie in ihrer Befriedigung, „so muß er's zu Stande bringen. Und dann? ist er nicht unser Kind?"

In tiefster Stille wurde nun der ganze Angriffsplan zu Ende geführt; nur das Eine können wir verrathen, daß Wolf eine „Gelegenheit" für morgen frühe bestellen ließ, die draußen vor dem „Ort" auf Kobi warten sollte. Was brauchte die Welt zu wissen, wohin er am Cholemoed fuhr? Wolf verfügte sich sodann zum Vorsteher, um demselben anzuzeigen, daß Kobi die Sendung angenommen. Als die Männer fort waren, überkam es das mütterliche Herz Perl's doch wie Furcht und Grauen. So lange ihr Sohn da war, schöpfte sie aus seinen Worten und Blicken Beruhigung.

„Lebendiger Gott," seufzte sie aus der Tiefe ihres Herzens, „wenn der wilde Bär ihm nur nichts thut! Unser einziges Kind! Ich hätte doch nicht zustimmen sollen!"

Am andern Morgen zeitlich in der Frühe war Kobi schon vollständig gerüstet, ehe die Eltern noch aufgestanden waren. Er hatte sogar schon „gebetet" und legte gerade die „Teffilin" (die ledernen Gebetriemen) zusammen. Wie nun Perl aus der Schlafkammer heraustrat und des Sohnes ansichtig ward, wußte sie sich vor Staunen und Bewunderung fast nicht zu fassen. So schön hatte sie ihren Sohn noch nie gesehen! Kobi hatte sich nämlich in seinen festtäglichen Anzug geworfen; es war ihr, als stünde ein „Prinz" vor ihr! Jetzt erst wurde sie ganz inne, was er für ein feiner Jung' sei; groß, schlank, wie aus Einem Stück gegossen, stand er vor ihr. Es war wunderbar, wie dieser Anblick sie stärkte und ermuthigte; sie hatte die halbe Nacht nicht schlafen können, die andere Hälfte in wirren, bösen Träumen zugebracht, worin es ganz fürchterlich zuging. Ein „Bär" mit einem fürchterlich menschlichen Angesicht spielte darin die größte Rolle; auch sah sie zuweilen ihren Kobi auf einem Fuße hinken, bald darauf ging er wieder kerzengerade auf beiden Füßen, aber dafür hatte er nur einen Arm; der andere war ihm wahrscheinlich im Kampfe mit dem Unthier abhanden gekommen.

Auch Wolf war der Meinung, Kobi sehe wenigstens so gut wie ein „Graf" aus.

„Da siehst du wieder, wie er ist," meinte er, „er könnt' sich nicht schöner anziehen für die eigene Beschau! Man kann gar nicht feiner aussehen, wenn man für sich selbst geht."

Kobi sagte gar nichts, weder zur Bewunderung der Mutter, noch zum Vorwurf des Vaters; er bat nur, man möchte eiligst das „Anbeißen" (Frühstück) bereiten, sonst käme er unter die Leute, die zur „Schul" gingen.

Als das Anbeißen vorüber war, brach Kobi sogleich auf. Perl war in außerordentlicher Bewegung; sie that sich Gewalt

an, um dem Kinde „das Herz nicht zu erschweren," wie sie innerlich meinte; aber ihre aufgeregt ängstlichen Züge verriethen gerade das Gegentheil.

„Wirst Du's aber auch gut ausrichten?" fragte noch zu guter Letzt Wolf, den bei allem Vertrauen zu der Geschicklichkeit Kobi's erst jetzt die Furcht, daß er den Schultern des Sohnes eine zu große Last aufgebürdet habe, zu überkommen schien.

„Ich denk'," sagte Kobi trocken.

Perl wollte nun mit aller Gewalt den Sohn bis vor den Ort hinausbegleiten. Nur mit Mühe vermochte sie Wolf zu bereden, das nicht zu thun. Dann erst wüßte man recht, meinte er, was Kobi vorhabe.

„Eines aber versprich mir," sagte sie zu Kobi mit bebender Stimme, als sie schon in der Hausthüre standen, „daß du dich mit ihm nicht weiter einlassest, wenn du siehst, daß mit ihm nichts zu machen ist, und daß du mit ihm nicht aufbegehrst, ihn nicht reizest, sobald du siehst, daß er dir etwas thun will. Versprichst du mir das?"

„Ja, Mutter," sagte Kobi lächelnd, „ich versprech' es dir."

D'rauf nahm er kurzen Abschied von den Eltern. Die Mutter legte, nachdem sie ihn geküßt, noch die Hand auf seinen Kopf und „benschte" ihn.

„Das kann dir gewiß nicht schaden," sagte sie.

Kobi berührte noch mit der Hand die „Mesuseh" an der Thürpfoste und ging dann. Als er schon unter den Nußbäumen stand, wandte er sich noch einmal um, seine Lippen zuckten, es schien, als wollte er noch etwas sprechen.

„Hast du was vergessen?" fragte Perl.

„Nein, nein," sagte Kobi mit einem vielbedeutenden Lächeln,

das an der Mutter haften blieb, „es hat Zeit, bis ich zurückkomme!“ —

Perl sah dem dahinwandelnden Sohne so lange nach, bis er ihren Augen entschwunden war. Traurig kehrte sie in das Haus zurück.

„Einziger Gott!“ seufzte sie vor sich hin, „behüt' und beschütz' ihn. Ich hätt' ihn vielleicht doch nicht von mir lassen sollen! Das einzige Kind, was uns Gott bescheert hat, und das man wie den Augapfel behüten sollt' — und jetzt geht es, man kann gar nicht wissen wohin? und wie es ihm ergehen wird. Hätt' ichs nur nicht zugegeben! Aber leider Gottes! so sind wir unglücklichen Weiber! Es kann uns so ein Mann, wenn der seinen Kopf aufsetzt, umblasen! Zu so einem Tiger und Elephanten ihn zu schicken! So auszusetzen sein eigen Blut und Fleisch! Wenn er ihm nur nichts thut! wenn er ihm nur nichts thut!“

„Narrele,“ tröstete sie Wolf, „dem geschieht nichts und wenn er müßt' . . . geradezu auf einen Thurm hinaufsteigen.“

Verabredetermaßen fand Kobi die bestellte „Gelegenheit draußen vor dem „Ort“ auf ihn warten. Er stieg rasch ein; ohne Aufschub ging es fort. Die dichte Leinwand, die über den Wagen gespannt war, entzog ihn den Blicken der Vorüberkommenden, entzog das sinnende Gedankenleben, das sich bald in einem versteckten Lächeln, bald in der zusammengezogenen Lippe aussprach, jedem forschenden Auge. Wie könnten wir es errathen? Das Beste ist, wir denken nicht lange nach, und folgen dem Brautwerber für des Vorstehers Sohn, gleiten ihm nach und klammern uns an ihn, wie an den Körper der Schatten!

Gleich zu Anfang der Fahrt nahm sich Kobi vor, den ihr

vom Vater vorgeschriebenen Angriffsplan in etwas abzuändern. Wie ein kühner General wollte er selbstständig handeln, wenn auch im Ganzen den Befehlen des Feldherrn getreu.

Vater Wolf hatte ihm vorgeschrieben, gradezu auf den Randarhof loszugehen, oder eigentlich, er hatte das selbstverständlich, ohne davon zu sprechen, so gemeint. Bei reiflicher Ueberlegung fand jedoch Kobi, es sei besser, den Feind nicht in der „Fronte," sondern auf den „Flügeln" anzugreifen, nicht auf gradem Wege, sondern auf Umwegen. Kannte er denn diesen Feind so vollständig?

Aus der Schilderung seines Vaters hatte Kobi nur ein ganz unbestimmtes Bild entnommen; wenn aber der Angriff rasch und kräftig geführt werden sollte, so mußte er alle Schwächen und Stärken des Feindes kennen, mußte wissen, ob man ihn rechts oder links, bei seinem Kopfe oder bei seinem Herzen fassen sollte. „Er wird doch nicht gar so ein Unmensch sein," berieth er in sich selbst, „daß man ihm von keiner Seite zukann? Ich hör's ja immer sagen, wie jeder Mensch einen „Zipf" hat, daran man ihn halten und niederwerfen kann. Sollte der Randar nicht auch so einen „Zipf" haben?"

Man sieht, Kobi wäre zu einem General nicht grade unpassend gewesen; er verstand sich nicht schlecht auf die Regeln der Kriegskunst. Sobald er mit sich einig geworden, lag auch der ganze Plan fertig vor ihm. Kobi schloß nämlich mit Recht, daß, je enger der Kreis um den Randarhof wurde, desto genauer und zuverlässiger mußten auch die Berichte über denselben werden; je weiter aber, desto toller und verwirrter. Er ließ daher in der nächsten Gemeinde halten, und die „Gelegenheit" in ein Wirthshaus einstellen; er selbst ging zu Fuß in die „Gasse," wo er ein oft gesehener Gast war. Er aber hielt sich nicht lange auf, stand wohl Jedem Rede und Antwort,

aber nicht zu viel; er wußte, daß er hier in einem besonders bekannten Hause die beste Auskunft erhalten werde. In dieses Haus trat er; Kobi hatte es besonders auserſehen, weil es eines von jenen Häusern war, wo man über Alles belehrt werden konnte: über einen Sack Wolle so gut, wie über den guten oder schlechten Ruf der Leute auf zehn Meilen im Umkreis.

Man schrie vor Verwunderung auf, als man ihn, den man immer von der „Geschäftskleidung" her kannte, plötzlich so festtäglich, in so außerordentlichem Aufputz vor sich stehen sah.

„S' Gotts willkumm'," ertönte es von allen Seiten, „haben gewiß heute etwas vor?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben," meinte Kobi bescheiden, „so sag' ich: ja."

„Sich doch also besonnen!" hieß es dann weiter in jenem höhnisch-lustigen Tone, den man bei solchen Gelegenheiten am liebsten anstimmt. „Und wo soll „sie" denn sein? Kann man's wissen?"

„Warum nicht," meinte Kobi, „da und da."

Er nannte eine benachbarte Gemeinde, hütete sich aber wohl, Namen oder Stand der Beschau zu nennen. Daß er den Randarhof nicht nannte, läßt sich denken. Die Leute, die zum Glück nicht unbescheiden sein wollten, drängten nicht weiter und begnügten sich mit dieser Auskunft.

Nachdem Kobi sich auf diese Weise den Rücken gesichert hatte, wußte er durch eine geschickte Drehung auf den Randar zu kommen, ohne daß eine lebende Seele in der Stube auch nur leise geahnt hätte, dahinter liege etwas mehr. Er habe ein „Geschäft" mit ihm vor, eigentlich nicht er, sondern ein Anderer, in dessen Namen er es vollbringen solle; sie würden aber wissen, wie sehr es „Einen" erleichtere, wenn man sofort denjenigen kenne, mit dem man es zu thun habe. Er bitte sie

daher, ihm mitzutheilen, was sie in dieser Hinsicht wüßten; den Dank sollten sie im Voraus dafür nehmen.

Lebendiger Gott im Himmel! Was mußte Kobi da für Dinge vernehmen! Er glaubte in ein Wespennest gestochen zu haben, so wild und ungezügelt flogen ihm die üblen Nachreden um die Ohren. „Vor dem," hieß es, „solle er sich in Acht nehmen, der sei im Stande, wenn er bemerke, daß man ihn um zwei Kreuzer Werthes „überhalten" wolle, fuchswild zu werden und Einem Arm und Beine zu zerschlagen. Es sei ihm dann Jeder gleich, ob reich, oder arm, ob Jud' oder Christ; wenn der „anfange," solle Einen Gott behüten!" Zum abschreckenden Beispiel wurden noch einige wahrhaft schaudervolle Geschichten zum Besten gegeben, aus denen allen die Lehre hervorging: man solle sich mit ihm in nichts einlassen. Dem Einen hatte er das Haus verboten für immer, weil er ihn bei einem Sack Haber um einen Kreuzer übervortheilt, den Andern, der zu seiner Tochter auf die Beschau gekommen, habe er schimpflich zum Hause hinausgejagt, weil er beim Eintritt die „Mesusah" zu küssen vergessen, auf einen Dritten hätte er sogar die Hunde hetzen lassen, weil er bei Tisch einen Fehler im „Benschen" (Tischsegen) begangen. Eines müsse man ihm aber doch nachsagen, was wahr sei: Wenn man den Randar in einer günstigen Zeit treffe, und ihn zu behandeln wisse, so lasse sich ganz gut mit ihm auskommen, dann sei er die gute Stund' selber, wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, und „ließe sich um den Finger herumwickeln."

Kobi war mit dieser Auskunft nicht unzufrieden; sie war ihm reichlicher geflossen, als er selbst gehofft hatte. Unter einem Vorwande machte er sich los, dankte, aber nicht so, daß irgendwie ein herzlicher Ton hätte aufmerksam machen können, daß man ihm eine große Verbindlichkeit bewiesen uud empfahl sich

dann. Mit der „Gelegenheit“ fuhr er hierauf weiter, aber schon im zweiten Dorfe, durch das er kam, ließ er wieder halten; daselbst wohnte ein armer „Bestandmann,“ von dem er zuweilen im Vorbeigehen, mehr aus Mitleid als aus wirklichem Bedürfnisse Manches kaufte. Der Bestandmann kam weit herum und Kobi schloß mit Recht, auch hier müsse er Bericht erhalten. Die nämlichen Bewillkommnungen, dieselben Ausrufe der Verwunderung, dieselben Fragen, wohin die „Beschau“ sich richte, tönten ihm auch hier entgegen. Kobi beantwortete sie ganz in der nämlichen Weise, wie er dies kurz vorher gethan hatte; er machte kein Hehl daraus, daß er wirklich „etwas“ vorhabe, und wußte auch hier den Bestandmann so herumzuführen, daß dieser ohne die leiseste Ahnung mit einem Male im Randarhof stand und von dem zu reden und zu schnurren anfing, als wäre er eigens dafür bezahlt worden!

„Der sei,“ hieß es, „der größte „Grobian,“ der auf Gottes Erdboden existire, sage den Leuten unaufgefordert Wahrheiten ins Gesicht, die sie lieber nicht hören möchten, genire sich vor keinem Menschen, mache sich auch nichts aus Gott und der Welt. Damit wolle er aber nicht sagen, daß es im Randarhof etwa „unjüdisch“ zugehe: im Gegentheil, weit und breit, in halb Böhmen gäbe es kein so frommes Haus. Aber ein Grobian und ein Flegel sei er doch wie kein zweiter lebe; man müsse sich außerordentlich in Acht nehmen, um ihn nicht zu erzürnen. Er selbst, der Bestandmann nämlich, habe mit ihm ein „Stückl“ vorgehabt, an das er sein Lebetag denken würde. Er habe einmal eine gute Partie Wolle von einem Bauer kaufen können, aber das Geld habe ihm dazu gefehlt! Da habe er gedacht: in der Nähe wohne Rebb Josel Süß, der Randar, dem's auf sechszig oder achtzig Gulden nicht ankomme, bei dem wolle er es versuchen. Wie der ihn aber angeschnauzt

habe, das solle seinem größten Feinde nicht zukommen. Er wolle ihm das Geld in längstens drei Tagen wieder zurückbringen, habe er ihm in aller Demuth und Bescheidenheit versprochen; er aber, der Randar nämlich, habe ihn fast nicht einmal ausreden lassen, geschrieen und gelärmt mit ihm, als hätte er sein sämmtliches Hab' und Gut begehrt. „Meinst du, Jud'," habe er gesagt, „ich hab' mein Geld nur für dich? ich hätte mit meinem Geld nur Schnorrer zu füttern? und weiß ich nicht, daß ich mit deinen drei Tagen bis auf den letzten Pilsner Markt*) warten müßt'?"

„In dieser Stunde," hieß es dann weiter, „hab' er ausgestanden, um alle Sünden abzubüßen, er hätte an Leib und Leben gezittert. Zuletzt sei die Tochter dazu gekommen, auf die er große Stücke halte, und da sei er plötzlich ein ganz Anderer geworden. Ob er sich vor dem Mädchen geschämt, oder ob Gott eine bessere Laune über ihn geschickt hatte, könne er nicht angeben. Er sei aber über den Schreibtisch gegangen und habe ihm ohne ein weiteres Wort das Geld hingeworfen. Zuletzt habe er noch zu Tisch bleiben müssen. An den Tag werde er aber noch auf seinem Sterbebette denken."

So erzählte der Bestandmann. Auch mit dieser Auskunft war Kobi zufrieden, und dankte herzlich dafür. Wenn er es genau betrachtete, so lautete der Bericht, den er jetzt erhalten, doch ganz anders, als den er in der ersten Gemeinde empfangen. Der Randar hatte also bei all' seiner Wildheit und Grobheit doch einen „Zipf" — seine Tochter?

Noch in der dritten Gemeinde, der nächsten zum Randarhof, stellte sich Kobi ein; er wollte sicher gehen. Mußte man da den Mann nicht am besten kennen? berieth er wieder in sich,

*) Das heißt: auf Nimmerwiedersehen!

wo man ihn öfter zu sehen bekam; wohin er doch gewiß an Sabbat- und Feiertagen in die „Schul" kam? Auch in dieser dritten Gemeinde, deren Einwohner aus hier unberührten Ursachen die „Spöttler" hießen, fand Kobi bald Leute, die ihn nicht lange im Dunkeln ließen. Nachdem Kobi das übliche Kreuzfeuer der Fragen und Antworten glücklich überstanden hatte, gebrauchte er die nämliche Taktik, um zu seinem eigentlichen Zwecke zu gelangen. Auch hier, wo es zumeist der größten Kunst bedurfte, denn die „Spöttler" hatten feine Nasen, blieb er vollkommener Meister des Feldes.

„Zu dem „Bauer" wollen Sie gehen?" hieß es mit mitleidig aufgeworfener Lippe, „mit dem ein Geschäft machen? Ist denn das ein Mensch, wie jeder Andere, der Art und Sitte hat? Das ist so ein „Sprostak,"*) der nur mit Seinesgleichen umzugehen versteht. Bauern sind ihm seine liebste Gesellschaft, mit einem „ordentlichen" Menschen hält er es gar nicht aus. Schad' ist um seine Tochter, die verdient etwas Besseres, als Jahr aus Jahr ein unter Bauern und Bäuerinnen ihr Leben zuzubringen. Wenn nur die schon aus dem Hause und versorgt wäre! Aber der „Sprostak" wartet gewiß darauf, bis er ihr wieder einen Bauer geben kann, der nichts anderes kann, als mit ihm einen „Franzefuß" spielen, oder sich darauf versteht, wie viel „Stein" ein Ochs wiegt."

Kobi war es sich sehr wohl bewußt, in welchen Abstufungen und Abweichungen das Lob des Randars bisher an sein Ohr geklungen. Von einem „Bären" und „Unmenschen" an, als den ihn sein Vater geschildert, bis herab auf den „Sprostak," der „Franzefuß" mit sich spielen ließ, wie viel der merkwürdigsten Farben und Lichter gab es da nicht! All das zusammen-

*) Böhmischer Ausdruck für einen bäuerisch groben Menschen.

genommen bewirkte aber für einen Augenblick, daß ihn ein Schwindel überfiel; es verwirrte ihn mehr, als es ihn aufhellte. Nachdem er so viel über eine und dieselbe Person hatte hören müssen, Dinge, von denen wir nicht den hundertsten Theil erzählen konnten, kam es ihm bisweilen vor, als wisse er eigentlich noch gar nichts über den Randar! Ja, wir müssen es offen gestehen, es überflog ihn einmal ein Gefühl von Furcht und Grauen; sein Unternehmen stieg dann vor ihm in fabelhaft großen Umrissen auf: es erschien ihm als ein Wagniß, dem vielleicht alle seine Kräfte nicht gewachsen seien!

Zum Glücke dauerte diese böse Anwandlung nicht lange. In Kobi's Wesen lag etwas, was federgleich aufsprang, wenn es auch eine Zeit lang gedrückt worden; wir meinen sein frischer Muth. Er erholte sich auch bald von dieser Betäubung und als er aus der Gemeinde der „Spöttler" wieder fortfuhr, war auch jede Spur des beengenden Gefühles verschwunden. Der einzige Gedanke: „Was möcht' mein Vater sagen, der mich klüger hält, als sich selbst," verscheuchte wie ein reinigendes Gewitter die bösen Dünste der Entmuthigung.

Es war der Abend niedergesunken, als Kobi in des Randars Dorf einfuhr. Schon aus der Ferne erkannte er das Haus an der breiten behäbigen Fronte, die es gegen die Gasse bildete; es war eine Art Palast gegen die anderen Bauernhäuser, wie denn die alten Randarhöfe stets ein gewisses vornehmes Wesen an sich trugen. Jetzt begann in Kobi's Brust sich wieder eine Beängstigung zu regen, die sein Herz pochen machte; lag doch das Lager des „Feindes" vor ihm! Dem Kutscher befahl er langsam an dem Hause vorzufahren, dann aber sogleich herabzuspringen und die Pferde auszuschirren. Pünktlich wurde der Befehl ausgeführt; die „Gelegenheit" schob sich langsam vorwärts, endlich stand sie.

In demselben Augenblicke trat aus dem Hause eine große vierschrötige Gestalt heraus, der man auf tausend Schritte den Randar angesehen hätte. Der Mann hatte ein wahres Löwenangesicht, kühne grau gefärbte Augenbrauen hingen ihm dräuend herab, während noch zum Ueberfluß ein breiter grauer Backenbart seine starkknochigen Züge umrahmte. Wenn man ihn ansah, mußte man denken, so hätte Simson „der Held“ ausgesehen, wenn der nicht so frühe seiner Haare beraubt worden wäre.

Der Mann war überdies in Hemdärmeln und hatte über die Schulter ein blaues Schnupftuch geworfen, was ihn merkwürdiger Weise viel größer und furchtbarer erscheinen ließ.

Kobi sprang rasch aus der Gelegenheit . . . er stand vor dem Feind!

„Guten Abend, Rebb Josel,“ rief er laut, aber doch nicht unbescheiden. „Ich bin doch bei Rebb Josel Süß?“

„Den guten Abend zurück,“ tönte es aus dem Munde des Mannes, aber so gewaltig und tief, daß Kobi um zwei Schritte zurückwich. „Was willst und begehrst du, Jüngel?“

Diese Anrede machte auf Kobi einen eigenthümlich bewältigenden Eindruck. Daß ihn der Mann mit „per du“ und mit „Jüngel“ ansprechen würde, hatte er nicht erwartet. Aber zugleich überkam ihn einer jener wunderbaren Gedankengriffe, die den Menschen oft in äußerster Gefahr an der Seele fassen und sie stille stehen und die Augen weit zu öffnen heißen!

Blitzschnell sah er ein, wie hier nur Entschiedenheit, ein festes und sicheres Wesen, ein furchtloses Auftreten etwas vermögen; er fühlte, mit dem Manne müsse man wie ein Ebenbürtiger verkehren, Stirn gegen Stirn, und vor Allem es nicht durchblicken lassen, daß man sich vor ihm „fürchte.“

„Ich hätt' ein Geschäft mit Ihnen, Rebb Josel," sagte Kobi mit sicherer Stimme, „wenn Sie nämlich Lust dazu haben."

„Am Cholemoed mach' ich kein Geschäft," sagte der Mann kurz, aber scharf betont, „komm nach Jontef (Feiertag), Jüngel."

„So lange werd' ich kaum warten können," meinte Kobi mit Freimuth. „Ich gehöre zu den Leuten, die nicht gern etwas aufschieben. Lieber etwas heute, als morgen gar nichts."

„Hast du auch die Marim', Jüngelchen?" rief der Randar, aber mit einer Stimme, die wie das Geschmetter einer Trompete klang. Kobi war wahrhaft erschrocken. Hatte er etwas gesagt, was dem Randar mißfiel? oder lag in diesen Donnerworten eine gewisse Billigung? Dennoch faßte er sich sogleich; er hielt es für das Beste, in dem angeklungenen Tone fortzufahren.

„Ja, das ist meine Marim'," sagte Kobi muthig, aber keineswegs altklug, „und ich hab' immer gefunden, daß man sich dabei am besten steht."

Der Randar sprach darauf kein Wort; aber dafür kam hinter den buschigen Augenbrauen ein Blick hervor, so prüfend und zersetzend, daß ein Anderer zehnmal in einem Athemzuge die Augen würde niedergeschlagen haben. Aber Kobi hielt ihn aus, trotzdem ihn dabei eine grimmige Eiskälte durchrieselte.

„Wenn das deine Marim' auch ist, Jüngel, so kann von einem Geschäft schon die Rede sein," sagte der Randar nach diesem Blicke, der nicht zu Kobi's Ungunsten ausgefallen sein mochte; denn die Stimme klang jetzt bei Weitem nicht mehr so grauenhaft; sie schien wie geölt. Kobi wollte auch bemerkt haben, daß eine Art Lächeln dabei über die harten Züge flog; alles das gab ihm höheren Muth, er fühlte, wie es ihm wieder warm wurde in den Adern.

„Spann' aus!" rief Kobi dem Kutscher zu, der, dieses Be-

fehles gewärtig, währenddem die Hälfte dieser Arbeit bereits vollführt hatte.

„Was soll's?" meinte der Randar, aber durchaus nicht unfreundlich. „Sind wir denn mit dem Geschäft nicht bald fertig? Es wird nicht so viel dran sein?"

„Das können Sie nicht wissen, Rebb Josel," sagte Kobi, „Einer, der sicher gehen will, muß sich zu einem Geschäft Zeit nehmen. Ich laß' daher ausspannen; die Pferde sind ohnehin heut' schon sechs Meilen gelaufen."

Wieder fiel ein Blick unter den Augenbrauen des Randars auf Kobi's ganzes Wesen; es mochte dem bärenhaft starken Manne sonderbar vorkommen, wie so ein „Jüngel" den Muth haben konnte, in dieser Weise mit ihm zu sprechen.

„Meinetwegen," sagte er darauf, „aber jetzt mach', daß du hereinkommst."

Das war für Kobi ein Zeichen voll guter Bedeutung; wenigstens legte er es sich so aus. Dennoch folgte er nicht sogleich der Einladung des Randars, wie ein Anderer wohl eiligst gethan hätte. Er blieb stehen.

„Nun, warum kommst du nicht?" rief der Randar plötzlich, als er dies merkte, barsch und grob. „Soll man dir das zweimal sagen?"

„Ich geh' nicht, Rebb Josel," sagte Kobi mit großer Festigkeit, „und wenn ich Tausende an Ihnen zu verdienen hätte. Ich bin in dem Hause hier nicht aufgenommen worden, wie ein Jud den andern aufnehmen soll."

„Wie meinst du das, Jüngel?" rief der Randar mit der ganzen Fülle seiner schreckhaften Stimme. „Bin ich etwa kein Jud'?"

„Verzeihen Sie mir, Rebb Josel, und nehmen Sie mir's nicht übel," meinte Kobi, ohne im Mindesten erschrocken aus-

zusehen, „ich bins vom Hause aus gewohnt: Wenn ich in ein Judenhaus komme, so giebt man mir einen „Scholem Alechem (Friedensgruß)."

Da drang aus der breiten Brust des Randars etwas herauf, was man ferne grollendem Donner hätte vergleichen können; es dauerte eine geraume Weile, bis es den Weg aus den tiefsten Tiefen des gewaltigen Körpers herausgefunden, und als Lachen zum Munde hervorquoll.

„Meinst du das?" rief er übermächtig, „ich habe nicht geglaubt, Jüngel, daß du auch darauf etwas hältst. Meinetwegen also! Da hast du meinen „Scholem Alechem."

Er trat damit Kobi entgegen und streckte ihm die übergroße Hand entgegen.

„Alechem Scholem," sagte Kobi freudig, und schlug in die dargereichte Hand ein.

Das war ein Händedruck! Manche Leute hätten zwar gesagt, so könne nur ein grober „Sprostak" drücken; für Kobi war er aber in diesem Augenblicke unbezahlbar. Der Händedruck, so mußte er sichs innerlich sagen, den hatte er sich verdient! er hätte dafür Vieles nicht gegeben, daß er grade so und nicht anders ausgefallen.

„Und jetzt komm' und setz' ab," sagte der Randar und ging ihm voraus ins Haus.

Das ließ sich jetzt Kobi freilich nicht zweimal sagen. Er folgte dem riesigen Manne, der ihn durch ein großes Vorhaus führte, das von oben bis unten mit Getreidesäcken vollgestopft war, bis sie an die eigentlichen Wohnzimmer kamen. Ehe sie eintraten, hatte Kobi schon die Stelle erspäht, wo an der Thürpfoste, mit einem gläsernen Fensterchen versehen, die „Mesusah" glänzte, und sie mit der Hand berührt, die er dann andächtig zum Munde führte. Wieder fiel der Blick des Randars auf

ihn; er fühlte die drohenden Augen auf sich ruhen, aber der Blick brannte nicht mehr, jagte ihm auch keine Eiskälte ein; er war fast milde.

Die erste Stube, durch die er mit dem Randar kam, war die „Schenkstube.“ Neben trinkenden Bauern fand er allerlei hergewandertes „Schnorrervolk,“ wie es jeder Abend aus allen vier Weltenden in den Randarhof zusammenwehte, Männer, Weiber und Kinder. Es waren das grauenhafte, vom Schutze des Elends und des Weges verwitterte Gestalten, die da zur Nachtherberge versammelt waren. Dennoch nahm Kobi keinen Anstand, trat auf jeden der Männer zu, sie mit einem herzlichen „Scholem Alechem“ begrüßend, und das Alles mit jener gewinnenden Freundlichkeit, die in dem „Schnorrer“ nur den ärmeren Mitbruder sah.

Rebb Josel sah diesem Thun mit einer Art Erstaunen zu; es mochte ihm noch nicht vorgekommen sein, daß sich ein „feines Jüngel“ so mit dem Schnorrervolke „herstelle.“ Die stark gehämmerten Züge seines Antlitzes nahmen dabei einen eigenthümlich beobachtenden Ausdruck an.

In der eigentlichen Wohnstube angekommen, sagte der Randar:

„Jetzt setz' dich, Jüngel, und laß' uns von deinem Geschäft reden. Ist etwas daran zu verdienen?“

„Je nachdem ...“ sagte Kobi, „Wenn's nicht für Beide von Vortheil sein könnte, wär's dann ein Geschäft?“

Das sprach Kobi übrigens nicht mit dem bisher behaupteten Muthe. Daß der Randar wirklich das Geschäft verhandeln wollte, erschien ihm keineswegs als ein gutes Zeichen.

„Da hast du wieder Recht,“ lachte der Randar. „Zu einem Geschäfte gehören Zwei: Einer, der gewinnt und der Andere, der gewinnen läßt.“

„Wie aber, wenn alle Zwei gewinnen?“ entgegnete Kobi wieder beherzter.

„Das versteh' ich nicht, das ist mir zu hoch,“ sagte der Randar grob. „Mit mir, Jüngel, mußt du teutsch reden.“

„Verzeihen Sie, Rebb Josel,“ meinte Kobi bescheiden, „wenn ich Ihnen heute darüber keine Auskunft geben kann; morgen aber, wenn das Geschäft vorüber, will ich es Ihnen gleich sagen.“

Dem Randar schien diese Ausflucht einzuleuchten; er brach von dem berührten Gegenstande ab.

„Es wird heut' zu spät sein, vom Geschäft zu reden,“ meinte er sodann. „Wenn du willst, kannst du hier bleiben über Nacht, Jüngel, es soll dir und dem Kutscher an nichts fehlen. Das Pferd werd' ich in den Stall führen lassen.“

„Ich nehm's mit Dank an,“ sagte Kobi bestimmt, „ich glaub' selbst, es ist besser, wir lassen das Geschäft bis morgen ruhen; über Nacht kann man vieles ausschlafen.“

Sein Herz schlug nach diesen Worten wieder freier; er hatte nun das Recht, die Erlaubniß, hier zu bleiben. Ohne daß ihm der Feind den geringsten Widerstand entgegensetzte, hatte er sich mitten im Lande festgesetzt. „Wird er dich von hier vertreiben können?“ fragte er sich.

„Hast du Hunger, Jüngel?“ fragte ihn hierauf der Randar.

„Ich komm' heute schon weit her, und in die „Garküchen,“ wo ich durchgekommen bin, hab' ich nicht gehen wollen,“ meinte Kobi, der in diesem Augenblick wohl wußte, warum er dieses sagte.

„Warum nicht, Jüngel?“ rief der Randar wieder mit seiner schreckhaften Stimme, aber zugleich mit einem gewissen lauernden Blick hinter den Augenbrauen. „Warum nicht?

Kochen dir die Garküchen vielleicht nicht gut genug? Bist du vielleicht an „auswärtige" Kost gewöhnt?"

Kobi verstand den Randar recht gut, was dieser unter „auswärtiger" Kost meinte.

„Ich will die Kost und jene nicht," sagte er mit dem wahrsten Ausdrucke in Stimme und Geberde, „mir ist am liebsten, wenn ich zu Hause mein Essen haben kann. Darüber geht nichts, und dann kostet es auch nicht so viel."

Dem Randar mochte diese Antwort nicht mißfallen haben; seine Stimme stieg wieder von den tiefen Tönen der Grobheit zu den etwas höhern seiner gewöhnlichen Barschheit hinauf.

„Zu essen sollst du bekommen, Jüngel," sagte er, „daß du genug hast, und schmecken solls dir auch, wie ich hoffen will, denn es ist Alles von meiner Tochter gekocht."

So sehr Kobi bis zu diesem Augenblick als Meister des Schlachtfeldes sich behauptet hatte, so verlor er beinahe durch die einzige Nennung der Tochter alle bisher errungenen Vortheile, ein Umstand, der, wie dies die Kriegsgeschichte aller Zeiten darthut, auch bei den größten Feldherren aller Jahrhunderte sich findet.

„Ihre Tochter, Rebb Josel, kocht?" rief er unüberlegt heftig, in einem Tone, der zu dem bisher eingehaltenen in zu lautem Gegensatze stand, als daß er nicht hätte auffallen sollen.

„Was hast du, Jüngel?" fragte der Randar, „kommt dir das so sonderbar vor, daß ein Mädchen kocht?"

Kobi hatte wieder die alte Fassung errungen; er hatte sich nur in einem unbewachten Augenblick weiter fortreißen lassen in das Schlachtgewühl, als es die Klugheit erlaubte.

„Sonderbar kommt es mir nicht vor," meinte Kobi ruhig, „weil es sich von selbst versteht; aber doch ist es mir wie ein Wunder. Wissen Sie, Rebb Josel, wie es unsere Mädchen in

den Gemeinden jetzt anfangen mit dem Kochen? Vier Wochen vor der Hochzeit läßt man aus Prag sich ein dickes Kochbuch bringen, und nun werden sie von der Mutter in die Küche hinausgenommen — und dann werden sie für ausgelernte Köchinnen ausgegeben. Wenn dann der Bräutigam zufällig kommt, so findet er sie mit dem Kochlöffel in der Hand, oder das Gesicht eingerußt. Haben da unsere Weisen nicht recht, daß sie einem Manne erlauben, sich von seinem Weibe zu scheiden, wenn sie ihm eine „angebrinzelte“ Suppe auf den Tisch setzt?“

„Sagen das wirklich unsere Weisen?“ rief der Randar und lachte dabei so überlaut, daß der Lehnstuhl unter ihm Zuckungen bekam.

„Es steht im Talmud,“ betheuerte Kobi.

Der Randar lachte noch unbändiger.

„Da sieht man,“ rief er, „welche Köpfe sie vor alten Zeiten auf sich gehabt haben. Sie haben schon damals nicht gern eine „angebrinzelte“ Suppe gegessen; darum haben sie das angeordnet. Nun, Jüngel, meine Tochter wird dir nichts Angebrinzeltes auf den Tisch setzen, da drauf kannst du dich verlassen.“

„Mir?“ klang es fragend in Kobis Innern. „Was meint er damit?“ Aber er hatte nicht Zeit, diesen Gedankenfaden weiter fortzuspinnen.

„Du sollst das gleich sehen,“ sagte der Randar. „Mirl,“ rief er mit Donnerstimme, „komm' 'n Bissel herein, Mirl!“

Gleich darauf öffnete sich eine Thür und auf der Schwelle erschien ein Mädchen, schön und groß, von der Gluth des Feuers lieblich geröthet, wie Kobi nie Eines gesehen. Alles Blut sprang ihm vom Herzen zum Kopfe, sein Gesicht mußte

selbst in die tiefste Röthe getaucht sein; die Augen brannten ihm. Einen solchen Anblick hatte er nicht erwartet!

„Mirl," sagte der Randar, „koch' uns etwas, wir wollen bald essen. Das Jüngel da ist unser Gast, und bleibt auch über Nacht da. Aber laß' dich nicht beschämen; das Jüngel da kommt aus einer Gemeinde, wo die Mädchen, wenn sie kochen wollen, ein Kochbuch aus Prag müssen holen lassen. Da nimm dich also in Acht, denn er wird's besser gewöhnt sein, als wir Bauern."

„Ja, Vater," sagte Mirl mit wohlklingender Stimme, die wunderbar an Kobi's Herz griff; „das Essen ist auch bald fertig, du weißt, ich koch' immer etwas mehr für etwaige Gäste."

Damit wandte sie sich ab; im Fortgehen glitt ein flüchtiger Blick über Kobi. Errieth sie, wer er war? was er wollte? . .

Als das Mädchen sich entfernt hatte, entstand eine gefährliche Stille zwischen den beiden Männern. Kobi wäre es unmöglich gewesen, in diesem Augenblicke einen Laut hervorzubringen, so ungestüm pochte sein Herz, so unbändig wogte der Strom seines Blutes. Alle Geister der Jugend waren über ihn gekommen, jene starken, bezwingenden Mächte, die zwischen vier Menschenaugen ihr luftiges Reich aufgeschlagen haben; die, was sie einmal ergriffen, entweder himmelhoch tragen oder in bodenlose Tiefen schleudern, die kein Senkblei noch ergründet hat.

„Wie gefällt dir mein Mädel? Was sagst du zu ihr?" fragte plötzlich der Randar.

Diese Frage verwirrte Kobi noch mehr; mühsam rang er nach Fassung, aber die tiefe Röthe, in der sein Gesicht brannte, von dort verbannen, vermochte er doch nicht.

„Was soll ich sagen, Herr Randar?" meinte er stotternd. „Wenn ich sagen möchte: sie ist das schönste und lieblichste

Mädchen, was ich in meinem Leben zu sehen bekommen habe, möchten Sie mir es glauben? Oder schickt es sich, daß ich es sage?"

„Sag's nur geradezu heraus," rief der Randar stark, „ich weiß am besten, was an meiner Tochter ist."

„So sag' ich," rief Kobi mit vor Innigkeit bebendem Tone, unter dem sein ganzes Wesen erzitterte, „daß Gott es mit dem sehr gut meinen muß, dem er sie als Weib beschеert."

Das Wort war gesprochen; über Verstellung und Kunst hatte es siegreich sein Banner gepflanzt; wie ein Bergstrom, den ein plötzliches Hochgewitter schwellt, kam es daher gerauscht, und achtete nicht des bis nun so sorgfältig Gehegten und Gepflegten. Jede Reue kam nun zu spät; Kobi empfand das in dem nämlichen Augenblicke. Gott der Lebendige wußte, welche Verwüstung das wilde Bergwasser angerichtet, — dennoch hätte Kobi es nicht unausgesprochen gewünscht. Furchtsam blickte er nach dem Randar hin, um an dessen Zügen zu sehen, wie das Wort gewirkt hatte ... Zu seinem höchsten Erstaunen bemerkte er aber, wie dort eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; es spielte ein Lächeln und Behagen zwischen diesen geschmiedeten Muskeln, die sie milde, wie von Sonnenlicht bestrahlt, erscheinen ließ.

„So wahr ich Josel Süß heiße," sagte der Randar mit mühsam erzwungener Stärke, „du hast Recht, Züngel! Wer die kriegt, bekommt ein Weib! Mehr sage ich nicht; es ist nicht meine Sach' über ein Kind viel zu reden .. Aber das kann ich dir sagen: Seit mein Weib todt ist, hab' ich keine Minute gefühlt, daß sie mir fehlt. Sie füllt jeden Winkel im Haus mit Leben aus. Oft hat's mir den Sinn durchfahren, daß sie kein Jüngel geworden ist, daß ich doch Jemanden gehabt hätte, dem ich den großen Hof hätte übergeben können. Aber sie ist

mir doch tausendmal lieber als fünfzig Knaben . . sie sitzt mir im Herzen und macht mir Freude, wie nichts in der Welt . . . Gott soll sie mir behalten!"

Gleich darauf, als hätte er sich zu viel erniedrigt, indem er sein starkes Wesen unter dem Eindrucke der väterlichen Zärtlichkeit Einbuße hatte leiden lassen, meinte er mit seinem gewöhnlichen Tone:

„Wie steht der Haber bei dir zu Hause?

Kobi konnte nicht sogleich antworten, so bewegt hatte ihn die Rede des harten Mannes, der als „Bär," „Wolf" und „Unmensch" in den Erzählungen der Gemeinden spukte. Hätte sich die Mutter noch gefürchtet, mußte er innerlich sich fragen, mich zu ihm zu schicken, wenn sie ihn so reden gehört hätte? Aber gut war es doch, daß der Randar dem Gespräch eine so kühle Wendung gab.

„Nun, Jüngel?" fragte er noch einmal, „wie steht bei dir der Haber zu Hause?"

„Vier Gulden dreizehn Groschen, Herr Randar," beeilte sich Kobi zu sagen.

„Nicht höher?"

„Am letzten Wochenmarkt," theilte Kobi noch mit, „hat man so viel, als man will, um diesen Preis haben können."

„Verstehst du dich auf Haber, Jüngel?" fragte der Randar fast verwundert.

„Es ist zwar nicht mein Geschäft," meinte Kobi, „aber man kann nicht wissen, wie Einem so etwas einmal unter die Hände kommt. Dann möchte ich nicht gern in ein Unglück gerathen."

„Du scheinst vielerlei Sachen zu verstehen, Jüngel," sagte nach einer Weile der Randar mit einem so bedeutsamen und feinen Lächeln, wie es die Spöttler dem „Sprostak" nicht zugetraut hätten.

In Kobi aber drängten sich, seitdem er den verhängnißvollen Ausspruch gethan, Geister auf Geister, die nach Erlösung schrieen; es überkam ihn eine Art von Ermüdung, da zu sitzen und mit dem Randar über den Preis des Habers zu schwatzen, während er doch nicht wußte, ob sie grade, um derentwillen er das Wagniß unternommen, einverstanden damit sei, daß er bleiben, daß er wagen dürfe? Denn wie trefflich der „Min" es bisher verstanden haben mag, die geheimsten Absichten seiner Mission vor uns, ja vor sich selbst in Dunkel zu hüllen, jetzt, das fühlte er, war der Augenblick gekommen, der seine kühnen Entwürfe entweder der zerstörenden Lächerlichkeit des Nichterfolgs oder dem glücklichsten Gelingen anheimgeben mußte. Ein Vater, fuhr es ihm blitzschnell durch den Sinn, der seine Tochter so hoch stellt, werde doch nicht seinen eigenen Willen als allein maßgebend ihr aufdrängen, wenn es sich darum handle, ihre Lebenszukunft festzustellen? Werde er nicht auch auf die Stimme seines Kindes horchen? Wenn sie nun nicht wollte? —

Eisige Schauer erfaßten ihn; er mußte nach der Stirne greifen, sie war kalt. Wohin hatte er sich begeben? in welches verwegene Spiel sich eingelassen? Er, der Sohn Wolf Min's, wollte die einzige Tochter des steinreichen Randars — —?

Doch dieselben Geister, die ihn bisher geleitet, diese starkgemuthen Geister bannten eben so schnell, als sie gekommen, ihre Feinde, die bange Furcht und die zagende Entmuthigung aus seiner Seele. Der Min war sich es klar bewußt, daß er sein Haupt über dem Wasser halten müsse. Zu viel hing davon ab, ob er ausharrte oder beschämt davonschlich!

Wenn sie nun nicht wollte? —

Darüber mußte Kobi bald Licht haben, das mußte noch vor dem Essen entschieden sein. Unter dem Vorwande, nach

seinem Kutscher sehen zu müssen, ging er hinaus. Das flackernde Licht, das über den Hausflur fiel, zeigte ihm den Weg zur Küche; ein flüchtiger Blick hatte ihn belehrt, daß die, die er suche, darin sei. Rasch trat er hinein und auf das erschrockene Mädchen zu.

„Verzeihe mir,“ sagte er in fliegenden Worten, aber voll Innigkeit und Wahrheit, „wenn ich dir vielleicht ungelegen komm'. Deinetwegen bin ich da, deinetwegen bin ich gekommen. Sieh mich an und sage mir dann: darf ich bleiben und mit deinem Vater reden? oder soll ich gehen? Wenn ich gehen soll, sag' mir es gleich, ich möchte nicht zwei Minuten länger leben und nicht wissen, was entweder mein Glück für ewig machen wird, oder mir sehr leid, sehr wehe thun möchte.“

So sprach Kobi, und indem er diese Worte mehr flüsterte als betonte, war dabei sein ganzes Wesen von jenem Schimmer innerster Neigung überglüht, die mächtiger das Herz ergreift, als die feurigsten Schwüre. Das mußte das liebliche Mädchen auch fühlen in diesem Augenblicke; seine Blicke flogen in holder Verwirrung umher, bis sie an dem Jünglinge haften blieben, der zu ihr sprach, wie noch Keiner gesprochen.

„Hab' ich dich beleidigt?“ fuhr Kobi in demselben Tone fort, „so will ich gehen. Aber ich denke, das kann kein Mädchen beleidigen, wenn ein Mann um sie wirbt. Sag', darf ich bleiben?“

„Ich kann nichts sagen, wenn's mein Vater nicht erlaubt!“ stotterte Mirl und wagte es, dem jungen Manne dabei in die Augen zu sehen.

„Du siehst ja, dein Vater selbst heißt mich hier bleiben . . .“ sagte Kobi, „Aber wenn du es nicht zugiebst, was hab' ich dann davon? Und wenn er hundertmal sagt: Nimm sie, und

du willst nicht, meinst du, ich möcht' nur einen Finger nach dir ausstrecken?"

„Mein Vater ist schon so oft betrogen worden," meinte Mirl verlegen, „daß ich glaub'!" —

„Daß ich ihn auch betrügen werde? .." ergänzte Kobi, „Du kannst das nicht glauben, Mädchen! .. So lieb mir mein Vater und meine Mutter sind, du darfst das von mir nicht glauben. Ich weiß, was du deinem Vater bist; meinst du, wenn ich nicht überzeugt wäre, wir Zwei zusammen könnten ihn noch glücklicher machen, ich würde mich unterstehen, so mit dir zu reden?"

Mirl richtete sich hoch auf nach diesen Worten; Thränen glänzten in ihren Augen, mit bebender Stimme sagte sie:

„Kann man sich wirklich auf dich verlassen?"

„Ich schwör' nicht," sprach Kobi innig, „aber glaub' mir."

„So bleib!" sagte sie leise, fast unvernehmbar.

Unwillkürlich suchten und fanden sich zwei Hände, und konnten fast nicht von einander lassen. Kobi aber ließ zuerst ab ...

Als er wieder in die Wohnstube kam, fand er den Randar, den Kopf in die Hand gestützt, wie in tiefes Nachsinnen versenkt. Er fuhr auf:

„Nun, ist dein Kutscher versorgt?" fragte er.

„Ganz gut, Rebb Josel," entgegnete Kobi, „dem Pferd schmeckt Ihr Haber außerordentlich gut."

„Das glaub' ich," meinte der Randar mit einem gewissen Stolze, „mein Haber ist auch gut." —

Die Zeit bis zum Essen verstrich unter mannigfaltigen Gesprächen. Der Randar kam mit keinem Worte auf das Geschäft zu reden; dennoch handelte es sich dabei um nichts Anderes, als was Bezug hatte auf Handel und Wandel. Es war eine Art Prüfung, die der Randar mit ihm anstellte, und außerordentlich gelehrte Männer mit großen Bibliotheken im

Kopfe, woraus sie auf ein Quentchen auszurechnen wissen, wie viel Fleisch, Milch und Brod auf eine arme Menschenseele kommen, wenn ihr das Glück bescheert ist, sich dieser Dinge erfreuen zu dürfen, hätten dabei Gelegenheit gehabt, die Fülle von Kenntnissen aus allen Zweigen der Landwirthschaft, der „Nationalökonomie," ja sogar der Statistik zu bewundern, die die Beiden entwickelten. Vom eisernen Nagel, der unbeachtet auf der Gasse lag, bis hinauf zu dem Sack Wolle, der auf dem Schiff nach England hinüberschwamm, vom Hasenhäutchen an, das der Hausirer mühsam den Händen des Waldhegers entrang, bis zum Runkelrübenzucker, der in tausenden von Fässern in den Prager Fabriksniederlagen aufgespeichert lag, wußten die Beiden Bescheid. Kobi zeigte sich als einen offenen Kopf, der mit hellen Augen sich in der Welt umgesehen, viel beobachtet und noch mehr in sich bewahrt hatte, wenn es auch nicht im Zusammenhange mit seinem Geschäfte stand.

Der Randar sprach kein Wort des Lobes, aber Kobi hörte es ihm an, daß ihn seine Antworten befriedigt haben mußten.

Diese Prüfung dauerte bis zum Essen. Mirl kam und deckte auf den Tisch ein schneeweißes Linnen, stellte darauf drei Teller und Eßgeräthe und brachte zu guterletzt noch einen mächtigen Krug Bier. Dabei folgte Kobi jeder ihrer Bewegungen; es lag in jeder ein besonderer Reiz, oder wie es unübersetzbar in der Sprache des Ghetto's heißt: ein „Tam," wie er ihn noch nie gesehen.

Das Essen war reichlich und gut, und Kobi, den Liebesqual und Mühe hungrig gemacht hatten, ließ ihm auch alle Gerechtigkeit widerfahren. Er lobte die Speisen nicht, weil dieses Lob vielleicht zu auffallend geklungen hätte, aber er bewies es durch die That, was er von Mirl's Küche hielt. Er

ließ sich auch nicht „zwingen," aß seinen Teller rein ab, und sprach auch dem Biere zu.

„Das ist schön von dir," sagte der Randar einmal, den der frische Appetit seines Gastes offenbar freute, „daß du keinen „Derech Erez"*) auf deinem Teller zurücklassest. Wenn der Mensch hungrig ist, soll er sich nicht schämen und soll essen. Ein Mädchen ist was Anderes; die wird von der ganzen Welt gemustert und muß darauf sehen, daß sie für keine Esserin gilt. Denn das könnt' ihr einmal schaden. Warum soll sich aber der Mann geniren?"

Zufällig blickte Kobi auf Mirl's Teller; die Speise war beinahe unberührt, und das Mädchen erröthete in diesem Augenblicke unbegreiflich stark.

Als abgespeist war, sagte der Randar zu Mirl:

„Ruf jetzt einen von den „Schnorrern" herein."

Kobi verstand, was dieser Ruf bedeutete. Der Randar wollte ihn einer neuen Prüfung unterwerfen, wahrscheinlich ihn mit dem „Benschen" (Tischsegen) beehren; denn, da sie nur zwei Männer waren, gehörte wenigstens noch ein Dritter hinzu, um „Mesumen benschen," d. h. in Gesellschaft laut beten zu können.

Kobi hatte das Rechte getroffen. Als der Schnorrer gekommen, sagte der Randar:

„Jetzt bensch, Jüngel."

Kobi schenkte erst dem Randar, dann dem Schnorrer und sich selbst das Glas mit Bier voll und indem er es aufhob

---

*) Leute, die auf die „Beschau" kommen, lassen gewöhnlich einen Theil der Speisen auf dem Teller zurück, vielleicht um nicht den Schein großer Eßlust auf sich zu laden. Man nennt dies „Derech Erez" (Landessitte).

und sich dabei leicht gegen den Randar verneigte, rief er mit lauter Stimme in der heiligen Sprache Zions:

„Mit Erlaubniß des verehrten Hausherrn: Gelobt sei, von dem wir Speise erhalten!"

Mit kräftigem Tone wiederholten die zwei Anderen das: Gelobt sei, von dem wir Speise erhalten, worauf Kobi mit lauter Stimme den langen Tischsegen so rund und geläufig hersagte, daß auch nicht eine Silbe „überschluppert" schien. Kein Landrabbiner hätte mit mehr Weihe und Kraft von Anfang bis zu Ende das langathmige Gebet zu Stande gebracht.

Zum Schlusse erhob Kobi noch einmal das Glas und indem er die vorgeschriebene Segensformel darüber sprach, nippte er davon und verbeugte sich dann nochmals gegen den Randar, dem er mit einem: „Zur Kraft" dankte. Als Kobi hierauf nach Mirl blickte, fand er ihr liebes Antlitz von Freude strahlend; er hatte also „gut" gebenscht? —

Nachdem Mirl wieder abgeräumt hatte, meinte der Randar, der sich weit und breit in seinem Lehnstuhle streckte, indem er mühsam das Gähnen unterdrückte:

„Was machen wir jetzt bis zum Schlafengehen? Kannst du einen „Franzefuß" spielen, Jüngel? Du verstehst dich ja auf Alles."

Kobi besann sich einen Augenblick, ob er auf diese kitzliche Frage mit Ja oder Nein antworten solle; aber eben so rasch sagte er darauf:

„Wenn man mich grade benöthigt, lass' ich mich auch zu einem „Franzefuß" gebrauchen."

„Gut, Jüngel," meinte der Randar, der sich zurecht setzte, „wir wollen sehen, was du kannst."

Mirl brachte Karten und Kreide. Der Randar ergriff das „Pasch" Karten, blätterte sie mit kunstgeübter Hand durch und

„gab" dann aus; auf Kobi waren merkwürdiger Weise lauter schlechte Blätter gefallen.

Ehe das Spiel nun begann, griff der Randar in seine Hosentasche und legte einen silbernen Zwanziger neben sich, Kobi griff ebenfalls nach Geld, brachte aber nur einen kupfernen „Scheinkreuzer" heraus, den er gleichfalls in bescheidener Ferne auf den Tisch fallen ließ.

„Was soll das?" rief der Randar mit dem ganzen Ungestüm seiner derben Natur, „meinst du, ich bin ein Schnorrer, daß ich mit dir um einen Kreuzer spielen werde? Du spielst mit Josel Süß, Jüngel! Verstehst du das?"

„Und ich spiel' um nicht höher," sagte Kobi entschieden. „Das können Sie thun, Rebb Josel, ich thu's nicht."

„Ich spiel' aber nicht um einen lumpigen Kreuzer," schrie der Randar zornig.

„Zwingt Sie denn Einer, Rebb Josel?" meinte Kobi lächelnd.

Der Randar murmelte etwas zwischen den Zähnen, was Kobi entging, dann ergriff er die Kartenblätter, und sagte in einem ruhigeren Tone: „Fang' an, Jüngel. Ich will dir zu Gefallen deinen Kreuzer wie einen Zwanziger ansehen. Spiel' aus!" —

Kobi verstand sich vom väterlichen Hause aus vortrefflich auf dieses in den Gassen des Ghettos besonders beliebte Spiel, er konnte jetzt den Meister zeigen! Ohnehin waren ihm „schlechte" Karten zugefallen . . wie leicht konnte er da seine Geschicklichkeit, da seinen Verstand glänzen lassen! Wenn er aber gewann, beleidigte er damit nicht seinen Gastherrn? gebot es nicht schon die Artigkeit, daß er den Randar gewinnen ließ? Wer aber stand ihm dafür, daß der Randar mit seinen scharfen Augen

ihn nicht durchblicken würde, Heuchelei, Gefallsucht und dergleichen dahinter sehen könnte? Dennoch entschloß sich Kobi für das Letztere; er wollte den Randar gewinnen lassen. Von Zweien, die mit einander spielen, kam er innerlich zum Schluß, will Jeder gewinnen und freut sich, selbst wenn ihm nur ein kupferner Kreuzer zufällt. Sollte der Randar anders geartet sein?

Kobi wandte nun die Kriegslist an, daß er sich trotz der schlechten Karten anfangs als Meister des Spieles bewies; bald darauf ließ er die Flügel hängen, machte auffällige Fehler und zog sich eine Niederlage zu, die er wohl vermeiden konnte. Als er beim Umblättern der Karten zufällig nach Mirl sah, bemerkte er einen Zug sorgenvoller Traurigkeit auf ihrem Antlitze; unmerklich, aber nur ihm verständlich, glaubte er sie ihn zuwinkend gesehen haben. Was wollte sie? Um Gottes Willen Hatte er irgend einen Fehler begangen, vor dem sie ihn warnte Welchen? Er sah schärfer nach ihr hin; die Traurigkeit wa noch nicht verschwunden, sie winkte ihm auf's Neue! Nu wußte er es deutlich und klar.

Beim zweiten Spiel beschenkte ihn das Geschick mit bessere Karten; allem Anscheine nach konnte er nun so leicht gewinne wie man die Hand umdrehte; dennoch beschloß er bei der ei mal angenommenen Kriegslist zu verharren, nämlich sich selb zu schlagen. Der Randar sollte nicht meinen, sein Herz klar mere sich an einen Zwanziger. Diesmal beging er noch au fälligere Fehler; der Randar war auch kein Kind im Spie und benützte jede Blöße Kobi's mit geübtem Scharfblicke. Wied sah Kobi nach geendigtem Spiele nach Mirl's Angesicht. Jen Zug der Traurigkeit lag noch immer darauf, es kam ihm sog vor, als ob sie ihn mitleidig anblickte . . Sie winkte nicht me Lebendiger Gott! was hatte er begangen? Er war sich d

keines Fehlers bewußt! Verwirrt, mit Schwindel im Kopfe, Dunkel vor den Augen, begann er das dritte Spiel.

Kobi spielte wieder schlecht; mitten darin sah er zu Mirl hinan; nun bemerkte er gar Thränen iu ihren Augen. Zugleich fühlte er, wie unter dem Tische sein rechter Fuß leise, fast zu leise berührt war. Er sah noch einmal nach ihr hin; tiefes Erröthen zog blitzschnell über das holde Gesicht, um gleich darauf dem traurigen Zuge wieder Raum zu gönnen. Nun trat Todesschweiß auf Kobi's Stirne, das Blut gerann ihm in den Adern. Was wollte sie? Wovor warnte sie ihn? Denn das empfand er im Tiefsten seiner Seele – sie warnte ihn! Etwa, daß er den Vater gewinnen ließ? Konnte das ein solches Vergehen in ihren Augen sein? Zum erstenmale im Leben rathlos bemächtigte sich seiner ein verzweifelndes Gefühl, immer düsterer zog es vor seinen Augen auf. Nacht umgab ihn, aus der nur Mirl's holde Schönheit wie ein Stern glänzte. Aber ohne es zu wollen, hatte er während dieses Zustandes einige Meisterwürfe gethan; erstaunt bemerkte er, daß das Spiel zu seinen Gunsten sich umgestaltet hatte.

Als er jetzt wieder nach Mirl sah, war jener Zug verschwunden, ein mildfreudiges Lächeln strahlte über ihr ganzes Wesen. Meinte sie es so? jubelte es stürmisch in der angstbefreiten Brust Kobi's. Nun sollte sie mit ihm zufrieden sein, der Randar inne werden, daß er einen wirklichen Meister vor sich hatte. Kobi fühlte sich neugestärkt.

In den darauf folgenden Spielen zeigte sich die neue Kriegsweise Kobi's in ihrer ganzen Macht und Bedeutung; mit den besten Karten konnte der Randar nicht gegen ihn aufkommen. Zwanziger auf Zwanziger lagerten sich zur Seite Kobi's hin, wie Siegesbeute aus blutiger Schlacht davon getragen, aber Kobi hütete sich sehr, durch irgend eine freudige

Miene die Regungen seines Inneren zu verrathen. Sein Leitstern blieb Mirls Angesicht, es leuchtete noch immer der lächelnde Zug darüber; mit jedem neuen Siege verschönerte es sich und kein Wunder wäre es gewesen, wenn Kobi in banger Verwirrung in neue Fehler gefallen wäre.

Endlich nach dem siebenten Spiele warf der Randar mit einer hastigen Bewegung die Karten zusammen und sagte mit breitem Gähnen:

„Jetzt ist genug gespielt; du hast mich ohnehin schon zum Bettler gemacht, Jüngel. Gehen wir schlafen."

Kobi schob das gewonnene Geld zusammen und stand auf; er bemerkte wohl, daß ihn der Randar dabei fixirte. Aber er that das Geld nicht in die Tasche, er behielt es in der Hand und ging damit gradezu auf die Thür, die in die Schenkstube führte.

„Wohin willst du?" rief ihm der Randar nach.

Kobi öffnete, ohne zu antworten, die Thür und rief mit lauter Stimme in die Schenkstube hinein:

„Ist einer von den Gästen noch auf? Der komme her."

Alsbald kamen aus den Winkeln der finsteren Stube, wo sie ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten, allerlei nächtige Gestalten herbeigeschlichen, furchtbar anzusehen in ihren nicht weniger als schönen Trachten, und stellten sich an der Thür auf.

„Was wollen Sie, gnädigster, bester Herr?" meinte Einer in kläglich-schläfrigem Tone.

„Da," sagte Kobi, indem er Einem das Geld gab, „vertheilt das unter Euch, aber friedlich und ehrlich. Hört Ihr?"

Da hätte man das Heulen und Kreischen der so reich Beschenkten hören sollen! Es war, als ob hungrige Wölfe mitten im Winter auf Beute gestoßen wären, die sie nun in Gemeinschaft verzehrten.

Als Kobi sich wieder umwendete, stand ihm der Randar mit furchtbar drohendem Angesicht gegenüber. Kobi erbebte.

„Was hast du mit meinem Gelde gethan?" fragte er mit der alten schreckhaften Stimme.

Wieder sah Kobi auf Mirl, die neben ihrem Vater stand und, wunderbar! noch immer dasselbe strahlende Lächeln auf ihren Lippen trug. Das gab ihm wieder neuen Muth.

„Ich hab's weggegeben an arme Leute, Rebb Josel, die's besser brauchen können, wie Sie und ich," sagte Kobi mit ruhig entschiedenem Tone.

„Weißt du, daß du ihnen fünf silberne Zwanziger geschenkt hast!" fuhr der Randar fort. „Darf ein Geschäftsmann so verschwenden? Liegt's in deinem Vermögen, so viel an arme Leute auszugeben?"

„Mit Spielgeld," meinte Kobi und richtete seine Augen fest auf den Randar, „mach' ich's niemals anders, das behalt' ich nicht bei mir; ich möcht' glauben, es brennt mir die Tasche durch."

„Ist das auch eine von deinen Maximen?" sagte der Randar schneidend kurz.

„Ja, Herr Randar!" entgegnete Kobi, „und sie wird's auch bleiben."

Der Randar fand, wie es schien, keine passende Gegenrede darauf; plötzlich wandte er sich zu seiner Tochter um:

„Mirl," sagte er, „zeig' dem Jüngel, wo er schlafen kann. Morgen wollen wir von seinem Geschäft reden. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Randar," rief ihm Kobi nach.

Mirl zeigte ihm ein schon offenes Bett, das in der angrenzenden Wohnstube stand. Im Fortgehen bestrahlte ihn noch einmal das milde Lächeln ihres Antlitzes; es war als ließe es eine gute Botschaft, ein Beseeligendes zurück für die Träume

der Nacht, die zwischen jetzt und dem kommenden Morgen als Brücke lag.

Kobi ging noch einige Zeit sinnend in der großen Wohnstube auf und nieder; er überdachte den heutigen Tag. Konnte er damit zufrieden sein? Zweifel und Hoffnungen wogten gleichmäßig durch sein Herz, bald sank die Schale der einen, bald die der andern. Ruhe war es nicht, die in sein Gemüth kam.

Kaum hatte er sich entkleidet, als es leise an der Thüre pochte.

„Bist du noch auf?“ ertönte von draußen die Stimme des Randars.

„Ja, Herr Randar!“

Der Randar trat herein, er war noch in seiner Tagkleidung, in der Hand hielt er ein brennendes Licht.

„Ich hab' nur etwas sehen wollen,“ sagte er, indem er die volle Flamme des Lichtes auf Kobi fallen ließ. „Jetzt ist's in der Ordnung! Schlaf gut.“

Matt und zerschlagen erwachte Kobi am andern Morgen aus qualvollem Schlafe; der Schlummer hatte ihn nicht erquickt. Ueber Nacht war das ganze Heer böser Zweifel und Entmuthigungen über ihn gekommen und hatte arge Verwüstung angerichtet. So nahe dem entscheidenden Augenblicke fühlte er sich schwach und abgehetzt; er fühlte, den heutigen Tag könne er nicht so bestehen, wie er den gestrigen bestanden hatte. Wie sollte das enden?

Dann nahm er die Tefillin (Gebetriemen) zur Hand und begann sein Morgengebet. Anfangs war seine Seele nicht

dabei; gedankenlos fielen die schönen heiligen Worte Zions aus seinem Munde. Dann aber überströmte es ihn plötzlich wie lauterste Frömmigkeit, wie wahres Gebet; innig klang jetzt die geweihte Sprache Gottes, lauter und immer lauter quollen ihm die heiligen Worte hervor ... Er empfand es in der Seele, wie er Gott um etwas Großes zu bitten habe — nämlich um Mirl.

Grade als er geendigt und im Begriffe stand, die Tefillin wieder zusammenzulegen, trat der Randar herein.

„Gut geschlafen, Jüngel?" fragte er derb.

„Wie man zum erstenmale in einem fremden Bette schläft," meinte Kobi, der keine Unwahrheit sagen wollte.

Ueber die breiten Züge des Randars schlich eine Art höhnischen Lachens.

„Heut' Nacht wirst du schon ruhiger schlafen," sprach der Randar in einem Tone, von dem Kobi nicht wußte, sollte er ihn für spöttisch oder verheißend halten? —

Gleich darauf brachte Mirl das „Anbeißen;" und wie jedem Liebhaber, kam auch ihm das Mädchen heute viele tausend Mal schöner vor als gestern. Kobi suchte nach einem Lächeln auf ihrem Gesichte, nach irgend einem verheißenden Muskelspiele — aber er meinte eher Traurigkeit auf demselben zu sehen. Sie wagte es nicht einmal nach ihm zu blicken.

Als das Frühstück vorüber war, entfernte sich Mirl, die zwei Männer blieben allein.

„Nun, Jüngel," sagte der Randar nach einer Weile, indem er sein blaues Taschentuch, seiner Gewohnheit gemäß, wie eine mächtige Fahne entfaltete und über seine linke Schulter warf, „wollen wir jetzt von dem Geschäft reden?"

Auf Kobi's Stirn trat bei diesem Beginn kalter Todesschweiß; krampfhaft hatte sich seine Kehle zusammengezogen,

krampfhaft umfaßte seine Hand nach rückwärts die Lehne des Stuhles, als fürchte er, irgend ein schreckliches Naturereigniß könne ihn von da herunterschleudern, und dem bodenlosen Nichts überantworten.

„Mein Geschäft? Herr Randar?“ lallte er tonlos. Dann setzte er verzweifelnd hinzu: „ich hab' ja kein Geschäft.“

„Du hast kein Geschäft mit mir vor?“ schrie der Randar mit gewaltiger Heftigkeit und die blaue Fahne auf seinen Schultern schien sich riesig zu entfalten, als stünde eine gewaltige Schlacht bevor, „hast mich also gefoppt, Jüngel?“

„Ich hab' eins gehabt,“ stotterte Kobi, „aber . . .“

„Du hast sehen wollen, ob ich dir entgegenkomme, Jüngel!“ rief der Randar.

Kobi schüttelte düster verneinend den Kopf.

Da schlug der Randar eine Lache auf, so gewaltig und erschütternd, daß sie an der Stubendecke wiederhallte. Kobi schlug erschrocken die Augen zu ihm auf.

„Meinst du,“ rief er unter Lachen, „mein Jüngel Leben, ich weiß nicht, was dich für ein Geschäft zu mir geführt hat? Meinst du, Josel Süß, der Randar, ist ein Kind von zwei Jahren, dem man den Finger in den Mund steckt, damit es beißt? Zu meiner Tochter bist du gekommen.“

„Wenn Sie's also wissen, Herr Randar,“ sagte Kobi mit kläglicher Stimme, „so lachen Sie mich wenigstens nicht aus; ich will auch gleich aus Ihrem Haus!“

„Wirst du gleich schweigen?“ gebot der Randar noch immer unter heftigem Lachen, „meinst du denn, ich laß' dich fort, bis ich mein Geschäft mit dir abgemacht habe?“

„Allmächtiger Gott im Himmel!“ rief Kobi im Uebermaß seines Entzückens, indem er aufsprang, „Sie wollen wirklich, Rebb Josel?“

Was er sagen wollte, vermochte er nicht fortzusetzen, alles Blut war ihm nach dem Kopfe geströmt.

„Hör' mich an, Jüngel," sagte der Randar, mit einem Male wieder ernst werdend. „Schon gestern Abend, wie du aus dem Wagen gestiegen bist, hab' ich gewußt: der kommt zu meiner Mirl. Ich bin dir entgegen getreten wie ein Bär, und hab' dich angeschnauzt wie ein Wolf, du aber hast dich nicht gefürchtet und das hat mir zuerst besonders an dir gefallen. Sag's selbst, bin ich dir nicht wie ein Bär, oder wie ein ander wild' Thier vorgekommen?"

„Fein waren Sie gerade nicht, Herr Randar," sagte Kobi nun seinerseits verlegen lachend.

„Ich hab' mir gleich gedacht: wenn das Jüngel auch in andern Stücken so wär', hätt' ich dann für meine Mirl zu sorgen? Du kannst sie nicht zählen, die alle schon da waren, um mein Kind zu sehen, mein goldig Mädel! Oft waren's feine junge Leut', sind wie die Prinzen hergekommen, haben groß gethan und die Flausenmacher gespielt; wenn ich ihnen aber hinein gesehen habe in den Hals, ich mein' in ihr inwendiges Wesen, da hab' ich lauter Schmutz und Unkraut gefunden. Die Leut' hätten mir meine Mirl aus dem Haus forttragen sollen? Eher hätt' ich mich selbst in das Grab neben mein gut Weib gelegt. Einer hat dir ganz vergessen, daß er in einem frommen Judenhaus ist, hat gar nicht gewußt, daß es eine „Mesusah" in der Welt giebt, ein Anderer hat nicht einmal „benschen" können. Noch ein Dritter hat mir wie ein Spieler von Profession mein Geld abgewonnen; ein Vierter hat nicht gewußt einen Sack Wolle von einem Hasenhäutchen zu unterscheiden, ein Fünfter endlich, der hat wieder zu viel gewußt, und hat mich belehren wollen, wie ich dies und jenes in meinem Geschäft anzufangen hätte, als wenn ich ein vier=

monatlich Kind und er ein Greis von achtundsiebzig Jahren wäre. Ich werd' nicht fertig bis in die Nacht hinein, wenn ich dir Alles wollt' erzählen. Da bin ich manchmal fuchswild geworden, hab mich nicht genirt, und hab' diesen Leuten Wahrheiten gesagt, an die sie ihr Lebtag denken werden. Du aber hast mir von Anfang an gefallen, ich muß dir's ins Gesicht sagen. Nur hab' ich gezittert, daß auch du nicht bestehen wirst. Ich sag' dir: wärst du nicht bestanden, Jüngel, ich hätte meine Tochter eine alte Jungfer werden lassen."

Der Randar hielt inne. Kobi wagte es kaum zu athmen.

„Ich hab' aber bald gesehen," fuhr der Randar mit unterdrückter Weichheit des Gefühles fort, „daß du der Mann bist, wie ich ihn für mein Kind brauche. Du bist ein guter Geschäftsmann, kennst dich aus in der Welt und hast offene Augen, die mehr werth sind, als Geld und Gut. Du bist mir auf Nichts eine Antwort schuldig geblieben. Gute Geschäftsleut' waren die zwar auch, die zu mir gekommen, aber wie ich dir erzählte, der Eine hat bald den, bald jenen Fehler an sich gehabt. Du bist auch kein Spieler von Profession und bist kein Heuchler. Du hättest mich können 'gewinnen lassen, und hast's doch nicht gethan. Was mir aber besonders an dir gefallen, das ist dein gesetzt Wesen, und daß du ein Jud' bist. Es giebt Leute, denen ist gerade das nicht recht; die lassen Manches krumm sein, nur wenn man kein Jud' ist. Dazu gehör' ich nicht . . . Mein Kind braucht ein jüdisch Herz, ein fromm Gemüth, und das hast du. Dein „Benschen" und „Teffillinlegen" geht mir nicht aus dem Kopf. Und selbst in der Nacht, wie ich zu dir gekommen bin, hast du dein „Arbeh Kanfes"*) umgehabt. Jetzt frag' ich dich nur Eins: Willst du meine Mirl? oder willst du sie nicht?"

*) Eine Art Oberhemd, daran die „Schaufäden" (Zigith) hängen.

„Herr Randar, Herr Randar!“ schrie Kobi stürmisch, „Sie fragen mich noch? Aber Sie wissen ja noch gar nicht, wer ich bin?“

„Hab' ich dich schon gefragt darum?“ sagte der Randar ernst, „oder brauch' ich's selbst zu wissen? Meinst du, ich kenn' dich nicht? Und wenn du eines Schulklopfers Sohn wärst, so zieh' ich mein Wort auch nicht zurück. Willst du's aber durchaus sagen, so hab' ich auch nichts dagegen; nur mußt du's dann meiner Tochter sagen.“

Während dem hatte sich die Zimmerthüre leise geöffnet; auf der Schwelle erschien Mirl, das Gesicht von Thränen überströmt; aber durch die Thränen glänzte wieder dasselbe siegreiche Lächeln, das ihm gestern als Leitstern gedient hatte.

„Was weinst du denn, mein Kind,“ fragte der Randar voll Innigkeit. „Du hast mir ja gesagt, daß du den, oder keinen Andern willst! Ist es vielleicht nicht wahr? . . .“

Unhörbar, auf leisen Socken wollen wir an dem Glücke vorüberhuschen, das in dem Randarhof zwei Menschen einander zuführte, die sich sonst einander niemals gefunden hätten. Solche Momente dürfen mit langen Reden nicht „beschrieen,“ sie müssen schweigend hingenommen werden! . .

Kobi begriff das vollkommen; er sprach nicht von seinem Glücke; er genoß es in den wenigen Stunden, die er noch auf dem Randarhof verweilte!

Gehen wir vorüber!

* *
*

Eine „Gelegenheit“ rollt in später Nacht durch die Gasse; vor dem Hause mit den drei Nußbäumen davor hält sie; in der Stube brennt noch Licht. Vater und Mutter warten noch

des heimkehrenden Sohnes; die Letztere in aller Pein und Qual eines besorgten Gemüthes. Kobi stieg aus: ein Freudenschrei tönt aus der Stube.

„Bist du nur gesund und wohl auf, mein Kind?" fragt Perl, die den Sohn ängstlich nach allen Seiten belugte, nach den ersten Umarmungen. „Hat er dir nichts gethan?"

„Ganz gesund und wohl auf, Mutter," antwortete Kobi lächelnd, „es fehlt auch nicht ein Nägele an mir."

„Und unser Geschäft?" fragte Wolf.

„Ganz gut ausgefallen, Vater," entgegnete Kobi.

„Ich hab' mir's auch gedacht," meinte Rebb Wolf mit väterlichem Stolz, „da ich dich geschickt habe!"

Da ging Kobi grade, als es sich keiner versah, zum Paradekasten, worauf in fast militärischer Ordnung schöne Porzellanteller und Kaffeeschalen, die noch aus den Zeiten von Perls hundert und zehn Jahre altgewordener Großmutter herstammten, und nahm die schönste der goldgeränderten Schalen. Mit einem Male schleuderte er sie mit aller Kraft auf den Boden, daß sie in hundert kleine Scherben zertrümmert ward.

Perl schrie laut auf vor Schreck.

„Lebendiger Gott!" rief sie, „was machst du, Kobi? meine schönste Schal'!" ...

Da sah sie Kobi lächelnd an in ihrem Schrecken und sagte nach einer Weile:

„Mutter! hast du mir nicht, wie ich noch ein kleines Kind war, immer gesagt, du hebst die Schale für mich auf? Möchtest du sie denn nicht für deinen Sohn hergeben, wenn er dir eine Schwiegertochter mitbringt?"

Sprachlos starrten ihn die Eltern an.

„Um Gottes Willen," rief dann Perl, „du bist doch nicht ..."

„Ja, Mutter," sagte Kobi, „ich bin Bräutigam, wenn Ihr nämlich Beide nichts dagegen habt."

„Mit wem denn?" kam es aus einem Munde.

„Mit des Randars Tochter!" —

„Und des Vorstehers Sohn?"

„An den hab' ich gar nie gedacht!"

Kobi gab erst später seinen Eltern die Geschichte seiner Brautwerbung, aber nur in den allgemeinsten Umrissen. Das Wichtigste verschwieg er, das behielt er dankbar in sich, nämlich, daß alle Verstellung und Kunst nichts vermocht hatten vor dem zündenden Strahl der Liebe, vor der Wahrheit Gottes!

Natürlich machte die Verbindung Kobi's mit der Tochter des Randars „ungeheueres" Aufsehen; es ward davon gesprochen als von dem größten Ereignisse, das seit Jahren stattgefunden. Merkwürdiger Weise wunderte man sich nicht darüber, man hatte so etwas von dem „Min" erwartet!

Der Vorsteher fand es, wie begreiflich, nicht in seinem Interesse, den Leuten die Geschichte mitzutheilen, wie er selbst die Leiter zu Kobi's Erhöhung gewesen. Dennoch kam sie weit und breit herum erst als stilles Geflüster, dann allmälig als große Lärmtrommel, die durch halb Böhmen in allen Ohren dröhnte.

Der Randar hat sich in Kobi nicht getäuscht. Der Segen ruhte sichtbar auf der Ehe des „Mins."





Franzefuß.

Das schönste Haus in der ganzen Gasse, das so vornehm und stattlich vor den anderen Häusern sich herausdrängt und dennoch mit den großen, hellen Fenstern so traulich niederblickt, heißt allgemein das „Kartenhaus.“ Wer es nicht kennt, sondern davon nur sagen hörte, wird vielleicht meinen, es sei lose und luftig gebaut, wie eines jener papierenen Häuschen aus Kartenmauern, die der leiseste Hauch des Mundes umbläst, daß die Trümmer weithin in regelloser Unordnung den Tisch bedecken. Denen wollen wir nur sagen, daß das Haus ein mit so ehrenhaft dicken und redlichen Mauern ausgestattetes ist, daß es selbst in Jericho vor dem schrecklichen Posaunenschalle nicht erschrocken wäre. Andere, die klüger und gewitziger sind, werden wieder rathen, es habe einmal ein Kartenmaler darin gewohnt, was uns aber nur ein mitleidiges Lächeln entlocken würde. Ein Kartenmaler! Was sollte, fragen wir, solch eine „Profession“ in der Gasse? Ist das ein Handwerk, das sein tägliches Brot abwirft, davon man seine Steuern, die „direkten“ sowohl als die „indirekten,“ bezahlen

kann? Dennoch hat es seinen Grund, warum das Haus so und nicht anders heißt. Es ist nämlich wirklich auf eine Karte gebaut worden . . . aber weiter dürfen wir nicht mehr vorgreifen, denn wir würden uns damit die eigentliche Geschichte „verschütten," die eben die Geschichte einer Karte ist.

Die meisten Leute in der Gasse können sich dessen erinnern, als wenn es heute geschehen wäre: wie eines Tages Maurer und Zimmerleute gekommen waren, und wie sich bald darauf mitten aus den Gerüsten der Bau dieses Hauses erhob. Noch deutlicher ist in Aller Gedächtniß die Grundsteinlegung. Wenn sie daran denken, sehen sie aus dem Nebel ihrer Erinnerung zwei Gestalten heraustreten, ein blühend junges Weib und einen kräftig gebauten Mann, die zu den Klängen einer schallenden Musik einen lustigen „Redowak" tanzen, und diese Klänge müssen so lebendig in ihren Seelen klingen, daß hie und da Mancher auch noch Worte dazu findet, und mit einem Male hört man Aeußerungen, wie etwa folgende: „Vor Zeiten hat's doch ganz kuriose Leut' gegeben! Es soll sich's jetzt ein Mädchen einfallen lassen, und mit einem „Franzefuß" die reichste Partie in der Gasse kriegen. Wo hört man das jetzt? Geld muß sie haben wie Heu, und von einem Franzefußspiel darf gar keine Rede sein. Dafür muß sie aber auf dem „Fopp dich allein" (in welch' merkwürdiger Verballhornung das Fortepiano in der Gasse erscheint) spielen können, daß die Vögel auf dem Dache Krämpfe davon bekommen. Ja, jetzt schämt sich so ein Mädchen ganz erschrecklich, und möcht' Einem, der zu ihr auf die Beschau kommt, und sie befragt: „Kannst du Franzefuß spielen?" die Augen aus dem Gesichte kratzen."

„Merkwürdig ist's, wie sich die Zeiten geändert haben."

Spötter aus den umliegenden Gemeinden haben auf Grund solcher Lästerungen auch die wundersame Mär zu verbreiten

gewußt, daß alle Mädchen in jener „Gasse“ sich noch jetzt vortrefflich auf den Franzefuß verstehen, besser, als auf ein schön genähtes Hemd, daß aber demungeachtet noch keine einzige „Beschau“ danach gefragt habe . . .

Das Kartenhaus hat übrigens von jeher eine gewisse Bedeutsamkeit in der Gasse gehabt, wie denn gewisse Menschen und Sachen das Eigenthümliche haben, aus der Leute Mund niemals herauszukommen. Noch ehe sich nämlich der neue Bau erhob, stand dort ein altes, verwittertes Haus, dem es Niemand angesehen hätte, daß sich darin das größte Wunder der ganzen Gemeinde aufhielt. Dieses Wunder waren drei Leute: Ascher Spitz, dessen Ehefrau Hindel und das Söhnlein Beider, das wir kurzweg „Bär“ nennen wollen. Alle drei haben das merkwürdige Glück gehabt, jedes in seiner Art sich so lebhaft in das Gedächtniß ihrer Zeitgenossen einzuprägen, daß nichts im Stande ist, sie daraus zu verdrängen. In der That haben auch alle drei, jedes in seiner Art, etwas Apartes gehabt, was man in der Gasse mit dem kurzbedeutsamen Worte „Stuß“ bezeichnet.

Nehmen wir, weil es sich überall schickt, auf Rang und Altersklasse gehörig Bedacht zu nehmen, zuerst Ascher Spitz vor, so war das ein Mann, dem sich sonst gar nichts Uebles nachsagen ließ . . . Man schrieb ihm einen fabelhaften Reichthum zu; auch hatte er bereits zum fünften Male die Stelle eines Gemeindevorstehers bekleidet. Er war ein stiller, schweigsamer Mann, dessen Tagesgeschäft darin bestand, eine Meerschaumpfeife nach der andern zu stopfen und dazu mit seiner Hindel oder seinem „Bärele“ einen „Franzefuß“ zu spielen. Zu größeren Anstrengungen vermochte sich Ascher nicht aufzuraffen. Es war ihm genug, wenn ihm früh Morgens nach dem „Anbeißen“ auf die Frage: „Hindel! wollen wir?“ die ergänzende

Antwort: „Ja, Ascher, wir wollen,“ entgegentönte. Nach dem Mittagsessen war es nur die natürliche Folge, daß die nämliche Frage eine gleiche Antwort finden mußte; und auch Abends, wenn die Lichter angezündet wurden und Ruhe sich herabsenkte auf die ermattete Gasse, — wer kann sich da wundern, daß Ascher, selbst müde und erschöpft von den Mühen des Tages, wieder einen jener Blicke nach seiner Frau warf, den nur sie verstand und der in Worte übersetzt: „Hindel, wollen wir?“ lautete und daß Hindel darauf mit klarer Stimme die Antwort gab: „Ja, Ascher, wir wollen.“

Hindel gehörte übrigens zu jenen Frauen, denen man auf den ersten Blick das „gute Leben“ ansieht. Groß und breitstretig war es, als ob ein dreimastiges Schiff daher brauste, wenn sie einmal, was selten geschah, durch die Gasse schritt. Die Leute hielten sie für sehr stolz und sagten ihr nach, daß sie nicht weinen könne. So etwas will unter Menschen, denen die Thräne mit merkwürdiger Leichtigkeit aus dem Herzen in das Auge steigt, mehr sagen als man glauben wird. Es erinnerte sich Keiner, so weit er zurückdenken konnte, jemals Hindel Spitz weinen gesehen zu haben; selbst am Jom Kippur bei den „heiligsten“ Stellen konnte das aufmerksame Auge keine Spur einer Thräne an ihr entdecken. War das ein Unglück? War es eine Krankheit? Es gab in diesem Punkte heftig streitende Parteien, die ihre Ansicht mit aller Hartnäckigkeit vertheidigten. Eigenthümlich war es, daß sich zuletzt eine Art gieriger Sehnsucht Aller bemächtigt hatte; jede Partei, und darunter namentlich die Frauen, warteten auf die Stunde, in der sich jenes Unglück, und die Krankheit, wie Andere meinten, wenden oder brechen mußte. Endlich werde sie doch weinen müssen, ward allgemein angenommen, denn sie werde ja nicht eine Ausnahme von der Regel machen wollen? Sei

das erhört, daß ein Judenweib nicht eine Thräne vergießen könne? Gott, der Lebendige, beschütze und bewahre Jede vor so einem Unglück ... aber man werde schon sehen, wie ihr das einmal mit „Procent" würde zurückgezahlt werden, denn Gott lasse nicht mit sich spielen, der wolle, daß eine Frau weine, sei es um was immer. Zu weinen habe sie stets, und wenn sie es durchaus nicht könne, so müsse sie sich dazu zwingen! ...

Nun, so weit ließ sich Hindel nicht herab. Sie war in ihrem Sinne eine jener starken und gewaltigen „Regierungen," die sich um keinen Preis vom „Volkswillen" etwas abtrotzen lassen wollen. Hindel solle sich zum Weinen zwingen? Hatte sie das nöthig? Grade Naturen solcher Art werden durch einen Widerstand, der ihnen entgegentritt, noch schärfer und kantiger, und was bei ihnen Anfangs nur Gewohnheit und angebornes Thun war, das verkehrt sich zuletzt in ein Recht. Man wird es nun leicht glauben, daß Hindel trotz aller Forderungen des „Volkswillens" es zu keiner Thräne brachte.

Zudem hatte Hiudel stets etwas vor Augen, etwas Lebendes und nach ihren Begriffen noch nie Dagewesenes, an dem sie mit großer Freude hängen konnte. Das war ihr „Bärele." Wenn sie und ihr Mann auf das Kind schauten, das einzige ihrer Ehe, wie es immer größer und gewaltiger vor ihnen aufschoß, dann erfüllte sie Beide ein Stolz und ein Behagen, die es bekanntlich auch zu keiner Thräne bringen können. Das „Bärele" war zwar in den Augen aller denkenden Leute ein „Bär," der mit Tatzen auf die Welt gekommen zu sein schien, aber was that das der elterlichen Zärtlichkeit? Diese bleibt stets ein Geheimniß, ein größeres, als sich irgendeines im Menschenherzen verbirgt. Labt sich das Eine an der geistigen Entwickelung des Kindes, an dessen viel versprechendem Wesen, so verwirft das Andere dies Alles und klammert sich grade an

Eigenschaften, die eben nicht in den Büchern über Erziehung angepriesen zu werden pflegen. Bärele oder wie er im Munde der Leute naturgemäßer hieß, Bär, war gerade kein Muster dessen, was man einen aufgeweckten „eisernen" Kopf nennt; er war eher träge als lebendig, eher ungeschlacht und ungelenk, als fein und manierlich; aber er besaß eine Eigenschaft, die in den Augen seiner Eltern ganze Goldlasten aufwog, die sich täglich schöner und schöner entwickelte, täglich mehr und mehr Blüthen ansetzte, bis sie zuletzt als ein prächtiger Baum dastand. Bärele hatte nämlich im „Franzefuß" seine Eltern weit überholt; er war ihr Meister geworden.

Wie „Bärele" das angestellt, um in verhältnißmäßig kurzer Zeit die alten Meister weit zu überfliegen, das zu erzählen bedürfte mehr als einer Blattseite. Genug, Bärele hatte ein angeborenes Genie für „Franzefuß," wie denn auch der große Napoleon schon in den Kinderschuhen den künftigen Feldherrn gezeigt haben soll, als ihm freilich noch, statt der Kanonenkugeln, Kieselsteine und derbe Holzprügel zu Gebote standen. Dieses Genie trat denn auch schon in Bärele's achtem Jahre in seiner ganzen Bedeutsamkeit zu Tage; es war ein denkwürdiger Moment. Von freien Stücken, als wäre plötzlich eine Offenbarung über ihn gekommen, sagte Bärele eines Tages, nachdem Rebb Ascher seiner Hindel einige Spiele abgewonnen hatte und sie darüber sehr verdrießlich geworden war:

„Was wettest du mit mir, Vater, daß ich dir den ersten Franzefuß gleich abgewinne?"

Nun haben wir bereits gesagt, daß Ascher keineswegs zu den gesprächigsten Menschen gehörte; wie jeder Spieler aus langer Gewohnheit hatte er sich fast das Reden abgewöhnt, denn es soll das Glück „verschreien"; aber diesmal brach der lange zurückgedämmte Redestrom gewaltig hervor. Erst „schüt=

telte" er sich, wie man sagt, einige Minuten vor Lachen aus, das ihn fast zu ersticken drohte, dann rief er mit einer Stimme, aus der Jubel und Spott, Freude und Hohn zugleich heraus tönten:

„Du willst mit mir spielen, Bärele? Du willst mir einen Franzefuß abgewinnen? Was sagst du zu dem Jüngel, Hindel?"

„Was wett'st du mit mir, Vater?" wiederholte noch einmal Bärele.

„Soll ich leben und gesund sein," schrie dagegen Ascher, „das Kind meint es im Ernst! Mit mir also, mit Ascher Spitz willst du spielen, dem selbst deine Mutter Hindel, die sich doch gut darauf versteht, nicht beikommen kann? Bärele was fällt dir nur ein? Hast du dir's auch gut überlegt, in was du dich einlassen willst? Ich sag' dir, es ist kein Spaß mit Ascher Spitz einen Franzefuß zu spielen. Größere Leut' wie du möchten sich früher den Finger auf die Stirn legen und sich fragen: Soll ich? oder soll ich nicht?"

„Ich frage dich ja, Vater," meinte Bärele mit einem Ton den ein gewisses Gekränktsein durchklang, „ob du mit m wetten willst?"

Nun warf Rebb Ascher einen merkwürdigen Blick vo Staunens auf das Kind. Das Lachen, das breit und u geschlacht schon zu den Lippen herausquoll, erstarb darauf; war vollständig verblüfft.

„Hindel, was sagst du zu dem Jüngel?" rief er endli nach langer Pause zu seiner Frau hinüber.

Hindel mochte in ihrem freudigen Muttergefühl nicht gleich die Worte finden, die groß und bedeutend genug ware um ihre Bewunderung über des Kindes Kühnheit auszudrück

aber sie machte ihrem Manne über den Kopf Bärele's hinweg ein Zeichen, das dieser sehr gut verstanden haben mußte.

„Bärele," sagte er mit einem Ernste, dem nur wenig zum Erhabenen fehlte, „hast du dir's wirklich überlegt, was du unternehmen willst? Ich sag' dir's noch einmal: du spielst mit Ascher Spitz, dem selbst deine Mutter Hindel, die doch ein eiserner Kopf ist, nicht beikommen kann. Hast du dir's überlegt?"

„Ja, Vater," sagte Bärele mit großer Entschiedenheit.

„Nun," meinte Ascher mit der feierlichsten Stimme, die ihm zu Gebote stand, „ich will sehen, was du vermagst. Das sag' ich dir aber, Bärele, wenn du mir den ersten Franzefuß abgewinnst, dann — es giebt gar nichts so Schönes in der ganzen Gasse, was du von mir nicht bekommen kannst."

Bärele schwieg, wahrscheinlich im Gefühle jener Ueberlegenheit, die es nicht gerne bei Worten bewenden läßt, sondern lieber die That sprechen lassen will.

„Und jetzt nimm das „Pasch" Karten," sagte Ascher kurz, „und gieb aus. Misch' aber gut. Hast du Kreide?"

„Ja, Vater," sagte der Knabe und setzte sich in den breiten Lehnstuhl, der sonst seiner Mutter zum Spielsitze diente.

Schon die Art und Weise, wie Bärele das „Pasch" Karten umbog, damit die einzelnen Blätter gerade und abgesondert beim „Mischen" hervorgingen, erregte Ascher's Erstaunen; kein „alter" Spieler hätte das besser zu Wege gebracht. Brennend lagen seine Augen auf der kleinsten Geberde des Kindes, und was das Schönste war, Bärele that das alles mit einem Ernste und einer Würde, wie sie ebenfalls nur ein alter Spieler, etwa ein Ascher Spitz, nach vielen Kämpfen und Erfahrungen, gleichsam als Siegesbeute vom Schlachtfeld heimzutragen pflegt. Das „Mischen" der Karten selbst war freilich,

weil die Finger Bärele's damals noch nicht den „Bären" verriethen, mit einiger Unbehülflichkeit verbunden, aber er brachte es „ganz wohl" zusammen. Es fiel keine Karte daneben, und wer da bedenkt, daß Bärele zum ersten Male auf einem Schlachtfelde stand, und daß sein Gegner Ascher Spitz hieß, wird das wohl zu würdigen wissen. Es ist manchem Soldaten, der es später bis zum General gebracht hat, Aergeres widerfahren, wenn er zum ersten Male das unheimliche Geknatter der Flintenkugeln um sich vernahm.

Jetzt begann das Spiel. Es ist eine Thatsache, daß das Glück sogleich dem Knaben ein aufmunterndes Lächeln zuwarf, indem es ihm die besten Karten aus dem geheimnißvoll waltenden Schooße des Zufalls ertheilte. Aber was wollte das im Grunde sagen? Haben wir es nicht erlebt, daß mancher Feldherr, um bei unserm Gleichnisse zu bleiben, trotz der besten „Position" und mit den besten Streitkräften den Kürzeren gezogen hat? Zudem, was nützten die günstigen Karten, da es hier ein Anfänger mit einem geübten Spieler zu thun hatte?

Hindel hatte sich als neutrale Macht zwischen die beiden streitenden Parteien gestellt, nicht um zu vermitteln, sondern blos um zu sehen, wie der sonderbare Kampf, der mit so ungleichen Waffen geführt wurde, endigen würde. Man kann übrigens annehmen, daß sich ihre Wünsche und Neigungen mehr der schwächeren Partei, ihrem Kinde zuneigten, schon des Spaßes wegen, den auf sein Franzefußspiel „eingebildeten" Mann einmal, und dazu von Bärele gedemüthigt zu sehen.

Aber ihre zuwartende Stellung löste sich in starres Staunen, endlich in leidenschaftliche Theilnahme an dem Geschicke Bärele's auf. Das Spiel des Knaben hatte, wie man anderswo sagen würde, ihr „Interesse" rege gemacht; unwillkürlich, nicht

als wenn es ihr eigenes Kind, sondern ein ganz Fremder wäre, war sie auf seine Seite getreten. Aber Bärele spielte auch — es war wie ein Wunder, das vor den Augen Ascher's leibhaftig sich zutrug! Im Beginne flimmerte so eine Art spöttischen Lächelns um seinen Mund, doch dieses verschwand allmälig, je kühner und bewußter Bärele in die Windungen des Spieles hineingerieth, um einer gewissen stummen Verbissenheit Platz zu machen. Bärele verstand sich wirklich auf den Franzefuß. Woher? und wie ihm das gekommen, das zu erforschen, fiel weder Ascher noch Hindel in dem Augenblicke ein; sie sahen beide in dem Kinde einen Spieler, für und gegen den sie Partei genommen hatten. Nur einmal ereignete es sich, daß Bärele, der bis dahin mit eisiger Kälte den immer hitziger werdenden Angriffen sich entgegenstellte, in einer Karte fehlging, worauf Hindel, die den Fehler mit geübtem Blicke sogleich erkannt hatte, einen Schrei ausstieß, als ob Bärele hart an einem gähnenden Abgrund gestanden und in Gefahr gewesen wäre, in die schwindelnde Tiefe zu stürzen. Dadurch wurde Bärele aufmerksam gemacht und verbesserte schnell seinen Fehler. Da hätte man aber den Zorn Ascher's sehen sollen! Er wurde purpurroth im Gesicht und mit der Faust schlug er auf den Tisch, daß er davon erdröhnte. Dann schrie er:

„Was sagst du ihm ein, Hindel, was er spielen soll? Er spielt ja besser als ich!"

„Ascher," meinte Hindel beschwichtigend, „was ereiferst du dich? Vergiß doch nicht, mit wem du es zu thun hast."

Das kühlte den alten „Spieler" ein wenig ab; er mochte es fühlen, daß sein väterliches Ansehen unter allen Umständen aufrecht erhalten werden mußte. Sei es nun, daß der Aerger ihn verwirrte, oder daß Bärele's plötzlich offenkundiges Genie wirklich gesiegt hatte — der erste „Franzefuß" ging unwider=

ruflich für Ascher verloren; er mußte die Waffen strecken. Er that es aber widerstrebend, und in seiner Seele wogten zugleich zwei feindliche Gewalten: Beschämung und Freude.

„Soll Einer sagen," rief er, „daß jetzt nicht eine andere Welt ist! Die Kinder sind jetzt gescheidter, als sie zu meiner Zeit waren, und kommen gleich mit einem ganz andern Verstand auf die Welt! Bärele, ich halt', was ich versprochen habe, und wenn du ein Schloß geschenkt haben willst, so kauf' ich dir's auch."

Allerdings müssen wir annehmen, daß die Freigebigkeit Ascher's, als es zur That kam, sich etwas weniger königlich bewies; aber wenn es auch kein Schloß war mit Park und Hirschen darin, so war es doch ein „drapfarbener Spenser" mit gelben Knöpfen daran, die wie Gold aussahen, den Bärele als Spielbeute davontrug. Noch größer war aber der moralische Erfolg des Sieges. Bärele hatte sich mit einem Male in dem Herzen seines Vaters ein großes Thor aufgethan, durch das Liebe und Bewunderung, Stolz und Hoffnung ein- und ausgingen. Von nun an war Bärele eine dem „alten" Spieler ebenbürtige Macht geworden, die Anspruch auf eine gewisse Achtung hatte, und demgemäß auch behandelt wurde.

Bärele wurde nämlich förmlich zum Spielgenossen seines Vaters erhoben; allmälig löste er seine Mutter vollständig von ihrem bis dahin innegehabten Wachtposten ab, denn Ascher wollte mit keinem Andern „Franzefuß" spielen, als mit ihm. Man wird nun leicht begreifen, daß ein solches Verhältniß bedeutende Folgen haben mußte. Wie soll ein Vater, der sich mit seinem Söhnlein in einer Stunde wegen eines schlechten „Königs" oder eines fälschlich angegebenen „Fußes" herumzankt, demselben Bärele eine Stunde darauf Vorwürfe machen können, daß sich der Lehrer über ihn beklagt, und daß in seinen

Kopf nichts hineingehe, weder Bibel, noch Rechnen, noch Rechtschreibung und Sprachlehre? Wie soll der Vater auf der „Höhe" persönlichen Ansehens stehen können, wenn ihm ein Bärele vorwerfen darf, nicht „er," sondern „er" habe sich in der Karte geirrt, und die Additionsfehler im Zusammenzählen der „Füße" seien vom Vater und nicht von ihm gemacht worden? Die Folgen einer so weisen Erziehung konnten natürlich nicht ausbleiben. Bärele mochte thun, was er wollte oder auch nicht wollte, es kümmerte dies den genügsamen Vater nur wenig. Jedes Hindeuten auf die Zukunft, daß es doch etwas Anderes noch gäbe, als die Kunst, einen „Franzefuß" zu spielen, wurde von dem sonderbaren Manne gewöhnlich mit wenigen Worten abgefertigt.

„Laßt mir nur mein Bärele, wie ihn Gott geschaffen hat, ich will ihn gar nicht anders. Warum? Ist Franzefuß spielen keine Kunst? und soll nicht jeder Mensch eine Kunst können? Mein Bärele hat dafür Genie, und er wird's damit weiter bringen als Mancher, der in seinem Leben keine Karten angerührt hat. Denn wenn sich einer auf Franzefuß versteht, hat er zu allem Uebrigen auch Verstand. Schadet es mir, daß ich es spiele? schadet es meiner Hindel? Es geht uns Beiden ganz wohl, und jedes Judenkind könnt' sich wünschen, wenn es so aussehen könnte, wie ich und meine Hindel."

Hindel selbst wurde nach einem so feinen Komplimente noch einmal so „breit" und blähte sich auf wie ein Pfauenrad; denn sie war an dem wundesten Flecke ihrer Seele angenehm berührt worden.

„Ja, laßt mir nur mein Bärele, wie es ist," sagte sie dann gewöhnlich, und nahm dabei eine hochtrabende Miene an. „Was wollt Ihr von ihm? Geld wird das Jüngel immer haben, und Einer, der sich seine Stub' mit Zwanzigern pflastern

kann, wenn er will, wird sich doch nicht geniren einen Franze=fuß, so ein unschuldiges Spiel zu spielen?"

Was Bärele selbst betraf, so sagte er zu solchen Aeuße=rungen gar nichts; man will nur bemerkt haben, daß er ge=grade an solchen Tagen sich nichts abgewinnen ließ, und daß Rebb Ascher sehr aufmerksam sein mußte, wenn er ihm bei=kommen wollte. —

Es war merkwürdig, aber eigentlich kann es Niemand wundern, wieso Bärele bei einer solchen Erziehung groß und stark werden konnte. Bärele war vierundzwanzig Jahre alt geworden, aber er sah wenigstens um sechs Jahre jünger aus, so gut war ihm die süße Gewohnheit seines Daseins bekommen. Es gab in der ganzen Gasse keinen so starken und hoch auf=geschossenen Jungen, als ihn. Dabei ließ sich ihm nichts Böses nachsagen; er war sehr gutmüthig, beleidigte Niemanden vor=sätzlich, und da er selten unter die Leute kam, war er auch scheu wie ein junges Mädchen. Er konnte auch merkwürdiger Weise keinem jungen Mädchen in die Augen sehen . . . . Das änderte sich freilich Alles eines Tages wie mit der Schnellig=keit des Blitzes.

Tief in dem versteckten Winkel, der zwischen der „Schul" und dem Gemeindehaus eingekeilt ist, stand ein altes Häuschen, das Rebb Ascher gehörte. Halb aus Barmherzigkeit ließ er dort eine arme Wittwe mit ihrer Tochter zur Miethe wohnen.

Hannele, so hieß die Wittwe, war ein „frommes Weib;" sie ging zu den Sterbenden beten, wusch die Todten, und wenn Jemand zur „Jahrzeit" auf den „guten Ort" ging, begleitete sie ihn, und verdiente auf diese Weise „ihr Leben." Ihre Tochter Lisi nähte für Leute. Aber an jedem Cholemoed, wenn Ascher noch beim Frühstück saß und noch nicht einmal die erste Meerschaumpfeife gestopft hatte, kam die Nähterin,

und brachte pünktlich, in ein reines Papier gehüllt, die acht Gulden für die Miethe, die mühsam zusammengerafften und ersparten Groschen einer armen Wittwe und deren noch ärmeren Tochter!

Es war ein schönes Mädchen, groß, schlank und lieblich, mit etwas wild blickenden Augen und trotzigen Lippen; dabei doch voll demüthigen Sinnes und bescheidenen Auftretens, wie es die Leute von Menschen lieben, die zu ihnen in einer Art dienstbaren Verhältnisses stehen. Sollen wir schon das Geheimniß verrathen? Bärele freuete sich von einem Miethszinse zum andern, d. h. von einem Cholemoed zum andern; er wußte es aber selbst nicht, wie sehr er sich freute. Aber wenn der Tag gekommen war, ja schon den Abend zuvor, mitten im Franzefuß fuhr er plötzlich auf und meinte:

„Ich bin doch neugierig, ob Lisi das Geld morgen wieder pünktlich bringen wird. Wetten möcht' ich drauf, diesmal ist sie nicht im Stande gewesen, es zusammenzubringen."

Hindel legte auf eine solche Bemerkung kein Gewicht; sie sagte gewöhnlich:

„Sie bringt's heilig und sicher. Hannele und ihre Tochter sparen sichs eher vom Munde ab, und besonders Lisi ist keines von den gewöhnlichen Mädchen, die man alle Tage auf der Gasse herumlaufen sieht."

Regelmäßig erröthete dann Bärele nach diesem Lobe seiner Mutter und diese Röthe lag dann noch fast greifbar auf seinem Gesichte, wenn Lisi, die „Nähterin" kurz darauf eben so regelmäßig kam, und den in ein weißes Papier eingehüllten Miethszins in die Hände Rebb Ascher's oder Hindel's legte.

Dieser Zinstag war wieder gekommen, und eine merkwürdige Unruhe beherrschte diesmal Bärele's Gemüth. Der Gedanke, ob Lisi wohl mit dem Gelde kommen würde, hatte

ihn seit dem frühesten Morgen beschäftigt. Aber wunderbar! er vermochte ihm diesmal keine Worte zu verleihen; er brachte die gewöhnliche Frage nicht über die Lippen hinweg, und sein bewegtes Gemüth hatte diesmal sogar einigen Grund — des fälligen Zinses wegen sich zu ängstigen. Ascher hatte bereits die erste Meerschaumpfeife gestopft und das „Anbeißen" war schon vorüber. Lisi war noch nicht gekommen. Da meinte Bärele in der Angst seines Herzens, zur Mutter gewendet, aber mit niedergeschlagenen Augen:

„Du wirst sehen, diesmal bringt sie nichts."

„Wer?" fragte sie erstaunt.

„Weißt du denn nicht," sagte er, „daß wir heute unseren Zins zu bekommen haben?"

„Das meinst du?" schrie Hindel enttäuscht. „Hannele's Tochter, die Nähterin, meinst du?"

„Du wirst sehen," wiederholte Bärele mit einiger Gereiztheit, „diesmal wird sie nicht kommen."

„Großer Gott!" schrie nun Hindel ihrerseits voll Zorn, „Bärele, was bist du doch für ein Mensch geworden! Wer möchte in dir suchen, daß so ein geiziger Knicker in dir steckt? Daran denkst du nicht, wie du dich versündigst an Gott, wenn du den mühsam zurückgelegten Kreuzer einer armen Wittwe so einverlangst, als wären es Hunderte und Tausende? Und wenn Lisi das Geld gar nicht bringt, meinst du, dein Vater und ich werden sie wegen der paar Groschen pfänden lassen oder sie aus dem Hause hinaustreiben? Ich sage dir, Bärele, und wenn sie gar nicht kommt, und wenn sie sechs Jahre hintereinander nicht kommt, so darf auch kein Wort darüber verloren werden. Meinst du denn, ich hab' kein Gewissen?"

Hindel hatte sich in ihren Zorn so hineingeredet, daß Bärele

gar nicht zu Worte kommen konnte. So oft er beginnen wollte, entquollen ihr die bittersten Vorwürfe über seinen Geiz, der mit der Uhr in der Hand darauf warte, ob eine arme Wittwe auch auf die Minute ihren Miethszins bringe. Bärele mußte dieses Sturzbad über sich ergehen lassen, sich nicht einmal entschuldigen; denn haarscharf und klar sieht eine solche Neigung, wie sie in Bärele's Herzen vielleicht Jahre lang schon lohte, ob und wie sie sich verrathen könne. Zum ersten Male in ihrem Leben war Hindel bitterböse auf ihren Sohn, und in einem fort, ohne daß er darauf etwas zu entgegnen wagte, rief sie:

„So etwas soll Hindel Spitz zukommen! Einen Sohn soll sie haben, der auf acht Gulden wartet, die eine arme Wittwe und ein Mädchen, das für die Leute näht, vielleicht nicht haben zusammenbringen können! Pfui und nochmals pfui! Einer hätt' mir sagen sollen, daß mein Kind, mein Bärele, so etwas werden wird.“

Voll Erbitterung ging Hindel weg; auch Ascher hatte sich in eine andere Stube geflüchtet, denn er wußte aus langer Erfahrung, daß sich nach einem solchen Hausgewitter die Gemüther nur schwer zu einem „Franzefuß“ eignen. So war Bärele allein in der Stube geblieben, nachdenklich vor sich hinstarrend, verwirrt unter der Wucht der mütterlichen Vorwürfe, wie unverdient sie immerhin waren, und noch eines anderen Etwas, das er nicht kannte, das wie Lichtfunken vor ihm auf und niedertanzte . . Hindel hatte Recht: aus Bärele war wirklich etwas geworden, was sie nie an ihm erlebt hatte. Er dachte nach.

Da öffnete sich still und geräuschlos die Thür und herein trat Lisi, die Nähterin. Wie Bärele sie erblickte, schrie er fast auf; dunkle Röthe lag auf seinem Antlitze. Hastig, ganz gegen

seine Gewohnheit, trat er auf das Mädchen zu, als wollte er ihr etwas zu leid thun, und stieß in heftiger Wallung die Worte heraus:

„Warum läßt du heute so lange auf dich warten? Hast du vielleicht das Geld nicht beisammen? Ist ein halbes Jahr nicht lang genug, daß wir warten müssen?“

Es war gut, daß Hindel nicht zugegen war; es hätte leicht zur Wiederholung des kaum verrungenen Auftrittes kommen können.

„Ich bring' ja das Geld,“ sagte das Mädchen; ihr ganzes Wesen erzitterte unter dem Schrecken, den ihr Bärele's Barschheit einflößte.

„Wo hast Du's?“ fragte er mit nicht geringerer Derbheit.

„Da ist's,“ sagte Lisi zagend und reichte ihm das in ein weißes Papier eingewickelte Geldpäckchen hin.

Bärele nahm es ihr aus der Hand, aber mit der Miene eines Steuereinnehmers, wenn er eine im „Exekutionswege“ eingeforderte Schuld in Empfang nimmt. Lisi sah ihn mit furchtsam erschrockenen Augen an. Bärele sprach das erste Mal in ihrem Leben mit ihr und sprach so mit ihr!

„Erst werd' ich's zählen,“ sagte er strenge und faltete das Päckchen auseinander, worin einiges Silbergeld, noch mehr aber Kupfergeld in Zweigroschen- und Groschenstücken lag. Auch kupferne „Scheinkreuzer“ waren zu bemerken.

„Es wird nicht ein Dreier daran fehlen,“ meinte Lisi leise, doch so, daß dennoch ein Ton von Gekränktsein durchklang.

Bärele that, als ob er mit ungeheuerer Genauigkeit die erschrecklich große Geldsumme durchzählte. In der Wirklichkeit wußte er aber nicht, ob er Gold oder Silber durch die Finger laufen ließe, oder ob bloßes Wasser. Er sah nur das holde

zitternde Wesen des Mädchens, wie es vor ihm stand, schöner in ihrer Angst, als er es bis dahin jemals erblickt hatte.

„Es ist ganz richtig," meinte er nach einer Weile. „Soll ich darüber eine Quittung schreiben?"

„Eine Quittung?" rief das Mädchen erstaunt. „So etwas hab' ich niemals von Ihrem Vater bekommen."

„Deine Mutter wird aber doch wissen wollen," meinte Bärele mit einiger Verlegenheit, „ob du das Geld abgeliefert hast? Wie willst du dich denn ausweisen?"

„Ausweisen? vor wem soll ich mich ausweisen?" sagte das Mädchen und trat einige Schritte von dem strengen Frager zurück. „Meine Mutter weiß, mit wessen Geld sie mich zu Ihnen geschickt hat, und darüber braucht sie und ich keinen Ausweis."

Auf Bärele's Antlitz zuckte und leuchtete es wie von inneren Flammen, die nur eine dünne Scheidewand durchzubrechen hatten, um in ihrer ganzen Gewalt zu erscheinen. Eine Wahrheit des Herzens war über ihn gekommen, die seltsam abstach gegen das harte, unbarmherzige Wort, das unaufhaltsam seinem Munde entquoll. Er wollte zart sprechen, es drang ihm lind aus der Seele hervor; dennoch klang es wie das Brummen eines Bären, als er wieder zu sprechen begann.

„Hast müssen vielleicht die ganze Nacht aufsitzen, um ein Hemd fertig zu bekommen, nicht wahr?" fragte er wieder hart.

„Und wenn auch?" rief Lisi, aber nicht mehr zitternd, sondern sich allmälig aufrichtend: „Sieht man's dem Gelde vielleicht an, daß ich die ganze Nacht gewacht habe?"

Jetzt entstand eine minutenlange Pause zwischen den Beiden, die durch nichts ausgefüllt ward, als damit, daß Bärele den Miethzins noch einmal durch die Finger laufen ließ. Aber

plötzlich, als wäre er von dem Blutdurste seines thierischen Namensbruders befallen worden, wahrhafttg nicht anders, als ob er die Nähtrin erwürgen wollte, ergriff er Lisi's Hand und drückte sie mit einer Gewalt, daß es ein Wunder war, wenn das Mädchen nicht um Hülfe schrie.

„Da hast du wieder dein Geld," sagte er mit merkwürdiger Grobheit, „da hast du's wieder zurück. Meinst du, wir können Geld brauchen, um das du ganze Nächte wachgeblieben bist? Da, besinn' Dich nicht lang und nimm es wieder zurück."

Lisi stieß einen kleinen Schrei aus; es war mehr als Ueberraschung, was aus diesem Schrei herausklang. Bärele hatte ihr das Geldpäckchen in die Hand gedrückt; mit erstaunten Blicken sah das holde Mädchen bald auf den reckenhaft starken Geber, der dicht vor ihr stand, bald wieder auf ihre eigene Hand, in welcher der soeben gebrachte Zins lag.

„Sie geben mir das Geld wieder zurück . . . Herr Spitz?" rief sie. „Fehlt vielleicht etwas daran?"

„Geh, geh," meinte Bärele mit einer Art Grimm, „was wird daran fehlen? Aber die Nächte fehlen daran, die du nicht geschlafen hast . . ."

Wer hätte nun in Bärele diesen feinen Witz, wie er jetzt ungesucht und ungeschminkt aus seinem Munde kam, vermuthet? So kann man sich Jahre lang in Leuten irren, die man dann in wenigen Sekunden für ihr ganzes Leben erkennt. Auch Lisi mochte von der Wahrheit dieser Behauptung in diesem Augenblicke tief betroffen sein; sie sah „Herrn Spitz" mit einem eigenthümlichen Blicke an . . . wahrscheinlich klang ihr die zarte Anspielung auf ihre schlaflosen Nächte so märchenhaft, daß sie zu träumen glaubte.

„Erst stellen Sie sich so . . gegen mich," rief sie, „daß ich meine, Sie wollen mich halb umbringen und jetzt geben Sie

mir mein Geld zurück, Herr Spitz? Warum geben Sie mir es zurück?"

„Ich sag' dir's ja, Lisi," meinte Bärele, in dem eine starke Verlegenheit über die bis dahin mühsam errungene Grobheit die Oberhand zu gewinnen anfing, „ich sag' dir ja, warum? Verstehst du mich nicht?"

„Ich versteh' Sie schon . . . Herr Spitz," sagte das Mädchen leise, die Augen, die sich durch ihr feuchtes Glänzen verrathen hätten, zu Boden gesenkt. „Ich versteh' Sie schon . . . Sie wollen sich nur nicht stellen, wie ein guter Mensch Sie sind . . . und ich weiß das schon lange . . . Herr Spitz . . . und nun sehe ich, daß ich mich nicht getäuscht habe . . ."

„Wer? ich?" fragte Bärele, das in seiner ganzen Gutmüthigkeit strahlende Antlitz zu einem verlegenen Lächeln zwingend.

Da hob Lisi den Kopf auf, und nun konnte Bärele in ihr feines, von einer durchsichtigen Röthe überhauchtes Antlitz, in ihre glänzenden Augen sehen, vielleicht länger, als für Beide gut war. Alle Schüchternheit, aber auch alles bärenhafte Ungethüm war von ihm in diesem Momente gewichen.

„Dürfen Sie mir aber auch das Geld zurückgeben, Herr Spitz?" sagte das Mädchen nach einer Weile.

„Warum nicht?" fragte Bärele auffahrend.

„Ich meine nur," sagte Lisi fast unhörbar . . . „weil es so viel Geld ist . . . und dann, weil Sie nicht Ihr eigener Herr sind."

„Ich nicht mein eigener Herr?" lachte Bärele laut auf, daß die Nätherin darob wieder in jähen Schreck versetzt wurde. „Wer denn soll mein Herr sein? Und dann, du Narrele," fügte er gleich darauf mit einer Art prahlenden Stolzes hinzu, „du meinst, ich schenk' dir so viel, wenn ich dir dein mühsam zu-

sammengespartes und zusammengearbeitetes Geld wieder zurückgebe? Narrele, ich schenk' dir eigentlich gar nichts. So viel gewinne ich meinem Vater im Franzefuß in zwei Abenden ab, wenn es nur ein Bissele gut geht . . . du armes Narrele . . ."

„Und so viel Geld können Sie ihm abgewinnen . . . Herr Spitz?" fragte Lisi ganz erschrocken.

„Du Narrele, manchmal sogar noch mehr," gab Bärele mit zufriedenem Schmunzeln zur Antwort.

„Gott Lebendiger!" drang es als tiefer Seufzer aus der Brüst des Mädchens.

„Was ist dir, Lisi?" fragte Bärele.

Die Nähterin schien nicht sogleich die gehörigen Worte zu finden; auf ihrem holden Antlitz war sichtbar ein Kampf zu lesen, der unentschieden in diesem Augenblicke in ihr wogen mochte. Endlich rief sie in einem Tone, der fast freudig klang; denn auch in ihren Mienen spiegelte er sich ab:

„Sie schenken mir also . . . Ihr Spielgeld, Herr Spitz? das, was Sie Ihrem Vater abgewinnen werden?"

„Ja, du Narrele," meinte Bärele lachend.

„So kann ich's nicht nehmen," rief Lisi laut, und ließ das Geldpäckchen zu den Füßen Bärele's fallen.

„Was fällt dir ein?" schrie der verblüffte Bärele.

„Weil es Spielgeld ist," rief das Mädchen rasch, und richtete sich in ihrer ganzen Schönheit und Größe auf. Die Augen leuchteten mit einer Art Wildheit, die Lippen waren trotzig aufgeworfen, das ganze Wesen Lisi's mußte dem härtesten Gemüthe in diesem Augenblicke unwillkürlich Ehrfurcht einflößen, so entschieden und bedeutend stellte es sich dar.

„Weil es Spielgeld ist," rief sie leidenschaftlich, „und ich mich zu versündigen glaube, wenn ich es annehmen möchte. Ich soll ein Geld zurücknehmen, das Sie Ihrem Vater ab=

gewinnen können? Das nämliche Geld, um das ich nicht geschlafen habe, für das ich mich abgemüht und geweint habe, bis es beisammen war? Wenn Sie mir meinen Zins geschenkt und dabei gesagt hätten: Lisi, ich weiß, er kommt dir und deiner Mutter schwer an .. Gott weiß! ich hätte mich bedankt . . . weil Sie mir ihn zurückgegeben hätten. Aber theuer erworben Geld lasse ich mir nicht so zurückgeben . . . von einem Spieler nicht, der im Franzefuß an einem Abend gewinnt . . was mich so viel gekostet hat."

Noch ehe Bärele Zeit gewann, eine Entgegnung auf diese merkwürdigen Reden zu finden, war das Mädchen zur Stube hinaus. Bärele stand mit offenem Munde da, und starrte die Thür an, durch die sie hinausgegangen. Sie! Wer war das, die es gewagt mit ihm in solcher Weise zu reden? Hannele's des „frommen" Weibes Tochter, die für die Leute nähte? Oder war es eine königliche Prinzessin, die ihn mit einem Besuche beehrt, und nun im höchsten Zorn, höchst ungnädig von ihm fortgegangen war? Bärele hätte nicht Bescheid geben können, wenn Jemand in diesem Augenblicke diese Frage an ihn gerichtet hätte. Es ist fast zu vermuthen, daß er sich für die „Prinzessin" entschieden hätte . . . in so gebietender Weise war die arme Nähterin ihm erschienen.. Dann bückte er sich und hob das am Boden liegende Geldpäckchen auf. Das erinnerte ihn, daß es doch Hannele's Tochter, die Tochter eines „frommen Weibes" gewesen war.

So traf ihn seine Mutter Hindel, die bald darauf mit zorngeröthetem Gesicht hereintrat.

„Was hast du mit Lisi vorgehabt?" schrie sie ihn heftig an. „Hast ihr gewiß vorgehalten, warum sie den Zins um zwanzig Minuuten zu spät gebracht hat? Bärele, um Gottes Willen, was bist du doch für ein Mensch geworden! Dazu

bist du Hindel's Sohn, daß du Wittwen und Waisen so drückst? Lebendiger Gott! wenn du jetzt schon so bist, was kann aus dir noch werden? Die Welt wird dich ja gar nicht ertragen können. Sag', was hast du mit ihr vorgehabt? Sie hatte ja ganz verweinte Augen!"

„Ich weiß nicht, Mutter," meinte Bärele dumpf.

„Du weißt nicht?" schrie Hindel erbost. „Du hast dem armen Mädchen gewiß Vorwürfe gemacht, und darauf ist sie mit Thränen fortgegangen. Das sag' ich dir aber, wenn du das Geld nicht noch heute zurückträgst und ihr sagst, daß wir es ihr schenken, so bin ich nicht deine Mutter. Hörst du? und noch heute mußt du es ihr zurücktragen, und selbst, und mußt sie um Verzeihung bitten."

Bärele starrte die Mutter an, wie er vorhin die Nähterin angestarrt hatte. Von Beiden Vorwürfe in einer und derselben Stunde! Es gehörte seine ganze „bärenhafte Natur" dazu, um so etwas zu ertragen. Als die Mutter lange schon geendet, nickte er mit dem Kopfe und sprach halblaut:

„Ja, Mutter, ich werd' ihr's zurückbringen."

Bärele's Gemüth blieb den ganzen Tag hindurch ein Spielzeug der widerstreitendsten Empfindungen und Gedanken. Als sich sein Kopf von der Wucht der Schläge, die in so kurzer Zeit auf ihn niedergefallen waren, erholt hatte, und wieder einige Klarheit in ihm aufdämmerte, schieden sich diese Empfindungen und Gedanken in zwei hart an einander grenzende Lager. In dem einen wohnte Freude und Entzücken, ein namenloses Gefühl, daß es Lisi gewesen, die mit ihm gezankt, in dem andern wohnte Groll und Erbitterung, daß die

Tochter eines „frommen" Weibes, eine Nähterin, die für die Leute arbeitete, es gewagt hatte, ihm, Rebb Ascher's und Hindel's Sohn, so entgegen zu treten.

„Die Schnorrerin," grollte es fürchterlich in ihm. „Vergißt sie, wer ich bin und wer sie ist? Sie heißt mich einen Spieler! Woher hat sie nur die Keckheit genommen! und ich bin dagestanden mit offenem Munde und hab' sie das Alles so reden lassen! Wie kommt denn sie dazu, mich so zu heißen?"

Mehrmals an diesem Tage tobte dieser Gedanke in Bärele's Gehirn; er reckte dann sein Haupt stolz empor, als könnte er sich damit größer machen als das Mädchen, die wie eine Prinzessin vor ihm gestanden war. Aber er mußte es eben so oft sinken lassen. Bärele fühlte mehr, als er es hätte sagen können, daß Lisi keine „Schnorrerin" sei, daß wenigstens keine Schnorrerin so mit ihm gesprochen hätte. Dunkel war er sich bewußt, daß aus dem Wesen dieser armen Nähterin ein Licht hervorstrahlte, das allen Reichthum seiner Eltern weit überleuchtete.

Gegen Abend, mit Sonnenuntergang hatte wieder die Erbitterung in ihm die Oberhand erhalten. Werdende Liebe soll überhaupt mit dem geheimnißvollen Walten der Natur inniger zusammenhängen, als man glauben möchte. Er wollte der „Schnorrerin" beweisen, wer „er" und wer „sie" sei; sagen wollte er ihr, ob sich das schicke und dankbar sei, den Sohn ihres Hausherrn, der sie fast umsonst in der Wohnung beherberge ... einen „Spieler" zu nennen. Das Wort müsse sie zurücknehmen, und ihn um Verzeihung bitten, sonst werde er schrecklich aufbegehren, daß sie daran denken solle all ihr Lebetag.

Aber seltsam! Er zögerte von Stunde zu Stunde mit der Ausführung der fürchterlichen Rachepläne .. wahrscheinlich konnte

er nicht die Stimmen unterdrücken, die ihn um Erbarmen und Gnade für das Leben der Nähterin anflehten. Erst als die volle Nacht niedergesunken war, hielt er es an der Zeit, sich auf den Weg zu machen! Lisi's zurückgelassenes Geldpäckchen nahm er wohlweislich mit.

„Ich sag' dir's noch einmal, Bärele," rief ihm Hindel zu, die wirklich während des ganzen Tages kein Wort an ihn gerichtet, „ich sag' dir's, bring' mir die Sache wieder in Ordnung, sonst hast du es mit mir zu thun. Und daß du sie ja ganz schön um Verzeihung bittest."

Bärele brummte etwas vor sich hin, was Hindel nicht verstand, und ging.

„Wo geht er denn hin?" fragte der heute gelangweilte Ascher.

„Franzefuß spielen," gab Hindel verdrießlich zur Antwort.

„Außer dem Haus?" rief Ascher ganz erschrocken.

„Ich möcht', er hätte in seinem Leben keine Karte angerührt," rief Hindel mit Erbitterung.

„Hindel!" meinte Ascher in einem Tone, der wie der stärkste Vorwurf klingen sollte.

„Meinst du, ich spaß'?" rief sie gereizt. „Die Karte hat ihn zu dem gemacht, als was ich ihn heute erkannt habe. Ich schäm' mir meine Seele heraus! Mit einem armen Waisenkind so umzugehen, wie er umgegangen ist! Anspeien werden uns die Leut' auf der Gasse, wenn man die Geschichte hören wird. Ich darf mich gar nicht mehr sehen lassen, denn so etwas ist noch nie erhört worden."

Ascher fragte nicht um den Grund dieser zum ersten Male so heftig hervorbrechenden Klagen; er gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die da meinen, Zuhören und Schweigen vertreibe am besten solche häusliche Gewitter. Uebrigens that

ihm nur Eines leid; er sah, daß er heute um seinen „Franze-fuß" gekommen war.

Indeß hatte Bärele das kleine Winkelgäßchen erreicht, in welchem Lisi's Wohnung stand. In der Gasse war es still; kein Laut tönte durch die stille Nacht. Die Fensterläden des kleinen Häuschens waren dicht geschlossen, aber durch einige weitklaffende Spalten konnte er Licht in der Stube, ja sogar die Umrisse eines Schattens gewahren, der niemand Anderem als „ihr" gehören konnte. Da reckte wieder „Rebb Ascher's Sohn," der Sohn des reichen Hausherrn, sein stolzes Haupt empor.

„Die Schnorrerin!" rief es fürchterlich in ihm, „da sitzt sie wieder und näht Hemden für Leute, und sieht sich die Augen noch blind heraus! Von mir aber hat sie den erbärmlichen Hauszins nicht angenommen, der ihr doch gut gekommen wäre! Wart' nur, ich will dir schon beweisen, was ein Spieler, wie du mich geheißen hast, alles vermag."

Ein Geräusch in der Stube verjagte Bärele von seinem gefährlichen Standpunkte; er duckte sich schnell an die Mauer. Da trat durch die Thür aus dem dunklen Vorhause eine Mädchengestalt, in der Bärele alsbald die Nähterin erkannte. Im fahlen Lichte der etwas erhellten Nacht bemerkte er, daß Lisi einen Wasserkrug in der Hand trug, womit sie wahrscheinlich zu dem nahen Röhrbrunnen gehen wollte. Lisi gewahrte ihn nicht; sie war schon einige Schritte voraus, da sprang Bärele wie sein ächter Namensbruder in einem Sprunge an das Mädchen hin und legte ihr die schwere Tatze, will sagen die Hand, auf die Schulter. Lisi stieß einen schrillen Schrei aus.

„Lebendiger Gott! wer ist das?" rief sie zu Tode erschrocken.

„Ich bin's . . . der Spieler!" sagte Bärele fast grimmig, ganz nahe am Ohre seines Schlachtopfers.

„Sie . . . Herr Spitz?“ rief das Mädchen.

„Warum heißt du mich . . . Herr Spitz?“ fragte Bärele, in welchem mit einem Male eine vollständige Wandlung vorgegangen schien. „Weißt du denn nicht, wie ich sonst heiße?“

„Ich weiß keinen . . . anderen Namen,“ sagte Lisi nach einer Weile. Bärele's Hand lag noch immer auf ihrer Schulter. Vielleicht darum zitterte sie so.

„Ich heiße Bär,“ meinte Hindel's Sohn, und die Hand auf der Schulter des Mädchens war etwas leichter.

„Wie komme ich aber dazu, Sie anders zu nennen . . . Herr Spitz?“ lispelte die Nähterin in fast unhörbarem Geflüster.

„Aber dazu bist du gekommen,“ sagte Bärele wieder rauh, und die Hand drückte wieder mit Centnerlast auf Lisi's Schulter, „dazu bist du gekommen, mich einen Spieler zu nennen und mir das Geld vor die Füße zu werfen. War das recht?“

„Verzeihen Sie mir . . . Herr Spitz,“ lispelte die Nähterin, „ich hab's nicht so gemeint . . . und seit dem hab' ich schon tausendmal Reue empfunden.“

„Willst du's aber jetzt zurück?“ fragte Bärele rasch.

„Was?“ rief das Mädchen.

„Nun, deinen Zins!“ meinte Bärele.

„Nein . . .“ sagte die Nähterin mit großer Entschieden-heit und trat von Bärele hinweg. Aber mit einem rasche[n] Griffe hatte er sie wieder herumgedreht, und nun suchte er i[n] der Dunkelheit dem Ausdrucke ihres Gesichtes zu begegne[n]. Er konnte aber nur die leuchtenden Augen wahrnehmen, vo[r] deren Glanze er zurückbebte.

„Warum nein?“ rief er rauh.

„Hab' ich's Ihnen nicht schon gesagt . . . Herr Spitz?[“] meinte Lisi langsam, und jedes ihrer Worte, nach Ton un[d]

Ausdruck zu schließen, offenbarte wieder dem Sohne Rebb Ascher's, daß die „Prinzessin“ vor ihm stehe. „Hab' ich's Ihnen denn nicht schon gesagt . . . Herr Spitz? Warum soll ich es denn zweimal sagen?“

„Ich möchte es noch einmal hören,“ rief Bärele ingrimmig.

Lisi schwieg eine Weile; dann aber richtete sie sich auf, wie sie sich schon am Morgen vor ihm aufgerichtet hatte.

„Ich nehm' von einem Spieler kein Geld,“ sagte sie rasch in tiefster Bewegung.

Merkwürdig ruhig, als hätte der Schimpf diesmal für ihn keinen Stachel, meinte Bärele:

„Bin ich denn einer?“

„Die Welt sagt's,“ meinte Lisi etwas langsamer.

„Die Welt? Wer ist das? Du vielleicht?“ fragte Bärele in demselben trocken-ruhigen Tone.

„Die Welt sind alle Leute,“ entgegnete die Nähterin leise.

„Und was sagt die Welt?“ fragte Bärele noch einmal.

„Geht's mich an?“ meinte Lisi, der dieses Verhör höchst peinlich vorkam, ausweichend.

„Siehst du, wie du bist,“ rief Bärele, in dem wieder aller Grimm erwacht war. „Jetzt, weil ich in dich dringe, willst du es nicht sagen.“

„Die Welt sagt, daß Sie ein Spieler sind,“ rief jetzt mit einem Male Lisi wieder laut, heftig sogar. „Sie sagt, daß Sie den ganzen Tag nichts Anderes thun, als mit Ihrem Vater Franzefuß spielen. Andere junge Leute in diesem Alter . . . sagt die Welt, haben da schon ihre Geschäfte, gehen nach Reichenberg, nach Prag oder Brünn, ja sogar bis nach Leipzig, andere noch weiter bis gegen Wien, Sie aber, Herr Spitz . . . sitzen zu Hause bei Ihrem Vater . . . und spielen Franzefuß.“

Als Lisi so gesprochen, wandte sie sich rasch ab, als ob sie

trotz der Finsterniß, die sie umgab, die drohenden Zornesaugen Bärele's gefürchtet hätte. Aber Bärele that, als ob er die sanfteste Musik gehört hätte, wie fürchterlich es in ihm auch toben mochte.

„Und was meinst du?" sagte er nach dieser Erklärung. „Bist du auch die Welt?"

„Ja," sagte Lisi.

„Du nimmst es also nicht zurück, daß ich ein Spieler bin?" fragte er.

„Nein," sagte das Mädchen mit Ueberlegung.

„Ein Thunichtgut und ein Müßiggänger?" fuhr Bärele in seinem eigenthümlichen Verhöre fort.

„Nein," sagte Lisi nach einer noch längeren Weile, diesmal aber mit unter der Wucht dieses Geständnisses zitternder Stimme.

„Gut," rief nun Bärele im vollen Ausbruch seiner gewaltigen Sprache, „ich habe geglaubt, daß du die Einzige bist, die nicht zu der Welt gehört, ich seh' aber, ich habe mich in dir gefoppt. Dafür werd' ich dir bald zeigen, was ein „Spieler" alles kann. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben."

So sprach Bärele und glaubte eine Rede gehalten zu haben, wie sie nicht feuriger und einschneidender in allen Parlamenten der Welt gehört wurde. Mit seinen größten Schritten hatte er sich dann eiligst entfernt, ohne die Nähterin weiter eines Blickes zu würdigen. Als er aus dem Schulgäßchen verschwunden war, ging Lisi kopfschüttelnd wieder nach Hause; zum Röhrbrunnen zu gehen, um Wasser zu holen, hatte sie in diesem merkwürdigen Augenblicke wahrscheinlich vergessen. Wen wird das wundern?

Bärele aber kam in voller Hast zu Hause an. Seine Wangen brannten in lichter Gluth und trotz des Kerzenlichtes

konnte die scharfsichtige Hindel sogleich gewahren, in welch' ungewohnter Aufregung sich ihr Sohn befand.

„Bist schon zurück?" fragte sie ihn mit prüfendem Blicke. „Nun, hat dir Hannele und ihre Tochter nicht tausendmal ihren Segen gegeben?"

„Ja, Mutter," meinte Bärele mit unterdrückter Stimme und scheu auf die Seite gerichteten Augen, „wie man es eben nimmt."

„Jüngel, mit dir steht's nicht, wie es stehen soll," sagte Hindel, und eine Wolke von Sorge zog über ihr sonst so behagliches Antlitz. „Wirst du reden, was dir ist?"

Da blickte Bärele zur Mutter auf, wahrscheinlich voll Verwunderung, daß sie ihn so gut verstanden.

„Ja, Mutter," sagte er, „wenn du nichts dagegen hast, so geh' ich morgen nach Prag und kauf' da ein, was ich sehe."

„Was? Du? Und nach Prag?" rief Hindel, in der ein grade vor ihr niederfallender Donnerschlag keineswegs diesen Schrecken, wie sie ihn jetzt empfand, hervorgebracht hätte.

Erschöpft, niedergeschmettert von der ganzen Bedeutung dieser Mittheilung, mußte sie sich auf einen Stuhl niederlassen.

„Ja, Mutter," begann Bärele wieder, „wenn du und der Vater nichts dagegen habt, so fahr' ich morgen in aller Frühe mit dem Stellwagen nach Prag. Du giebst mir Geld, so viel du grad' in deinem Kasten hast . . . und ich geh'."

„Und was willst du mit dem Geld anfangen?" fragte Hindel nach einer minutenlangen Unterbrechung, während welcher der Athem der beleibten Frau gestockt zu haben schien.

„Einkaufen, Mutter," sagte Bärele trocken.

„Bärele, der Gedanke ist nicht in deinem Garten gewachsen," rief Hindel und stand in großer Bewegung auf.

„In welchem denn?" fragte Bärele beinahe höhnisch.

„Und was liegt daran, ob er in deinem oder in einem andern Kopfe gewachsen ist?“ sagte Hindel in einem Tone, der höchst freudig klang. „Ich sag' dir, etwas Schöneres und Besseres hättest du mir gar nicht verkündigen können. Schon seit lange ist's mir im Hirne herumgekrochen, ob wir denn recht gethan haben, dich so aufwachsen zu lassen, ohne Arbeit, ohne Geschäft . . . und jetzt kommst du selbst und sagst: Mutter, gieb Geld her, ich will einkaufen gehen.“

„Giebst du mir's also?“ fragte Bärele langsam.

„Gewiß, Bärele, so viel du willst. Tausende liegen für dich bereit. Wozu haben wir's denn?“ rief Hindel, der sonst immer gleichmäßige Ruhe eigen war, in überströmender Wallung. „Kauf' nur ein, was dir in die Augen fällt, üb' dich, und wenn auch das erste Mal kein Vortheil dabei heraussehen wird, so liegt daran gar nichts. Die Hauptsach' ist, daß du ein Mensch wirst und siehst, wie man Geld verdient. Dann wird dir nicht zustoßen, was dir heute früh zugestoßen ist, daß du nämlich auf die paar Groschen einer armen Waise wartest, und sie auszankst, wenn sie um fünf Minuten später den Zins bringt.“

Man sieht, Hindel hatte keineswegs den Auftritt vom Morgen vergessen. Sie gehörte keineswegs zu jenen Müttern, die den Untugenden ihrer Söhne gegenüber ewig den grauen Staar haben, während sie an Fremden zu Adlern und Falken werden. Sie hatte bis dahin ihr Bärele gleichsam in großem Respekt gehabt, hatte nie viel über ihn gedacht, weil die anregende Gelegenheit dazu gefehlt hatte. Nun glaubte sie mit einem Male klar zu sehen und seinen Charakter erkannt zu haben. Seine vermeintliche Rohheit, sein ausgesprochener Geiz gegen das arme Mädchen hatte ihr Herz mit Kränkung erfüllt. Mit schnellem Blicke hatte sie die Fehler überschaut, die in Bärele's Erziehung gemacht worden waren. Darum ging sie

so freudig auf den kaum enthüllten Antrag ihres Sohnes ein; ihr war es genug, daß Bärele die Wirkungen des heutigen Tages in so selbstständiger Weise in sich verarbeitet hatte.

Daß aber selbst die scharfsichtigste Mutter zuweilen nichts sieht, wo eigentlich Vieles zu sehen ist, weiß so Mancher, der über die zwanzig Jahre hinausgekommen ist. Von da an giebt es Geheimnisse, für die das menschliche Auge nicht mehr ausreicht — und ein Engel mit ausgespannten Fittigen war Hindel nicht!

In der Freude ihres Herzens ging sie sogleich an den Kasten. Aus einer verborgenen Schublade nahm sie, allzu hastig vielleicht für ein so ernstes Geschäft, mehrere Bündel Banknoten, die da in Reih und Glied lagen.

„Da," sagte sie zu ihm, „da nimm, Bärele, ich hab's nicht einmal gezählt. Wenn du wieder brauchst, ich hab' noch. Ich sag' dir noch einmal: es liegt mir nichts daran, wenn du zum ersten Male mit deinen Einkäufen auch Spott und Schand' haben wirst. Es liegt nichts daran. Wenn Einer ein „Barjin" werden soll, so geht es nicht, wie man die Hand umdreht. Das wird man erst in langer, langer Zeit, und Mancher hat schon graue Haare und große Kinder, und ist doch noch kein „Barjin" geworden."

Bärele steckte die Banknoten gleichgültig ein, nicht so die Worte der Mutter. Er meinte, sie werde schon sehen, daß er ein Mensch werden wird, der sich um die Welt und um das, was diese Welt sage, nicht kümmere. Hindel brachte diese Worte auf Rechnung des heutigen Tages; er sei gekränkt, nahm sie an, und in dieser Kränkung habe er den Entschluß gefaßt, ein thätiger Mensch zu werden. Doch sei es besser so als anders. Während dann Bärele auf seine Kammer ging, um sich zur Reise vorzubereiten, sagte Hindel zu ihrem Manne, der bis

dahin, wie es schien, theilnahmlos dicke Rauchwolken vor sich hingeblasen hatte:

„Du wirst sehen, Ascher! aus dem Jüngel wird erst jetzt etwas werden.“

„Meinst du, Hindel?“ gab er tonlos zur Antwort.

„Ja,“ sagte sie mit großer Bestimmtheit. „Aus dem Jüngel wird erst jetzt ein Mensch.“

Nach einer Weile, während sich die Rauchwolken aus Rebb Ascher's Meerschaumpfeife immer dichter und qualmiger ballten, mitten aus diesem Vulkane fragte er kleinlaut:

„Wollen wir heut', Hindel?“

„Ja, wir wollen, Ascher!“ rief sie freudigen Tones.

Und das „Pasch“ Karten ward hervorgeholt, und wie in manchen Häusern ein Valettrunk beim Scheiden gebräuchlich ist, so spielten Ascher und Hindel einen „Franzefuß“ auf das glückliche Gedeihen ihres Sohnes!

Bärele hatte beim Weggehen aus dem Hause auf Hindel's Frage, wann er zurückkommen gedenke, unbedenklich geantwortet: „Auf die letzten Tage des Jontefs (Feiertags).“ Wenn er auf die Hin- und Herreise einen Tag rechne, so seien die zwei anderen, die bis dahin fehlten, grade hinreichend, um das „Geld“ anzubringen. Zurückzubringen brauchte er es nicht, meinte Hindel noch zu guter Letzt. „Dafür solle sie nicht sorgen,“ bemerkte Bärele fast lustig, „ein Dukatenmännchen sei er nicht.“

Es versteht sich von selbst, daß Hindel ihrem Sohne außer dem „ungezählten“ Gelde auch noch einen ganzen Reisekoffer ebenfalls ungezählter Rathschläge mit auf den Weg gab, wie

er sich mit den Prager Kaufleuten zu benehmen habe, von denen jeder, besonders aber die Frauen, einen eisernen Kopf auf sich habe; wie er sich durch ihr Schmeicheln und Zureden nicht solle berücken lassen; das sei so ihre Art, besonders wenn sie wüßten, daß der Kunde vom „Land“ sei. In den Wirthshäusern, wo er übernachte, solle er das Geld jedesmal unter sein Kopfkissen legen und ja nicht vergessen, das Licht auszulöschen und die Thüre zu verriegeln. Schließlich möge er sich vor den Ladenmädchen auf dem „Tandelmarkte“ hüten!

Bärele war wahrscheinlich schon nahe bei Brandeis, einem an der Prager Straße gelegenen Städtchen, vorüber, als sich Hindel noch erinnerte, sie habe vergessen, ihm ein „Tracteurhaus“ anzuempfehlen, das sie aus ihrer Jugend noch kannte; dorthin möge er gehen und den „Tracteur“ nnd die „Tracteurin,“ wenn sie noch lebten, von ihr grüßen. Aber es war schon zu spät.

Uebrigens konnte Hindel kaum den Tag erwarten, der ihren Bärele ihr wieder zurückbrachte. Zu der Sorge um den Abwesenden, der zum ersten Male sich den Gefahren einer großen Stadt aussetzte, kam noch ein gewisses dunkles Gefühl, das sich im Laufe der wenigen Tage immer mehr und mehr klärte.

Der plötzliche Entschluß ihres Sohnes, ein „Geschäft“ anzufangen, die ganze Art und Weise, wie er ihr dies angekündigt, drängte sich ihrem Nachdenken immer stärker auf. So viel sah sie klar: der Zinstag der Nähterin und die Lektion, die sie ihm ertheilt hatte, standen damit in Verbindung. Dennoch war es ihr eigen zu Muthe, wenn sie überlegte, daß Bärele, bei dem Gefühlswallungen nie die starke Seite waren, eben durch diese Vorwürfe dazu bestimmt sein sollte. Sie, die jedes Aederchen in ihrem Sohne zu kennen glaubte,

zweifelte selbst, ob s i e den Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht.

Natürlich war sie in diesem Zustande nicht geeignet, auf die öftere Frage ihres Mannes: „Wollen wir, Hindel?“ die bekannte Antwort zu geben. Die behäbige Frau fühlte sich unruhig und gepeinigt, wie nie in ihrem Leben. Dazu kam die Verdrießlichkeit Ascher's, der die Abwesenheit Bärele's sehr schwer empfand. „Gerad' am Cholemoed hast du ihn wegschicken müssen?“ sagte er wiederholt, „zu einer andern Zeit hätt' es gar nicht sein können? Der ärmste Schnorrer unterhält sich am Cholemoed, ja selbst Kinder spielen ihr „Hammer und Glock',“ nur ich allein muß dasitzen wie ein verlassen Waisenkind und kann nicht einmal meinen „Franzefuß“ haben. Ist das erhört?“

„Erst muß man ein Mensch sein,“ sagte Hindel gereizt, „und hernach kann man Franzefuß spielen.“

„Geht das auf mich?“ fragte Ascher kleinlaut.

„Nein, das geht auf Einen, der nicht hier ist,“ gab sie zur Antwort.

Bärele ließ übrigens lange auf sich warten. Der Vorabend der letzten Feiertage war gekommen, durch die Gasse zog bereits der festliche Duft, in manchen Häusern entzündeten sich schon die Lichter — aber Bärele blieb aus. In Hindel's Gemüth, wie starr und stark es sich auch gegen die Außenwelt zeigen mochte, begannen schwere Sorgen aufzusteigen. Zu der Furcht, ihr Sohn könne in den heiligen „Jontef“ hineinfahren, gesellte sich eine andere: was ihn wohl verhindert haben könnte, zur bestimmten Zeit zu kommen. Mit einem Male erschollen sogar die drei Schläge des Schuldieners an der Thüre, das Zeichen, daß der abendliche Gottesdienst beginnen würde. Da rüstete sich auch Rebb Ascher zum Fortgehen.

„Wart'st du denn nicht?“ rief sie ihm nach, als er schon auf der Stiege war.

„Auf wen denn?“ fragte er, ohne sich umzudrehen.

„Auf Bärele!“ schrie sie.

„Du hast ihn ja fortgeschickt,“ meinte er achselzuckend, „folglich mußt du auch wissen, wann er kommen wird.“

Hindel empfand diesen „Stich“ bitter, aber es fehlte ihr an Muth, ihn gebührend zu beantworten. Dennoch, weil sie ein stark gewilltes Weib war, dem Aerger und Kränkung nicht so leicht etwas anhaben konnten, verwand sie selbst die Furcht um ihren abwesenden Sohn. Wenn sie es gut überlege, fiel ihr ein, so könne Bärele gar nicht so geschwind von Prag zurück sein. Das Jüngel werde so viel neue Sachen zu sehen bekommen haben, daß ihm darüber Hören und Sehen werde vergangen sein. Zudem sei er ein Neuling im Einkaufen, werde nicht wissen, wonach früher greifen. Eines werde das Andere bei ihm verdrängt haben, zuletzt werde ihm die Zeit zu kurz geworden sein. Morgen werde die Post einen Brief bringen, drin werde das alles stehen, was sie jetzt denke; denn schreiben werde er ganz gewiß, so „klug“ sei er doch.

In diesem Glauben vermochte Hindel, als ihr Mann aus der „Schul“ heim kam, mit einem fröhlichen Gesicht ihm entgegentreten, und „gut Jontef“ wünschen.

Aber dieser Morgen kam, und weder Bärele, was auch natürlich war, noch ein Brief von ihm kam. Hindel war gleichfalls in „Schul“ gegangen, hatte aber beim Weggehen den Auftrag hinterlassen, wenn ein Brief käme, ihn sogleich zu dem benachbarten christlichen Schuster zu tragen, damit er das Siegel erbreche, weil ihr das am Festtage nicht gestattet war. Aber sie harrte umsonst, und vergebens waren ihre Gedanken während des Gebetes nicht bei Gott! Ihre Blicke hafteten in

einem fort an der Eingangsthüre der „Weiberschul" — aber Niemand kam, der ihr zuwinkte, und ihr den erbrochenen Brief aus der Ferne zeigte.

Ganz verstört eilte sie, noch lange bevor die „Schul'" zu Ende, nach Hause. Hier traf sie schon ihren Mann, den gleichfalls die Sorge vom Gebete weggescheucht hatte.

„Nun, was sagst du zu dem Jüngel?" rief er ihr entgegen. „Noch nicht zurück!"

„Er kann doch nicht am heiligen Feiertage zurückkommen," meinte sie gepreßt.

„Und auch kein Brief!" fuhr er fort. „Gott der Lebendige weiß, was ihm zugestoßen ist. So ein junges Kind soll man in die Welt schicken!"

„Das junge Kind ist vierundzwanzig Jahre alt," meinte Hindel mit spöttischem Tone, „in dem Alter bist du schon mein Mann gewesen."

Hindel wollte wahrscheinlich durch diesen Ton die innere Angst überschreien; aber es ging nicht an. Beiden fehlte der Sohn, sie hatten ihn, seitdem sie ihn besaßen, nie vermißt. Es war vielleicht der erste wahre Schmerz, der in das Leben dieser in Glück und Reichthum sitzenden Leute trat, und Hindel war der leidendere Theil; denn sie mußte so wie den Vorwürfen ihres Mannes, noch mehr ihren eigenen Schweigen auferlegen.

Dennoch ging sie am anderen Morgen, nachdem sie eine schlaflose Nacht zugebracht, mit ruhigerem Gemüthe zur „Schul." Der Brief Bärele's konnte sich verspätet haben — was wußte er, der es noch nie zu einem Briefe gebracht hatte, davon, wie man so ein Schreiben auf die Post geben solle, damit es richtig und zur Zeit ankomme? Vielleicht war er zu spät gekommen, und die Post, die natürlich nicht wissen konnte, daß es eine

Hindel Spitz in der Welt gab, die auf den Brief mit aller Sehnsucht wartete, hatte ihn für den anderen Tag mitgenommen. Sie hatte den nämlichen Auftrag gegeben, den Brief alsogleich zum Schuster zu tragen, und ihr erbrochen in die „Schul" zu bringen. Aber auch heute harrte sie vergebens. Da bemächtigte sich ihrer eine Angst, daß es ein Wunder war, wenn sie nicht laut aufschrie; dicke Schweißtropfen drängten sich auf ihre Stirne; sie war wirklich einer Ohnmacht nahe. Unter dem Vorwande, daß ihr zu heiß sei, und die kühle Luft ihr gut thun werde, entschuldigte sie sich bei einer Nachbarin, und entfernte sich eiligst, da kaum die Hälfte des Gottesdienstes vorüber war.

Draußen in der kühlen Luft kam ihr wieder die Fassung. Drin in der Schul,' hatte sie geglaubt, ruhten die Augen aller Frauen auf ihr, und wußten, daß ihr Bärele keinen Brief geschrieben habe. Langsam ging sie die Treppe herunter, die von der Weiberschul' in's Freie führt; aber mit jedem Schritte, den sie vorwärts that, um nach Hause zu gelangen, wuchs ihr inneres Bangen aufs Neue. Was war mit Bärele wirklich vorgegangen? Wie sollte sie ihrem Manne jetzt entgegentreten? Ihre Blicke starrten vor sich hin, als sollten ihr, die sonst so stark im Wollen und Entschließen war, die leitenden Gedanken aus der leeren Luft zuströmen. Da fielen sie, von ungefähr, auf das kleine Häuschen, worin Hannele, das „fromme Weib," und ihre Tochter Lisi zur Miethe wohnten. Es war Hindel, als sei mit dem Anblicke dieses kleinen Häuschens ein neuer Sinn über sie gekommen. „Gott! Einziger!" fiel es ihr blitzartig bei, „wie ist mir nur das nicht eingefallen? Die Nähterin muß ja etwas wissen! Von ihr ist er ja gekommen, und etwas muß zwischen ihm und ihr vorgegangen sein, sonst hätte er sich nicht so schnell geändert!"

Hindel trat, ohne sich zu besinnen, rasch auf die Wohnung Hannele's zu. Zu einer anderen Zeit hätte es wohl länger gewährt, ehe „Rebb Ascher's Weib," bei Hannele, dem frommen Weibe, eingetreten wäre! Die reiche Frau war sich auch vollkommen des Abstandes bewußt, der zwischen ihr und Hannele bestand. Aber jede Bedenklichkeit, worunter nicht die kleinste war, was es für ein Gerede geben würde, wenn ihr Besuch bei dem „frommen" Weibe ruchbar ward, schwand in dem Gedanken, daß ihr die „Nähterin" vielleicht einen Aufschluß werde geben können.

Als Hindel in das Vorhaus, das zugleich die Küche war, eintrat, fiel ihr bei aller Sorge, die sie hierher geführt hatte, die ungemeine Ordnung und Reinlichkeit auf, die in diesem kleinen Raume waltete. Schöngescheuert glänzten kupferne und zinnerne Gefäße; der Herd selbst, auf dem ein dürftiges Feuer loderte, war blank und zierlich anzusehen. „Man kann davon essen," bildete sich in Hindel schnell das Urtheil. Doch eine längere Umschau war ihr nicht gestattet, sie drückte auf die Thürklinke, und nachdem sie geklopft hatte, trat sie auf ein „Herein" rasch in die Wohnstube Hannele's.

Was Hindel erwartet hatte, traf ein. Die Nähterin war allein in der Stube.

„Madame Hindel!" rief die Nähterin, und sprang hoch verwundert von dem Gebetbuche auf, in welchem sie gebetet hatte. Der Besuch einer Königin wäre Lisi nicht so überraschend erschienen, als der der reichen Frau. „Madame Hindel!" rief sie daher noch einmal, und erröthete und erblaßte in einem und demselben Augenblicke.

„Mach' dir keine Ungelegenheit, Lisi," sagte Hindel, als die Nähterin sich beeilte, ihr einen Sitz anzubieten, „ich setz

mich nicht; aber danken möcht' ich dir dafür, wenn du mir ein gut Glas Wasser bringen möchtest."

Lisi eilte in die Küche hinaus. Während dem hatte Hindel's erfinderischer Geist schnell die Ausrede gefunden, die ihrem Besuche den möglichsten Schein von Unbefangenheit geben konnte.

Gleich darauf kam Lisi mit dem Glase Wasser auf einem spiegelblanken Teller — blank wie „Gold," bemerkte im Stillen Hindel — und bot es mit den Worten an:

„Wohl soll es Ihnen bekommen, Madame Hindel!"

„Ich dank' Dir, mein Kind," rief Hindel gnädig und schlürfte das kühlende Getränk fast zur Hälfte aus.

„Jetzt ist mir tausendmal besser," sagte sie hierauf, „ich hab' geglaubt, ich verschmachte in der Schul'."

Dann sah sie das schöne Mädchen, das in bescheidener Entfernung vor ihr stand, mit einem schnell prüfenden Blicke an, und meinte dann halb scherzend, halb ernst:

„Lisi, dir und deiner Stube sieht man's nicht an, daß du für die Leut' nähst. Geht's dir denn auch ganz gut? und bist du zufrieden?"

Zu arbeiten gebe es immer, entgegnete demüthig das Mädchen. Die Mutter verdiene hie und da auch etwas, und so brächten sie sich Beide durch, sie wüßten oft freilich nicht wie? Aber wer habe eigentlich über nichts zu klagen? wem gehe es stets nach Wunsch?

Hindel warf auf die Sprecherin nach diesen Worten mit Schrecken ihre Blicke. Wußte Lisi, warum sie hier war? Aber eben so schnell begriff sie, daß sie sich nicht blosstellen dürfe. Ruhiger also, als es in ihrem Gemüthe aussah, meinte sie:

„Der Zins muß dir wohl schwer kommen, Lisi?"

„Ich muß arbeiten und arbeiten, bis ich ihn zusammengebracht habe," sagte die Nähterin, aber keineswegs mit bettelhafter Demuth.

„Warum bedankt sie sich nicht?" grollte es in der schnell zürnenden Frau, und ein Zug von ungnädiger Mißfälligkeit zeigte sich auf ihrem Gesichte. „Bärele hat ihr ja den Zins zurückgebracht, warum mag sie nichts davon wissen?"

„Du kannst doch aber nicht sagen, Lisi," sprach sie laut, „daß wir dich wegen deines Zinses hart bedrücken? Es ist wahr, du bringst ihn pünktlich, und es könnte sich Mancher an dir ein Beispiel nehmen. Aber meinst du, ich möcht' um die Polizei schicken, wenn du einmal ausbleibst?"

„Die Polizei werden Sie, wenn mir Gott immer mit Arbeit hilft und ich gesund bleibe, niemals zu holen brauchen," meinte Lisi lächelnd.

„Sie bedankt sich noch nicht?" fragte sich Hindel selbst, empört über diese Verstellung Lisi's, der sie den Dank doch so leicht gemacht hatte. Wer hätte das in der kleinen Nähterin gesucht? Aber ein Blick auf das offene schöne Gesicht Lisi's überzeugte schnell die reiche Frau, daß sie sich in dem Mädchen doch geirrt haben könnte. Hatte ihr vielleicht Bärele das Geld gar nicht gebracht? Der Gedanke lag so nahe, daß er ihr als der wahrscheinlichste dünkte! Aber wie stand das wieder im Zusammenhange mit Bärele's schnellem Entschlusse nach Prag zu gehen? mit seinem sonderbaren Thun seit dem Tage, wo Lisi den Zins gebracht hatte? Der starken Frau stand diesmal, und nicht blos sinnbildlich der Verstand still. Eine Verwirrung befiel sie, ein Durcheinanderwogen der verschiedenartigsten Gedanken, wie sie die sonst so klare Frau nie gekannt hatte. Das aber fühlte sie trotz dem allem heraus, daß sie mit der Nähterin sich „ausreden" müsse, daß alle Rücksichten auf „Standes-

unterschied“ vor der eisernen Nothwendigkeit weichen müßten — und dazu drängte sie nicht etwa der klügelnde Verstand, der oft irre geht, sondern ihr einfaches Bewußtsein als Mutter eines Kindes.

„Hör' mich an, mein gut Kind,“ sagte sie mit einem Male, ohne jeden vermittelnden Uebergang, „mit dir muß ich reden, ich bin „extra“ darum zu dir hergekommen. So und so steht es mit mir.“

Und nun erzählte die reiche Frau in einem Tone, als wenn sie mit „Ihresgleichen“ spräche, vom Anfang bis zum Ende, alles, was ihr Herz bedrückte. Sie verschwieg nicht den kleinsten Umstand, und bemäntelte auch nicht, welche Worte sie in ihrem mütterlichen Unwillen gegen Bärele gebraucht; wie sie ihm seinen Geiz gegen sie, die Nähterin nämlich, vorgerückt, wie sie ihn fast fortgetrieben, damit er ihr den Zins wieder zurückerstatte. Er sei damit fortgegangen, freilich erst gegen Abend, aber als er gekommen, habe er seinen Entschluß erklärt, nach Prag zu gehen, um sich da im „Einkaufen“ zu üben. Sie habe sich dagegen nicht gestemmt, habe im Gegentheil freudig zugestimmt, und ihm „ungezählt“ Geld mitgegeben, sie wisse gar nicht wie viel. Das Geld mache ihr keine Sorge, wohl aber Bärele, der noch nicht zurückgekehrt sei. Sie sehe so viel, daß sein Ausbleiben nicht natürlich sei, ein Brief sei auch nicht eingetroffen — ob er ihr vielleicht nicht gestanden, was er vorhabe; denn etwas werde sie doch wissen . ., wenigstens komme es ihr so vor.

Bei diesen Worten zuckte das Mädchen zusammen, und als Hindel dies bemerkte, und sie heftig fragte: „Weißt du vielleicht mehr als ich?“ da bedeckte sie mit beiden Händen das Gesicht und fing an bitterlich zu weinen. Darob war Hindel erst recht erschrocken.

„Um Gotteswillen, Lisi," schrie sie und faßte sie bei der Hand, „ich steh' wie auf glühenden Kohlen. Was weißt du von ihm?"

Da sanken die Hände des Mädchens langsam herab; ihr Antlitz war thränenüberströmt. Sie vermochte lange nicht zu Worte zu kommen. Dann begann auch sie zu erzählen; erst abgebrochen und stockend, dann immer geläufiger. Auch sie verschwieg nichts, aber sie hielt sich doch nur an die Hauptsache. In ihrem Munde nahm die ganze „Geschichte" eine ganz andere Form und Gestalt an, Bärele's Verfahren gegen sie am Zinstage erschien in einem anderen Lichte; ob in einem milderen, wagte Hindel noch nicht zu entscheiden. Aber schon, daß es nicht Geiz und Knickerei gewesen war, was sie an ihm so gerügt hatte, befriedigte sie nicht wenig. Das Mädchen verschwieg auch nicht, wie Bärele ihr am Hause in der Nacht aufgelauert und was da zwischen Beiden vorgegangen war; aber sie that es schonend für Bärele. Sich selbst klagte sie mit bittern Worten an, daß sie ihm so schonungslos entgegengetreten . ., er habe nur das Einzige verlangt, daß sie den „Spieler" zurücknehme, und nun sei das Unglück geschehen.

„Was für ein Unglück?" rief Hindel nur schwer athmend.

Lisi konnte vor Schluchzen nicht sprechen.

„Madame Hindel," rief sie endlich, „sehen Sie denn nicht ein, wozu Ihr Bärele nach Prag gegangen ist?"

„Nein," sagte diese stockend. „Was meinst du, Lisi?"

„Er ist nach Prag spielen gegangen," flüsterte, von Hindel abgewandt, das Mädchen.

„Spielen!" rief die arme Hindel ganz vernichtet, „da sei Gott vor!"

Eine lange, minutenlange Weile trat nun ein. Nur das leise Schluchzen des Mädchens war in dem kleinen Raume

hörbar. Hindel selbst, das starkmuthige Weib, verrang mit übermenschlicher Anstrengung den Eindruck des so eben Gehörten. Vielleicht hätte sie klüger gethan, der armen Nähterin die stolze Miene einer beleidigten reichen Frau entgegenzusetzen, wie das so vortrefflich in der „großen Welt" verstanden werden soll, aber dazu fehlte ihr der Sinn für Unwahrheit und auch der Muth. Sie war sogleich überzeugt, daß Lisi Recht habe; alle Umstände, die sich jetzt zu einem Ganzen vor ihrem Denken sammelten, stimmten zusammen: Bärele war nach Prag spielen gegangen.

„Hör' mich an, mein Kind, mein gut Kind," sagte sie nach diesem schrecklichen Augenblicke, „es ist leider gar nicht zu bezweifeln, daß Alles, was du mir erzählt hast, von Wort zu Wort wahr ist. Wie es in mir aussieht, kannst du dir denken. Leider Gott! ich muß dir recht geben. Mein eigener Sohn hat mich betrogen, hat mir Geld abgenommen um es zu verspielen. Ich will jetzt nicht sagen, wie das gekommen sein muß; aber wir selbst, seine Eltern, haben es zu verantworten daß es so gekommen ist, denn wir hätten es verhüten können. Was aber geschehen ist, ist geschehen, und ich muß nun dafür sorgen, daß aus der ganzen Sache nicht noch etwas Aergeres wird."

„Ich werde nichts ausplaudern, Madame Hindel," betheuerte die noch immer weinende Lisi, „ich nicht. Darauf können Sie sich verlassen."

Hindel lächelte trübe.

„Das mein' ich nicht, du Narrele," sagte sie, „ich weiß, du wirst zu meinem Unglück nicht noch hinzugeben, daß du dir die große Trommel umhängst, oder wie der Schulklopfer es an alle Thüren hämmerst. Dafür kenne ich dich schon zu gut. Wein' auch nicht, und glaub' nicht, daß du daran Schuld

bist. Das ist so in seiner Natur gelegen, und dafür sind Andere verantwortlich. Das schlag' dir also aus dem Gedanken, und nimm an, daß es dich nichts weiter angeht."

„Mich trösten Sie, Madame Hindel," rief Lisi schmerzlich, „und Sie selbst brauchen doch eher Trost."

„Ich werd' mir schon zu helfen wissen," meinte die reiche Frau nach einigem Nachdenken, und stand auf. Ihr ganzes Wesen hatte sich unter diesen Worten geändert. Eine merkwürdige Entschlossenheit, eine Art Begeisterung glänzte auf ihrem Antlitze. Lisi blickte sie mit einem Gefühle von Ehrfurcht an.

„Was wollen Sie denn thun, Madame Hindel?" wagte sie kaum zu fragen.

„Ich werd' mir mein Bärele zurückholen," sagte sie mit Entschiedenheit, „und wenn ich müßt' ihn vom „guten Ort" mir holen. Doch so arg wird es nicht sein," setzte sie mit traurigen Lächeln hinzu. „Die Hauptsache ist, daß ich ihn finde. Für das Uebrige laß meinen Kopf sorgen."

Damit ging Hindel, und wer der breiten, stattlichen Frau in ihrem rauschend seidenen Kleide und der buntbebänderten Haube nachsah, wie sie jetzt durch das enge Schulgäßchen gleich einer bewimpelten Fregatte auf dem Ocean einherging, der hätte gelacht, wenn man ihm gesagt hätte, daß dieselbe Frau ein schweres Leid in sich trug. Erst in ihrem Hause angelangt, verließ sie diese vornehme Haltung, die wirklich erkünstelt gewesen, und sie brach fast zusammen, ehe sie ihre Stube erreicht hatte.

So fand sie der heimkehrende Ascher. Ergriffen von dem ungewöhnlich aufgeregten Wesen seiner Frau wollte er um den Arzt schicken. Sie aber wehrte es ab, wie sehr er in sie drang.

„Ich hab' schon meinen Arzt," sagte sie, „und der bin ich selbst. Ascher!" setzte sie dann nach einer Weile hinzu, „wenn du mir helfen willst, so schick' gleich auf die Post und laß mir auf morgen in aller Frühe eine Extrakutsch' bestellen. Ich fahr' nach Prag."

„Du willst auch nach Prag?" rief vor Staunen starr Rebb Ascher.

„Ich muß, Ascher," sagte Hindel stark, „ich muß .. da nützt kein Reden und kein Rathen, ich muß. Ich muß wissen, wo mein Bärele ist, und eher komm' ich nicht zurück, als bis ich ihn mit der Hand da angefaßt habe."

Ascher verlegte sich umsonst auf's Bitten und Vorstellen, was er denn beginnen solle, wenn auch sie von ihm fortginge, dann hätte er gar Niemanden, mit dem er sich „ausreden" könne.

„Sag' lieber: Franzefuß spielen," meinte sie bitter. „Aber ich hab' an dem Spiel genug zu tragen."

Ascher selbst hatte nun nichts einzuwenden, als sie ihm in wenigen Worten Zweck und Absicht ihrer Reise nach Prag darthat. Er schüttelte nur den Kopf, als bezweifelte er, daß Bärele am Rande eines Abgrundes stehen könne, weil er nach Prag gegangen war, um zu spielen.

„Bagatelle" murmelte er im Fortgehen zur Post, „sie haben dem Jüngel das Franzefußspiel „mieß" gemacht, und darum ist er nach Prag spielen gegangen. Und daraus macht sie so viel Gelärm?"

Noch vor Tagesanbruch rollte eine Kutsche durch die schlafende Gasse. Hindel saß darin; sie hatte dem Postillon gleich beim Einsteigen ein reichliches Trinkgeld gegeben, damit

er nicht „blase:“ denn wozu brauchte die Welt zu wissen, weswegen sie nach Prag fuhr? Die Pferde liefen rasch, aber seit wann gehen Pferd und Wagen gleichen Schritt mit der sorgenvollen Sehnsucht eines Menschen? Ohne zu rasten, ja selbst ohne mehr als einen nothdürftigen Imbiß zu sich zu nehmen, eilte sie vorwärts. Zu Mittag kam sie in Altbunzlau an, einem Orte, der durch den Mord eines böhmischen Herzogs, der hier durch seinen eigenen Bruder fiel, und die darauf erfolgte Heiligsprechung des Gemordeten berühmt geworden ist. Noch zeigt man an der Kirche den eisernen Ring, an den sich der Unglückliche im Todeskampfe anhielt. Hindel wußte von dieser „Geschichte,“ die in ihrer Jugend erzählt worden war. Sie fiel ihr auch jetzt wieder ein, als sie an jener Kirche vorüberfuhr, und sonderbar —, auch ihr Sohn kam ihr damit in den Sinn, wie wenig Zusammenhang auch zwischen beiden bestand. In dem nahen Brandeis, das nur durch eine Brücke von Altbunzlau getrennt ist, wurden die Pferde gewechselt. In dem Augenblicke, als sie abfuhr, sah sie durch das Fenster kaum zehn Schritte vom Wagen ein Mädchen, das eine ganz außerordentliche Aehnlichkeit mit der „Nähterin“ Lisi zu haben schien. Hindel wollte ihr zurufen, aber das Peitschenknallen des Postillons und das Rasseln des Wagens übertönte ihre Stimme.

War das wirklich Lisi gewesen? Wie sollte die jetzt herkommen? Und doch hätte Hindel darauf schwören mögen, daß sie es war. Sie schlug sich aber diesen Gedanken als zu lächerlich, um ihm nachzuhängen, bald aus dem Sinne. Um drei Uhr Nachmittags sah sie die Hauptstadt Böhmens vor sich liegen, und fuhr durch das düstere „Porzicer“ Thor ein.

Sie ließ sich in die „drei Karpfen“ führen, ein ihr noch aus ihren Jugendtagen bekanntes Einkehrhaus, das damals im

Rufe fabelhafter Wohlfeilheit stand. Hindel hatte kein Auge für die schöne Straße, die seit ihrer letzten Anwesenheit in Prag um jenen Gasthof herum entstanden war. Kaum in ihrem Zimmer angelangt, rüstete sie sich schon, matt und zerschlagen, wie sie von der schnellen Reise war, zu dem schweren Gange, um mitten in einer großen Stadt, mitten aus mehr als hunderttausend Menschen — ihren Sohn herauszufinden. Ihr erster Gang galt dem „Trakteur," den sie durch Bärele hatte grüßen lassen; sie fand ihn in der That noch in dem engen Gäßchen zwischen dem „Dreibrunnenplatze" und der „Geistgasse," aber der Trakteur, der seitdem von dem Gelde aller böhmischen Landjuden reich und fett geworden war, erkannte sie nicht wieder, wie viele Erkennungszeichen sie ihm auch sonst an die Hand gab. Sie fragte ihn, ob ihm nicht ihr Sohn ihren Gruß bestellt habe; denn sie hatte vergessen, daß sie ihrem Sohne das Trakteurhaus gar nicht angegeben hatte. Sie hatte das erwartet; traurig ging sie fort, ohne etwas zu „verzehren," worüber der Trakteur nicht wenig zu zürnen schien. Von dort ging sie in ein anderes Speisehaus, fragte auch da, nachdem sie die genaueste Beschreibung Bäreles gegeben; aber auch hier ward ihr die nämliche Antwort. Es waren so viele Menschen aus- und eingegangen, rühmte dieser Trakteur mit stolzem Munde, die alle „gespeist" werden mußten, daß ihm kein Auge für eine einzelne Person blieb. Ohne Erfolg besuchte Hindel nach und nach mehrere der Speisehäuser, an denen die „Gassen" jenes Stadtviertels so reich sind, überall ward ihr der nämliche Bescheid. Oft mußte sie manches spöttische Lächeln mit in den Kauf nehmen, und einmal hörte sie sogar, wie eine griesgrämige Trakteurin zu ihrem Aufwärter sagte: „Die sucht ihn bei uns, und er ist vielleicht ganz anderswo zu finden." „Wo?" hatte Hindel inständigst gefragt, und,

„vielleicht beim „Engel“ oder „beim schwarzen Roß“ (bekanntlich keine Speisehäuser, worin Trakteure der „Gasse“ walten) zur Antwort erhalten.

Dieser Bescheid erschreckte sie so sehr, daß sie wie vernichtet da stand. Ihr Bärele also in einem der Gasthäuser Prags einlogirt, verzehrte vielleicht da ihr Geld wie ein großer Herr, und war höchst wahrscheinlich die ganze Zeit bei keinem „Trakteur“ gewesen! Der Schlag ihres so wild bewegten Herzens stand oft stille, so tief gesunken mußte sie sich ihr Bärele vorstellen. Es war Nacht geworden. Sie mußte daran denken, wieder ihr Absteigequartier aufzusuchen, von Ermüdung, Hunger und Kummer vollständig überwältigt. Jetzt erst, am Thore zu den drei „Karpfen“ fiel ihr ein, die Polizei müsse doch von dem Aufenthalte ihres Sohnes Nachricht haben. Aber sollte sie zur Polizei gehen? Hindel gehörte nicht zu jenen furchtsamen Geschöpfen, denen der bloße Name dieser Behörde unheimlich klingt; sie wußte nur in diesem Augenblicke, daß es eine vortreffliche Einrichtung sei, wenn jeder Ankommende am Thore seinen Paß abgebe. Denn wie sollte man in einer so großen Stadt die Fremden herausfinden — wenn man grade einen suchte — wie hier eine Mutter ihren Sohn? Also nicht die Furcht war es, die ihr diesen Gang erschwerte, aber ein dunkles, schreckenvolles Gefühl, was sie da für eine Antwort erhalten würde, wenn sie fragte: „Habt ihr den und den gesehen? So und so sieht er aus; er ist vierundzwanzig Jahre alt, groß von Gestalt, trug bei seinem „Verschwinden“ einen drapfarbenen Rock, am Halse ein grauseidenes Tuch, und über der Oberlippe rechts hat er ein Muttermal in Gestalt einer Linse?“ Und wenn sie dann nun sagen mußte: das ist mein Sohn — sie wagte diesen Gedanken gar nicht weiter fortzuspinnen. Trotzdem war sie so zwischen Fürchten und

Gangen in die „Neue Allee“ gekommen, von wo sie auf mehrfaches Fragen den Weg zur Polizei fand. Dort vernahm sie aber, die „Bureaux“ seien eben geschlossen worden, vor morgen neun Uhr könne ihr keine Auskunft ertheilt werden.

Nun trat sie wieder den Heimweg zu ihrem Gasthofe an, nicht ohne eine Empfindung von Freude, daß sie auf der Polizei keine Auskunft gefunden. So blieb ihr doch noch die Hoffnung, am andern Tage zu suchen. Zum Sterben müde, sank sie ins Bett und schlief ohne Traum wie eine Todte bis an den hellichten Morgen. Erschrocken fuhr sie auf, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Es war nahe an neun Uhr, und für diese Stunde hatte man sie auf die Polizei bestellt. Sie warf sich mit ungewohnter Hast in die Kleider und machte sich ohne Frühstück auf den Weg zur Polizei. Unten vor dem Thore begegnete sie einer Frau, die einen großen Hausirpack unter dem Arme trug. Das gab ihren Gedanken sogleich eine andere Richtung. Konnte Bärele nicht doch Einkäufe gemacht haben? Warum sollte sie sich ihn gar so schlecht denken? Und wozu brauchte sie die Polizei auf seine Existenz aufmerksam zu machen? Man hat es wahrscheinlich schon errathen, welche Leute Hindel im Sinne hatte. Sie richtete ihre Schritte nach dem nahegelegenen „Tandelmarkt.“

Hindel hatte noch aus frühester Zeit eine lebhafte Abneigung gegen diesen Ort; sie konnte nicht ohne ein Gefühl von Grauen sich dahin begeben. Zu deutlich erinnerte sie sich der Scenen, die sie dort als ein junges Mädchen erlebt hatte. Da waren Weiber und Männer, Mädchen und Knaben wie hungrige Haifische auf sie losgestürzt; der Eine hatte sie beim Arme, der Andere an der Schulter ergriffen, der Dritte hatte sogar ihr Kleid zerrissen. Dazu Stimmen aus allen Tonarten; es wirbelte und quirlte um sie her, als hätte Jemand mit

einem Stocke in ein Wespennest gestochen. Sie hatte sich damals glücklich geschätzt, mit heiler Haut, gesund und unversehrt aus diesem schreckenvollen Orte entronnen zu sein. Das alles drängte sich jetzt mit unabweisbarer Gewalt vor ihre Seele. Gestern, als sie zur Polizei gegangen, war ihr bei weitem nicht so zu Muthe. Aber es erging ihr, wie es den meisten Leuten mit lebhafter Erinnerungsgabe ergeht; mit dem Erschauen der wirklichen Gefahr verliert sich ein großer Theil des bis dahin Gefürchteten. Damit soll nicht gesagt werden, daß Hindel wie durch einen Rosengarten auf lauter duftenden Blättern spazierte, als sie endlich in jenen dunklen Hallen des „Tandelmarktes" angelangt war. Sie hatte genug auszustehen, mehr als die stattlich beleibte Frau zu ertragen glaubte. Wie ein lebloser Ballen wurde sie in dem dichten Gedränge von Käufern und Verkäufern hin- und hergeworfen; Einer schien es mit dem Andern verabredet zu haben, die arme Frau zu narren und irrezuführen. Bei keinem Gewölbe ließ man sie zu Rede kommen, alle drängten und schrien auf sie ein; sie hätte tausend Ohren haben müssen, um Alles zu hören. Hatte sie Jemanden wirklich die Frage vorgelegt, ob er oder sie (es waren meistens Frauen) nicht ihren Sohn gesehen habe, und ihm die genaueste Personenbeschreibung vorgelegt, so wandte man sich gewöhnlich mit einer verächtlichen Miene von ihr ab. Sie mußte Worte und Redensarten hören, die ihr das Blut zu Kopfe drängten, die sie „zu Hause" nicht mit dieser stummen Entsagung hätte hingehen lassen. Hier war sie willen- und kraftlos; das kleinste Kind hätte sie umwerfen können. So war sie von einem Ende der Kaufhallen bis zum andern gestoßen, geschoben und geworfen worden, ohne jede Aussicht, die kleinste Auskunft über die ihr am Herzen liegende Angelegenheit zu erhalten. Da erbarmte sich ihrer eine kleine

dicke Frau, die in einer Art Kanzel vor ihrer Bude saß; sie mußte wohl die tiefbekümmerte Miene der so arg Geängstigten bemerkt haben.

„Was suchen Sie, Madame Leben?" rief sie ihr zu und faßte sie sanft beim Arme.

Hindel sah auf und erblickte ein menschliches Gesicht. Der Ton dieser fragenden Stimme schien ihr Gutes zu versprechen, sie klammerte sich fast an die Frau an. „Sie scheine hier auch nicht einheimisch zu sein," meinte die Frau, „und sie frage sie nicht, ob sie etwas kaufen wolle, sondern aus bloßer Theilnahme." Das klang wie Musik in Hindel's Ohren. Mit überströmendem Gefühle erzählte sie ihr nun, wen sie suche und wie unglücklich sie sei, grade da, wo sie die meiste Auskunft erwartet habe, keine zu finden. „Wie ihr Sohn aussehe?" fragte die mitleidige Frau, „denn wenn er hier Einkäufe gemacht, so kenne sie ihn, sie sitze hier wie im „Parterre" des Theaters, von wo man den ganzen Schauplatz übersehen könne." Hindel konnte nicht umhin, auf dieses „Parterre" der Frau einen Blick zu werfen, es schien ihr eben nicht beneidenswerth. Dann gab sie vielleicht zum fünfzigsten Male die Personsbeschreibung ihres Sohnes zum Besten.

„Den habe sie nicht gesehen," gab die Frau nach einigem Nachdenken Bescheid, „sie könne sich darauf verlassen, als wenn es der „erste Jurist" gesagt hätte, ein solcher habe hier nichts eingekauft."

Das war ein niederschlagender Bescheid für Hindel! Sie dankte mit warmen Worten und entfernte sich. Nun stand sie rathlos da und wußte nicht, wohin jetzt ihre Schritte lenken. Noch einmal den Gang durch die Kaufhallen zu machen, und noch einmal Nachfrage zu halten, dazu fehlte ihr der Muth. Unwillkürlich gerieth sie in die „Schwefelgasse" und von da in

das kleine Gäßchen, das in den „großen Ring" gegenüber dem Rathhause mündet. In dem Augenblicke, als sie heraustreten wollte, war es wieder, als sähe sie die Nähterin vor sich; es war ihr Kleid, ihre Haltung und Gestalt. Hindel hätte darauf schwören mögen, Lisi sei es gewesen. Sie eilte ihr nach, rief sie beim Namen, aber eine starke Menschenwelle drängte sich zwischen sie und das Mädchen. Als es wieder freier um sie wurde, war die Erscheinung verschwunden.

Hindel hielt sich auch diesmal für überzeugt, daß sie recht gesehen, daß es aber doch unmöglich Lisi, die Nähterin, gewesen sein konnte. In einer so großen Stadt, meinte sie, begegne man vielen Menschen, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Leuten „zu Hause" haben, und doch seien sie es nicht. Zudem, was hätte Lisi in Prag zu thun? Hatte sie Geld zu einer solchen Reise? Hindel schlug sich die Begegnung wieder aus dem Sinn.

Sie besann sich nun, daß sie in den „Gewölbern" des eigentlichen Prag, nämlich in der „goldenen" und in der „breiten" Gasse, noch nicht gewesen. Wie leicht konnte der unerfahrene Bärele hierher seine Schritte gelenkt und seine Einkäufe gemacht haben, wo sie freilich billiger kamen, aber die Waare auch danach sich richtete! Traurig schüttelte sie aber den Kopf; wozu gab sie sich solchen Hoffnungen hin? Wußte sie doch mit aller Bestimmtheit, daß ihr Bärele irgendwo saß — und spielte! Dennoch unternahm sie den Gang in die „goldene" Gasse. Für die an Wohlleben gewöhnte Frau war dieser Weg durch die spannweite, mit Trödel allerlei Art vollgestopfte Gasse, aus der ihr nicht eben die angenehmsten Düfte entgegen wehten, eine höllische Qual; ihr Athem war beengt, sie mußte sich an eine Mauer halten. Freilich ward ihr in der „goldenen" Gasse nicht so begegnet als in jenen schrecklichen Kaufhallen, woher

sie eben kam. Sie ward nicht gestoßen und geschoben, man verfuhr hier überhaupt höflicher mit ihr. Wenn sie sich an Jemanden wandte, so stand man ihr Frage und Antwort, die halbe Gasse lief sogleich zusammen, wenn sie irgendwo stehen blieb. Aber Keiner hatte ihren Sohn gesehen, weder seit gestern und vorgestern, noch während der ganzen Woche. An drei Stunden dauerte dieser Gang durch die „goldene" Gasse, und Hindel bekam während dieser Zeit mehr Anschauungen vom Prager „Geschäftsleben," als sie bis jetzt gekannt hatte.

Da es schon lange nach Mittag war, ließ sie sich wieder den Weg zu dem dicken Trakteur zeigen, sie fühlte sich von Hunger und Mattigkeit ganz erschöpft. Diesmal kam man ihr mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen, denn sie begehrte etwas zu „verzehren." Der Gastwirth that, als erinnerte er sich gar nicht, sie jemals gesehen zu haben, und tanzte um sie herum, daß Hindel fast das Lachen ankam. Was die Prager doch für sonderbare Leute seien, dachte sie im Stillen, alles gehe bei ihnen aufs „Interesse" hinaus; denn wie alle Kleinstädter bedachte Hindel nicht, daß die Bewohner einer großen Stadt von Natur aus sich wenig der Gemüthlichkeit befleißigen können. Der Trakteur behandelte sie fast wie eine „Gräfin," setzte sich zu ihr und unterhielt sie von allerlei Angelegenheiten. Ihr that es wohl und sie ließ ihn reden und reden — bis sie einschlief. Da erst hörte der Trakteur auf, und ließ sie in Ruhe.

Der Abend war bereits niedergesunken, als Hindel aus ihrem Schlummer erwachte; sie hatte nahe an drei Stunden so da gesessen. Erst das Geräusch ankommender Gäste vermochte sie daraus zu wecken. Sie zahlte, vielleicht so reichlich wie eine „Gräfin," und wurde von dem Trakteur mit vielen Bücklingen zur Thüre hinaus begleitet. Ein unnennbares Weh

durchzuckte sie, als sie wieder in der Gasse stand — und ihren Sohn nicht hatte. Es graute ihr davor, wieder in ihr Absteigequartier zurückzukehren, ohne daß sie noch das Geringste erreicht hatte. Am liebsten wäre sie auf freier Straße geblieben, und hätte da ihr Bärele erwartet. Planlos strich sie durch die finstern, nur nothdürftig erleuchteten Gassen; überall begegnete sie vom Markte heimkehrenden Männern und Frauen, mit großen Schlüsselbünden in der Hand. Oft hüpften Kinder an ihr vorüber, die ihren Eltern entgegeneilten; das schnitt ihr bitter durch's Herz. Das einzige Kind, das sie besaß, wo war es jetzt?

Es war spät in der Nacht, als Hindel auf ihrer Wanderung in eine ihr unbekannte, menschenleere Gasse gelangte, die sie bis dahin nicht durchstrichen hatte. Sie mochte nicht fern von der Moldau sich befinden, denn sie hörte ganz deutlich das Wasser rauschen. Hindel fürchtete sich; ein Bangen überfiel sie, als sie die verlassene, todtöde Gegend näher betrachtete. Alle Häuser und Fensterläden waren dicht verschlossen; es hätte, wenn sie Jemand angefallen, keine Hand sich gerührt, um ihr zur Hülfe zu kommen. Sie wandte sich entsetzt um, und floh nach der entgegengesetzten Richtung, wo sie die Moldau nicht vermuthete, denn besonders das Rauschen des Wassers war ihr schrecklich. Außer Athem war sie in die „Zigeunergasse“ gekommen. In demselben Augenblicke huschte an ihr ein Mädchen vorüber.

„Lisi, um Gotteswillen, bist du es?“ schrie sie.

Das Mädchen drehte sich um. Es war wirklich Lisi.

„Madame Hindel!“ rief sie mit gellender Stimme.

Hindel fuhr sich aber mit der Hand nach den Augen. Sie fühlte einen heftig stechenden Schmerz darin; aber es waren nur Thränen, die zum ersten Male seit langer, langer

Zeit mit Gewalt hervorbrachen, und nun, da das Siegel, das darauf gelegen, gebrochen war, unaufhaltsam strömten. Hindel vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Madame Hindel, Sie weinen?“ rief das Mädchen, dem um diesen Augenblick die dunkle Sage von der Thränenlosigkeit der reichen Frau eingefallen sein mochte.

„Hättest du das von Hindel Spitz erwartet?“ sagte sie unter Schluchzen. „Dahin kommt man aber, . . . wenn man Kinder hat.“

Lisi schaute die erschütterte Frau erschrocken an; sie glaubte, ihr Verstand habe gelitten. Hindel war auch in der That im Zustande der äußersten Verwirrung . . plötzlich rief sie:

„Aber um Gotteswillen, Lisi, wie bist du hergekommen? So hab' ich dich in Altbunzlau doch recht gesehen und gestern auf dem Altstädter Ring? Sag', was hast du in Prag zu thun!“

„Ich such' Einen,“ flüsterte das Mädchen fast unhörbar und stockte.

„Du wirst ihn nicht finden,“ rief Hindel in verzweifeltem Tone, „in Prag findet man Keinen, der sich einmal verloren hat. Geh nur wieder heim.“

Mit gerungenen Händen, den sonst so stolzen Kopf kummervoll gebeugt, stand Hindel vor dem Mädchen da.

„Verzweifeln Sie nicht, Madame Hindel,“ sagte diese in den weichsten Tönen des Erbarmens, „mit Gottes Hülfe werden wir ihn doch wieder finden.“

„Wen meinst du?“ rief Hindel in ihrer Verwirrung.

„Ihren Sohn,“ flüsterte Lisi und wandte sich ab.

„Suchst du den auch?“ fragte Hindel auffahrend.

„Deswegen bin ich ja nach Prag gekommen,“ sagte Lisi — und stockte.

„Deswegen?" rief Hindel ... und eine lange Pause trat zwischen Beiden ein.

„Bist du gefahren, Lisi?" fragte sie danach mit fast trockenem Tone.

„Nein, Madame Hindel," antwortete diese, „ich bin zu Fuß gegangen."

„Die ganzen neun Meilen zu Fuß' gegangen?" rief Hindel. „Wann bist du denn fortgegangen, da ich dich schon in Altbunzlau gesehen habe?"

„Gleich in der Nacht, als der Jontef (Feiertag) aus war," sprach Lisi.

„Und hast du gar nicht gefürchtet, so in der finsteren Nacht zu wandern?" meinte Hindel.

„Wer hätte mir was thun sollen?" meinte Lisi, als verstehe sich das von selbst. „Geld hab' ich keines bei mir gehabt."

„Ohne Geld bist du in Prag?" rief Hindel beinahe ungläubig und trat einige Schritte nach rückwärts. „Lisi, Lisi!" rief sie dann mit drohend aufgehobenem Finger, „das laß' ich mir nicht einreden, du magst sagen, was du willst."

Statt aller Antwort zog Lisi ein kleines Beutelchen, mit dem sie vor Hindel's Augen auf- und niederfuhr:

„So ganz ohne Geld, Madame Hindel," sagte sie lächelnd, „bin ich nicht gewesen; aber ein Räuber hätt' sich bedankt, wenn er nur das bei mir gefunden hätte."

„Gott! Gott!" rief Hindel dann ganz außer sich, „was bist du doch für ein merkwürdig' Mädchen, Lisi! Wie ist dir das aber nur eingefallen? Du hast mir ja gar nichts gesagt, als ich bei dir war?"

„Ich habe schon damals daran gedacht, Madame Hindel," sagte Lisi bescheiden; „aber ich hab's in mir behalten, bis meine Mutter nach Hause gekommen ist. Da hab' ich zu ihr gesagt:

Mutter, ich muß noch heute Abend nach Prag. Sie hat's nicht zugeben wollen; aber ich bin doch gegangen."

„Lebendiger Gott! so allein, so mutterseelen allein!" rief Hindel. „Geht neun Meilen bis nach Prag, und ich fahre an ihr vorüber in einer Postkutsch' und laß' sie zu Fuß gehen! Lisi, das werd' ich mir all mein Lebtag nicht verzeihen. Aber jetzt sag' mir nur: Was willst du eigentlich in Prag?"

„Ihn will ich aufsuchen," lispelte Lisi; „meinetwegen, weil ich ihn gekränkt habe, ist er ja nach Prag auf und davon! Es wär' ja mein Tod, wenn er ein Unglück davon hätte."

Gut war es, daß die Dunkelheit der Nacht ihren nur halb durchsichtigen Schleier um die Beiden geworfen hatte. Sie ersparte dem armen Mädchen einen Anblick, der es wirklich zu Tode erschreckt hätte. Unwillkürlich hatte sich Lisi in das Herz blicken lassen, und es bedurfte nicht einmal eines so scharfen Auges, wie es die Mutter Bärele's namentlich in diesem Augenblicke besaß, um zu sehen, was in diesem jungfräulichen Gemüthe sich zur Blüthe drängte. . . . Nun wollen wir nicht behaupten, daß es in diesem denkwürdigen Momente keine Sekunde gab, in der sich nicht des reichen „Rebb Ascher's Weib" in ihr geregt hätte; aber das fuhr nur blitzschnell durch sie und verschwand eben so rasch. Hier stand nur das einfache, mitfühlende Weib dem Weibe, die Mutter einem Mädchen entgegen, dessen Leiden dem ihren verwandt war. Hindel hatte zudem die ersten Thränen seit undenklicher Zeit geweint . . . und fließen nicht die meisten Thränen aus der Quelle der Demuth? aus den Tiefen einer schmerzlichen Entsagung?

Plötzlich fühlte Lisi eine warme Hand an ihrem Kinne. Hindel war es, die ihr den Kopf in die Höhe hob, und mit weichen Tönen sagte:

„Es soll dein Unglück nicht sein, Lisi, mein Kind! Wenn

wir ihn ganz und wohlauf nach Hause bringen — soll's dein Unglück nicht sein. Verlaß dich drauf!"

Mehr sprach die reiche Frau nicht; Lisi verstand sie aber nicht. Wohl aber fuhr etwas wie ein grausames Weh durch dieses jungfräuliche Gemüth. „Sie wird mir meine Reise bezahlen wollen," hätte Lisi gesprochen, wenn sie in diesem Augenblicke hätte sprechen können. „Was hab' ich aber vom Geld? ich brauch' ja keines."

„Und jetzt sag', wo bist du im Quartier?" fragte Hindel kurz.

„Ich hab' keines," meinte Lisi, „ich hab' mir grade eines suchen wollen."

„Lebendiger Gott!" schrie Hindel, „in Prag sein, und kein Quartier haben! An was denkst du denn, Lisi?"

„Ich hab' immerfort daran gedacht, wie ich ihn finden könnte, . . ." meinte Lisi treuherzig.

„Du gehst mit mir, Lisi," sagte Hindel nach einigem Bedenken mit gebieterischer Stimme, „du wirst bei mir schlafen, und wirst mit mir nach Hause fahren. Keinen Augenblick laß' ich dich mehr von meiner Seite; du kennst das Prag nicht. Wie leicht kann dir da ein Unglück passiren. Jetzt komm!"

„Was sollen wir aber . . mit ihm anfangen?" fragte Lisi.

„Mit wem?" meinte Hindel, die ganz in das Anschauen Lisi's versunken war.

„Mit ihm - mit Bärele!" rief Lisi.

„Den müssen wir finden," sagte Hindel, und ihre Stimme bebte, „ohne den können wir Beide nicht nach Hause gehen."

Hindel hatte sich nach diesen Worten, als erinnerte sie sich, weswegen sie nach Prag gekommen war, wieder in Bewegung gesetzt. Aber in ihrer Aufregung geschah es, daß sie mit Lisi die ihr stillschweigend folgte, gerade nach derselben verlassenen

Gegend zusteuerte, woher sie mit so großem Entsetzen geflohen war.

Hindel merkte dies nicht; plötzlich standen die beiden Frauen wieder auf jenem todtöden Platze des „Frantjssek," und hörten das Wasser der Moldau ganz in der Nähe rauschen.

„Was thue ich denn wieder da?" rief Hindel, und faßte im dunklen Drange der Furcht Lisi's Hand. „Auf dem Platze da möcht' ich nicht todt sein, er ist gar zu schrecklich! Wir müssen zurück!"

Hindel zog das Mädchen nach der Seite der niedrigen Häuser hin, weil sie sich inmitten des öden Platzes nicht sicher genug glaubte. Aus einer Schenke, durch deren geschlossene Fensterläden ein Lichtschimmer sich stahl, erschollen wirr durcheinander rufende Stimmen, wie von erhitzten oder betrunkenen Menschen. Unwillkürlich schmiegten sich die beiden Frauen an einander, wie um gegenseitig sich zu schützen, aber sie standen zugleich festgebannt. Da fühlte Hindel mit einem Male, wie durch das ganze Wesen des an sie gedrückten Mädchens ein krampfhaftes Zucken flog; Lisi's Hand zerrte fast an Hindel's Mantel.

„Madame Hindel!" rief sie in höchster Aufregung, beinahe kreischend, „Madame Hindel, . . . ich hör' ihn!"

„Wen?" schrie Hindel," „um Gotteswillen . . . Du meinst doch nicht ihn?"

„Ihn!" flüsterte Lisi, und legte, Stillschweigen gebietend, den Finger an den Mund.

Sie lauschten. Jeder Nerv in diesen beiden Frauen zitterte und stand auf der Lauer. Die Stimmen drin in der Schenke wurden deutlicher, Geldklingen, wie von hin- und hergeworfenen Münzen tönte dazwischen. Nach einer Weile sagte Hindel:

„Jetzt hab' ich ihn selbst gehört . . . ich hab' ihn erkannt."

„Nicht wahr?“ flüsterte Lisi, und ein Strahl von Freude, nur demjenigen sichtbar, dem des Menschen geheimste Regungen offen vor Augen liegen, überflog ihr schönes Angesicht.

„Lisi,“ rief Hindel voll tiefsten Schmerzes, und ihre Stimme bebte, als unterdrückte sie mühsam das bittere Weh des Weinens. „Lisi, das muß mir, Hindel Spitz, geschehen! . . . meinen eigenen Sohn hier zu finden!“

„Sein Sie nur jetzt ruhig, Madame Hindel,“ bat Lisi.

„Nein, Lisi,“ rief Hindel, in deren Gemüth der ganze Zorn einer gekränkten Mutter erwacht sein mochte, und sie riß sich von Lisi los, um in das Haus einzudringen. „Nein, Lisi, ich muß jetzt hinein . . ich will ihm zeigen, wozu Gott dem Menschen eine Mutter gegeben hat. Lebendig kommt er nicht aus meinen Händen!“

„Um Gotteswillen,“ bat Lisi und hielt die Erzürnte gewaltig zurück, „thun Sie das nicht, Madame Hindel, und lassen Sie mich hinein. Mir wird er vielleicht eher folgen . . . als Ihnen . . .“

Hindel schien von dieser Bemerkung lebhaft getroffen.

„Du hast Recht, mein Kind,“ sagte sie nach einigem Bedenken. „Dir gebührt's . . . geh' du voran!“

Lisi drückte die Thürklinke auf, und trat in die Schenke. Die Thür selbst blieb halb offen, so daß Hindel alles überblicken konnte, was darin vorging. In dem Hintergrunde der Schenke, um einen runden Tisch, auf dem eine ungeputzte Kerze düster brannte, saßen drei Männer und spielten Karten. Jeder hatte zur Seite einen Haufen Silbermünzen liegen. Bärele hatte die Thüre im Rücken; keiner der Spieler hatte übrigens den Eintritt des Mädchens bemerkt. In demselben Augenblicke rief einer der wüsten Gesellen, indem er Bärele einen tückischen

Blick zuwarf und eine Karte zuschleuderte, daß sie auf dem Tische klatschte:

„Jetzt wirst du genug haben. Spiel aus!“

Da trat Lisi hinzu, und legte ihre Hand auf Bärele's Arm, der gerade zum „Ausspielen“ sich anschickte.

„Steh auf, Bärele,“ rief sie mit zitternd weicher Stimme, „die Mutter wartet draußen.“

Bärele sank in seinen Sitz zurück und starrte das Mädchen wie eine ungeheuerliche Erscheinung an.

„Steh' auf,“ sagte sie noch einmal, „und komm' mit.“

Damit ergriff sie ihn bei der Hand — und er, gebannt von dem Eindrucke des auf so wunderbare Weise erschienenen Mädchens, die Augen fest gerichtet auf sie, stand auf und ließ sich von ihr zur Thüre hinausführen.

„Mein Kind, mein Kind!“ erscholl draußen die Stimme Hindel's. War es schluchzende Freude, war es Zorn? Es war schwer zu entscheiden.

Ein halbes Jahr nach dieser Begebenheit feierte man in der Gasse eine große, prächtige Hochzeit, wie an Glanz und Pomp schon lange keine stattgefunden hatte. Der Bräutigam war Bärele, die Braut — Lisi, die Nähterin.

Es versteht sich von selbst, daß es großen Lärm und ungeheure Aufregung im „Lande“ gab, als diese „Partie“ verkündet ward. Es war nicht anders, als ob etwas ganz Ungewöhnliches geschehen, etwa ein Stück des Mondes vom Himmel zur Erde gefallen sei. Wir haben es jüngst erlebt, wie der mächtige Beherrscher eines großen Staates eine „einfache“ Gräfin zu sich auf den Thron hob; — ebenso, wenn nicht noch in einem

höhern Grade, kam es den Leuten vor, daß Hindel's Sohn die Tochter eines „frommen“ Weibes sich erkoren hatte.

Natürlich fehlte es nicht an Auslegungen und Deutungen der buntesten Art über dieses außerordentliche Ereigniß. Die Gerüchte summten hin und her, und man konnte bei dieser Gelegenheit deutlich sehen, wie viel übler Wille, ja selbst Bosheit aufgestört wird, wenn den Leuten etwas nicht nach der Schnur einer vorgefaßten Meinung geht. Man stöberte in dem Vorleben des armen Mädchens herum, ob man nicht etwas finden würde, woran man sich halten könnte, und da man nichts fand, klammerten sich die Geister zähe an jene Prager Reise an, in der die guten Leute Ungeheuerliches witterten. Gott der Lebendige wisse, grübelten sie heraus, was dort alles vorgegangen sei; umsonst sei Bärele nicht „auf und davon,“ und Hindel „ihm nach,“ und umsonst sei Hindel auch nicht mit Bärele und Lisi zusammen von Prag zurückgekommen. Hindel ließ sich durch alle diese Anfechtungen und Gerüchte, deren Richtigkeit sie am besten kannte, nicht abhalten, Lisi und ihren Sohn zu einem Ehepaar zu machen, und sich über alle Rücksichten auf „Standesunterschied“ kühn hinweg zu setzen.

In jener Nacht, als Hindel ihren Sohn wieder fand, war noch mehr und Bedeutenderes geschehen. Das erste Wort nämlich, das Bärele hervorbrachte, als er mit seiner Mutter und Lisi in einem Zimmer des Gasthofes zu den „drei Karpfen“ saß, lautete:

„Mutter, willst du, daß ich weiter kein Spieler sein soll?“

„Du fragst noch?“ rief Hindel, die bis dahin keinen einzigen Vorwurf, kein beleidigendes Wort an ihn gerichtet hatte, mit gerunzelter Stirne.

„So gib mir Lisi zum Weib!“ sagte Bärele.

Hindel stellte sich nicht erst erstaunt oder gar entsetzt.

Sie sagte nur: „Frag' erst die Lisi, ob sie dich will, denn verdient hast du sie nicht."

„Willst du mich, Lisi?" fragte Bärele, und hielt die Hand hin.

Die Antwort läßt sich leicht errathen. — —

Noch in derselben Nacht fuhr Hindel mit ihren beiden Kindern fort. Ungefragt fing Bärele auf dem langen Wege selbst an, Aufklärungen über sein letztes Thun und Treiben zu geben; das Glück machte sein Gemüth weit offen, die Liebe seine Zunge gesprächig. Als ihn Lisi, erzählte er, einen Spieler gescholten, als sie das Geld nicht nehmen wollte von ihm, da sei ein schrecklicher Zorn in ihm erwacht, er hätte ihr das Uebelste anthun mögen. Denn er habe die Wahrheit dieses Schimpfes gefühlt, „auf einmal" sei es ihm klar geworden, daß er, der vierundzwanzigjährige Junge, bis dahin nichts Anderes gethan habe, als mit seinen Eltern . . . Franzefuß spielen. Es sei ihm grauenhaft zu Muthe gewesen, daß Lisi es ihm zuerst gesagt; von jedem Anderen hätte er es mit Verachtung angenommen. Zorn und guter Vorsatz hätten in ihm gleichmäßig gekämpft; er habe ein Mensch werden wollen, aber nicht früher, als bis Lisi den Schimpf zurückgenommen hätte. Aber als er sie am Abend vor ihrem Hause getroffen, und sie nichtsdestoweniger dabei verharrt hätte, da habe ihn eine Verzweiflung überfallen, ein Zorn und eine Wuth, daß er sie nicht mehr habe bändigen können. Wenn sie ihn für einen nichtsnutzigen Spieler halte, habe es in ihm geschrieen, wozu solle er sich bemühen ein besseres Leben anzufangen? Jetzt habe er sich vorgenommen, ein rechter Spieler zu werden. Das Uebrige wisse die Mutter . . . er habe fünf Tage und Nächte fast hintereinander gespielt, der letzte Kreuzer sei eben verspielt gewesen, als Lisi gekommen und ihn fortgeführt habe. . .

Oft zuckte Hindel während dieser Geständnisse zusammen; aber sie hielt an sich. Sie begriff, daß wenn die Liebe junge Gemüther auch zu veredeln und zu heben im Stande ist, trotzige und schlecht erzogene zuweilen das Gegentheil davon offenbaren. Ihr Bärele war ein lebendes Beispiel. Aber sie baute auch auf diese Liebe, daß sie, die so wunderbar den Charakter ihres Sohnes entwickelt hatte, dessen Erziehung weiter fortsetzen würde.

„Es ist nur gut," sagte sie, „daß es so gekommen ist. Es hätte ganz anders kommen können. Bedank' dich dafür bei Lisi!"

Darin hat sich Hindel nicht getäuscht.

Bärele ist in der Ehe wirklich ein anderer Mensch geworden; das Geheimniß der Liebe, die zerstörend und schaffend, voll Trotz und Hingebung, niederreißend und aufbauend zugleich ist, hat sich an ihm aufs Schönste bewährt. Die in ihm schlummernden, in den Banden der Trägheit gefangenen Kräfte sind erwacht, und er holt nach, was er so lange versäumt hat. Wenn wir das Wort „Geschäftsmann" gebrauchen, so geschieht es nur darum, weil sich für das neue Leben Bärele's keine andere Laufbahn eröffnet hat als das „Geschäft." Darin ist er aber tüchtig, wachsam und umsichtig wie irgend Einer.

Eines Tages kamen Bau- und Zimmerleute, und begannen an der Stelle des alten Hauses ein neues aufzurichten. Die alten Räume waren zu klein geworden für den anwachsenden Segen . . . und Rebb Ascher beklagte sich, daß er nicht einmal ein Plätzchen mehr finde, wo er in Ruhe und Muße seine Pfeife rauchen und seinen „Franzefuß" spielen könne. Bei dieser Gelegenheit erhielt das neue Haus den Namen, mit dem wir es in diese Geschichte eingeführt haben.

Bärele hatte Musik kommen lassen, und bei ihren Klängen tanzte er mit seiner Lisi einen „Rejdowak“ auf dem Bauplatz. Dann legte er in die Höhlung des Bausteines, der in den Grund gesenkt ward, ein „Pasch“ Karten. Wir wissen warum.

Wunderbarer Weise hat sich damals unter den Leuten die sonderbare Deutung gebildet, die sie bis dahin trotz alles Grübelns und Forschens nicht hatten finden können; und wie alles Unbegreifliche hat sich diese Deutung in der Leute Mund erhalten. Lisi sollte sich ihren Mann durch einen „Franzefuß“ erworben haben, denn Bärele hätte geschworen, nur die sollte ihn haben, die stärker im Spiele sei, als er, und merkwürdig genug, die Nähterin hatte ihn besiegt! Man sieht, wie man auch in der „Gasse“ versteht, Geschichte zu machen.

Stehe noch lange und gedeihe, du trauliches Kartenhaus! Auf ein leichtes, bald vergängliches Blatt bist du zwar gegründet worden; aber in dir waltet Demuth und Tüchtigkeit, und der Segen des menschlichen Daseins — die Liebe.





Die Prinzessin.

I.

Der Bauer.

Aus grüner Frühlingssaat hebt sich eine Lerche hoch in die klare Morgenluft; bald in engeren, bald in weiteren Kreisen dringt sie himmelan, und singt Dem ihr Loblied, der sein Auge mit Lust weilen läßt an jeder freien Regung seiner Kreatur, an der flatternden Mücke so gut, wie an dem im Waldesschatten spielenden Rehe. Weiß die Lerche, aus wessen Saat sie sich erhoben? wer mit dem Pflugeisen die Furchen in diesen Acker geschnitten? wer das goldene Korn hineingeworfen hat, daß es ihr eine bergende Wohnung geworden ist?

In Böhmen ist jetzt mancher Bauernhof, groß, hell und geräumig, mit Scheuern und Ställen, Aeckern und Wiesen, Garten und Wald dazu, auf welchem Leute, die noch vor zehn Jahren in der dumpfen „Gasse“ irgend einer Gemeinde gehaust haben, nun als wirkliche „Freiherren“ sitzen; und zwar leiten sie diesen Titel nicht von einem vergilbten und verknitterten Pergamente, sondern von etwas ganz Anderem her,

was nicht verwischt und nicht zerrissen werden kann, was von Tag zu Tag altert und doch ewig jung bleibt, nämlich von der Mutter Erde selbst, von der einige freie Schollen ihnen gehören!

Ja! Land und Wiese, Acker und Garten, Wald und Boden gehört jetzt Manchem aus der „Gasse“ und der Boden ist nicht verdorben, der Hof nicht verkommen; die Schwalbe nistet dort, wie in früheren Zeiten, und wenn Gott ein gutes Jahr geben will, so gedeiht der Halm jetzt wie damals, als „Waclaw“ und „Pawel“ aufs Feld hinausfuhren, nicht „Anschel“ oder „Ruben.“ In Böhmen sitzt jetzt Mancher hoch oben auf einem mit Garben belasteten Wagen, und lenkt mit kundiger Hand seine Rosse durch das enge Hofthor ein, der noch vor einigen Jahren hinter verschossenen Westen und Kottonstoffen die Kunden anrief! Mancher steht im heißen Sonnenbrande auf dem Felde und schwingt die gewaltige Sense, der vor noch nicht langer Zeit in Hitze und Kälte um ein Hasenhäutchen feilschte. Mancher zimmert mit Axt und Säge im Hause herum, der ehedem bei dem kleinsten Gebrechen, das irgendwo zur Schau trat, um Zimmermann und Tischler rief. Manches Auge ist scharfblickend und muthig geworden, das nun ohne Erschrecken hoch oben auf dem Kirchthurme den Dachdecker hantieren sieht, was es bekanntlich früher selten vermocht hat.

Fürwahr! Wie Opferduft steigt der Segen, der in der eigenen Scholle liegt, zum Himmel empor, und wie Wenige auch verhältnißmäßig unter so viel sehnenden Herzen sich dessen erfreuen, was wunderbar kräftigend in dem Worte: Hof und Acker liegt — die kleine Lerche freut sich doch darüber. Hebt sie sich doch aus freien Felde himmelan! . . .

Gehen wir wieder aufs Dorf hinaus!

Von der Landstraße ab führt ein Seitenweg hinaus;

es ist ein selten befahrener Weg, der sich da zwischen Kornfeldern rechts und links, zwischen Wiesen und theilweisem Waldland, wie es der Charakter der böhmischen Landschaft mit sich bringt, in jenes Dorf hinauszieht. Nur zweimal in der Woche, wenn es Wochenmarkt in der benachbarten Kreisstadt gibt, belebt sich die einsame Straße; große Wagenzüge bewegen sich dann in den tiefgefurchten Geleisen, und bringen das Erträgniß des Feldes dahin, wo Absatz zu hoffen ist. Zweimal in der Woche läßt auch Feiwel „Bauer," wie er weit und breit in der Umgegend heißt, seine Rosse anspannen, und dann fährt entweder er selbst, oder sein Sohn Josef zu Markt; zumeist aber liegt dieses Geschäft dem Sohne ob, der Wind und Wetter besser vertragen kann, als der alte Bauer.

Der alte Bauer! Wer sich unter ihm ein grauhaariges Männchen mit eingebogenen Knieen und schlotternden Gliedern denken wollte, wie würde der sich täuschen und dem wirklichen Bilde ferne stehen. Feiwel ist ein kraftvoller alter Mensch in der besten Bedeutung dieses Wortes, und wiewohl schon hoch in den Sechzigen stehend, würde er Jeden wie ein „Trenderl" wegblasen, der sich unterstehen wollte, ihm beim Aufladen des schwersten Sackes mit Getreide behilflich zu sein. Ja, das kann der „alte" Bauer, und er kann noch mehr. Das wildeste Pferd so mit der gewaltigen Faust zu packen, daß es steht, und willig seinen Meister anerkennt, das wird ihm in den „Gassen" sobald Keiner nachthun. Wenn er angethan mit seiner Jacke von schwarzem Manchester und in den gelbledernen Hosen sich aufrichtet, oder wenn er beim Morgengebet die Tefillin von dem nervigen Arme herabnimmt, dann hat es ein Aussehen, als könnte er sich selbst von den Himmlischen nichts gefallen lassen, als thue er nur gleichsam seine Schuldigkeit, und weiter auch nichts mehr.

Freilich, der alte Bauer hat sein ganzes Leben auf diesem Dorfe zugebracht; der Hof, auf dem er jetzt als selbsteigener Herr sitzt, ward seit undenklichen Zeiten von seinen Vorfahren als Pächtern bewirthschaftet. Mit den feinsten Fibern seiner Seele wurzelt er auch in dem Boden seiner Heimat, in der er groß und stark geworden war. Selten kam er über die Gemarkung seines Dorfes hinaus, er mußte denn zur Kreisstadt hin; vor den Leuten in den „Gemeinden" hatte er eine besondere Scheu, er fühlte sich nicht wohl, wenn ihn Geschäfte einmal zu ihnen führten. Er war wirklich ein Bauer nach innen und außen, und verdiente diesen Beinamen so gut, als er nur je Einem war beigelegt worden. Wenn er einmal im Jahre in einer „Kille" erschien, der in Sprache, Benehmen und Kleidung ungeschlachte Mann, dann ward er fast mit Blicken betrachtet, als sei er einer Menagerie entsprungen, und Jedes ging dem „Bauer" gern aus dem Wege.

Wer die Augen öffnen will, nicht mit aller Gewalt vor dem Lichte verschließen, der kann bald gewahr werden, daß Gestalten, wie unser Feiwel Bauer, schon längst jene allzeit fertige Doktrin zerstört haben: die Leute aus den „Gassen" könnten niemals Eins mit dem „Ganzen" werden, und in ihrem Blute stecke etwas, das sie gewaltsam scheide von der Anderen Trachten und Anschauung. Natürlich! Wer sich Gottes lebendige Welt so kleinlich vorstellen kann, daß er die gesammte Menschheit gleichsam nur auf einer Tonart spielen lassen will, dem wird Feiwel eben kein „Bauer" sein. Er wird tausend und abermal tausend Unterschiede herausgrübeln, einen feiner als den anderen, und wenn das trotz allem dem nichts nützt, weil dagegen viel siegreichere Gründe aufgestellt werden können, wird er mit der Faust auf den Tisch schlagen und ausrufen: Zur eigenen Scholle sei er doch nicht befähigt! Da ist denn Schwei-

gen besser als Reden, und Leute wie Feiwel Bauer mögen zusehen, wie sie mit jener geballten Faust fertig werden.

Einstweilen wird er auch zur Genüge fertig. Er läßt seine gefüllten Scheuern, das brüllende Rind in den Ställen, den Pflug, den sein eigener Sohn führt, und endlich die kleine Lerche für sich sprechen, die sich in seinem Felde heimisch fühlt. Daß es aber anders sein könne, daran denkt er nicht! Feiwel Bauer ohne Acker und Dorf! ohne Manchesterjacke und Lederhosen! mit einem Hasenhäutchen auf dem Rücken durch die Dörfer hausiren gehend, er, der stolze, reckenhafte Bauer! Sagt ihm doch das, die ihr ihm die eigene Scholle mißgönnt, es wäre nicht unmöglich, daß eine solche Figur wieder aus ihm werden könnte. . . . Er wird euch nicht auslachen, er wird es einfach nicht glauben, denn er ist eben kein „politischer" Kopf. Kann man wohl einem Menschen Arme und Beine abhauen, und ihm dann zurufen: „Jetzt geh', und hebe einen Sack Getreide auf! springe und tanze." Einen ähnlichen Gedanken vermöchte Feiwel Bauer zu denken, vielleicht auch nicht.

Es ist besser, wenn er überhaupt nicht zu denken hat.

II.

Ein Brief.

Unter einem Kirschenbaume, der fast bis zum Boden fruchtbeladene Aeste herabgesenkt hatte, saß auf einer Bank eine stattliche Frau, in halb städtischer, halb bäuerlicher Kleidung. Sie hielt einen Brief, und schien darin eifrig zu lesen. Oben in den Zweigen über ihrem Haupte krachte es zuweilen, zuweilen kollerte auch eine rothwangige Kirsche zu ihren Füßen nieder, was sie aber im Lesen nicht sonderlich zu stören schien. Mehr thaten es die glitzernden Sonnenstrahlen, die wie auf-

gelöste goldene Fäden über ihr Antlitz und das Papier fielen. Sie rieb sich öfters die Augen, rückte den Brief näher an sie, aber es schien eben nicht, als förderte sie dies in dem schwierigen Geschäfte. Verdrießlich legte sie das Schreiben endlich zusammen, und sprach halblaut vor sich hin:

„Ich weiß gar nicht, was die Sonn' heut' will, sie scheint mir fast die Augen heraus."

Jemand mußte diese Worte gehört haben, denn in den Zweigen des Kirschbaumes krachte es stärker, und ein Kichern ward vernehmbar, das der stattlichen Bäuerin nicht entging.

„Lachst mich aus?" rief sie ärgerlich zum Baume hinauf.

Wieder krachte es in den Aesten und eine wurmstichige Kirsche fiel grade vor der Bäuerin in das Gras. Sie bückte sich nieder, und warf sie weit weg von sich.

„Ich lach' die Sonn' aus, Mutter!" erscholl eine Stimme vom Baume.

Die stattliche Frau schien einen Augenblick über diese Antwort nachzudenken, dann rief sie mit einer Art strenger Entschiedenheit:

„Komm' ein Bissel herunter, Corporal, ich brauch' dich."

„Gleich, mein Herr Oberst," kam es aus den dichten Zweigen des Baumes zurück, und es dauerte nicht lange, so stand ein kräftiger brauner Bursche, man wußte fast nicht, war er aus der Luft oder aus dem Boden gestiegen, vor der Bäuerin. Er trug eine „Commiskappe," die ihn als ehemaligen Soldaten bezeichnete; übrigens war er nach landesüblicher Sitte gekleidet.

„Was wünschen der Herr Oberst?" sagte er, indem er sich kerzengerade vor die Bäuerin hinstellte, und militärisch grüßend die eine Hand an die Kappe legte.

Ueber das Antlitz der Bäuerin flog ein breites Lächeln;

sie sah den braunen Burschen einen Augenblick mit Wohlgefallen an.

„Bist noch immer der Alte," rief sie, „meinst, du bist noch in deiner Caserne, Josef. Wann denn einmal wirst du das vergessen?"

„Niemals, Mutter," rief Josef mit Bestimmtheit und ließ die Hand von der Kappe los. „Ich hab' einmal einen Feldwebel gehabt, der hat immer gesagt: in jedem Haus sollt' der Mann der Regimentsinhaber, von welchem das Regiment den Namen führt, sein, die Frau aber der Oberst, der eigentlich kommandirt. Mutter, du bist der Oberst!"

Die Bäuerin lachte hell auf, daß es weithin durch den Garten scholl.

„Soll ich leben und gesund sein," rief sie, und stemmte ihre Arme in die Seiten, „dein Feldwebel muß einen Kopf von Eisen und Stahl gehabt haben."

„Ein rechter Feldwebel muß auch einen Kopf haben!" meinte der ehemalige Soldat im Tone der tiefsten Ueberzeugung.

Auf Ostern war es erst ein Jahr geworden, daß Josef seine achtjährige Dienstzeit vollendet hatte; weil er lesen und schreiben gelernt, hatte er es schon in den ersten Monaten bis zum „Korporal" gebracht, und diesen Namen behielt er bei, als er nach erlangtem Abschied in das väterliche Haus heimgekehrt war. Man hatte seiner in dem großen Bauernhofe bedurft, und trotzdem er beim Militär hatte bleiben wollen, waren die Eltern darauf bestanden, daß er den rechtmäßigen Abschied bekam. Seitdem war der Korporal im Hause eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden.

„Gut," sagte die Bäuerin, „du hättest ja auch einmal können ein Feldwebel werden, folglich mußt du doch Kopf

haben. Vielleicht kennst du dich da in dem Brief aus; ich les' und les', und Gott der Lebendige weiß, wie das zugeht! Wenn ich von einer Zeile den Sinn herausgebracht habe, so find' ich den Weg zu der andern nicht, es ist mir immer, als möcht' Einer vor meinen Augen mit einer Peitsche herumknallen. Dazu schreibt die heutige Welt eine Schrift, die ist so fein, wie wenn sie mit lauter Sand geschrieben wär'! Da sieh her, ob das zu lesen ist, und zu guter Letzt ist's noch teutsche Schrift . . . wie ich die habe anfangen wollen zu lesen, hat die Sonne mit einer Gewalt geschienen . . . die Augen hat sie mir fast herausgebrannt."

Die letzten Worte hatte die Bäuerin, halbabgewandt, beinahe mit Verschämtheit gesagt.

Der ehemalige Korporal nahm den Brief, den ihm die Bäuerin gab, mit einer etwas ungeschickten Handbewegung; es fehlten ihm nämlich an der rechten Hand die zwei mittleren Finger, die irgendwo in Ungarn auf dem Schlachtfelde begraben lagen. Der Bäuerin zuckte es bei diesem Anblicke wie ein jäher Schmerz über das volle Antlitz.

„Kannst auch vor der Sonn' nicht lesen?" fragte sie nach einer langen Pause, während welcher der einstige Soldat den Brief nach dessen ganzen Inhalte durchzufliegen die Zeit hatte. „Geht's dir wie mir?"

„Das nicht, Mutter," meinte Josef, „die Sonn' liegt mir nicht auf, aber da am End' vom Brief steht etwas, das könnt' selbst mein Feldwebel nicht verstehen, der doch einen Kopf von Eisen und Stahl gehabt hat."

„Du meinst das „Teutschgeschriebene," rief die Bäuerin. „Kannst du denn Teutsches nicht lesen? Ich mein' doch, du hast's gelernt?"

„Mir nichts, dir nichts wird man kein Korporal,“ sagte der Soldat mit einem leicht erklärlichen Stolze.

„Setz' dich her zu mir, Josef,“ sagte die Bäuerin rasch, „und lies mir den Brief vor, wie er geht und steht. Zwei Köpf' wie ich und du werden doch herausbringen, was man da schreibt. Erst aber lies' das Feine, dann das Teutsche.“

Sie meinte mit dem Feinen die „jüdische“ Currentschrift, deren man sich noch jetzt in der „Gasse“ bedient, und in welcher der erste Theil des Briefes abgefaßt war.

Der Soldat setzte sich neben sie hin und begann nach einer Weile:

„Herzliebste Gitel Leben!“

„Von wem ist denn der Brief?“ unterbrach ihn die Bäuerin, ohne zu bedenken, daß sie eigentlich ihre etwas mangelhafte Lesekunst verrieth.

„Unterschrieben steht: Hannele Ehrenfeld,“ sagte der Soldat gleichgültig.

„Gott! Lebendiger,“ rief die Bäuerin und that fast einen Sprung von ihrem Sitze weg, „ist das nicht die Hannele, die mit mir vor dreißig Jahren in die Schule gegangen ist?“

„Es steht nur unterschrieben: Ihre aufrichtige Freundin Hannele Ehrenfeld,“ sagte der Soldat trockenen Tones.

„Nun, dann ist sie es gewiß,“ schrie die Bäuerin, „möcht sie sich denn unterschreiben: Ihre aufrichtige Freundin, wenn sie's nicht wär'? Ich möcht' meinen Kopf darum geben, daß es dieselbe Hannele ist, die vor dreißig Jahren meine beste Freundin gewesen war; es kann gar keine Andere sein. Nicht zehn Schritte auseinander haben wir gewohnt; ich hab' den ganzen Tag bei ihr gesteckt und sie bei mir, wir waren wie Zwillinge. Später sind wir auseinander gekommen, wie das schon unter Mädchen zu gehen pflegt, das Eine muß dahin, das Andere

dorthin. Hat denn ein Mädchen einen Willen? Ich hab' deinen Vater genommen und bin auf's Dorf heraus, sie ist in der „Gasse" geblieben und hat den reichen Ehrenfeld geheirathet, den ich auch hätte haben können. Ich hab' aber nicht gewollt, weil mir dein Vater lieber war. Seitdem hab' ich sie nicht gesehen — und jetzt schreibt sie mir nach dreißig Jahren! Hannele Ehrenfeld schreibt mir zuerst! da muß etwas ganz Außerordentliches vorgegangen sein."

So hatte die Bäuerin in ununterbrochenem Redeflusse ihrer Verwunderung über die Briefschreiberin Luft gemacht; der Sohn hatte sie reden lassen, denn es lag wahrscheinlich in seiner Disziplin, seinen Vorgesetzten in dessen Rede nicht zu unterbrechen. Dennoch konnte er nicht umhin, als die Mutter nun geendigt hatte, lächelnd zu fragen:

„Darf man schon lesen, Herr Oberst?"

„Um Gottes des Lebendigen Willen," rief die Bäuerin mit einem Male fast entsetzt aus, „Hannele Ehrenfeld wird doch in kein Unglück gekommen sein . . . sie wird mich doch nicht etwa brauchen?"

„Sei ruhig, Mutter," sagte lächelnd der Sohn, „brauchen will sie dich wohl, aber mit dem Unglück sieht es gar nicht so arg aus."

Ein tiefer Seufzer kam aus der geängstigten Seele der wackeren Frau, es schien, sie glaubte der Versicherung des Sohnes nicht ganz recht. Dann aber ermannte sie sich.'

„Und jetzt lies, Josef," rief sie mit großer Entschiedenheit.

„Herzliebste Gitel Leben!" begann dieser —

„Sie erinnern sich gewiß nicht mehr an eine gewisse Hannele, die vor mehr als dreißig Jahren Ihre beste und treueste Feundin gewesen ist. Es war uns aber Beiden von Gott bestimmt, daß wir nicht sollten beisammen bleiben; denn

wie hat meine gute Mutter (mit der der Friede sei!) immer gesagt, wenn die Red' auf die Bestimmung eines Mädchens gekommen ist? Ein Mädchen, hat sie gesagt, ist wie ein Federl, man weiß nicht, wo es aus der Luft niederfällt. Und noch Eins, herzliebste Gitel Leben, wenn man endlich den Mann bekommen hat, und wenn das Federl endlich niedergefallen ist — dann erst hat man Beispiele auf Beispiele in allen möglichen Sorten und Gattungen, daß das Federl gern wieder aufgeflogen und ganz verschwunden wär'! Besonders wenn Einem Gott das Unglück zugeschickt hat, und macht Einen vor der Zeit zur Wittwe. Dreißig Jahre habe ich mit meinem seligen Ehrenfeld in Leid und Freud zugebracht, Sie haben ihn ja gekannt, herzliebste Gitel, was er „zur Buß' gesagt," für ein elend Leben auf der Welt geführt hat; er hat nicht eine gesunde Stunde gehabt, und wie er vor zwei Jahren (einen Tag vor Purim hab' ich Jahrzeit) leider Gottes gestorben ist, da haben die Doktors gesagt, das was ihm gefehlt hat, ist ein zu großes Herz gewesen. Gitel Leben! da haben Sie keinen Begriff davon, wie Schweres mir durch den Tod von meinem seligen Mann geschehen ist. Ich hätt' ihn gern noch gepflegt und gewartet, noch einmal und zweimal so lange, denn was thut man nicht Alles für einen kranken Mann, aber so bald hätt' ihn Gott doch nicht zu sich rufen müssen. Was hab' ich jetzt davon, daß ich in der ganzen Welt die reiche und angesehene Hannele Ehrenfeld heiße? Zu leben hätte ich genug gehabt, dafür hat mein guter Ehrenfeld nicht zu sterben gebraucht, und mit dem, was ich, Gott sei Lob und Dank! von ihm habe, hätt' er und ich noch bis zu hundert Jahren können auskommen, und hätten uns nicht brauchen ein grau Haar wachsen lassen. Es hat aber nicht so sein sollen, und so steh' ich jetzt ohne meinen guten Mann mutterseel allein auf der Welt,

und weiß nicht, was ich mit dem einzigen Kinde anfangen soll. Die Doktoren zerbrechen sich den Kopf, was meiner Rosel fehlt; der eine räth dies, der andere jenes, aber keiner hat noch gemacht, daß sie besser aussieht, und frisch und gesund wird. Wenn man sie fragt: „Rosa Leben, wo leidest du? wo thut's dir weh?" dann schüttelt sie den Kopf und zeigt aufs Herz! Leider Gottes! Ich will's gar nicht aussprechen, was meine Meinung über die Krankheit meiner Rosa ist, ich glaub' aber, ihr fehlt, was ihrem Vater gefehlt hat, nämlich ein zu großes Herz. Neulich hat mir gar einer von den Doktoren, der Dr. Prager, gesagt — seinen Vater werden Sie gewiß noch gekannt haben, er hat „Schimme Dorfgeher" geheißen — des Kindes Krankheit, hat er gesagt, kommt von Ueberspannung und von dem vielen Bücherlesen her, und wenn ich nicht wollt', daß sie langsam dahinschwinde, so müßt' ich sie auf ein Dorf schicken, unter einfache Leute und in gesunde Luft, da könnt' ihr vielleicht noch gut werden. Da hab' ich ihn aber mit allem Respekt, den ich vor ihm habe, ganz gut ausgelacht, wie beschwert auch mein Herz war."

„Mein Kind, Hannele Ehrenfelds Tochter, soll auf ein Dorf? Und von den Büchern sollt' sich ihre Krankheit herschreiben? So viele Pfund wiegt sie gar nicht, was sie an Silber schon gekostet hat, und Französisch kann sie besser noch als Deutsch. Es soll Eine auftreten, und soll so einen Brief schreiben, oder aus einem Buche so vorlesen, wie meine Rosa! Eine Prinzessin ist auch nicht feiner aufgezogen worden, wie mein Kind! Ich hab' ihn also gut ausgelacht meinen Herrn Doktor, und hab' das Kind nicht auf ein Dorf unter die Küh' und Hühner geschickt, weil das für meine Tochter nichts ist. Dazu hat sie ihr Französisch und Deutsch nicht gelernt, daß sie in ihrem achtzehnten Jahr soll unter einfache Leute gehen! Hab' ich

nicht Recht, herzliebste Gitel? Lebt sie denn nicht unter einfachen Leuten? Ich versteh' den Doktor gar nicht, was er damit meint. Weil er mich aber in einem fort ängstigt, und mir Tag und Nacht vorhält, dem Kind könnte nicht besser werden, und es geht mir zu Grunde, so hab ich mich doch als Mutter dazu entschlossen, und will mir keine Vorwürfe machen. Und wie eine Stimme vom Himmel ist mir dabei eingefallen, daß ich sie nirgends besser aufgehoben hätte, als bei Ihnen, herzliebste Gitel. Thun Sie mir aus alter Freundschaft den Gefallen, und nehmen Sie mein Kind zu sich, es soll bei Ihnen gesund werden. Viel Mühe wird Ihnen das Kind nicht machen, wenn es nur einen Platz hat, wo es ein Buch lesen kann, ist es zufrieden. Ich verlaß' mich darauf, daß ich keine Fehlbitte gethan habe, und schließe als Ihre aufrichtige Freundin Hannele Ehrenfeld."

Nachschrift. Sie haben doch gewiß Roß und Wagen? Da könnt' Einer von Ihren Leuten bis Brandeis kommen, das ist die Hälfte Weges. Da möcht' ich mit meiner Rosa warten, weil ich von meinem Geschäft nicht lang abwesend sein kann. Schreiben Sie mir mit umgehender Post, und ich werde nicht ermangeln, danach das Meinige einzurichten. Die Obige."

Lautlos hatte die Bäuerin das lange Schriftstück angehört, unverwandt hatten dabei ihre Blicke an den Lippen des Vorlesers gehangen. Als er jetzt innehielt, seufzte sie tief auf; sie war heftig bewegt!

„Das ist ein Rapport! Die versteht's fast so gut wie unser Feldwebel," sagte Josef, indem er sich wie erschöpft an den Baum lehnte.

„Weil du nicht weißt, wie einer Mutter um's Herz ist,"

fuhr es heftig aus der Bäuerin, „weil du gar nicht bedenkst, was Hannele Ehrenfeld leidet."

„Wie kommt das dazu?" fragte lächelnd der Soldat. „Du bist also schon fertig mit deinem Beschluß?"

„Wie so?" entgegnete die Bäuerin und erröthete, als wäre sie auf einem verborgenen Gedanken ertappt worden.

„Ich seh' dir's an," sagte Josef und sah sie dabei forschend an.

„Ich soll sie also nicht ins Haus nehmen?" fragte sie hastig, „ich soll also von Hannele Ehrenfeld, von meiner alten Freundin, mich umsonst bitten lassen?"

„Bittet sie dich denn?" meinte Josef mit einem leichten Anflug von Hohn. „Sie will ihre Tochter nicht zu „einfachen" Leuten aufs Dorf geben, unter die Küh' und Hühner — weil ihr's aber der Doktor streng kommandirt, so thut sie's doch, und schickt sie zu uns. Sonst hättest du in deinem ganzen Leben kein Wort von Hannele Ehrenfeld gehört."

„Geh! geh!" eiferte die Bäuerin, „was hätt' sie mir schreiben sollen? Wenn man einmal Haussorgen hat, setzt man sich zu keiner Correspondenz hin, und schreibt lange Briefe. Hab' ich ihr denn geschrieben? Jetzt braucht sie mich — da schreibt sie mir."

„Du willst sie also wirklich —?" fragte der Soldat nach einer Weile.

„Ich versteh' dich gar nicht, was du dagegen hast," sagte die Bäuerin „aufs Essen und Trinken kommt es bei uns nicht an. Was soll mich also abhalten?"

„Hat der Vater den Brief gesehen?" fragte dann hastig der Sohn.

„Er hat mir ihn ja gegeben," entgegnete sie.

„Hat er ihn gelesen?" rief er hastig.

„Er hat gar nichts gesagt,“ erwiderte sie, „als: Thu, was du willst, Gitel. Du weißt ja wie er ist! Er verliert nicht gern ein übriges Wort, nicht einmal, von wem der Brief ist, habe ich aus ihm herausgebracht.“

„Und ich, Mutter, sage dir,“ rief der einstige Soldat mit starker Röthe im Gesicht, „ich sage dir, wenn mir Hannele Ehrenfeld den ganzen Weg bis zu unserem Dorf mit Gold pflastern möcht', so thät ich's auch nicht.“

„Um Gotteswillen, warum nicht?“ sagte die Bäuerin erschrocken.

Josef schien nach einem passenden Ausdrucke für seine Erregtheit zu suchen, seine Lippen zuckten wie vor innerem Grimm.

„Weil uns die reiche Hannele Ehrenfeld verachtet,“ fuhr es böse aus ihm heraus, „weil ich's nicht ertragen kann, daß man Bauersleute, wie wir sind, mit Kühen und Ochsen in eine Reih' stellt, und endlich zuletzt, weil ich nicht möcht', daß so eine Prinzeß, wie ihre Tochter ist, sich über uns lustig macht.“

„Wo macht sie sich lustig?“ fragte die Bäuerin mit ungläubiger Miene, „ich hab' nichts gehört.“

„Weil ich dir den deutschen Brief noch nicht vorgelesen habe,“ rief Josef höhnisch, du wirst deine Wunder erleben, wenn du ihn hörst.“

„So lies ihn!“ sagte die Bäuerin bestimmt.

Josef setzte sich neben die Mutter. Er las die in kühngeschwungenen deutschen Buchstaben geschriebene Zuschrift des Mädchens; sie lautete:

„Sehr neugierig bin ich schon darauf, was ich auf dem Dorfe für ein Gesicht machen werde. Es ist mir eigentlich ganz kurios zu Muth, daß ich da unter Kühe und Erdäpfel kommen soll. Enfin (Josef sprach dieses Wort mit deutscher

Accentuirung aus), was soll ich thun? Schiller sagt: Es giebt im Menschenleben Augenblicke, und solch' ein Augenblick ist jetzt für mich gekommen. Leben Sie wohl, und empfangen Sie mit Wohlwollen Ihre sehr ergebene Dienerin Rosa Ehrenfeld."

Ein minutenlanges Stillschweigen waltete zwischen den Beiden nach der Vorlesung dieser Zeilen. Der Sohn unterbrach es zuerst.

„Und die willst du dir in's Haus nehmen, Mutter?" fragte er und lächelte sehr spitzig dazu.

Gitel, die Bäuerin, saß anscheinend in tiefem Sinnen da, und hatte offenbar die Frage überhört. Mit einem Male stand sie auf, ihr Antlitz war tief geröthet, und ihre noch immer schönbraunen Augen leuchteten in einem ungewöhnlichen Feuer.

„Grad' die!" sagte sie in kraftvollstem Tone, „grade die! Das Mädel ist kränker, als du denkst!"

Mit raschen Schritten verließ die stattliche Frau den Garten. Der einstige Soldat sah ihr verblüfft nach.

III.

Die Prinzessin.

Gitel, die Bäuerin, mochte den Einfluß ihres einmal ausgesprochenen Willens auf Haus und Gesinde kennen; Frauen bleiben sich in dieser Hinsicht überall und unter allen Umständen gleich. Als ihr Mann, der „alte" Bauer Feiwel Mittags vom Felde heimkehrte, trat sie ihm sogleich mit der Erklärung entgegen, es müsse „stantepe" (stantepede) an Hannele Ehrenfeld geschrieben werden, und in den nächsten Tagen müsse Einer nach Brandeis, um das junge Mädchen von dort abzuholen.

„Warum nicht?" entgegnete Feiwel in einem Tone, der sein vollstes Einverständniß voraussetzen ließ, „warum nicht? am Montag fahr' ich ohnehin mit Erdäpfeln nach Brandeis, da kann ich die Prinzessin gleich von dort mitnehmen."

„Bist du auch so wie dein Sohn," schrie sie dagegen fast entsetzt, „und willst eine kranke Person auf deine Erdäpfelsäcke setzen? Ich will nicht einmal sagen, daß es Hannele Ehrenfeld's Tochter ist. Vielleicht verkaufst du die Erdäpfel nicht."

Der alte Bauer kannte die Hofverhältnisse des Kaisers der Birmanen fast genauer, als die der Freundin seiner Frau. Lustig versetzte er:

„Es ist schon manche auf einem Erdäpfelsack gesessen, die's mit Hannele Ehrenfeld mit sammt ihrer Tochter aufgenommen hätte."

„Auf die Erdäpfel wirst du sie nicht setzen," eiferte Gitel, „da könnt' sie den Tod davon haben. Und wenn ich selbst nach Brandeis kutschiren müßt' . . . Hannele's Tochter muß mit Ehren bei uns aufgenommen werden; man soll nicht sagen, wir hätten wie Bauern an ihr gehandelt."

Mit großer Bestimmtheit erklärte sie sodann, wie sie diese ehrenvolle Aufnahme ins Werk setzen wolle. Vor Allem müsse das neue „Kutschel," das sie jüngst aus dem Nachlasse des Pfarrers gekauft, geputzt und hergerichtet werden; dann müßte man die zwei „Schimmel" vorspannen, die besser zögen als die arbeitgewohnten „Braunen," und besonders müsse man darauf sehen, daß sie weich sitze, und nicht zu sehr geschüttelt werde.

Der alte Bauer brummte etwas vor sich hin, was Niemand verstand, es mochte eben nicht voll Feinheit gewesen sein. Dennoch meinte er nach einer guten Weile, Gitel sollte zufrieden sein, er wolle zugleich Glöckchen an die Pferde binden,

damit man schon von Weitem wüßte, daß er mit Hannele Ehrenfeld's Tochter komme.

„Das lass' ja sein, Feiwel," sagte hierauf die Bäuerin, die dies für Ernst annahm, „das Klingen mit den Glocken könnt' die Kranke erschrecken. Das lass' ja sein!"

Da schlug der Bauer ein Gelächter auf, daß es wie der Wiederhall eines schweren Geschützes klang, und auch Josef, der seit dem Vorlesen des Briefes mürrisch im Hause umherging, stimmte herzhaft darein.

„Lacht nur," sagte Gitel ohne jede Bitterkeit, „Keiner von euch Beiden weiß, wie man mit einem Kranken umgehen muß — und leider Gottes hat Keiner von euch Gefühl."

Was den ehemaligen Corporal betrifft, so hatte die Bäuerin auch vollkommen Recht; es war eine merkwürdige Erregtheit über ihn gekommen, seine ganze Natur schien mit einem Male eine tiefe Wandlung erfahren zu haben. Was seiner soldatischen Anschauung am meisten wehe that, war, daß die Eltern, besonders aber die Mutter, so leicht auf das „Kommando" jener Hannele Ehrenfeld „parirt" hatten. Was ging sie jene Frau mit all' ihrem Reichthume an? Warum hatte sie der Mutter, deren Freundin sie gewesen, in dreißig langen Jahren nicht geschrieben? Jetzt erst, wo sie ihrer dringend bedurfte, jetzt erst erinnerte sie sich der ehemaligen Kameradschaft. Habe die reiche Hannele das Recht, in einem solchen Tone mit der Mutter zu sprechen, blos weil diese eine Bäuerin sei? Ueberhaupt müsse man zuerst fragen, was mehr werth sei: das Gewölbe der reichen Frau, oder der Hof mit allen Aeckern, Pferden und Kühen dazu, worauf die Eltern keinen Kreuzer schuldig sind. Des Briefes, den das kranke Mädchen geschrieben, gedachte er übrigens gleichfalls mit Zorn. Wie sich die „Putznase" unterstehen könne, über ihre Kühe und Ochsen zu spotten?

Weil sie französisch spreche und wisse, was Schiller sagt (Josef wußte es nicht), deswegen habe sie noch nicht das Recht, sich über ihr Dorf lustig zu machen. Er werde ihr aber zeigen, wie ein „Landmotz“ mit solchen Geschöpfen umzugehen wisse. Zeitlebens werde sie an ihn gedenken.

Josef hütete sich übrigens wohl, diese rebellischen Gedanken vor der Mutter zu offenbaren! er wußte, daß an der Sache nichts mehr zu ändern sei. Sein ganzer Widerstand beschränkte sich also darauf, das er ganz gegen seine Natur unwirsch im Haus sich herumtrieb, auf Fragen die Antwort schuldig blieb, und zuweilen sogar träumerisch vor sich niedersah, als beschäftigten ihn Gedanken, die nicht gern errathen werden wollten.

Am Montag in aller Frühe fuhr der alte Bauer wirklich nach Brandeis; wie Gitel es gesagt, so war's geschehen. Das „Kutschel“ war frisch gewaschen worden, und die zwei Schimmel standen so glänzend gestrählt da, als hätten sie ihr Leben lang „herrschaftliches“ Futter genossen. Mit eigenen Händen trug dann Gitel noch Polster und Kissen herbei, damit die Kranke weich sitze.

„Und gieb gut Acht auf sie,“ ermahnte sie den Mann, während dieser die Zügel zur Hand nahm, „daß mir Hannele keinen Vorwurf zu machen hat. Ich möcht' ihr die Tochter gern ganz gesund zurückschicken. Hörst du?“

Der Bauer rückte statt aller Antwort seine ungeschlachte Gestalt auf dem Wagen zurecht, Josef hielt indessen die etwas unruhigen Rosse; er verfolgte das Thun der Mutter, die immer neue Stärkungen für die Kranke herbeibrachte, mit stummen Blicken.

„Auf Eins, Vater, vergiß nicht!“ rief er endlich.

„Das ist?“ meinte dieser kurz.

„Daß du mit ihr französisch red'st, sonst versteht sie dich nicht."

„Ich werd' mit ihr schon teutsch reden," lachte der Bauer hell auf und fuhr durch das offene Hofthor hinaus.

Es war später Abend geworden; Sterne begannen bereits am Himmel hie und da zu glänzen. Es war noch nicht lange nach Pfingsten, die Frühlingszeit blühte im ganzen Lande. Das Getreide stand schon überall hoch in Aehren, und versprach eine gesegnete Ernte.

Die Bäuerin begann schwere Sorgen zu empfinden, da sich die Ankunft ihres Mannes mit dem neuen Gaste verzögerte. Sie ging öfters voll Ungeduld vor das Haus hinaus, und lugte die Dorfgasse hinab, ob sie nicht kämen. Mit wunderbarer Gewalt hatten sich in ihrer Seele die Farben der ehemaligen Freundschaft aufgefrischt; sie war wieder jung geworden. Halb war es das Mitleid mit der unglücklichen Lage der reichen Wittwe, die sie mit ihrem Frauenherzen besser begriff, als die harten Männer, mehr aber noch das Bild einer längst entschwundenen Zeit, die ihr nun heute in der Gestalt des jungen Mädchens entgegentreten sollte. Es gab Augenblicke, wo ihr die Gestalt, die Bewegungen, ja selbst einzelne Scenen, die sie mit Hannele Ehrenfeld zusammen erlebt, so greifbar vor der Seele sich sammelten, daß der dreißigjährige Zeitraum ihr wie eine Minute dünkte. Dann schrumpfte dieses Bild der Vergangenheit wieder so unkenntlich zusammen, daß sie mit aller Mühe und Pein keines Zuges aus dem Antlitze ihrer Freundin sich erinnern konnte. In diesem Zustande von Sehnsucht und Gedankenseligkeit erwartete sie die Tochter Hannele Ehrenfeld's.

Dazwischen hatte sie nicht vergessen, für die Beherbergung des Gastes die nöthigen Voranstalten zu treffen. Sie hatte in

der Eile ein nach dem Hofe hinausgehendes Hinterstübchen, das man füglich als die „gute“ Stube des Hauses betrachten konnte, wohnlich herrichten lassen; das Stübchen war ihr selbst stets wie ein Heiligthum erschienen, in das sie sich nur am Sabbat und an Feiertagen zurückzog. Jetzt kam es ihr fast unwürdig eines solchen Gastes vor; nun trug sie das Schönste aus dem ganzen Haushalte zusammen, um damit die vermeinte Armseligkeit zu schmücken. Es war ihr auch wirklich gelungen, und mit freudigem Stolze mußte sie sich selbst gestehen, daß keine „Prinzessin“ sich schämen dürfe, in der Stube zu wohnen. Den schönsten Schmuck bildeten aber unstreitig die altmodischen Porzellanschalen, die sie in die Wirthschaft gebracht, und die noch nie berührt worden waren.

„Geh’ doch mal vor’s Dorf hinaus, und sieh, wo sie bleiben,“ rief sie endlich dem unwirschen Sohne zu, „ich vergeh’ fast vor lauter Sorgen, und du kannst da sitzen wie ein Träumer. Du kommst mir wie ausgewechselt vor. Warum bist du nicht schon längst über alle Berge? Kann denn dem Vater nichts geschehen sein?“

„Es wird immer so spät, wenn er nach Brandeis fährt,“ bemerkte Josef trocken.

„Aber Hannele’s Tochter!“ rief die Bäuerin, „an die denkst du nicht?“

Nach einigem Zögern ging Josef dennoch. Der Vater mochte wegen der „Prinzessin“ etwas langsamer gefahren sein, dachte er sich, daher die späte Zurückkunft. Er trat in die stille Nacht hinaus, ein zerschnittener Streifen Mondes wandelte am Himmel droben. Ein eigenthümliches Leuchten ging von ihm aus; es war Josef, als ob er das zum ersten Male schaute. Er ging die Dorfgasse hinab; überall war Ruhe und Schlummer, nicht ein Federchen konnte zu Boden fallen, daß man es

nicht vernommen hätte. Da kam etwas über sein Wesen, das er nie gekannt hatte; es dünkte ihn, als müsse er jetzt stundenlang in die stille Nacht hineingehen, über sich den Mond, und sonst keinen Menschen zum Begleiter. Aus einem benachbarten Dorfe trug die reine Luft den Klang der neunten Nachtstunde herüber; er horchte auf, jeder Schlag der Uhr fand einen eigenthümlichen Wiederhall in seiner Seele. Eine Empfindung, die von der Angst nicht ferne lag, hatte den ehemaligen Soldaten überkommen.

„Es wird ihm doch nichts geschehen sein," dachte er vor sich hin, mehr als er sprach. Er horchte wieder auf. Nicht das leiseste Geräusch, das fernem Wagenrollen glich, gelangte an sein Ohr. So war er an das Ende des Dorfes zum Mühlbach gekommen, über den ein schmaler Steg führt. In demselben Augenblicke betrat eine weibliche Gestalt das andere Ende des Steges. Der volle Strahl der Mondessichel fiel auf sie. Aus Josef's Brust rang sich ein Schrei der Ueberraschung herauf; es mochte ihm sein, als stünde er, der ausgediente Soldat, auf einer einsamen Wache, und plötzlich träte ihm aus der Nacht ein Gefährliches entgegen.

„Wer da!" rief er mit durchdringender Stimme.

„Um Gotteswillen, ich bins ja!" tönte eine feine Mädchenstimme zurück.

An der Aussprache und dem Klange dieser Stimme erkannte Josef sogleich, wen er vor sich hatte.

„Sie sind also Rosa Ehrenfeld, die wir für heute Abend erwarten?" rief er, aber keineswegs im soldatischen Tone.

Die Gestalt machte einige Schritte vorwärts auf dem Stege. Unwillkürlich that Josef das Gleiche, so waren sie einander ganz nahe gekommen.

„Sind Sie aus dem Hause des Bauers, der mich von Brandeis hierhergebracht hat?“ fragte sie jetzt, minder ängstlich.

„Ich bin sein Sohn,“ sagte Josef und trat ihr ganz nahe.

Das Mädchen ließ ein Tuch fallen, das bis dahin zur Hälfte ihren Kopf bedeckt hatte; etwas Lieblicheres und Feineres hatte der Sohn des alten Bauers noch nicht gesehen; er starrte die Erscheinung an, als ob sie aus dem Boden herausgewachsen wäre.

„Sind Sie wirklich der?“ fragte sie nach einer Weile.

„Wer soll ich denn sein?“ meinte der Soldat beinahe furchtsam.

„Weil Sie gar nicht wie ein Bauer aussehen,“ sagte das Mädchen, dem eine flüchtige Prüfung genügt hatte, um zu diesem Schlusse zu gelangen.

Josef war so verwirrt von diesem eigenthümlichen Begegnen mitten in der Nacht, daß er die so nahe liegende Frage zu thun vergaß, wie sie ohne den Vater hierher gekommen.

In demselben Augenblicke ward Wagengerassel von der Straße her vernehmbar.

„Kommen Sie schnell,“ rief das Mädchen hastig, „da hinter uns kommt Ihr Vater, und ich wollte auf einem Sack Gerste und Erdäpfeln nicht sitzen, und so ins Dorf hereinfahren. Dazu bin ich nicht genug Bäuerin.“

Mit diesen Worten eilte sie über den Steg hinweg, Josef folgte ihr zögernd. Ein Leuchtkäferchen flog vor ihnen her, als wollte es den Beiden mit seiner Laterne den Weg zum Hause zeigten. Josef aber war es, als schwirrten hunderte und tausende von diesen Leuchtern um ihn her. So kamen sie in das Haus.

IV.

Die Ankunft.

Gitel, die Bäuerin, schrie nicht hell auf, als die sehnlichst Erwartete endlich mit Josef in die Stube trat; sie war eine Frau von starken Nerven, und konnte einen Riß daran schon ertragen. Sie stellte sich nicht entzückt, ja nicht einmal verwundert über den neuen Gast, sondern benahm sich, wie es in der großen Welt heißen würde, „den Umständen" gemäß.

„S' Gotts willkumm, Rosel Leben," rief sie der Eintretenden mit ihrer starken Stimme entgegen, und ohne sich lange zu besinnen, nahm sie das Mädchen beim Kopf, und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Lippen. Dann nahm sie den Leuchter mit der brennenden Kerze vom Tische, und hielt das Licht grade vor des Mädchens Angesicht hin.

„Soll ich leben und gesund sein," rief sie dann und der Ton dieses Ausrufes zitterte vor tiefer Bewegung, „die ganze Hannele, wie sie leibt und lebt! So hat sie vor dreißig Jahren ausgesehen."

War es das Seltsame dieses Empfanges, das Fremdartige der neuen Umgebung, die Unbefangenheit der stattlichen Bäuerin — das Mädchen begann plötzlich laut aufzuweinen, und wandte sich, als wenn es fliehen wollte, zur Thüre.

„Ich will nicht da bleiben," rief sie dazwischen, „ich will wieder fort; keine Minute bleib ich länger hier . . ich will wieder zu meiner Mutter!"

Gitel, die Bäuerin, fühlte wohl, wie ihr diese Worte ans Herz griffen, aber als eine Frau von Verstand faßte sie sich schnell; sie sah in aller Raschheit ein, um was es sich jetzt handle.

„Ich halt' dich nicht, mein lieb' Kind," sagte sie, „du kannst gehen, wie's dir beliebt, und wenn du willst, lass' ich sogleich einspannen, und mein Sohn führt dich wieder zurück. Gitel hält keinen zurück, der nicht bei ihr bleiben will."

Die Wirkung dieser wenigen Worte auf das Gemüth des Mädchens mochte keine geringe sein; langsam wandte sie sich von der Thüre ab, deren Klinke sie bereits ergriffen hatte, und zeigte ihr thränenbenetztes Gesicht in seiner ganzen Lieblichkeit und Feinheit. Gitel hätte nicht sagen können, wie ihr bei diesem Anblick ward, auch Josef nicht, der in einer Art von Verzauberung noch immer als Zeuge dieses seltsamen Vorganges dastand. Aber bei Gitel kam zu dem Gefühle tiefsten Mitleides, das sie mit den Thränen des Kindes empfand, denn Schönheit im Schmerz ist immer rührend, noch das volle Bewußtsein, daß Hannele Ehrenfeld's Tochter vor ihr stand, daß deren Ebenbild so zu ihr spreche, und in demselben Augenblicke, wo sie ihr Haus betreten, schon Miene machte, es zu verlassen. Sie selbst war nicht länger im Stande, ihre Thränen zurückzuhalten und mit vor Wehmuth zitternder Stimme sagte sie:

„Sieht es denn gar so schrecklich bei uns aus, oder meinst du, man könnt' nicht einmal eine Nacht bei uns aushalten? Probir's nur, mein Kind . . . ich kann dich ja bei Nacht und Nebel nicht fortschicken. Fürcht'st du dich denn nicht?"

„Grad' weil ich mich fürchte, will ich fort," rief schluchzend das Mädchen.

Die Bäuerin horchte hoch auf.

„Du fürchtest dich? vor wem denn?"

„Vor dem Bauer —"

„Vor dem da?" rief Gitel, und zeigte auf ihren Sohn.

Das Mädchen warf hinter den Augenwimpern einen flüch-

tigen Blick auf den Bezeichneten, und that fast unsichtbar mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung.

„Vor dem also nicht?“ sagte Gitel, „vor wem also denn?“

In diesem Augenblicke rasselte der Wagen in den Hof, und die laute Stimme Feiwel's ward vernommen. Unwillkürlich hatte sich das Mädchen wieder der Thüre zugewandt, ihre Hand lag bereits wieder auf der Klinke. Das war den scharfen Augen der Bäuerin nicht entgangen.

„Mir scheint, du fürcht'st dich gar vor meinem Mann?“ rief sie. „Ist das so?“

Das Mädchen entgegnete nichts, Gitel rief aber voll Lustigkeit:

„Schämst du dich nicht? Vor meinem guten Feiwel dich zu fürchten, der keine Katz' beleidigen kann! Was hat er dir denn gethan? Es lebt gar kein besserer Mensch auf der Welt, um den Finger kann ihn ein kleines Kind wickeln, und du fürcht'st dich vor ihm?“

Es war gut, daß um diesen Augenblick die großgestreckte Gestalt des alten Bauers zur Thüre herein erschien. Scheu, als habe es etwas Fürchterliches erblickt, flüchtete sich das Mädchen an der Bäuerin Seite, und hielt ihren Arm fest, während sie auf den Bauer zaghaft ihre Augen richtete.

„Da ist ja die Prinzessin!“ rief er mit heiserem Lachen. „S' Gotts willkumm, Prinzessin, wie hat dir der Spaziergang geschmeckt? Weißt du, Gitel, was das „Prinzessel“ angestellt hat? Vom Wagen ist sie heruntergesprungen und ist mir auf und davon. Was sagst du dazu? Ueber eine halbe Stunde ist sie gelaufen.“

„Um Gottes willen,“ schrie Gitel im Tone des tiefsten Entsetzens, „und das hast du zugeben können! Feiwel, wo hast du deinen Kopf gehabt?“

„Hätt' ich ihr nachlaufen, und die wilden Pferde allein stehen lassen sollen?“ sagte Feiwel gleichgiltig.

„Lebendiger Gott!“ schrie die Bäuerin wieder verzweifelt, „das Kind hätt' ja den Tod davon haben können! Und warum hast du das angestellt, mein Kind?“

„Ich hab' nicht länger auf dem Sack Erdäpfel sitzen können,“ schluchzte das Mädchen, „darum bin ich lieber abgestiegen und zu Fuß gegangen.“

„Feiwel!“ rief Gitel, und ihr sonst so gutmüthiges Antlitz überflog die dunkelrothe Farbe des Zornes, „das soll dir Gott verzeihen, was du mir an dem Kinde gethan hast. Hab' ich dich nicht himmelhoch gebeten, du sollst mir auf das Kind Acht geben, wie auf einen Augapfel, und du läßt mir's eine halbe Stunde weit laufen, die Füße sich wundgehen, Hannele Ehrenfeld's Tochter, die so etwas nicht gewöhnt ist! Den Tod kann das Kind davon haben, und wer könnte das verantworten vor Gott und vor den Menschen? Feiwel, um Gottes willen, was hast du denn gethan?“

Die Stimme der Bäuerin versagte vor Schmerz; sie brach in lautes Weinen aus.

„Ich versteh' dich nicht, Gitel,“ rief dagegen hell auflachend der alte Bauer, „ich schwör' dir darauf, es ist nicht ein Erdapfel im Wagen gelegen. Wie ich sie von Hannele Ehrenfeld in Brandeis übernommen habe, so bring' ich dir sie wieder. Nicht ein Erdapfel ist in meinem Wagen gewesen; ich schwör' dir darauf!“

„Und weswegen beklagt sich denn das Kind? So aus dem hohlen Faß wird sie doch nicht reden?“ fragte Gitel.

„Weiß ich?“ entgegnete Feiwel achselzuckend, „was das kleine Prinzessel gespürt hat? Du weißt, in dem „Kutschel“ vom Pfarrer könnt' eine Gräfin fahren, so weich und gut ge=

polstert ist es. Kann ich etwas dafür, daß es für die Tochter Hannele Ehrenfeld's zu hart ist?"

Gitel wußte, daß ihr Mann keiner Lüge fähig sei; und eben so schnell begriff sie als eine Frau von Verstand, daß das Recht eigentlich auf beiden Seiten sei. Rasch einlenkend sagte sie daher, indem sie mit ihrer Hand über das Gesicht Rosa's fuhr:

„Du wirst müd' sein, mein Kind, von dem Fahren und Laufen! Komm' auf dein Stübel, da findest du ein Bett, das ist weicher, als der Sitz in meines Mannes Wagen. Da schläfst du dich gut aus, und wenn du Früh aufstehst, da wirst du schon sehen, daß sich's auch bei Leuten auf dem Dorfe leben läßt."

Sie führte sie hinaus, das Mädchen sprach kein Wort dazu.

„Etwas Schönes hat sich die Mutter da eingewirthschaftet," sagte der alte Bauer, als sie draußen waren, zu Josef. „Was? wer sich eben nicht rathen läßt, dem ist nicht zu helfen. Was meinst du dazu, Josef?"

Josef blieb diesmal die Antwort schuldig.

V.

Eine kühne That.

Der Schlaf floh in dieser Nacht die wackere Gitel; der Morgen graute bereits, und ihre Augen hatten sich noch nicht geschlossen. Sie horchte auf den Athemzug der in der angrenzenden Stube Schlummernden; bei dem leisesten Geräusche fuhr sie im Bette auf und lauschte, ob man nicht ihrer Hilfe bedürfe, und ob das „Kind" nicht weine. Schwere Sorgen waren über die arme Frau gekommen, die manches minder ernste Gemüth von sich abgeschüttelt hätte; aber sie, in der

ganzen Tüchtigkeit ihres Wesens, rang mit ihnen und sah ihnen ins Auge. Oft seufzte sie tief auf aus tiefster Seele, die Größe der Verantwortlichkeit, die sie mit der Aufnahme des Mädchens in ihr Haus übernommen, stand vor ihr drohend, sie wußte sich keinen Rath. Mann und Sohn waren dazu nicht zu gebrauchen, sie hatten sich ja, der Eine gleichgiltig, der Andere aber mit unverhohlenem Widerwillen gegen den Gast ausgesprochen. Wenn das Mädchen wirklich krank war, wie die Doktoren behaupteten, und in ihrem Hause nicht gesund würde, welche Qualen für die Zukunft hatte sie sich aufgebürdet! Wenn das Kind fern von seiner Mutter bei ihr stürbe! Man sieht, die wackere Bäuerin hatte den Muth, selbst dem Aeußersten ins Gesicht zu sehen: aber trotzdem brachte ihr der bloße Gedanke eisige Schauer. Doch dagegen sprach sich auch eine andere Stimme, die der Hoffnung aus. Das Kind sei gar nicht so krank, als wofür es ausgegeben werde, flüsterte ihr diese nimmermüde Trösterin zu; es sehe zwar blaß und fein aus, das käme aber von dem vielen Lernen und Bücherlesen her. Wenn man ihr das abgewöhnen könnte. . . . Wahrlich! Gitel hätte nicht sagen können, wie sie das anstellen wollte; sie war keine gelernte Pädagogin. Alles, worauf sich ihre Beweisgründe gestützt hätten, wäre der Satz gewesen: „Dem Kinde muß geholfen werden." Man hatte es ihr anvertraut, seine Mutter hatte es ihr, einer Mutter, übergeben — und wir wissen, daß die wackere Bäuerin ihre Freundin nicht vergessen hatte!

Der Morgen war längst herangebrochen; im Hause rumorten Knechte und Mägde herum, und dazu lachte die freundlichste Sonne am Himmel. Auch die Bäuerin war längst an ihre Geschäfte gegangen, kummervollen Gemüthes, denn der Morgen hatte ihr keinen Rath, keine Erlösung gebracht. Das

Mädchen schlief noch, unbekümmert um den Lärm, den die Bäuerin trotz alles Zuredens nicht beschwichtigen konnte. Gitel freute sich über diesen Umstand; wer so ruhig schlafen konnte in den geräuschvollen Morgen eines Bauernhofs hinein, konnte doch nicht gar so krank sein! Als aber die Sonne immer höher und höher stieg, der Mittag nicht mehr ferne, und das Mädchen noch immer nicht aus dem Stübchen gekommen war, da erfaßte große Angst die wackere Gitel. Von einem so lange währenden Schlafe hatte die thätige Bäuerin keinen Begriff. Mit unhörbaren Schritten nahte sie sich dem Stübchen und horchte zuerst. Nichts regte sich. Da drückte sie auf die Klinke und trat ein.

Da lag das Mädchen und schlummerte noch. Die Sonnenstrahlen hatten sich breit und weit einen Weg durch das Fenster gebahnt, und spielten um das feine Antlitz des „Kindes," daß es eine anmuthige, fast durchsichtige Röthe angenommen hatte. Die Bäuerin stand vor Verwunderung eine Weile da, und wagte kaum zu athmen, denn ein so holdes Bild jungfräulicher Schönheit hatte sie noch nie erblickt. Jenes Gefühl seligen Mitleids, wie es Mütter beim Anblick eines schlafenden Kindes empfinden, das sie nicht gerne wecken wollen, durchzog auch sie. Sie hatte nicht den Muth, die Ruhe dieses Kindes zu stören.

Aber mit dem scharfen Blicke einer Mutter entdeckte sie auch sogleich die Ursache dieses in den vollen Tag hineindauernden Schlafes. Von der ganzen Kerze, die sie vor dem Schlafengehen angezündet, war ein winziges „Stümpchen" übrig, und auf dem Kopfkissen lag ein offenes Buch, auf welchem ein Arm des Mädchens ruhte, als wollte sie es schützen.

„Lebendiger, großer Gott," schrie es innerlich in dem Herzen der Bäuerin auf, „und die soll nicht krank sein! Sie muß ja die ganze Nacht gelesen haben . . woher soll dem

Kind dann Kraft kommen? Was hat sich Hannele Ehrenfeld nur gedacht, daß sie das hat zugeben können? Lebendiger Gott! wenn mir so eine Tochter wär' bescheert worden, ich hätt' sie ja behütet wie mein eigenes Leben."

Du täuschtest dich, gute Gitel, in diesem Augenblicke! Du standest wirklich vor deiner eigenen Tochter, und die eigene Mutter hätte nicht milder und weicher denken können.

Zuerst wollte sie in einer Aufwallung von Zorn das Buch vom Kopfkissen wegnehmen; es war ihr, als sähe sie Feuer und Flamme neben dem Haupt des Kindes, und dies mußte vor allem gelöscht werden. Aber schon in der nächsten Minute bedachte sie sich eines Anderen, sie durfte das Kind ja nicht wecken!

„Sie soll schlafen, so lang sie will," murmelte sie vor sich hin, und leise, wie sie gekommen war, entfernte sie sich wieder aus dem Schlafstübchen.

Das Mittagsessen mußte gerüstet werden. Mitten im Mahl fragte mit einem Male Rebb Feiwel, als ob ihm die Sache erst jetzt einfiele:

„Wo bleibt denn das Prinzessel? Verschmäht sie unsere Kost?"

„Sie schläft noch," entgegnete Gitel mit gesenkten Augen, als schäme sie sich dieses Geständnisses.

„Gitel!" rief der alte Bauer, und legte vor starrem Erstaunen Messer und Gabel vor sich, „das ist menschenunmöglich!"

„Warum hast du sie eine Stund' weit laufen lassen, zu Fuß, so ein verwöhnt feines Kind?" sagte die Bäuerin in beinahe gereiztem Tone; er sollte wahrscheinlich das Unzulängliche dieser Anklage übertönen.

„Ich kann dir schwören, Gitel," sagte der alte Bauer, „sie ist nicht eine Viertelstunde weit gelaufen. Beim heiligen

Johannes ist sie ausgestiegen, und von da lauft man doch nicht eine Stunde bis in unser Dorf?"

„Die Mutter hat Recht," meinte Josef, und hielt die Augen auf seinen Teller geheftet; „wenn man etwas nicht gewöhnt ist, so kommen Einem zehn Schritte wie eine Meile vor."

Gitel warf einen dankbaren Blick auf den Sohn, den dieser jedoch nicht bemerkte.

„Sie wird schon anders werden," sagte sie mit tiefster Ueberzeugung. „Man wird nicht auf einmal eine Bäuerin!"

„Und zum Essen giebst du ihr gar nichts?" fragte Feiwel.

„Laß sie lieber schlafen," meinte die Bäuerin kurz, „das thut ihr besser, als alles Essen."

„Essen muß der Mensch, das ist meine Meinung," sagte der Bauer mit großer Ruhe.

Weiter war von dem Mädchen nicht mehr die Rede, dafür sprach Rebb Feiwel von den Vorbereitungen zum morgigen Wochenmarkt. Rosa Ehrenfeld schlief indessen auch in den Nachmittag hinein; der Abend war gekommen, die Nacht hereingebrochen, und nichts deutete an, daß sie aus ihrem Schlummer erwacht war. In ihrem Stübchen regte sich nichts, so oft Gitel auch nachsah. Aber nicht der Bäuerin war die schwere Sorge wegen dieses Allen unerklärlichen Zustandes an der Stirne zu lesen; sie hatte auf jede Frage stets das allbereite: „Laß' sie lieber schlafen" zur Antwort. Jemand strich unausgesetzt um Gitel herum, und schien etwas auf der Seele zu tragen, für das er keinen Ausdruck finden konnte. Es war Josef.

Als Gitel einmal wieder an der Thür lauschte, ob sich noch nichts in dem Stübchen rege, sagte er mit einem Male:

„Sollt' ich denn nicht um den Doktor gehen, Mutter?"

„Warum?"

„Sie will ja gar nicht aufwachen!“ rief er überlaut. „Mir kommt das zu besonders vor.“

„Meinst du?“ fragte Gitel und sah den Sohn dabei ängstlich forschend an.

„Wie kann ein Mensch hintereinander so lange schlafen, ohne krank zu sein? Ich gehe um den Doktor.“

„Eine Stunde weit gehen!“ rief die Bäuerin abwehrend. „Nein, nein,“ setzte sie nach einer Weile wie beruhigt hinzu, „laß' sie lieber schlafen, Schlaf ist der beste Doktor.“

Trotzdem ging jetzt die Bäuerin mit dem festen Willen an die Thür um dem unnatürlichen Zustande ein Ende zu machen. Sie drückte stärker an die Klinke und trat ein. Da saß Rosa aufrecht im Bette, den Kopf in die beiden Hände gestützt, als wäre sie gerade aus dem Schlummer erwacht. Freudigen Tones rief Gitel:

„Nun, wie geht's dir, Rosel? Dein lang Schlafen hat mir schon Sorgen gemacht.“

Das Mädchen richtete langsam ihr Haupt auf und blickte mit verwunderten Augen um sich.

„Habe ich denn so lange geschlafen?“ fragte sie in langgezogenen Lauten.

„Mehr als vierundzwanzig Stunden, mein Kind,“ sagte Gitel, „und jetzt ist wieder Nacht.“

„Ich bin noch schläfrig,“ sagte Rosel nach einer Weile und gähnte.

„Willst du denn gar nichts essen?“ fragte die Bäuerin „du wirst dich ja auf den Tod abmatten. Ist denn heute Jom Kippur (Versöhnungstag) daß du mit Gewalt fasten willst?“

„Essen?“ wiederholte gedehnt Rosel, dann nickte sie still mit dem Kopfe.

Die wackere Bäuerin war darauf bereits gefaßt. Ohne langes Besinnen eilte sie in die Küche hinaus und holte von dem warm gehaltenen Herde die Speisen herbei, die sie für das Erwachen Rosel's aufbewahrt hatte. Es waren nach Gitels Meinung Leckergerichte, wie sie auf einer „Grafentafel" sich nicht zu schämen brauchten, und sie hatte sich in dieser Ueberzeugung auch nicht getäuscht. Anfangs langte das Mädchen mit schlaftrunkenem Widerwillen darnach; bald aber forderten die erwachten Lebensgeister ihr Recht. Gitel bemerkte mit inniger Freude, daß der Appetit des „Kindes" ganz wie der einer „gesunden" Person sei; sie glaubte das Klügste zu thun, wenn sie Rosel so wenig als möglich mit Fragen und Antworten unterbrach. Auch Rosel schien nicht große Lust zum Sprechen zu haben. So kam es, daß das kleine Mahl in wenigen Augenblicken verschwunden war, zu der Bäuerin großer Freude, die sich dadurch von der Angst, das Kind könnte „sich aushungern", befreit sah.

„Bist jetzt satt, Rosel Leben?" fragte sie unnöthiger Weise.

Rosel nickte statt aller Antwort nur mit dem Kopfe, und langte nach dem Buche, das auf den Kopfkissen lag.

„Was willst du jetzt thun, Rosel?" rief die Bäuerin wahrhaft erschrocken.

„Lesen will ich," sagte das Mädchen gleichgiltig und begann in dem Buche zu blättern.

Gitel fühlte, wie ihr alles Blut aus dem Herzen zum Kopfe schoß, sie wurde feuerroth im Gesichte. Zorn war es, der in ihr überwallte gegenüber dem unvernünftigen Verlangen dieses Kindes. Dennoch war die Scheu, dem Kinde ihrer Freundin wehe zu thun, so überwiegend in ihr, daß sie in sich selbst das Maß fand, um dieser Gereiztheit Herr zu werden.

„Mein Kind," sagte sie anscheinend ruhig, „in meinem Hause muß vor dem Schlafengehen alles Feuer gelöscht sein."

Rosel schaute verwundert auf; sie begriff wahrscheinlich nicht, in welchem Zusammenhange das Feuer im Hause mit ihrem Buche stand.

„Lesen kannst du, wann du willst," fügte Gitel als Erläuterung hinzu, „nur nicht jetzt. Die Nacht hat Gott eingesetzt, daß man sich ausruhe, nicht aber, daß man sich abmatte und die Augen verderbe. Ich weiß zwar nicht, was da im Buche steht; aber wär' es noch so schön, die Gesundheit an einem Mädchen ist doch tausendmal schöner — und du bist nicht gesund, mein lieb' Kind!"

„Mir fehlt nichts," entgegnete Rosel trotzig, „und meine Mutter hat mir das Lesen niemals verboten."

„Deine Mutter!" rief die Bäuerin voll Wärme, „deine Mutter ist eine arme Wittwe mit all ihrem Geld, und konnt' sich um dich nicht umsehen. Sie hat dir Alles nachgeben müssen, und in Allem deinem Kopf folgen. Darin, mein lieb' Kind, liegt deine Krankheit; glaub' das mir, Rosel, denn ich kenne mich aus in diesen Sachen und habe auch Kinder gehabt. Jetzt aber bist du mir anvertraut, und ich bin deine Mutter! Und so sage ich dir mein Kind, wir sind zwar Bauersleute, und bei uns nimmt man das Wort nicht so genau und legt's auf die Wage. Bei uns, sag' ich dir, folgt das Kind seiner Mutter und lehnt sich nicht dagegen auf, und wenn die Mutter etwas anbefiehlt, so schweigt das Kind und denkt sich: die Mutter muß das besser verstehen. Wo käme die Welt hin, wenn jung' Blut klüger sein wollte, als alte Leut'? Ich, meine liebe Rosel, bin schon eine alte Frau, und stell' jetzt deine Mutter vor. Wie ich noch so jung war wie Du, hab' ich nicht gewußt, was auf ein Quentel geht; in deinem kleinsten

Finger hast du mehr gelernt, als ich in meinem ganzen Leben! Dessentwegen darfst du aber doch nicht glauben, daß ich nicht weiß, was dir gut thut. D'rum folg', mein lieb' Kind, glaub' mir, du wirst's nicht bereuen."

Lautlos hatte das Mädchen diese lange Rede der stattlichen Gitel vernommen, und als diese jetzt, mehr aus Erschöpfung als aus Mangel an Stoff, innehielt, denn ihr Herz war übervoll, drückte Rosel das Buch an sich, als fürchte sie, es könnte ihr entrissen werden. Sie blickte dabei starr vor sich hin; sie hatte kein Auge für ihre herzliche Rathgeberin.

„Nun, hast du mir nichts zu sagen?" fragte Gitel nach einer Weile, während sie das Mädchen scharf beobachtet hatte.

„Meine Mutter hat's mir nicht verboten," brachte endlich Rosel heraus, indem sie das Buch heftiger an sich drückte.

„So verbiet' ich dir's," rief die Bäuerin mit lautschallender Stimme, und mit einer raschen Handbewegung entriß die kräftige Frau das Buch.

Erst schaute Rosel entsetzt über dieses ungeheuerliche Thun, mit weitaufgerissenen Augen zur Bäuerin; dann sank sie leise wimmernd in sich zusammen.

„Ich will's vor Gott und vor deiner Mutter schon verantworten," sagte die Bäuerin noch in der Heftigkeit ihres Thuns, und wandte sich zum Gehen.

Aber an der Thür wäre sie fast umgekehrt; das Weinen des Mädchens schnitt ihr durchs Herz. Vielleicht durchzuckte sie der Gedanke, ob sie denn auch das Recht habe, so willkürlich, so herrisch in das Wesen dieses Mädchens einzugreifen; aber wie unter der Gewalt einer inneren Stimme rief es in ihr: „Laß dich nicht irre machen, Gitel, was du thust, kannst du verantworten!"

Und sie ging; das Buch nahm sie mit sich.

VI.

Zum Lichte!

Wenn Naturen, wie die unserer Gitel, einmal aus dem Kreise gewöhnlichen Thuns heraustreten, fällt es ihnen meistentheils schwer einzulenken; denn in der Selbständigkeit eines Charakters liegt es eben, daß er nicht so leicht zum Geständniß eines etwaigen Uebergriffes zu bewegen ist. Die Bäuerin war sich wohl bewußt, daß sie zu weit gegangen; sie hatte Rechte ausgeübt, die nur der wirklichen Mutter zukamen; aber sie bereuete ihr Verfahren nicht. Wie heiß auch die Thränen des Mädchens auf ihrer Seele brannten — das Buch hätte sie ihr nicht zurückgestellt, und hätte man ihr große Schätze dafür geboten. An einem Buche sollte es liegen, daß ein Mensch gesund werde? Hatte man sie darum auf's Dorf geschickt, daß sie da Bücher lese? Gesund sollte sie werden und ihr hatte man sie anvertraut! Konnte sie weniger thun, als was jede Mutter gethan hätte?

So beschwichtigte Gitel die einzelnen Stimmen, die ihr wegen des gewaltsamen Verfahrens denn doch Vorwürfe machten; und eine Genugthuung, die nahezu an Triumph grenzte, füllte ihre Seele aus.

„Besser ist's, sie weint jetzt als später," sagte sie bei sich, indem sie selbst zur Ruhe ging. „Hannele ist eine arme Wittwe, die sich nicht zu helfen weiß. Läßt das Kind Französisch lernen, und Gott der Lebendige weiß was noch Alles, aber daß sie zur Zeit folge und nicht rebellisch ist, das hat sie ihr leider Gottes nicht durch Lehrer beibringen lassen! Jetzt spürt man es erst, und das Holz läßt sich vielleicht nicht mehr gerade biegen!"

Die Bäuerin schlief in dieser Nacht so ruhig und sanft, wie Menschen, deren Gewissen kein Fleck trübt, nur immer schlafen können.

Aber als sie in aller Frühe das dicke Gebetbuch hernahm, da mußte der, zu dem sie die heiligen Worte hinaufschickte, denn doch manchen tief aus der Brust geholten Seufzer vernehmen; das Geschehene trat erst jetzt in seinen möglichen Folgen vor ihren Geist. Wie alles Gebet nur Demüthigung ist vor einem Höheren, ein Klären und Reinigen des Niedersatzes im Gemüthe, so trat auch bei der Bäuerin das Gefühl der selbständigen That, die sie in der Nacht fast über sich selbst erhoben hatte, vor dem Gedanken zurück, wie viel sie über sich genommen, wie viel sie zu verantworten habe! Klar war sie sich dessen bewußt, nicht in nebelhaften Umrissen, daß, was sie begonnen, auch zu Ende geführt werden müsse.

Sollen wir es gradezu heraussagen? Die gute Bäuerin schämte sich gewissermaßen, daß sie wieder vor Rosel's Angesicht treten sollte. Aengstlich überlegte sie, wie sie ihr, die sie so tief gedemüthigt glaubte, entgegengehen, ob sie im Tone der Strenge, oder in den milden Lauten der Versöhnung mit ihr reden solle. Sie rang nach einem Entschlusse, und jemehr sie darüber nachsann, desto zweifelhafter war ihr die Art des zu beobachtenden Benehmens. Die Bäuerin war nie in einer solchen Lage gewesen; jede Verstellung lag ihr fern! Zum ersten Male in ihrem Leben machte sich in ihr eine Macht geltend, deren sie in ihren einfachen Verhältnissen nie bedurft hatte.

Aber diese Stimmung hielt nicht lange an. Plötzlich kam ihr der Gedanke: wie, wenn das Mädchen erzürnt über die Behandlung, die ihr gleich am ersten Tage ihrer Ankunft geworden, den Entschluß gefaßt hätte, wieder heim zu wollen? ob sie sie zurückhalten könne und dürfe? Eitel war darauf ge=

faßt, daß Rosel ihr mit diesem Antrage entgegenkommen werde; es war gar nicht anders möglich! . .

Was sollte sie ihr in diesem Falle antworten? Sie durfte nicht heimkehren, bis Befehl von ihrer Mutter eingetroffen; darüber war sie im ersten Augenblicke mit sich im Klaren — sie brauchte nur ein entschiedenes: Nein! zu sagen. Aber wenn Rosel nicht gehorchen wolle, sollte sie das Mädchen mit Gewalt zurückhalten, ihr eigenes Haus zum Gefängnisse für eine sich hinaussehnende Seele machen? Minder starke Gemüther wären von dieser Aussicht erschreckt, bereit gewesen, sich sobald als möglich von der Unruhe einer unangenehmen Lage zu befreien; aber das tüchtige Wesen unserer Bäuerin erhob und stärkte sich grade unter dieser Last. Der Gedanke, daß das Mädchen Widerstand leisten könne, erhitzte ihr Blut, und machte daß sie sich zur vollen Höhe ihrer tief sittlichen Anschauung erhob. Eine Mutter ist für die andere verantwortlich! so sagte sie zwar nicht, aber es war der Kern ihres innersten Denkens, „was der Einen nicht gelang, das sollte die Andere versuchen.“ Und in dieser Lage befand sich Gitel, die Bäuerin, so eben! Hinweg war nun jedes Gefühl von Scheu; aufgerichteten Hauptes schritt die Bäuerin über den Hof nach dem Garten; dort auf der Bank unter dem Kirschbaum, wo sie gewöhnlich saß, wollte sie Rosel erwarten. Dahin wollte sie das Mädchen rufen lassen, und gedachte mit ihr zu reden, wie es sich geziemte!

Aber wie ward ihr, als sie beim Eintritt in den Garten auf derselben Bank unter dem Kirschbaume, wohin sie Rosel kommen lassen wollte — sie selbst sitzen sah. Sie traute ihren Augen nicht und glaubte zu träumen. Nun sah sie schärfer hin, und in der That saß dort das Mädchen mit dem Rücken ihr zugewandt, und in beide Hände den Kopf gestützt, fast in

derselben Stellung, wie sie sie gestern verlassen hatte. Gitel's Herz schmolz bei diesem Anblick vor Wehmuth; sie hatte Trotz und Widerstand erwartet, und nun fand sie das Mädchen in solcher Lage.

„Rosel!" konnte sie sich nicht enthalten in den weichsten Tönen zu rufen.

Da ließ das Mädchen die Hände vom Gesichte herabgleiten und schaute sich um. Doch kaum gewahrte sie die Bäuerin, als sie aufs Neue den Kopf in beide Hände vergrub. Es schien zugleich, als weinte sie.

„Rosel mein Kind!" rief die Bäuerin noch einmal, und war ihr nun ganz nahe gekommen.

Trotz dieses milden Zurufs blieb das Mädchen in derselben Stellung, und stand nicht auf, um der Bäuerin entgegen zu gehen.

„Bist auf mich bös, Rosel?" sagte Gitel, und legte ihre Hand auf den Kopf des Mädchens.

Rosel zuckte von dieser Berührung zusammen.

„Ich sollt' bös sein?" rief sie schluchzend, und ließ die Hände vom Antlitz fallen, „ich bin ja in dieser Nacht ganz anders geworden."

„Mein Kind! mein lieb' Kind!" rief die Bäuerin in so herzaufschreienden Lauten, wie sie sich nur dem höchsten Glück oder dem tiefsten Leid entringen.

„Ich bin ganz anders geworden in der Nacht," wiederholte Rosel noch einmal, und es lag eine solche Wahrheit in diesem Geständnisse des jungen Mädchens, daß selbst ein ungläubiges Gemüth davon wäre getroffen worden.

Die Bäuerin fand keine Worte für die Empfindungen dieses Augenblickes; die Hand, die noch immer auf Rosel's

Kopfe lag, zuckte und zitterte, und ihre Lippen zitterten ebenfalls wie ihr Herz unter dem Eindrucke des Gehörten.

„Gott! Lebendiger!" rang es sich endlich mit Innigkeit aus ihr, „wie hab' ich nur das erleben können, was ich gar nicht gehofft habe? Ich verdien' ja gar nicht, was du mir da bescheert hast!"

Dann nach einer Weile sagte sie:

„Wie ist nur das geschehen, Rosel? ich habe ja geglaubt, du wirst bei uns nicht bleiben wollen und wirst fortgehen, und jetzt red'st du so zu mir!"

„Wenn Sie mich nicht fortschicken, so geh' ich nicht!" rief Rosel und schaute zur Bäuerin auf.

„Einziger Gott!" schrie Gitel mit der ganzen Gewalt ihrer Stimme, „wir sollten dich fortschicken! Wir wollen dich ja halten, wie ein Stück Gold! Thu' mir aber nur gleich einen Gefallen."

„Was denn?" sagte Rosel und lächelte.

„Red' per du mit mir."

„Mutter!" sagte das Mädchen mit Innigkeit und wandte ihr volles Antlitz in seiner ganzen Lieblichkeit und Feinheit gegen die Bäuerin.

„Und du bist mein Kind! meine Tochter!" rief die Bäuerin in tiefster Erregtheit.

Sie mußte sich auf die Bank niederlassen; es war eine körperliche Schwäche ungewöhnlicher Art über die sonst starke Frau gekommen.

Dann nahm sie die Hand des jungen Mädchens in die ihre und hielt sie minutenlange umschlossen.

„Und jetzt sag', Rosel mein Kind," begann sie wieder, „was ist mit dir geschehen? Wie bist du auf einmal so ganz anders

worden? Ich mein' fast, es ist ein Wunder vor meinen und deinen Augen vorgegangen?"

„Ich schäm' mich, Mutter!" sagte Rosel mit gesenkten Blicken. „Wie du gestern in der Nacht von mir fortgegangen bist, da war mir's, als sollt ich nicht mehr den heut'gen Tag erleben. Ich hätte vor Scham sterben mögen. Denn so hat noch kein Mensch mit mir gesprochen, wie du, nicht einmal meine Mutter. Besonders die nicht! und auch kein Anderer hätte sich unterstanden, mir etwas zu verweigern, oder gar weg zu nehmen. Alles hat sich von jeher bemüht, mir gefällig zu sein, niemals hat Jemand ein ernstes Wort mit mir gesprochen, als fürchtete man, mir wehe zu thun. Wie sollt' ich da nicht verwöhnt und verzogen werden? Du, Mutter, bist die Erste gewesen, die ohne Scheu mit mir gesprochen hat, wie man immer mit mir hätte reden sollen. Mein Ankommen bei Euch war eine Beleidigung schon; ich bin deinem Mann weggelaufen, als wäre er mein Bedienter und ich eine Prinzessin, und auch deinen Sohn habe ich beleidigt."

„Wie so?" fragte Gitel.

Ein flüchtiges Erröthen flog über das liebliche Antlitz des Mädchens, die Bäuerin bemerkte es aber nicht.

„Euch Alle habe ich verletzt und beleidigt, dich vor Allen, Mutter, die du mir doch so liebreich entgegen gekommen bist. Du aber hast dich daran nicht gekehrt, du hast dich nicht gescheut, mich grade da anzugreifen, wo mich kein Anderer zurechtgewiesen hätte! Du hast mir mein Buch weggenommen!" —

„Laß gut sein, Rosel," meinte Gitel, und es klang fast wie eine Entschuldigung, „laß gut sein, ich hab' es dir weggenommen, weil ich nicht wollte, daß du in der Nacht daraus lesen sollst."

„Nein, nein, Mutter," rief Rosel, „nicht für die Nacht allein! Meine Bücher passen überhaupt nicht hieher; ich habe Unrecht gehabt, sie mitzubringen! Was soll ich hier auf dem Dorfe damit? Davon werd' ich hier nicht gesund!"

„Laßt gut sein, Rosel," rief Gitel wieder, „werde du nur gesund."

„Mutter, mir fehlt nichts mehr!" sagte Rosel.

VII.

Ein Brief Rosel's nach acht Wochen.

„Liebe Mutter bis zu hundert Jahren!

Bevor du in diesem Briefe weiter fortfährst, sei so gut, und schicke um meinen früheren Lehrer Herrn Julius Arnsteiner; er möchte aber sogleich kommen.

Ich seh' ihn schon, wie er in seinen chocoladfarbigen Rock, an dem immer zwei Knöpfe fehlen, hineinschlüpft, und sein weißes Halstuch sich zurecht rückt, das immer aussieht, als hätte er es am letzten Rosch=ha=schana (Neujahr) zuerst angezogen. Wenn er nun bei dir ist, sag' ihm: „Herr Arnsteiner, Sie haben einmal eine Schülerin gehabt, die hat Rosa Ehrenfeld geheißen (ich heiße aber jetzt Rosel). Ich weiß, Sie haben sich alle Mühe genommen, um ihr etwas in den Kopf hineinzubringen, aber es hat gar nichts genützt und sie macht Ihnen keine Ehre. Seit den acht Wochen, die sie auf dem Dorfe lebt, hat sie alles Lernen rein vergessen; sie weiß nicht mehr, was die schlechteste unter Ihren Schülerinnen kann. Sehen Sie sich z. B. dieses „Geschreibsel" an! Sollte man nicht meinen, eine Fliege sei ins Tintenfaß gefallen und dann über's Papier hingekrochen? Wo ist die schöne Schrift, die sie von Ihnen erlernt hat, und die ihr der beste „Buchhalter" nicht nachgemacht hat? Liebe

Mutter bis zu hundert Jahren! es kommt noch etwas viel Aergeres und was Herrn Julius Arnsteiner noch besonders ärgern wird. Ich weiß nämlich gar nicht mehr, ob es in der Welt eine „Grammaire" von J. B. Machat giebt, woraus ich alle die schönen Aufgaben gemacht habe, und die mir doch nicht in den Kopf gegangen sind. Alles ist fort, nicht eine „Vokabel" ist in meinem Gehirn geblieben. Mit wem sollt' ich französisch reden? Mit Rebb Feiwel, oder mit Josef? Auch von der deutschen Sprachlehre weiß ich kein Wort mehr, und ob ich in der halbvergangenen Zeit spreche, wie Herr Arnsteiner immer wollte, oder in der zukünftig vergangenen, das ist mir jetzt Alles gleichgiltig. Und besonders die „Participialconstruction" ist mir verloren gegangen. Der redliche Finder kann sie aber behalten.

Ja, liebe Mutter bis zu hundert Jahren, das Alles ist aus deiner Tochter geworden, und meinst du, sie grämt sich darüber? Dafür lerne ich jetzt andere Dinge, und frag' nur einmal meinen Lehrer Josef, wie er mit mir zufrieden ist? Was kann man aber Alles wissen ohne J. B. Machat's französische Grammatik und ohne Herrn Arnsteiner's Participialconstruction? Das erleb' ich jetzt alle Tage! Da gehe ich z. B. mit Josef durch ein Feld; plötzlich bleibt Josef stehen und fragt mich: „Fräulein Rosa! (ich weiß nicht, warum er mich nicht Rosel nennt) wissen Sie, was auf diesem Felde wächst?" — Wie soll ich das wissen? habe ich das von Herrn Arnsteiner gelernt? Da reißt er einen Halm ab, und erklärt mir, das sei Sommerfrucht; dann bleibt er wieder bei einem andern Felde stehen und sagt mir: Das da ist Winterfrucht! Oder es fliegt ein Vogel mitten aus der Saat auf. „Fräulein Rosa," fragt er wieder, „hören Sie dort die Amsel? Sehen Sie, wie dort jener Specht nach Nahrung ausgeht?" Oder wir gehen

durch einen Wald! Mutter, wie schön ist's in so einem Walde! Jeden Baum, jeden Strauch kennt Josef, und neulich, wie ich recht anmaßend von einem Baume sage: „Da auf der Eiche hoch oben zu sitzen, muß etwas Schönes sein!" hat er mich ausgelacht, und als ich ihn fragte, warum er so lache, meint er: „Rosa, das ist ja eine Buche!" Liebe Mutter bis zu hundert Jahren! ich will dir etwas vertrauen, du darfst es aber nicht weiter sagen. Ich habe Herrn Julius Arnsteiner, der doch gewiß ein sehr geschickter Mensch ist, im Verdacht, daß er selber nicht weiß, was eine Buche oder eine Eiche ist. Woher soll er das auch wissen? Ich glaube, seit den vierzig Jahren, die Herr Julius Arnsteiner auf der Welt ist, hat er nicht Zeit gehabt, sich eine Blume oder ein grünes Feld anzusehen. Dem Feld kann er ja keine Lektionen geben, jeder Vogel auf dem Baum möcht' ihn auslachen!

„Ueberhaupt, liebe Mutter, haben die Leute in der „Gasse" gar keinen Begriff davon, was so ein Bauer alles wissen muß; es geht in manchen Kopf nicht hinein. Und merkwürdig ist's, wie die Leute nichts vergessen, was sie einmal gelernt haben. Von Rebb Feiwel nimmt mich das nicht Wunder, der ist ein alter Bauer; aber Josef ist durch fünf Jahre unter den Soldaten gewesen und weiß heut zu Tage noch Alles mit Namen zu nennen, was da blüht und wächst, was fliegt und kriecht im Feld und Garten. Er hat einen Feldwebel gehabt, von dem erzählt er immer, und im ungarischen Kriege sind ihm zwei Finger abgeschossen worden, nämlich dem Josef, nicht dem Feldwebel. . . . Wer weiß, wo sie liegen. Ich wußte lange nicht, daß sie ihm fehlen, es ist mir wie ein Stich durchs Herz gegangen, wie ich es vor einigen Tagen bemerkt habe. Da erst hat er mir erzählt, daß er Soldat gewesen, und wie es ihm in der Schlacht ergangen. „Josef,"

sagte ich zu ihm, „das muß Ihnen ja sehr wehe gethan haben; nicht wahr, Sie haben geweint?“ — „Ein Soldat weint nicht,“ sagte er darauf, „und dann hab' ich die Finger für meinen Kaiser verloren! Hat der befohlen, daß mein Vater Haus und Hof zu eigen haben darf, so kann ich auch die paar Finger für ihn hergeben! Aber Eines hat mich doch dabei zumeist geschmerzt!“ — „Was?“ habe ich gefragt. — „Wie ich im Spital im Wundfieber gelegen bin, ist mir's alleweil vorgekommen, als hätte ich noch alle meine zehn Finger und ginge hinter einem Pflug einher, den ich drehte und wendete, je nachdem es der Boden erforderte. Wenn ich dann aufwachte und spürte, daß die zwei Finger mir fehlen, und daß ich vielleicht durchs ganze Leben ein Krüppel bleiben und keinen Pflug werde mehr anrühren können, da hätte ich darüber bald geweint.“

Denk' dir nur, Mutter, auf seinem Schmerzenslager, mit zwei abgeschossenen Fingern, träumt er von nichts Anderem, als wie er hinter dem Pflug wieder geht!

Uebrigens hat's ihm, Gottlob, nicht geschadet. Der Josef hebt selbst mit der Hand, woran ihm die zwei Finger fehlen, einen Sack Getreide auf den Wagen, wovon Herr Julius Arnsteiner augenblicklich den Tod haben möchte. Die Wunde ist längst zugeheilt, und mir scheint, Josef ist stolz darauf!

So, liebe Mutter bis zu hundert Jahren! jetzt mach' ich in meinem Geschreibsel einen Athemzug und will schließen. Morgen wird zum ersten Male auf Rebb Feiwel's Feld geschnitten, das wird ein heißer Tag werden und ich freu' mich schon seit vier Wochen darauf. Wie ich aufs Dorf kam, sind mir die grünen Halme desselben Feldes bis ans Knie gegangen; jetzt sind sie goldgelb und so hoch, daß ich mich darin

verbergen kann. Es wird heuer ein gutes Jahr, sagt Josef. Im Hof schleift der Knecht Pawel die Sense. Früher wäre mir ein solches Geräusch durch die Seele gegangen und Schauer hätten mich erfaßt, jetzt hör' ich und lausche — und ich weiß selbst nicht, was ich daran so gern höre. . . .

Jetzt beginnen die großen Arbeiten bei uns. Wer es nicht mit eigenen Augen sieht, würde es nicht glauben, welche Mühe und Plage meine Hausleute haben. Unsere Hausirer und Dorfgeher plagen sich gewiß auch. . . Was ist aber der größte Pack mit altem Zinn oder Hasenhäutchen gegen das, was Josef in einer Stunde eines Sommertages vollbringt? Dabei ist er stark und frisch, und die Gesundheit lacht ihm aus den braunen Augen. Warum sieht keiner unserer Hausirer aus, wie mein Rebb Feiwel? Wenn du mich nicht bald von hier fortnimmst, werde ich noch eine ganze Bäuerin. Ich bin deine dich aufrichtig liebende Tochter

Rosel, früher Rosa Ehrenfeld."

„P. S. Sag' mir nur, warum hast du mir früher so gar nichts von deiner Freundin Gitel erzählt? Die soll eine Bäuerin sein? Mutter, von der werde ich dir erzählen, wenn ich einmal wieder bei dir bin! Noch Eines! Früh Morgens, zu Mittag und Abends bet' ich jetzt täglich aus Gitel's dickem „Sidur"! Sie will's so, und ich thue, was sie schafft. Schade, daß keine deutsche Uebersetzung dabei ist! Aber Gitel meint, sie bete daraus schon über fünfundvierzig Jahre ohne Uebersetzung.

Die Obige."

Als Hannele Ehrenfeld diesen Brief zu Ende gelesen, schüttelte sie gar bedenklich den Kopf. Rosel hatte während ihres Aufenthaltes auf dem Dorfe schon mehrere Briefe geschrieben, sie waren alle kurz und nichts sagend, enthielten nur die Hauptsache, daß das Mädchen sich wohler fühle; aber sie hatten

sie weit mehr befriedigt, als dieses langathmige Schreiben. Es war in dem Briefe etwas, was nicht nach dem Geschmacke der reichen Frau sich lesen ließ. Sie las den Brief mehrmals durch, aber er zeigte sich ihr von keiner besseren Seite. . . .

Nur auf wenige Augenblicke müssen wir das Dorf verlassen. Wir kommen zeitlich genug wieder zurück, um bei der Ernte gegenwärtig zu sein, auf die sich Rosel so freut.

Das schönste „Gewölbe" unter den „Lauben" des Ringplatzes hatte Hannele Ehrenfeld inne. Sie saß darin wie eine Königin, breit und mächtig, die Kunden kamen von selbst, und sie hatte nicht nöthig, nach ihnen auszuspähen oder sie gar mit Schmeichelworten hineinzulocken. Wer bei Hannele Ehrenfeld kaufte, mußte sich nach ihren eigenen Worten eine Ehre daraus machen, und längst hätte sie das „Geschäft" aufgegeben, wenn es ihr nicht eben um dieser Ehre willen leid gethan hätte.

Es war kurz vor der Ernte, und die „Lauben" sind da auf dem Marktplatze immer leer. Der beste Käufer, der Bauer nämlich, fehlt, und die Geschäftsfrauen haben manche lange Weile. Hannele hatte den Brief ihrer Tochter vom Hause mit sich genommen, um ihn in dem kühlen Gewölbe in aller Gemüthruhe noch einmal zu lesen und danach die Antwort abzufassen.

Ein Gefühl von Scham hielt sie dabei ab, den Brief Anderen, etwa ihren Nachbarinnen mitzutheilen; er enthielt zu viel des Beleidigenden, und konnte Herrn Julius Arnsteiner zu Ohren kommen. Eines besonders schnitt ihr durch die Seele, daß Rosel sich nämlich über die Unwissenheit der Leute in der „Gasse" lustig machte, und dagegen die Bauern, bei denen sie weilte, hervorhob. Dicke Schweißtropfen perlten auf der Stirne der reichen Frau, während sie dieses las, und nicht die Hitze des Sommers, sondern die Angst, daß so etwas unter die

Leute kommen, und dem Mädchen einen schlechten Ruf verschaffen könnte, hatte sie ihr entlockt. Sie sah nicht ab, wohin das führen könne, wenn Rosel länger auf dem Dorfe bliebe; eine Verwilderung ohne Gleichen, daß man sie kaum zu erkennen im Stande sein würde, stand drohend vor ihrer Seele. Sie hatte sie aufs Dorf geschickt, damit sie dort gesund werde — und nun rühmte sich Rosel, daß sie das theure „Französisch“ und die „Sprachlehre“ vergessen hätte.

Es traf sich gut, daß um diese Zeit ein alter Bekannter unserer „Gasse,“ nämlich der Doktor Emanuel Prager über den Marktplatz daher kam. Vielleicht erinnert sich noch mancher der Rolle, die er in der Blitzableitergeschichte unseres wackeren Schlossermeisters Trenderl gespielt hat, der kurz zuvor zu namenlosem Erstaunen von „halb Böhmen“ die Tochter der reichen Mindel Brandeis als Frau heimgeführt hatte. Hannele erschien er in diesem Augenblicke ihr wie vom Himmel zugeschickt; dem Doktor war sie gewohnt Alles zu vertrauen. Sie winkte ihn zu sich, und er zögerte auch nicht zu kommen.

„Lesen Sie nur gleich den Brief da, Herr Doktor,“ rief sie ihm beim Eintritte ins „Gewölbe“ in großer Aufregung entgegen, „nur gleich! Der Brief macht mich ganz verzweifelt.“

„Ein Schuldner ausgeblieben?“ fragte der Doktor etwas neckisch.

„Möcht’ ich darum Sie befragen?“ sagte Hannele in übler Laune. „Von Rosa ist er.“

Alsbald legte sich die Stirne des Doktors in ernste Falten sein vorhin lächelndes Gesicht gewann einen Ausdruck nachdenkender Strenge.

Er nahm den Brief und las. Während dem waren di[e] Augen der reichen Gewölbsfrau unausgesetzt auf sein Antli[tz]

gerichtet; nicht das leiseste Spiel einer Miene konnte ihr entgehen. Der Doktor schien Rosel's Brief mit großer Aufmerksamkeit, ja manche Stellen sogar wiederholt zu lesen; dennoch regte sich dabei kein Muskel in seinem Gesichte. Hannele's Unruhe stieg von Minute zu Minute. . . solch ein großer Brief ging ohne Eindruck an ihm vorüber? Endlich war er zu Ende gekommen; ein anmuthiges Lächeln spielte um seine feingeschnittenen Lippen, indem er ihr das Schreiben zurückgab.

„Nun, Herr Doktor, was sagen Sie dazu?" fragte Hannele und sah ihn dabei ängstlich an. „Ist er nicht merkwürdig?"

„Sehr merkwürdig!" meinte der Doktor kurz.

„Wie verstehen Sie das, Herr Doktor?" rief Hannele voll Unruhe und griff nach seinem Arme.

„Er ist darum merkwürdig," sagte der Doktor, „weil ich nicht hoffen durfte, daß sie in so kurzer Zeit gesund wird."

„Meinen Sie, Herr Doktor?" rief Hannele mit ungläubigem Lächeln.

„Die wird gesund, Frau Ehrenfeld," sagte er mit dem vollem Klange seiner männlichen Stimme.

Die Freude über diesen trostvollen Ausspruch des Doktors lockte für einen Augenblick ein sonniges Lächeln auf das Antlitz der Mutter; dennoch war dieses nicht siegreich genug, um alle die Bedenken, die sich in ihr Gemüth seit dem mehrmaligen Durchlesen des Briefes geworfen hatten, mit einem Male zu überwinden.

„Gott, Lebendiger!" rief sie mit einem dankbaren Blick auf den Doktor, „wer wäre denn glücklicher als ich, wenn meine Rosa wieder gesund heimkäme? Ich habe ja nichts Anderes auf der Welt als sie! Soll ich mir aber es nicht zu Herzen nehmen, daß sie so übermüthig schreibt? Und wird

es ihr nicht Schaden bringen, wenn sie zu lange auf dem Dorfe bleibt?“

„Schaden!“ rief der Doktor erstaunt, „wie soll ihr das schaden, was ihr Gesundheit bringt?“

„Sie verstehen mich nicht, Herr Doktor. Ich meine nur, daß sie das Französische so vergessen kann, womit sich Herr Arnsteiner so viel Mühe gegeben hat, und die Sprachlehre und die . . . Wie heißt doch, was so schwer sein soll?“

„Die Participialconstruction!“ ergänzte der Doktor.

Hannele wollte das schwierige Wort nochmals aussprechen, aber sie brachte es nicht zu Stande. Wehmüthig blickte sie den Doktor an.

„Also all das schöne Lernen soll rein verloren sein? Das, was mein Stolz war, woran ich mich in meinen Leiden aufgerichtet habe, das soll ich jetzt mir nichts dir nichts auf dem Dorfe unter den Bauern aufgegeben sehen, und nichts dazu thun?“

„Gar nichts,“ rief der Doktor, und sein ernstes Auge ruhte mit bannender Gewalt auf der reichen Frau. „Wollen Sie Ihre Tochter kränker, als sie zuvor war, in Ihr Haus zurückerhalten? Sie ist jetzt in der ersten Genesung begriffen, hüten Sie sich hineinzugreifen.“

„Da sei Gott zuvor!“ rief Hannele tief erschrocken. „Wie werde ich etwas thun, was gegen das Glück meines Kindes ist? Meinetwegen soll Rosa dort noch ein Jahr bleiben, bis sie ganz genesen ist.“

„Und wenn diese Genesung ein ganzes Leben dauern würde?“ fragte der Doktor, indem er sie forschend anblickte.

Die Frau verstand offenbar den Sinn dieser Frage nicht und schwieg.

Der Doktor empfahl sich darauf und wollte gehen. Da rief ihm Hannele zu:

„Noch Eines, Herr Doktor," sagte sie, „es liegt mir so Vieles auf dem Herzen, und ich weiß gar nicht, wo ich früher anfangen soll."

„Was wollen Sie, Frau Hannele? Ich warte schon!" rief der Doktor.

„Sie red't da in ihrem Brief in Einem fort von einem gewissen Josef ... das dritte Wort im Brief heißt: Josef. Was soll das vorstellen?"

„Nichts, Frau Hannele. Auch das gehört zu ihrer Genesung —" sagte der Doktor und lächelte dabei.

„Ich versteh' Sie nicht —"

„Sie werden es schon einmal verstehen!" rief er bedeutungsvoll. „Einstweilen lassen Sie Ihre Tochter nur gesund werden. Sie ist in guten Händen!"

Damit empfahl er sich und ging. Hatte sie ihn begriffen? In seiner offenen, verständnißreichen Seele trug der Doktor das Geheimniß einer jungen Seele, ihr selbst noch unbekannt, das sich ihm aber in dem Briefe in feinsten Umrissen geoffenbart hatte.

VIII.

Drei Erbsen.

Schneller, als wir gedacht, kommen wir wieder auf das Dorf zurück.

Im Hause Feiwel des Bauers war in diesem Augenblicke ein merkwürdiges Treiben und Bewegen; die Zeit der Ernte war gekommen. Das Jahr hatte mehr gehalten, als es im Anfange versprochen hatte; man konnte es ein gesegnetes

nennen. Wagen auf Wagen brachten die goldene Feldlast ins Haus; knarrend waren sie ausgezogen, leise, weil sie ob der schweren Wucht nicht klagen konnten, waren sie zurückgekehrt. Für Rosel war die Ernte ein neues, nie gesehenes Schauspiel. In der Gasse, in der sie geboren und erzogen war, konnte mit Mühe kaum ein gewöhnlicher Wagen, geschweige ein mit Garben hochaufbelasteter gewendet werden.

So oft eine neue Ladung durch das Hofthor lenken wollte, sprang sie vors Haus hinaus, und wie die Garben mit kraftvoller Hand von den Knechten geschwungen, auf den Boden fielen, wie die Wagen wieder fortfuhren . . dem Allen folgten Rosel's leuchtende Blicke, die mehr als Neugierde verriethen.

Wer das Mädchen jetzt so dastehen sah, und die Stunde verglich, in der es dem zu harten Sitze auf Feiwel's „Kutschel" entflohen war, hätte sich kaum überreden können, es sei noch ein und dasselbe. Sie war in der That sichtlich erstarkt; ihre Wangen blühten im Schimmer einer gesunden Röthe; dabei war das Mädchen größer und kräftiger geworden, und auf den ersten Anblick ward man gewahr, daß mit seinem ganzen Wesen eine merkwürdige Aenderung vorgegangen sein mußte. Es lag ein Hauch innerlicher Freiheit über ihm . . es war mit einem Worte im Zustande selbstständiger Entwickelung.

Wir müssen es übrigens aufgeben, die Geschichte dieser Wandlung erzählen zu wollen. Alles Lebendige folgt dem naturgemäßen Drange, daß es nur in dem ihm am meisten zusagenden Boden wurzeln und gedeihen will. Luft und Licht, Wasser und Erde, wie sie sich auch gegenseitig in ihrem Ringen nach Herrschaft befeinden und bekriegen, und keines dem anderen einen Fuß weit Raumes abzutreten geneigt ist — wenn etwas wachsen und in die Höhe aufsteigen soll, müssen sie sich dennoch brüderlich die Hände reichen, und eines dem anderen

das Wort des Verständnisses zuflüstern. Jeder Gärtner weiß das! Und hier war eine Menschenpflanze in ein Erdreich versetzt worden, das ihr wohlthat!

Auf dem Bauernhof hatte man für das Wunder dieser Wandlung, wie es sich von Tag zu Tag lieblicher offenbarte, die Augen nicht verschlossen. Knechte und Mägde staunten es an, am meisten aber der alte Bauer, über den sich ein Geist der Redseligkeit ergoß, wenn er auf das fremde Mädchen zu sprechen kam, wie man es an dem behäbig gleichgiltigen Manne selber für ein Wunder ansehen mußte. Er schlich hinter dem Mädchen her, etwa wie ein Verliebter, und recht wie Sonnenschein klärte es sich auf seinem breiten Antlitze auf, wenn er ihm nachblicken konnte, wie es behende über den Hof schritt, oder früh Morgens mit klaren Augen in die Stube trat. Trotzdem, daß er da noch gewöhnlich die „Tefillin" um Kopf und Arm geschlungen trug, und jedes andere Wort außer der heiligen Gebetsprache Zions ihm verwehrt war, so konnte er sich doch niemals des Ausrufs enthalten:

„S' Gotts willkumm, Prinzessele!"

Rosel erblickte übrigens in dieser Benennung keine Beleidigung, was ihr beim Eintritte in dieses Haus allerdings als solche geschienen hatte. Das klang ihr jetzt jedesmal wie eine neue Bestätigung, daß sie auf dem Bauernhofe wirklich willkommen und nicht blos gut gelitten war. Dennoch mochten in dem Bauer manchmal Bedenken zweifelnder Natur aufsteigen, ob er auch recht daran thue, und ob das Mädchen am Ende nicht doch beleidigt werden könnte. Rosel stand einmal mitten im Hofe und fütterte die junge Hühner- und Gänsewelt des Hauses. Da kam der alte Bauer, nachdem er dem Thun des Mädchens lange zugesehen hatte, breitspurig dahergeschritten, daß die zaghaften Vögelchen, die ihn nur wenig

kannten, erschreckt auseinander fuhren, und das eine hier, das andere dort eine Zuflucht suchte.

„Um Gottes willen," schrie Rosel, „was stellen Sie an, Rebb Feiwel?"

„Ich hab' dir nur sagen wollen, Rosel," meinte dieser mit seltsam bewegter Stimme, „warum ich dich immer Prinzessele heiß', und niemals anders."

„Ich sehe darin nichts Schlechtes," sagte Rosel, die trotz der Störung ihres Lieblingsgeschäftes lächeln mußte. Sie rief hierauf die Hühner noch einmal an sich, die denn auch auf ihren Ruf sich allmälig wieder um sie sammelten.

„Sollst du leben und gesund sein," rief der alte Bauer, „du magst anfangen und dich stellen wie du willst, du bist doch ein Prinzessele."

„Kann ich dafür, wenn ich so ungeschickt bin? und wenn die schlechteste Magd mehr kann, als ich?" entgegnete Rosel in einem fast traurigen Ton.

„Wirst du gleich schweigen und kein Wort weiter reden?" rief Feiwel; „du hast mich ja gar nicht verstanden, du Narrele! Gerad' weil du Alles so fein und geschickt anstellst, als wärst du dein Leben lang auf einem Bauernhof gewesen, gerad' darum kommst du mir wie ein Prinzessele vor."

„Meinen Sie, Rebb Feiwel?" sagte Rosel und erröthete vor Verlegenheit.

„Weißt du was, Rosel," begann der alte Bauer wieder in seiner Redseligkeit, die heute stärker über ihn gekommen war, als sonst. „Wie ich noch ein Kind war, da hat mir meine Babe (mit ihr sei der Friede) am Sabbatabend, so in der Zeit, wenn man noch kein Licht anzünden durfte, manche Geschichte erzählt, an die ich mich noch jetzt erinnere, wie wenn es erst gestern am Abend geschehen wär'. Manche

von diesen Geschichten waren dir so schrecklich und haarsträubend, daß mein Vater einmal mit einer großen Ruthe gekommen ist, weil ich in derselbigen Nacht vor lauter Furcht nicht habe einschlafen können. Manche Geschichte wieder war lustig und so schön, daß mir noch heutzutage das Herz davon aufgeht. Zum Beispiel von dem Prinzessele mit den drei Erbsen."

Rosel wurde erst jetzt recht aufmerksam; sie hielt in der Fütterung ihrer beflügelten Unterthanen inne, und richtete ihre großen Augen erwartungsvoll auf den alten Bauer.

„Das Prinzessele nämlich," fuhr Feiwel fort, „hat durchaus von keinem Mann hören wollen, nicht mit Güte, nicht mit Gewalt hat man sie dazu bereden können. Da hat sich ihr Vater, der ein König war, gedacht: „Wart', ich will dich auszahlen! Sind dir die schönsten Prinzen nicht recht, so wirst du dir Einen nehmen müssen, der etwas weniger ist, als ein Prinz, meinetwegen einen Bauer." Darauf hat er sie fortgetrieben, und sie ist fort. Blutigwund hat sie sich die Füße gegangen, denn sie war das nicht gewohnt, bis sie in der Nacht, todmüd vor einem Hause in einem großen Walde angekommen ist. „Macht's mir auf," hat sie geschrieen, „macht's mir auf, ich bin eine Prinzessin." „Eine Prinzessin bist du?" sagt ein Weib zu ihr, die ihr die Thür aufgemacht hat, „wart', ich will dich probiren." D'rauf nimmt sie alles Bett, was sie im Hause hat, und schichtet es auf, daß es bis an die Decke reicht, ganz zu unterst legt sie aber drei Erbsen, und nun sagt sie zu ihr: „Jetzt leg' dich schlafen." Früh Morgens kommt sie zu ihr, da sitzt das Prinzessele auf dem Bett und weint bitterlich. „Was weinst du?" fragt sie die Frau, die übrigens selbst eine Königin war. „Wie soll ich nicht weinen," entgegnete das Prinzessele, „ich bin die ganze Nacht auf lauter Steinen gelegen, mein ganzer Körper ist wund davon."

„Denk dir nur, sie hat die drei kleinen Erbsen für Steine gehalten. Darauf sagt die Frau:

„Du hast mich nicht belogen, jetzt seh' ich, daß du eine wirkliche Prinzessin bist."

Rosel lachte laut auf.

„Und so eine Prinzessin bin ich auch, Rebb Feiwel?" rief sie lustig.

„Gewesen," sagte der Bauer beinahe ernst. „Bist du mir nicht vom Wagen heruntergesprungen und fortgelaufen, weil du geglaubt hast, du sitzest auf einem Sack Erdäpfel? Ich schwör' dir's aber noch jetzt zu, Rosel Leben, du bist auf lauter Roßhaar gesessen, wie der verstorbene Herr Pfarrer, der sich auf einen guten Sitz etwas verstanden hat."

„Und jetzt bin ich also kein Prinzessele mehr?" meinte Rosel.

„Wart', ich bin noch nicht fertig," sagte der alte Bauer mit einem gewissen schalkhaften Lächeln zwischen seinen beiden Mundwinkeln, „meinst du denn, jene Prinzessin hat gar nichts mehr zu erleiden gehabt? Das war zwischen ihrem Vater und der Frau, die sie aufgenommen hatte, so verabredet worden, daß sie sollte nämlich die Gänse hüten, die Hühner füttern, die Kühe melken, Gras vom Felde heimbringen, stricken und kochen, kurz Alles thun, was einer gemeinen Magd zukommt. Und richtig! aus der schönen Prinzessin, die auf drei Erbsen gelegen ist, ist eine ganz prächtige Bäuerin geworden!"

Plötzlich wandte sich Rosa bei diesen Worten zur Seite darum vermochte Rebb Feiwel auch nicht die feine Röthe zu bemerken, die in diesem Augenblick ihr liebliches Antlitz überzogen hatte.

„Das Prinzessele nämlich," fuhr der alte Bauer fort, „hat den Sohn von der alten Frau gern bekommen, der war ein

Schäfer und hat die Schafe auf's Feld getrieben, wie sie die Gänse. Ich bitt' dich, Rosel . . . . was geschieht, wenn junge Leute lange beisammen sind? Die schönsten Prinzen hat sie nicht haben wollen, und jetzt hat ihr ein einfacher Bauerssohn besser gefallen, daß sie ihn Allen Anderen vorgezogen hat. Erst da hat es sich herausgestellt, daß er auch ein Prinz ist, und so ist mein Prinzessele zu einem Mann gekommen."

Er hatte diese Worte kaum geendigt, als Josef in das Hofthor eintrat, der große, schlanke Junge mit den klugblickenden braunen Augen. Plötzlich warf Rosel die ganze Ladung von Gerstenkörnern, die sie in der Schürze hatte, den Hühnern hin und floh eiligst ins Haus. Diese Flucht traf so auffallend mit Josef's Kommen zusammen, daß sie diesen selbst verblüffte.

„Hast du ihr vielleicht etwas gesagt, Vater, was sie beleidigt hat?" fragte er, während eine dunkle Röthe, wie von unterdrücktem Zorne, sein Antlitz bedeckte.

„Ich"? lachte Rebb Feiwel. „Ich hab' ihr nichts als von dem Prinzessele mit den drei Erbsen erzählt, und wie die zu guter Letzt glücklich war, daß sie einen Bauer zum Mann bekommen hat."

„Das hast du ihr, Vater, erzählt?" rief Josef, indem er ganz nahe an den Bauer trat, damit ihn kein Anderer höre. „Und da willst du, daß sie nicht auf und davon soll?"

Da zuckte über das Antlitz des alten Bauers ein Licht von Verschlagenheit und schlauem Verständniß, daß es mit einem Male wie beleuchtet von einer innern Flamme erschien. Selten hatte der eigene Sohn diesem Gesichtsausdrucke begegnet; denn der Alle war ziemlich gehämmert für Gemüthswallungen.

„Meinst du denn, mein Jüngel Leben," sagte er langsam, und jedes seiner Worte mit Nachdruck betonend, indem er

dabei mit dem linken Auge zwinkerte, „meinst du denn, dein Feldwebel ist allein ein kluger Mensch gewesen, und außer ihm ist die ganze Welt ein Narr? Da d'rauf kannst du dich verlassen, mein Jüngel: deinem Vater, Feiwel Bauer, braucht man auch nicht den Finger in den Mund zu stecken. Er kann auch beißen."

Laut lachend ging er von dannen, während der einstige Soldat wie am Boden festgenagelt dastand und dem Davoneilenden nachsah. Dann schlich er in den Garten, obwohl er eigentlich im Hause zu thun hatte. — Folgen wir ihm nach.

Da steht der kräftige Junge vor dem Kirschenbaum, unter dem er vor einigen Wochen jenen Brief seiner Mutter vorgelesen hatte. Warum hat sein Antlitz einen so traumhaft zerstreuten Ausdruck, indem er in das grüne Laub hineinschaut? Fällt es ihm ein, daß damals, als er jene Zeilen der reichen Hannele las, der Baum in voller Blüthenpracht stand, und daß jetzt nicht einmal für einen hungrigen Sperling das armseligste Kirschlein daran hing? Mußte Blüthe und Fruchtzeit so schnell vorüberrauschen? Mit einem Male begann auf dem Baume ein Vogel laut zu pfeifen. Oft sind diese Naturstimmen nur die Verkündiger und Verräther dessen, was siebenfach bedeckt und verhüllt in solchen Momenten in unserer Seele singt und klingt. So mochte es auch Josef sein. Er horchte auf den Gesang des Vogels, als sei es zum ersten Male, daß er ihn zu Ohren bekam. Er sah den Vogel nicht, er hörte nur dessen Sprache aus den Blättern zu sich dringen — aber tief bis ins Herz hinein. Plötzlich verstummte der Gesang, der Vogel flog mit leichtem Geräusche auf, und ließ sich auf einem benachbarten Baume nieder. Nun bekam ihn Josef ganz zu Gesichte; er erwartete, ob das kleine Thierchen von Neuem beginnen würde. Aber der Vogel schien seine

Lust daran zu haben, die Erwartungen Josef's zu täuschen. Er sang nicht mehr, und endlich flog er auf und davon, weit weg über den Zaun des Gartens.

Mit einem Blicke tiefer Traurigkeit blickte Josef dem Davoneilenden nach. Dann schien mit einem Male ein Geist der Ermannung über sein seltsam zerstreutes Wesen zu kommen, gleichsam von innen heraus trat eine sichtliche Erhebung über die Schwäche dieses Augenblickes auf seinem Gesichte hervor; und an die Stelle der früheren Schlaffheit war die Miene siegreicher Entschlossenheit getreten. Rasch, als wollte er einen müßig verträumten Augenblick wieder einbringen, verließ er den Garten.

Im Hofe lag eine Ladung Baumklötze, für den kommenden Winter. Wußte Josef, was er that, als er einen dieser Klötze mit den Händen umfaßte und aufhob, und ihn dann weit von sich über den Hof schleuderte? Was bedeutete diese Kraftprobe? Seine Mutter Gitel sah in diesem Augenblicke aus der Küche in den Hof; sie hatte das anscheinend unsinnige Treiben ihres Sohnes wohl gemerkt.

„Josef, was stellt das vor? Bist du nicht mehr sinnedig?"

Er schaute auf; dunkelroth war sein Gesicht, sei es von der Kraftprobe oder von dem wogenden Gefühle, das ihn beherrschte.

„Ich habe nur sehen wollen, Mutter, ob noch ein Bissele Kraft ist in mir," rief er, und mit einem mächtigen Fußtritt schob er den Baumklotz wieder an dessen frühere Stelle zurück.

Einem Mutterauge, sagt man gewöhnlich, ist die Kunst gegeben, in der Seele des Kindes selbst da zu sehen und sich auszukennen, wo für jedes andere Dunkelheit und Finsterniß ist. Diesmal jedoch machte Gitel, die Bäuerin, davon eine

Ausnahme. Ihr Auge, ihr geistiges sowohl, wie ihr leibliches, ruhte seit der Ankunft Rosel's auf keinem anderen Wesen, als auf dieser; für die kleinste Regung dieser ihr anvertrauten Pflanze hatte sie die Aufmerksamkeit eines Gärtners; aber in ihrer Freude an dem neuen Kinde, in ihrem Glücke, daß Rosel in ihrem eigenen Hause der Gesundheit an Leib und Seele entgegengehe, vergaß sie nachzuforschen, was die verdrossene Miene ihres Sohnes Josef, sein unlustiges Wesen, und eine gewisse Bitterkeit, die man sonst an ihm nicht kannte, zu bedeuten hatten.

Die Bäuerin ging nämlich von der irrigen Ansicht aus, daß Josef noch immer gegen die Aufnahme des fremden Mädchens sei. Sie hatte es nicht vergessen, wie er dagegen geeifert, und in seinem Zorne sogar harte Worte gegen die eigene Mutter gebraucht hatte. In Wahrheit jedoch war es Gitel in dieser Hinsicht gleichgiltig, was Rebb Feiwel oder ihr Sohn über Hannele's Tochter dachten. In der Ausschließlichkeit ihrer Liebe wollen so kraftbewußte Naturen, wie die unserer Gitel, nicht beirrt sein; selten gewahren sie, wenn sie irgend einmal ein Wesen in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen haben, was zur Rechten oder zur Linken vorgeht; ja sie wollen sogar nichts gewahren. Gitel war es sich bewußt, daß sie erfolgreich in das ganze Leben Rosel's eingegriffen, daß ihr energisches Auftreten zum guten Theile mit daran Schuld war wenn sich das neue Wesen des Mädchens so vortheilhaft entwickelt hatte. Zudem war es der Bäuerin niemals vergönnt gewesen, sich einer Tochter zu erfreuen ... Nun war ihr eine, halb vom Zufall, halb vom Glück geschenkt worden. Wie sollt sie das Geschöpf ihres kräftigen Willens, das unter den Schmerzen der Angst ans Licht getretene Kind, nicht mit aller Eifer sucht einer wirklichen Mutter behüten? . . .

Mehr als jedes weitläufige Erzählen hat es vielleicht Rosel's Brief an ihre Mutter dargethan, welche Lust und überströmende Heiterkeit über die Seele des verwöhnten Kindes gekommen war. Gitel konnte auf diesen Erfolg ihrer Erziehungskunst wahrlich stolz sein. Mitten aus einer müßigen Thätigkeit bei Herrn Julius Arnsteiner, aus dem zerstreuenden Dunste halbverstandener Romane hatte sie Rosel zum selbstständigen Eingreifen in das Hauswesen gewöhnt, und was Hannele Ehrenfeld, die reiche Gewölbsfrau versäumt, das holte Gitel während der wenigen Monate im Fluge ein. Sie führte Rosel in die Küche ein, sie erschloß ihr das innerste Wesen eines Bauernhofes; sie verbarg ihr nichts, und wie man ein Kind mit Bändern und rothen Korallen ausschmückt, daß es weithin glänze und leuchte, so schmückte Gitel auch die Tochter ihrer Freundin, um sie ihr einst völlig gesundet wieder zurückzugeben, mit allen Kunstgriffen und Lehren der Haushaltung aus. Niemals ist eine Erziehung reicher belohnt worden. „Gott Lebendiger!“ sprach es manchmal in ihr mit aller Glut erkennender Dankbarkeit, wenn sie sah, wie das Mädchen immer mehr zunahm an Gedeihen und Wohlsein, an Thätigkeitstrieb und Erkenntniß, „wie ist das nur möglich, daß das alles ein Buch soll zu Wege gebracht haben? Und wenn ich es ihr nicht weggenommen hätte? Was wäre daraus geworden?“ Auf solche Fragen, gute Gitel, giebt es keine Antworten. Aber wenn du den letzten Brief Rosel's an ihre Mutter hättest lesen können — so wäre dir klar geworden, daß sich eine Macht in die Erfolge deiner Erziehung getheilt hatte, die außer deiner Berechnung lag.

Irren wir, wenn wir diese andere Macht „Josef“ nennen?

IX.

In die Kaserne zurück.

Die Ernte war eingeheimst worden; was man während des Schnittes nur annäherungsweise als Erträgniß berechnet hatte, das stellte sich jetzt, seitdem man die ersten Proben der neuen Frucht für den nächsten Wochenmarkt vorbereitete, als über jede Erwartung günstig heraus. Auf keinem Gebiete menschlichen Schaffens zeigt sich der Gewinn von einer reinern Seite, als wo er unmittelbar aus den Händen der Natur kommt; sie giebt ihn ungebeten, ohne Feilschen und Schreien, denn sie selbst ist voll Ruhe und ohne Leidenschaft. Ein Schimmer schweigsamen Glückes war über das Haus gebreitet, das ihm sehr wohl anstand.

Es war am Abend eines Sabbats in den letzten Ausgängen des Sommers. Da saß Gitel, die Bäuerin, mit Josef draußen vor dem Hause auf der hölzernen Bank, der gewöhnlichen Zusammenkunft der Familie an diesem Tage der Ruhe, an dem Alles ringsum im Dorfe in lebendiger Thätigkeit sich regte, sie selbst aber der süßen Behaglichkeit beschaulicher Muße sich hingaben. Beide hatten von gewöhnlichen Dingen gesprochen. Da kamen aus der Dorfschenke, die nicht fern dem Hause lag, einige Burschen, denen man an den „Commißkappen" und den blauen Hosen beurlaubte Soldaten ansah. Es waren zumeist Söhne von Bauern, die für die Erntezeit in ihre Heimath entlassen waren, und jetzt wieder zu ihrer Kompagnie zurückkehrten.

„Wo mögen die jetzt hinziehen?" fragte Gitel gleichgültig.

Statt aller Antwort nahm Josef die eigene Commißkappe vom Kopf, die er seit dem Abschied noch immer trug, und

schwenkte sie gegen die dahinziehenden Kameraden, die diesen Gruß bemerkten, und durch lauten Zuruf beantworteten.

„Was soll das vorstellen, Josef?“ rief die Bäuerin.

Der ehemalige Korporal in der Armee schwenkte noch mehrmals die Kappe, und hörte nicht eher auf, als bis die Urlauber durch eine Biegung der Straße aus dem Gesichte verschwunden waren. Sie hatten einen Gesang angestimmt, der sich leise, je weiter sie sich entfernten, verlor. Erst jetzt wandte sich Josef um; aber zum Erschrecken der Bäuerin bot seine Miene in diesem Augenblicke eine so auffallende Veränderuug, daß sie auch ein minder geübtes Auge, als das unserer Gitel gewahren mußte. Der einstige Soldat hatte nämlich Thränen im Auge!

„Josef! was ist dir?“ rief Gitel „was geht mit dir vor?“

„Nichts, Mutter,“ entgegnete der Soldat, der sich zu ermannen suchte. „Nichts,“ sagte er, indem er die Kappe mit einer gewissen Heftigkeit auf den Kopf drückte, dabei aber eine solche Stellung einnahm, daß ihm Gitel nur von der Seite ins Gesicht blicken konnte.

„Josef, das glaub' ich dir nicht,“ rief Gitel um so dringender, „da hast du zum ersten Male in deinem Leben eine Lüge gesprochen. So umsonst, wenn nichts vorgeht, hat man nicht das helle Wasser in den Augen.“

„Nun gut, Mutter,“ sagte Josef nach einer Weile mit mühsam gefestigter Stimme, „ich habe mir nur gedacht, wie ich da meine ehemaligen Kameraden habe vorbeiziehen gesehen: Die haben es gut! Könntest du nur mit ihnen!

„Josef!“ schrie die Bäuerin, und riß den einstigen Soldaten mit einem so kräftigen Rucke herum, daß er ihr grade von Angesicht zu Angesicht stand.

„Was geht mit dir vor? Wirst du gleich reden?“

„Ich habe es dir ja gesagt, Mutter — “

„Du möchtest also wieder in deine Kaserne gehen?“ rief die Bäuerin mit dem Ausdrucke des Entsetzens in jeder Geberde.

„Warum nicht, Mutter?“ meinte der Soldat mit gesenkten Blicken. „Der Feldwebel, unter dem ich gestanden bin, hat schon dreimal so lange gedient, als er eigentlich hätte dienen sollen. Der wird auch als Soldat begraben werden. Es giebt Manchen, der den Rock des Kaisers nicht mehr auszieht, wenn er ihn einmal angezogen hat.“

Die Bäuerin rang nach einem Ausdrucke. Das, was sie jetzt vernahm, war so erschreckender Natur, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn der sonst so redekundigen Frau zum ersten Male das Wort versagte.

„Dein Feldwebel ist dir also lieber, als dein Vater und deine Mutter,“ rief sie nach einer guten Weile mit gebrochener Stimme, „und die Kaserne ziehst du unserem gesegneten Hause vor? Das habe ich an dir erleben müssen, der mein einziger Sohn ist.“

Sie konnte nicht weiter, die Stimme versagte jeden Laut.

„Mach' mir das Herz nicht schwerer, Mutter, als es mir ohnehin ist,“ sagte der Soldat, ohne aufzublicken, indem er mit der Hand über sein Gesicht fuhr. „Ich habe ja nichts gesagt, als daß ich meine Kameraden beneidet habe?“

„Mit deinen zwei fehlenden Fingern wird man dich wieder zum Soldaten nehmen?“ rief Gitel mit einem merkwürdigen Gemische von Triumph und Angst in Wort und Geberde.

„Zum Fuhrwesen nimmt man mich immer gerne an,“ meinte der Soldat.

„Josef, mit dir geht was vor,“ schrie Gitel wieder, „du willst es nur deiner Mutter nicht sagen. Ist dir im Hau etwas nicht recht? Gradezu heraus, möchtest du auf die Bescha

gehen, dir ein Weib nehmen? Du weißt, wir haben genug für dich, und daß noch eine Familie davon lebt. Warum thust du es also nicht? Meinst du denn, wir hätten was dagegen, wenn du ein Mädchen nach deinem Sinne dir aufsuchst?"

„Ich denk' nicht daran, Mutter," sagte der Soldat kurz.

„So ist dir etwas anderes im Hause nicht recht?" rief die Bäuerin wieder. „Was kann denn das sein? Kann es Einer besser haben, als du, thut man dir nicht, was man dir an den Augen ansieht? Du meinst also, die da vorübergezogen sind wieder in ihre Kaserne zurück, die haben es besser als du?"

Josef entgegnete nichts.

„Wart', jetzt weiß ich, was dir fehlt," rief Gitel wieder nach einer Weile im raschen Gedankenflug. „Du warst gleich vom Anfang dagegen, daß ich Hannele Ehrenfeld's Tochter ins Haus nehme, und seitdem hast du deinen Zorn darüber nicht abgelegt. Ich will gar nicht fragen warum? Wenn dir aber Rosel nicht recht ist, so brauche ich ja nur ihrer Mutter zu schreiben und sie nimmt sie sogleich nach Hause. Willst du, daß ich sie fortschicke?"

„Dann gehe ich erst recht unter das Fuhrwesen," sprach der Soldat mit kaum vernehmbarer Stimme.

In der Aufregung, die diese Unterredung über die Bäuerin gebracht hatte, überhörte sie, was doch eigentlich nicht mißverstanden werden konnte.

„Du sagst das nur, um mir nicht wehe zu thun," rief sie wieder, in der die fürchtende Mutter vollständig die Obergewalt eingenommen hatte. „Du weißt, daß mir das Mädchen ans Herz gewachsen ist, und daß ich sie nicht gerne so bald verlieren möchte. Aber deiner Mutter kannst du aufs Wort glauben: Wenn es dir nicht recht ist, daß Rosel länger im

Hause bleibt, so schreibe ich gleich morgen an Hannele Ehrenfeld. Sie wird es mir schon verzeihen . . und eine Ausrede ist bald gefunden. Ich kann ja doch nicht den eigenen Sohn fortziehen lassen . . und eine Fremde dafür behalten?"

Der Soldat hielt seinen Kopf tief gesenkt, um seine Lippen spielte jedoch ein Zug von Trotz, der gewaltig dasjenige zurückhielt, was doch nicht länger verschwiegen werden konnte.

„Dringe nicht länger in mich, Mutter," sagte er endlich finster, „ich kann es dir doch nicht sagen. Ein Soldat muß fasten können, aber auch schweigen. Und am besten wäre es doch, wenn ich mit meinen Kameraden fortziehen könnte!"

Jetzt kam über das Wesen der Bäuerin ein solcher Grimm, wie er nur aus den Tiefen eines tief beleidigten Gemüthes hervorzuquellen vermag.

„So geh'!" rief sie mit vor Erregtheit zuckenden Lippen, „geh' wieder zu deinem Feldwebel, wenn er dir lieber ist als Vater und Mutter. Geh' meinetwegen zur Cavallerie oder zur Artillerie oder zum Fuhrwesen — ich werde dir kein nasses Auge nachweinen. Läßt in sich hineinreden von einer Mutter wie in ein Faß, und wie ein hohles Faß bleibt er stumm! Meinst du denn, du bist noch der Soldat, der seinen Feldwebel vor sich hat, vor dem er nicht „muxen" darf? Ich bin deine Mutter, Josef, also mehr als dein Feldwebel! Und jetzt geh'! Ich halte dich nicht auf!"

So ungewohnt diese Vorwürfe und der Ton, in welchem sie vorgebracht wurden, für Josef waren — er ertrug mit gesenktem Kopfe die ganze Last. Ohne ein Wort der Widerrede wandte er sich von ihr ab, und ging langsamen Schrittes ins Haus hinein.

Die Bäuerin blieb mit ihrem Zorne und ihren Gedanken über des Sohnes seltsames Thun allein. Der erste schwirrte

noch eine Zeit lang in ihr, bald jedoch traten die andern mildernd und beruhigend in den Vordergrund ihrer mütterlichen Sorge. Was mochte es sein, das ihren Sohn in so kurzer Zeit derart umgestalten konnte? Sollte es in der That der Haß gegen Hannele Ehrenfeld's Tochter sein? Was hatte ihm diese aber zu Leide gethan? Es mußte so sein. Denn nun erst kam es ihr in den Sinn, daß die „Auswechslung" Josef's mit dem Augenblicke begonnen, da Rosel ins Haus kam. Aber jetzt gab es keine andere Wahl; entweder ging der einzige Sohn wieder unter die Soldaten — oder Rosel mußte das Haus verlassen!

Heiße Thränen floßen bei dieser Betrachtung über Gitels Wangen; sie sollte von ihrem Herzen so Liebgewonnenes scheiden lassen! Schon jetzt, wo sie den Gedanken an Rosels Weggang blos dachte, war es ihr, als scheide etwas Leuchtendes, etwas unendlich Wohlthuendes aus ihrem Hause, und als bliebe darin nur Finsterniß und Beklemmung zurück. Jetzt erst fühlte sie sich recht als die Mutter auch dieses Kindes; es war ihr nicht anders, als müßte sie eine Tochter in die weite fremde Welt ziehen lassen. Aber ihr blieb ja keine Wahl; Rosel mußte aus dem Hause!

Lange saß sie so in tiefem Sinnen. Da kam unversehens die, deren Wesen so mächtig in die Ruhe dieses Hauses gegriffen, Rosel selbst, über den Weg daher. Gitel hatte sie zu dem kranken Kinde einer Bäuerin mit einem Stücke Sabbatbrot geschickt, um es zu „erlaben". Als sie ihrer ansichtig ward, ging es tief schmerzlich durch ihre Seele; denn als eine Frau von kräftigem Willen, wie wir sie bereits kennen gelernt haben, wollte sie Rosel sogleich ihren Entschluß kund thun. Der Augenblick dazu war gekommen.

„Rosel . .!" rief sie ihr entgegen, da sie noch einige

Schritte von ihr entfernt war, „was hat denn das Kind dazu gesagt?"

„Es hat sich ordentlich daran erquickt," meinte Rosel und war in einem Satze bei der Bäuerin angelangt.

„Sie haben geweint, Gitel!" rief sie sogleich erschrocken. „Was ist vorgefallen?"

„Was liegt dir d'ran, mein Kind", sagte die Bäuerin, indem sie sich die Thränen trocknete, „ob du es weißt oder nicht. In jedem Hause kommt etwas vor, worüber eine Mutter sich kränken muß; der deinigen wird es nicht besser ergehen. Reden wir lieber von etwas Anderem. Wann schreibst du wieder einen Brief an deine Mutter?"

„Eigentlich erwarte ich einen von ihr," entgegnete Rosel.

„Schreib' du ihr zuerst," rief Gitel mit einer gewissen Hastigkeit. „Auf einen Brief der Mutter muß ein Kind zwei und drei schreiben."

„Ich versteh' Sie nicht, Gitel," meinte Rosel kopfschüttelnd; „erst weinen Sie, dann heißen Sie mich, ich soll an meine Mutter schreiben. Sind Sie vielleicht nicht mit mir zufrieden?"

„Rosel, um Gottes willen," rief die Bäuerin mit neuen Thränen in den Augen, „mach' mir das Herz nicht beschwerter, als es ohnehin ist. Soll ich dir denn geradezu heraussagen, daß du deiner Mutter schreiben mußt?"

„Warum, warum?"

„Ich kann dir's nicht verschweigen, Rosel . . es muß ausgesprochen sein. Ich weiß nicht, ob wir noch länger bei einander bleiben können. . . Mein Sohn Josef will wieder unter die Soldaten gehen — und du mußt wieder zu deiner Mutter zurück."

„Er will wieder unter die Soldaten?" rief das Mädchen nicht erschrocken, doch überrascht.

„Was willst du thun?" sagte die Bäuerin, der das Aussprechen des Schwersten außerordentlich das Herz erleichtert hatte, „wenn so einem eisernen Kopfe wie mein Sohn ist, einmal ein Idee beigekommen ist, dann bringen sie ihm zwanzig Bauern mit Roß und Wagen nicht heraus. Er meint, er ist noch immer bei seinem Feldwebel in der Kaserne. Kurz und gut, er will wieder fort, mit seinen zwei abgeschossenen Fingern will er wieder fort. Ich fürcht', ich fürcht', wie ich ihn kenne, der Gedanke wird ihm schwer herauszubringen sein, wenn du mir nicht den einen Gefallen erweisest — und gehst wieder nach Hause."

„Ich soll wieder fort?" sagte Rosel, noch immer anscheinend ruhig.

„Rosel . . .," rief die Bäuerin in überwallendem Schmerze, „laß mich mit dir mich aussprechen . . ., ich muß dir Alles sagen. Mein Josef hat einen unglückseligen Haß gegen dich gefaßt, wofür ich nichts kann. Gleich wie ich dich habe ins Haus nehmen wollen, war er dagegen. „Wozu willst du dir so eine Prinzessin aufnehmen", hat er gesagt, „die uns verachtet und keinen Begriff davon hat, was ein Bauer ist? Lies ihren Brief und den von ihrer Mutter, und sieh! was Leute sind, die mit Kühen und Erdäpfeln nichts wollen zu thun haben." Rosel Leben! ich hab' auf seine Worte nichts gegeben, und danke meinem Gott im siebenten Himmel dafür! Als eine Prinzessin bist du gekommen, und warst verwöhnt und verzärtelt, aber von dem Augenblicke an, wo ich dir das Buch weggenommen habe, bist du eine Andere geworden. Du hast ein Geschick zu Allem . . . man kann auf- und abgehen in halb Böhmen, so wird man keine zweite Rosel finden. Nicht nur hast du deine Natur ge-

ändert, du bist mir auch im Hause behilflich gewesen, wie die beste Bauerstochter. Das Alles weiß ich, und habe es gesehen; nur mein Josef hat für dich blinde Augen. Da kannst du thun, was du willst, er meint noch immer, du verachtest uns, weil du Hannele Ehrenfeld's Tochter bist, und wir nur ungezogene Bauern. Und weil er sieht, wie du mir und meinem Feiwel, denn auch der ist gegen dich ein Anderer geworden, so ans Herz gewachsen bist, gerade darum setzt er seinen eisernen Kopf auf und ist dir ein Feind. Sonst, das kann ich als Mutter schon sagen, ist das Kind gut, brav und tüchtig; er trinkt nicht, er spielt nicht und giebt keinen Kreuzer unnütz aus. Nur gegen dich hat er die unglückselige Idee, da ist er wie ausgetauscht. . . . Soll ich das einzige Kind wieder Kommißbrot essen lassen, und auf einem harten Brett in der Kaserne schlafen? soll ich zugeben, daß er in einer Winternacht irgendwo Wache steht, wo er, Gott behüte, mir erfrieren kann? Ich frag' dich selbst, Rosel . . ., du hast ja so viel gelernt und so viele Bücher gelesen. Ist es da nicht besser, du gehst zu deiner Mutter wieder zurück, damit ich und mein Feiwel ihren Sohn behalten?"

„Es wird nicht ganz so sein," sagte das Mädchen nach einer guten Weile, und ein seltsames Lächeln glitt dabei über ihr liebliches Antlitz.

„Du wirst mir sagen, mein Kind, wie Josef von dir denkt?" eiferte Gitel, „dem seh' ichs auf hundert Schritte an den Augen an, ob er einem Menschen wohl will oder nicht. Ich sag' dir, Rosel, deinetwegen will er aus dem Hause, deinetwegen will er wieder zu seinem Feldwebel."

„Meinetwegen?" sprach das Mädchen langsam nach.

Dann saß sie einige Augenblicke, wie nachsinnend demjenigen, was sie jetzt soeben vernommen. Holde Lichter spielten

dabei auf ihrem Antlitze, nicht die der untergehenden Sonne, sondern die aus dem Gemüthe herausleuchten, wenn es sich zu irgend einer bedeutenden That erhebt.

Mit einem Male stand sie von der Bank auf.

„Ich schreibe nicht an die Mutter," sagte sie mit Innigkeit, „und Josef wird nicht unter die Soldaten gehen. . . ."

Diese merkwürdige Sicherheit des Mädchens verblüffte die Bäuerin derart, daß sie keines Wortes mächtig, ihr nur in das feingeröthete Gesicht starrte.

„Verlassen Sie sich darauf," betheuerte leise Rosel „die Prinzessin wird schon mit ihm reden."

„Rosel Leben! wenn du das könntest! Wie glücklich möchtest du mich machen?" seufzte Gitel.

Rosel sprach kein Wort mehr; sie schaute auch nicht auf. Nur ein Lächeln war auf ihrem Anlitz leuchtend geblieben. Was sollte es bedeuten?

X.

Ein Gespräch zwischen Nacht und Morgen.

Die Nacht, die diesem an Erschütterung so überreichen Abend folgte, sollte nicht vorübergehen, ohne für die Bäuerin noch eine Begebenheit von bedeutungsvoller Art gebracht zu haben. Mitten in der Nacht wachte nämlich ihr Mann Feiwel auf, was ganz gegen den gewöhnlichen Gang seiner Natur war; denn nach Gitel's Ausspruch war es nur einmal während ihrer dreißigjährigen Ehe, daß er von seinem Schlaf, worin er ganz und gar einem zugebundenen Sack Erdäpfel glich! eine Ausnahme gemacht, nämlich als er die „große" Krankheit (zur Buße gesagt) überstand.

„Gitel," rief er erst leise, dann immer lauter, „bist du auf, daß man mit dir ein Wörtel reden kann?"

„Gott Lebendiger! Du bist doch nicht etwa krank geworden?" schrie die Bäuerin, schlaftrunken in die Höhe fahrend; sie war erst kurz zuvor, nachdem sie in Sorgen und Kummer lange dagelegen, in einen leichten Schlummer gesunken.

„Mir fehlt nichts," sagte Feiwel mit klarer Stimme, was in der Nacht gleichfalls zu den Seltenheiten gehörte, „aber unserem Josef fehlt etwas, und das will mir nicht aus dem Kopfe."

„Hat er dir auch gesagt," rief Gitel, „daß er wieder unter die Soldaten will?"

Den alten Bauer schien diese Mittheilung nicht im Geringsten zu überraschen. Nach einer guten Weile schlug er ein lautes Gelächter auf.

„Will er wieder?" rief er dazwischen, „du wirst sehen, er wird sich seinen Feldwebel schon aus dem Kopf schlagen."

„Du wirst ihn doch nicht mit Gewalt zwingen wollen?" meinte Gitel trocken. „Dazu ist das Jüngel doch ein zu großer Jung!"

„Wenn er es nicht gutwillig thut," sagte Feiwel lustig, „so muß man ihn zu seinem Glücke zwingen."

„Red' teutsch mit mir, Feiwel," sprach Gitel.

„Ich hab' ihm eine Prinzessin zur Frau bestimmt," meint[e] der Bauer, dessen Stimme zum leisen Flüstern geworden war[.]

„Mir scheint, Feiwel," sagte die Bäuerin, „du hast eine[n] Traum gehabt, und jetzt meinst du, du träumst noch immer[.] Du weißt nicht, was du redest."

„Wenn ich von einer Prinzessin rede," meinte Feiwel[,] „so mein' ich damit das Prinzessele, was wir im Hause haben![“]

Die Bäuerin schrie nicht auf vor Entsetzen, als sie dies[e]

abenteuerliche Mittheilung aus dem Munde ihres Mannes vernahm, sie ergriff nur ein Schwefelholz und zündete damit die Kerze an.

„Ich muß dich beim Licht sehen, Feiwel," sagte sie, indem sie die Kerze aufhob und dem Bauer damit ins Angesicht leuchtete.

Das behäbigvolle Antlitz des alten Bauers lachte ihr aus der Umhüllung einer riesigen Schlafmütze entgegen.

„Ich mein's im Ernst, Gitel," rief er lustig, „ganz im Ernst. Warum? soll' das Prinzessele für unseren Sohn zu schlecht sein?

„Feiwel Narr!" schrie Gitel erst jetzt auf, „nicht Feiwel Bauer sollt' man dich heißen. Schläfst du oder bist du wach? Oder hältst du mich selbst für einen Narren?"

„Lösch das Licht nur wieder aus, Gitel," sagte der Bauer sich streckend, „ich seh' im Dunkeln auch und weiß, was ich weiß."

„Was weißt du?" rief Gitel hastig.

„Daß das Prinzessele für unseren Josef das prächtigste Weib auf der Welt wär'," meinte Feiwel.

„Sag' mir nur, Feiwel," rief die Bäuerin nach einer langen Pause, während welcher sie ihre Geister nur mühsam zu sammeln vermochte. „sag' mir nur, was hast du dir in deinen alten Kopf für eine Fliege gesetzt? Weißt du denn, was du redest? Ich will gar nicht davon sprechen, daß Josef gegen das Mädchen mit Leib und Seele ist, aber bedenkst du nicht, wer sie ist, und wer er? daß wir nur einfache Bauersleute sind, und sie Hannele Ehrenfeld's Tochter?"

„Das Prinzessele in der Geschichte von meiner Babe war zuletzt auch froh, daß sie einen Bauernsohn zum Manne bekommen hat. Freilich war's auch ein Prinz," sagte der Bauer,

den alle Ausrufe und Aufschreie Gitels nicht beirrten, „aber ist unser Josef nicht auch ein Prinz — unser Prinz?“

„Spaß treiben kannst du auch bei der Narrheit?“ rief die Bäuerin mit Bitterkeit.

„Hör' an, Gitel,“ begann mit einem Male der alte Bauer in einem Tone, den sie an ihm nicht gewohnt war; denn er klang ernst, fast bittend, „glaubst du denn, ich werde in solchen Dingen Spaß treiben mit dir, oder dich sonst zum Narren halten? Ich weiß, ein gescheidtes Weib fügt sich in Alles, in Ernst so gut, wie in Spaß; aber wie es einmal auf das Capitel kommt, daß man sein eigenes Kind gut versorgen möchte, da sind sich alle Weiber gleich. Sie verlieren nämlich den Kopf!“

Zu der Bäuerin größtem Erstaunen fuhr der Bauer in diesem Tone zu sprechen fort. Seine Rede war ein einziger Lobspruch auf das Prinzessele. Das hätte er nie geglaubt, und wenn es ihm der erste Rabbiner in der Welt gesagt hätte, daß aus einem verwöhnten und verzärtelten Mädchen werden könne, was aus Rosel geworden. Man müsse nur sehen, wie sie etwas anrühre, welch einen besonderen „Geschmack“ das Alles habe. Beim Trinken verschütte sie nichts, beim Essen beschmutze sie nicht das Tischtuch oder stecke gar die Finger in die „Tunke“ hinein. Alles geschehe mit „Tam“ (Anmuth) und mit Geschick. Er habe sie oft im Stillen betrachtet, nie habe er etwas Unebenes an ihr bemerkt, das Herz gehe ihm auf, wenn er ihr goldiges Antlitz schaue. Zu denken, das Kind könnte wieder aus dem Hause gehen, und er hätte dann nichts weiter von ihm, das gehe ihm wie ein Messerstich durchs Herz! Da sei ihm einmal der Gedanke gekommen, ob man Rosel denn nicht fürs ganze Leben hier auf dem Dorfe behalten könnte. Das Kind sei schon in dem Alter, wo man an solche Dinge denken

könne, und passe zu Josef, wie nur in der Welt etwas zusammenpassen könnte. Kurz und gut, das Prinzessele müßte im Hause bleiben, es gehe, wie es gehe."

Namentlich die letzten Worte hatte der Bauer mit einer so markigen Entschiedenheit gesagt, daß sie Gitel im ersten Augenblicke ganz einschüchterten. Welches Mutterherz folgt nicht willig dem Zuge solcher Rede, wenn sie zuletzt auch in einen lustigen Traum endigt!

„Sag' nur, Feiwel," meinte sie nach einer Pause... „Glaubst du im Ernste, Hannele Ehrenfeld wird uns einfachen Bauersleuten ihre Tochter geben? Gott der Lebendige weiß, was Rosel „nachbekommt!" *)

„Weiber! Weiber!" rief der Bauer beinahe zornig, was jedenfalls von einer merkwürdigen Aufgeregtheit seines Wesens zeigte. „Geht denn das in Euren Kopf nicht hinein, daß ein Bauer in heutiger Zeit mehr gilt, als sie alle dort, wie sie in den Buden und Gewölbern sitzen und sich gegenseitig die Kunden abjagen? Weißt du denn, daß ich, Feiwel Bauer, mit keiner Hannele Ehrenfeld auf der ganzen Erde tausche? Ich, der ich da sitze auf meinem Hof und meinen Aeckern und bin keinen Kreuzer darauf schuldig, ich bin mehr als die Leut' in den Gassen mit all ihrem Geld und Geldeswerth. Sie haben ihre Schuldner über die halbe Welt ausgestreut, wie einen verschütteten Sack mit Erbsen — ich, ich habe sie alle beisammen! Mein Feld, meine Wiesen, meine Kühe und Ochsen, das sind meine Schuldner, und dazu brauche ich keinen Advokaten, sondern meine eigene Hand, daß sie mir zur Zahlzeit nicht schuldig bleiben. Gott allein im siebenten Himmel ist mein Borger, einmal leiht er mir mehr, das andere Mal weniger, aber immer

*) Volksausdruck, statt: welche Mitgift sie erhält.

doch so viel, daß ich und meine Familie davon leben können. Laß sie dich auslachen, Gitel, wenn du einmal zur „Jahrzeit“ zu ihnen kommst und hast eine altmodische Haube an. Laß sie lachen und spotten! Du bist doch Gitel, die Bäuerin, und dein Mann heißt Feiwel Bauer; das will, wie es mir vorkommt, beinahe so viel heißen, als wenn man in der „Gasse“ sagen könnte: „Gitel die Gräfin ist da!“ Denn was ists, warum man von einem Grafen mit so großem Respekt zu reden gewohnt ist? Man denkt sich, der hat so viel und so viel Einkünfte; hat Aecker und Wiesen, Kühe und Schafe, Fasanen und Hasen, und seiner Väter Väter haben auch das gehabt. Sieh', Gitel, es kommt mir vor, als wäre es im Kleinen so auch mit mir. Mein Vater und Großvater, und vielleicht schon dessen Väter sind Bauersleut' gewesen, und haben in diesem Hause gewohnt. Warum sind sie nicht fortgezogen? oder haben sich in ein „Gewölb“ gesetzt, um Kunden zu bedienen? Weil es gegen ihre Ehre war! Und doch haben sie die Felder und den Hof nur in Pacht gehabt. Ich aber, ich habe das Alles zu eigen, mein Name ist wirklich: Feiwel Bauer! Und da sollte ich viel darum mich kümmern, ob Hannele Ehrenfeld mir ihre Tochter für meinen Sohn geben will oder nicht? Wenn mir das Prinzessele nicht so überaus gefallen möchte, meinst du, ich möchte nur den Mund aufthun, um mit Hannele zu reden über die Sache? Die Hand möcht' ich mir ender (eher) abhacken! So denk' ich aber, es geschieht ihr eben so gut ein Gefallen damit und eine Ehre, wie uns. Und so, Gitel Leben, wollen wir die Sache ihren Gang gehen lassen, wie es Gottes Wille und Schickung ist. Du weißt jetzt, was ich im Kopfe trage ... thu' mir nur das Eine zu Lieb', und red' mir nicht ab! Ich habe die Sache zu gut überlegt — und das Prinzessele gefällt mir als Schwiegertochter wie sonst gar nichts auf der Welt.“

So mächtig wirkte diese lange Rede auf die Einbildungskraft der Bäuerin, daß sie eine geraume Zeit sprachlos nur ihren eigenen Empfindungen zu horchen schien. Alle ihre Geister waren in Aufruhr gerathen, wild klangen sie durcheinander. Sie, die sonst Klarbewußte, hatte in diesem Augenblicke keinen einzigen Beweisgrund vorzubringen, der es siegreich mit ihres Mannes Rede aufnehmen konnte. Einerseits fühlte sie sich gehoben von dem Stolze, den der Bauer in seine Stellung als solche setzte, anderseits that ihr selbst die fernliegende Möglichkeit, daß er in seiner Hoffnung Recht behalten könnte, unendlich wohl.

„Es wär' zu schön! zu schön!" sprach sie freudig, „wenn ich Rosel hier behalten könnte und Josef nicht unter die Soldaten müßte."

„Der geht dir unter die Soldaten so wenig, wie es mir einfallen könnte, noch ein Feldwebel zu werden," meinte Feiwel.

„Du kennst ihn nicht, welchen Kopf er auf hat!" eiferte die Bäuerin, und fügte dann, weil sie fürchten mochte, dem Sohne zu nahe getreten zu sein, noch eiligst hinzu: „Und weißt du denn, ob es Beider Wille ist, sich einander anzugehören? Vielleicht will Keines von Beiden!"

„Einen Blinden muß man führen, und einem Lahmen einen Stock in die Hand geben," sagte der Alte lustig. „Meinst Du denn, ich bin blind und lahm, daß ich nicht sehe und begreife, was zwischen den Beiden vorgeht? Da wette ich meinen Kopf darum, daß das Jüngel von dem Prinzessele ganz anders denkt, als Du dir einredest. Du warst nicht dabei, wenn Rosel zuweilen aufs Feld hinausgekommen ist, du hast die Beiden nicht angesehen, wie sie mit einander geredet haben. Ich aber habe die Augen weit offen gehabt, und mir

ist nichts entgangen. Ich sage dir, Gitel, sie werden ein Wort mit sich reden lassen."

Damit war der Bauer wieder auf den Boden seiner gewöhnlichen Stimmung niedergestiegen. Trotz aller Bitten Gitel's, er möge doch erzählen, was er gesehen, blieb er standhaft dabei, er dürfe nichts verrathen. Im Grunde jedoch übermannte ihn der Schlaf.

„Gut' Nacht, Gitel," sagte er mit einem Male, „und lösch' das Licht aus. Ich meine, du hast jetzt genug gesehen, und morgen ist auch ein Tag!"

Als die Bäuerin in den nächsten Minuten wieder eine Frage an ihn richtete, erfolgte keine Antwort mehr; er schlief bereits.

Gitel blieb aber zwischen Nacht und Morgen wachend in einem Seelenzustand zurück, der sich nur schwer beschreiben läßt. Das Ungewöhnliche, das aus der Mittheilung ihres Mannes sie so sehr überwältigt, trat jetzt vor der klaren Unmöglichkeit des Gelingens zurück. In diesem Augenblicke war Hannele Ehrenfeld die Mutter einer wirklichen Prinzessin, sie selbst aber eine arme unerzogene, verlassene Bäuerin!

XI.

Auf dem Stege des Mühlbaches.

Der Sonntag nach diesem bewegten Sabbat verlief still, ohne daß irgendwie im Hause jene Unruhe hervortrat, unter der doch vier Menschen mit einem Male wie unter einem Banne standen. Der alte Bauer that gleichgiltig, als waltete nicht zwischen ihm und Gitel das Geheimniß der Nacht ob. Nur als gegen Mittag Rosel wieder im Kreise ihrer Hühnerwelt stand, kam er über den Hof und stellte sich neben sie.

.r offenbar nicht darum, um zu sehen, wie den Hühnern von Rosel's Hand ausgestreute Futter mundete, es war ihm darum zu thun, mit dem Mädchen zu sprechen, so oft es anging. Dem Bauer war dies zu einem Bedürfniß geworden.

Als er lange zugeschaut, wie die Vögel fraßen, sagte er plötzlich, indem er mit dem Finger auf eine weiße Henne deutete, die sich zunächst in Rosel's nächster Nähe gefiel:

„Du, Rosel, die weiße Henne wirst du auch nicht mehr lange haben."

„Warum nicht?"

„Am Dienstag kommt der Rebb Wolf, der Schächter, der wird die weiße Henne nehmen und sie —"

„Das darf nicht sein, Rebb Feiwel!" rief das Mädchen lebhaft.

„Weswegen nicht?"

„Die Henne ist mein Liebling, und ich habe sie aufgezogen."

„Narrele," meinte der Bauer lachend, „glaubst du denn, ich werde dir etwas wegnehmen lassen, was dir lieb und theuer ist? Meinetwegen kann die weiße Henne ein Alter erreichen, wie meine Urbabe, die in ihrem hundert und zehnten Jahre gestorben ist."

Ganz anders benahm sich Gitel an diesem Tage gegen Rosel. Sie wich ihr aus, wo sie nur konnte, und sie, die Frau mit dem reinen Gewissen, senkte betroffen ihr Auge, wenn sie zufällig mit dem Mädchen zusammentraf. Denn aus aller Pein und Aufregung der verflossenen Nacht hatte sich in ihr ein sonderbarer Gedanke festgesetzt, und der lautete am frühen Morgen: Wenn Hannele Ehrenfeld von der Sache hören wird, ist's ein Wunder, wenn ich dann wie eine Diebin vor ihr stehen werde? Sie giebt mir ihre Tochter aufzuheben

und denkt an nichts Schlechtes — und jetzt, da die Zeit der Rückgabe gekommen ist, will ich mir sie behalten, . . . weil sie mir gefällt. Wird sie mir nicht mit Recht ins Gesicht hineinsagen können, ich hätte das mit „Fleiß“ angestellt, hätte die Tochter nur darum ins Haus genommen, weil ich einen großen Sohn habe, und . . . weil mir die reiche Mitgift gefällt?“

Seit sie die Absichten ihres Mannes erfahren, kam sie sich gleichsam als dessen Mitschuldige vor, als Theilnehmerin an einer Verabredung, die nicht so gegen das „Prinzessele,“ als gegen ihren eigenen Sohn gerichtet war. Wie sollte sie ihm unter die Augen treten, wenn die Stunde der Lösung gekommen war?

Es war gut, daß Josef an diesem Tage von dem alten Bauer in ein benachbartes Dorf geschickt worden war, um dort eine „Kalbin“ zu beschauen.

Erst spät am Abend kam er unverrichteter Sache zurück. „Es sei nichts damit,“ meinte er kurz, fast unwirsch. — Dann sagte er Allen eine gute Nacht und ging auf sein Stübchen, „er müsse sich ausschlafen für den morgigen Wochenmarkt,“ fügte er wie zur Entschuldigung dazu.

In aller Frühe fuhr Josef mit einer Ladung neuer Frucht auf den Wochenmarkt. Die Nacht rang noch mit dem erwachenden Tage, graues Zwielicht lag über dem Dorfe. Einer von den Knechten hatte das Hofthor aufgethan, und Josef war eben im Begriffe sich auf den Wagen zu schwingen, als er hinter sich eine feine Mädchenstimme vernahm, die aus Rosel's Stübchen kam, denn dieses lag nach dem Hofe. Er blickte nach dem Fenster hin, da sah er das Prinzessele völlig angekleidet vor sich.

„Guten Morgen, Josef!“ rief sie ihm zu.

„So zeitlich steht eine Prinzessin auf?“ konnte Josef sich

nicht enthalten scherzhaft ihr zuzurufen, indem er sich auf den Wagen schwang.

„Ich bin schon lange keine Prinzessin mehr," meinte Rosa, und es war gut, daß sie im Zwielicht stand; sie erröthete nämlich, indem sie dieses sprach.

„Warum sind Sie denn aber so zeitlich aufgestanden, Fräulein Rosel?" sagte Josef, ohne nach dem Fenster hinzusehen.

„Ich habe nicht schlafen gekonnt," sagte Rosa. Wir müssen hier gelegentlich erwähnen, daß Josef noch immer nicht anders als „per Fräulein" Rosa Ehrenfeld ansprach.

„Warum nicht?" fragte Josef so von obenhin.

„Im Stall hat die schwarze Kuh mit dem weißen Stern vorn auf der Stirne die ganze Nacht so geschrieen, daß ich kein Auge schließen konnte. Ist sie denn krank?"

„Nein," sagte Josef, „aber am Freitag war ein Fleischhauer im Stall, und hat sich ihr Kalb angesehen. Das mag ihr denn jetzt nicht aus dem Kopfe gehen, und sie fürchtet sich vielleicht, man könnte es ihr wegnehmen. Sie ist seitdem auch wirklich unruhig."

„Meinen Sie wirklich darum?"

„So ein Thier," sagte Josef, „hat seinen Kummer wie ein Mensch... Nur hat es dafür einen einzigen Ton, während die Menschen auf verschiedene Art, das was sie drückt, aussprechen können. Ganz gewiß weiß die Kuh, daß der Fleischhauer zum zweiten Male kommen wird, dann wird . . er das Junge an den Strick nehmen, und unter dem Gebelle seines Hundes wird er es von der Mutter fortführen. D'rum ist sie so traurig."

„Ich danke Ihnen, Josef," sagte nach einer kurzen Weile das Mädchen.

„Wofür?" meinte Josef und blickte erstaunt nach dem Fenster hin.

„Daß Sie mich etwas so Schönes gelehrt haben," meinte Rosel rasch.

„Ich bin kein Lehrer," sagte der einstige Soldat fast rauh.

„Nämlich, daß die Thiere es auch wissen, wenn ihnen ein Leid zugefügt wird. Was soll erst ein Mensch, zum Beispiel eine Mutter dazu sagen, wenn ihr ein Kind geraubt wird?"

„Wer raubt denn einer Mutter ihr Kind?"

„Das Kind kann ja auch von selbst fortgehen, gegen den Willen der Mutter," meinte Rosel scharf betont.

„Adies, Fräulein Rosel," sagte Josef und ergriff die Zügel. „Ich komme sonst zu spät auf den Wochenmarkt. Adies!"

Rosel vergaß für dieses Lebewohl zu danken.

Nochmals wandte sich Josef gegen das Fenster zu, während er die schon unruhig gewordenen Pferde mit kräftiger Hand straff anhielt.

„Ich hätte bald etwas vergessen," sagte er. „Was soll ich sagen, wenn ich Leute aus Ihrer Gemeinde auf dem Wochenmarkt treffe, und man mich nach Ihnen fragt?"

Rosel zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann rief sie rasch:

„Daß ich gesund bin und bald zurückkommen werde."

„Es ist gut," sagte Josef, und nur das Scharren der ungeduldigen Pferde ließ überhören, daß seine Stimme dabei unsicher geklungen hatte. Dann ließ er den bekannten Zuruf an seine Thiere ergehen, das Gefährte zog kräftig an, und ehe noch Rosel ein Wort der Gegenrede finden konnte, war er zum Hofthor hinaus. —

Schön ist ein grüner Wald, wenn man zum ersten Male nach langem Siechthum hineintritt in seine Blätterpracht; schön

ist alles dort bis auf das kleinste Würmchen, das sich wohlgemuth an einen Stamm hinaufbemüht; schön ist überhaupt das Erwachen alles Lebenden im Reiche der Natur — aber schöner, sprechender und ergreifender ist doch der Blick in ein Mädchenherz, das zwischen Drang und Schüchternheit auf- und niederwogt, das den Lippen gebieten möchte zu reden, und es doch nicht bezwingen kann, daß sie sich öffnen. Nichts offenbart sich so lieblich geheimnißvoll! Der Wald ringt sich nur langsam von der ersten Knospe zur vollen Blätterpracht hindurch; mancher Sturm fährt durch ihn mit brausender Gewalt, der den erwachten Frühling wieder zurückdrängen möchte in die kaum abgeworfenen Winterfesseln, und manches Reis, das voreilig die Aeuglein aufgeschlagen, muß sie wieder schließen. Aber in einer liebenden Mädchenseele ist Knospe, Blüthe und Frucht vereint; wenn es einmal seine Augen aufgethan, dann sind alle Gewalten der Erde nicht mächtig genug, um sie wieder zu schließen.

Wen wird es befremden, wenn er am späten Abend Rosa Ehrenfeld aus dem Hause herauskommen sieht, der Straße zu, woher heute Josef vom Markte kommen soll?

Die Nacht war sommerwarm und der Mond stand in voller Pracht am Himmel, als Rosel an den Steg, der über den Mühlbach führte, kam. Wie das doch ganz anders geworden, seitdem sie zum ersten Male grade auf diesem Stege — Josef begegnet war! Damals hatte sie sich gefürchtet, war im kindischen Trotz vom Wagen entsprungen, und hatte ihren Eintritt in den Bauernhof durch ihr lächerliches Benehmen bezeichnet. In der Erinnerung brannte ihr die Scham auf den Wangen. Blos davon? . . . Noch andere lichtere Bilder und Erinnerungen zogen durch ihre Seele.

Allmälig waren die meisten Bauern, die gleichfalls zum

Wochenmarkte gefahren, heimgekehrt. Die Straße ward stille und leer, weithin glänzte sie in der ihr während des Sommers so eigenthümlichen Farbe weißen Staubes. Ueber diese weiße Fläche kam in langsamer Bewegung ein dunkler Punkt einher, der immer größere Umrisse annahm, bis er sich deutlich zu einem Wagen mit zwei Rossen daran gestaltete. Er kam näher; Rosel hielt sich an das Geländer des Steges fest; sie glaubte, Josef's Gefährte erkannt zu haben.

In diesem Augenblicke hatte der Müller plötzlich das große Mühlrad gestellt, es klapperte nicht mehr. . . . Dadurch ward es noch stiller in der Luft; jetzt erst vernahm man deutlich das Rollen des langsam daherziehenden Wagens. Jetzt nur noch die Biegung um die Mühle herum, die ihn auf eine kurze Weile den Augen entzog . . . nun hielt er am Stege!

„Gott im Himmel!“ ertönte ein lauter Ausruf vom Wagen. „Ist das nicht Fräulein Rosel?“

Es war Josef, der das Mädchen im klaren Mondeslichte erkannt hatte.

„Ich bin's,“ sagte Rosel, und ließ das Geländer los.

Mit einem kräftigen Rucke brachte Josef die Pferde zum Stillstehen und schwang sich vom Wagen herab.

In der Mitte des Steges traf er mit Rosel zusammen.

Trotzdem prallte er vor Staunen zurück, und schien seinen Augen kaum zu trauen, als er fand, daß es wirklich Rosel war.

Da rief er, „wie kommen Sie daher in der Nacht, Fräulein Rosel?“

„Ich fürcht' mich ja nicht —“

„Aber in der Nacht —“

„Ich habe auf Einen gewartet, der des Weges daher kommen solle.“

„Wer ist das?“

„Er ist schon da —“

„Um Gottes willen!“ rief Josef, daß es wie ein Aufschrei aus den Tiefen der Brust klang. „Ich soll das sein, den Sie erwartet haben?“

Plötzlich wandte sich Rosel um und hielt sich beide Hände vor die Augen.

„Ich habe mit Ihnen reden wollen,“ kam es in flüsternden, halb schämigen Worten aus ihrem Munde hervor, „ob es wahr ist, daß Sie wieder unter die Soldaten gehen wollen, .. zu Ihrem Feldwebel zurück, und .. ob es wahr ist, daß Sie meinetwegen das Haus Ihrer Eltern verlassen wollen, und dann ... ob denn gar nichts im Stande ist, Sie zurückzuhalten?“

„Wer hat das gesagt?“ rief der junge Soldat leidenschaftlich.

„Eine, die es mit Ihnen gut meint, Ihre Mutter!“ sagte das Mädchen.

„Dann ist es also wahr!“ rief Josef, „meine Mutter bringt kein lügenhaft Wort über ihre Lippen!“

„Es ist also wahr, daß Sie meinetwegen das Elternhaus verlassen wollen, ja meinetwegen? Denn sonst hätte Ihr Weggehen keinen Sinn!“

Josef blieb darauf die Antwort schuldig.

Da wandte sich Rosel allmälig um, bis sie ihm wieder gegenüberstand.

„Da bleibt mir nichts Anderes übrig, als ich gehe auch,“ sagte sie.

„Wohin?“

„Nach Hause zu meiner Mutter!“

Da rief Josef mit leidenschaftlicher Heftigkeit: „Möchten Sie nur nicht Rosel Ehrenfeld heißen!“

„Wie soll ich denn heißen?“

„Was weiß ich?“ rief er wieder, „aber der Name kommt mir vor, als wie ein breiter Graben. Wenn man nicht Flügel hat, wie eine Schwalbe, kommt man drüben nicht an.“

Ein minutenlanges Stillschweigen herrschte hierauf zwischen diesen zwei jungen Herzen und Rosel war es, die es wieder brach.

„Kann ich denn etwas dafür, daß ich so heiße?“

„Der Name allein ists nicht,“ meinte Josef weniger heftig, „aber was in dem Namen drin alles steckt. Darum habe ich ja aus dem Weg gehen wollen!“

Ein eigener schelmischer Zug schwebte auf Rosels Antlitz, als er dies sprach.

„Mein Name ist ganz gut,“ sagte sie, „er ist der meines verstorbenen Vaters und meiner Mutter, und ich schäme mich nicht seiner. Aber Ihr habt mir einen Spitznamen beigelegt und ich bin bei Euch eine Prinzessin, und da habt Ihr Euch in den Kopf gesetzt, ich bin eine wirkliche! Ich aber . . . ich will ja keine sein!“

„Rosel, um Gotteswillen, ist denn das möglich!“ rief Josef, „da fällt ja eher ein Stern vom Himmel herunter.“

„Die Sterne können nicht herunterfallen,“ sagte Rosel schalkhaft, „denn dazu hat sie Gott dahin gestellt; aber daß aus einer Prinzessin eine Bäuerin wird . . . das steht nicht nur in Ihres Vaters Geschichte, die ihm seine Babe erzählt hat — das kann im Leben wirklich geschehen!“

„Versteh’ ich recht, Rosel?“ jauchzte Josef auf, dem nun Alles klar ward.

„Josef!“

Ein Freudenschrei durchzitterte die Luft, daß er selbst das Rauschen des in diesem Augenblicke wieder in Bewegung gesetzten Mühlrades übertönte. Kein Wunder! Hatte sich das

Märchen von der Prinzessin nicht zu holder Wirklichkeit belebt? Die verschwiegene Nacht wußte von zwei Herzen mehr, die sich gefunden hatten auf den räthselhaften Irrwegen dieses Lebens, um sich niemals zu verlieren!

XII.

Nach Hause.

Nicht weit von dem Bachsteg steht eine uralte Linde, mit einem Heiligenbilde daran. Dorthin hatten die Zwei, Arm in Arm, in seliger Unbewußtheit den Weg gefunden, als ahnten sie, daß es sich unter dem weiten Laubdache des Baumes besser spreche, als auf dem offenen Stege, unter dem das Wasser zerstäubt und zerschlagen, wie es vom Mühlrad herabgestürzt wird, noch unberuhigt dahin rauscht.

„Eins ist doch merkwürdig, Rosel," sagte zuerst Josef mit mühsam niedergekämpfter Erregtheit.

„Was denn?" fragte Rosel.

„Als du in unser Dorf kamst, da war's auf dem Steg dort, daß ich dir begegnet bin; denn ich war dir entgegen gegangen. Jetzt bist du mir entgegen gekommen, und auf demselben Platze wie damals."

„Damals bin ich vom Wagen deines Vaters heruntergesprungen, und bin zu Fuß eine Strecke Weges gelaufen, bis ich dich gefunden habe," rief Rosel lachend, „jetzt hast du vom Wagen steigen und mir entgegen gehen müssen. Das ist noch merkwürdiger."

„Aber damals," rief Josef im gleichen Tone, „warst du ein kleines Prinzessele und jetzt —"

„Nun und jetzt?"

„Bist du die schönste und feinste Bäuerin, die es auf der Welt noch gegeben hat."

„Schweig', schweig', Josef, ich schäme mir ohnehin die Augen heraus, wenn ich an die erste Zeit meines Hieherkommens denke."

„Du hast Dich nicht zu schämen, Rosel . . .," sagte Josef mit inniger Wahrheit. „Und dann hast du schon damals bewiesen, daß du eigentlich kein echtes Prinzessele bist."

„Wie so?"

„Du bist ja eine halbe Stunde weit zu Fuß gelaufen. Thut das ein echtes Prinzessele?"

Rosel lächelte schelmisch.

„Und noch Eins," sagte der Soldat, „glaubst du denn, du hättest uns Allen, und mir besonders, so gefallen, wenn du weniger fein und lieblich bei uns aufgetreten wärst?"

„Red' mir nichts ein," rief Rosel, plötzlich ernst werdend, „red' mir nicht etwas ein, was ich erst jetzt ganz verstehe, wie verkehrt und thöricht es gewesen. Gott hat es mit mir gut gemeint, daß er mich gerade zu Euch geschickt hat. Wäre ich zu andern Leuten gekommen, . . sie hätten mich entweder geschont und mir geschmeichelt, oder mich ausgelacht. Beides hätte mich noch mehr verdorben, als ich schon war. Weißt du, wer eigentlich Schuld daran ist, daß ich so geworden bin? Mein armer Vater, der war Jahre lang krank und meine Mutter hat sich wenig um mich kümmern können. Da war ich mir allein überlassen, und konnte thun, was ich wollte, lernen und auch nicht lernen, stricken und nähen, und auch nicht, wie es mir gerade in den Sinn gekommen ist. Ich habe einen Lehrer gehabt, er heißt Julius Arnsteiner, der sagte immer, wenn ich einen Fehler in der Sprachlehre oder im Diktando machte: „Wollen Sie eine Bäuerin einmal werden, die nichts weiß,

als Erdäpfel essen, und keine andere Kenntniß im Kopfe hat, als wie viel Milch sie von der Kuh bekommt?"

„Der war dein Lehrer, Rosel?" unterbrach sie Josef zornig. „Ein schöner Lehrer! Dem sollte man ja das von Amtswegen verbieten, daß er seinen Schülern solche Dinge vorsagt. Wie sollen denn die Leute Lust haben, sich ein Feld zu kaufen, wenn ein Lehrer ihnen solche Lügen einredet? Wenn es noch wahr wäre! Aber sieh' dir meine Mutter an. Ist das eine Bäuerin, die nur so beschaffen ist, wie sie dein Herr Julius Arnsteiner hat?"

„Deine Mutter," fiel das Mädchen ein, „ist's ja eben, die mir gezeigt hat, was ich werden soll.

„Ja, sie verdient's, daß man sie lobt," meinte Josef.

„Wie hätte ich aber auch anders werden sollen," fuhr das Mädchen fort, dem es ein Bedürfniß war, vor Josef keine Falte ihrer Seele verhüllt zu bewahren. „Wenn man das ganze Jahr nichts anderes sieht, als Geldzählen, und von nichts Anderem hört, als von schlechten Schuldnern und guter oder schlechter Kundschaft, und der eigene Lehrer es Einem noch bei jeder Gelegenheit einprägt, daß man Sprachlehre, Diktando und Rechnen nur darum lernt, damit man keine Bäuerin werde — wie hätte ich da anders werden sollen, als Tausende von Mädchen, die lieber ihrem Manne ins Elend folgen, als auf ein Dorf?"

„Die Lehrer, die Lehrer!" sagte Josef zähneknirschend. „Warum führen sie die Kinder nicht alle Tage im Frühling auf das grüne Feld hinaus? zeigen ihnen da, wie das Korn wächst, wie es in die Höhe schießt, und dann endlich im Sommer, wie es zum Brot wird, das sie essen? Wäre denn das gar so schwer? Ich möcht' den Leuten in der „Gasse" schon ihren Bauernhaß austreiben, mein Wort darauf."

„Wie möchtest du das anfangen?" fragte Rosel lachend.

„Sie müßten Alle ohne Ausnahme Felder kaufen," rief er in einem Tone, der den verabschiedeten Korporal nur zu gut erkennen ließ.

„Das läßt sich nicht erzwingen," fiel Rosel ihm ins Wort. „Du siehst es ja an mir!"

„Bei dir ist es etwas ganz Anderes gewesen," meinte Josef, „du warst krank."

„Krank? Ich weiß nicht, ob man meinen Zustand so nennen konnte. Aber daß der Doktor Recht hatte, mich aufs Dorf zu schicken, trotzdem mir eigentlich nichts gefehlt hat, ist das nicht wie ein Wunder? Ich habe mich genug dagegen gesträubt, er hat aber nicht abgelassen. Soll ich dir etwas sagen, Josef? An dem Tage, wo ich meinen Koffer für die Abreise packte, kam Herr Julius Arnsteiner, mein Lehrer, zu mir. „Haben Sie auch Alles, was Sie gelernt haben, eingepackt?" fragte er mich. „Ja, Herr Lehrer," sage ich, „alles, bis auf die Participialconstruction!" „Grade die Sprachlehre müssen Sie einpacken," meint er, „und müssen sie öfters wiederholen, denn wie wollen Sie sonst auf dem Dorfe Ihre hochdeutsche Sprache von den Bauersleuten unterscheiden?" Ich habe also die Sprachlehre eingepackt, zu all' den andern Büchern, und immer waren sie dem Herrn Julius Arnsteiner viel zu wenig; er hätte verlangt, daß ich alles Andere zu Hause lassen, und nur Bücher und Papier mitnehmen sollt'. Wie sich das aber merkwürdig schickt! Mit einem Male kommt unser Doktor Prager . . Wie der die Bücher sieht, lacht' er erst laut auf und sagt' dann: „Was soll mit den vielen Büchern da geschehen?" „Die nehme ich aufs Dorf mit, Herr Doktor!" sage ich. Da sieht der Doktor erst mich, dann Herrn Arnsteiner mit einem ernsten Blicke an und sagt feierlich: „Rosa

geht nicht aufs Dorf, um dort zu lesen . . . es darf nicht Ein Buch mitgenommen werden." Vor dem Doktor haben wir uns Beide sehr gefürchtet. Herr Arnsteiner noch mehr als ich; wir haben nicht gewagt, ihm zu widersprechen. Aber wie der Doktor fort war, habe ich's doch aus Trotz und Eigensinn gewagt, und ganz auf den Grund des Koffers habe ich einen Roman gelegt, den mir Herr Arnsteiner geliehen hatte. Das Buch war's, in welchem ich die erste Nacht gelesen habe, als ich zu Euch kam — auch aus Trotz und Eigensinn, denn ich habe Euch damit zeigen wollen, daß ich Bücher lesen kann, Ihr aber nicht! Mit dem Buch in der Hand habe ich mich schützen wollen gegen Euch, damit Ihr mir nicht zu nahe kommt. Weißt du aber, was damit geschehen ist? Deine Mutter ist gekommen, und hat es mir mit Gewalt weggenommen!"

„Davon habe ich ja nie gehört!" rief Josef verwundert.

„Die Mutter hat mich nicht beschämen wollen!" sagte Rosel. „Sie hätte dir sagen müssen, wie ich mich damals kindisch und trotzig betragen habe. Erst habe ich geweint und gejammert, habe mich so unglücklich gefühlt, daß ich den Tod vorgezogen hätte! Einmal hatte ich schon das Fenster aufgerissen, und habe mitten in der Nacht aus Euerem Hause entfliehen wollen. Wie ich aber zum Fenster hinausgreife, da schnuppert draußen Euer großer Hund herum, daß ich erschrocken zurückfuhr. Merkwürdig! Von diesem Augenblicke an bin ich ruhiger geworden; ich habe nicht mehr geweint, ich habe angefangen zu überlegen. Was soll ich dir viel erzählen? In dieser Nacht bin ich um einige Jahre älter geworden. Bis dahin bin ich nur die Schülerin des Herrn Julius Arnsteiner gewesen, jetzt war ich ihm gleichsam weggelaufen. Deine Mutter hat zu mir gesagt: „An einem Buch sollt' es liegen, ob ein Mensch gesund wird oder nicht?" Und — siehst du,

Josef, ich glaube, diese Worte waren es eigentlich, die mich gesund gemacht haben. Wie ich am anderen Tage deiner Mutter unter die Augen getreten bin, da war ich eine Andere geworden. Von da an hat mein neues Leben begonnen."

„Ja, ein neues Leben für uns Alle, für dich, für mich, für Vater und Mutter," rief Josef freudig. „Mein Prinzessele wird die allerschönste Bäuerin werden."

Rosel drohte ihm schalkhaft mit dem Finger.

„Jetzt bist du im siebenten Himmel," sagte sie, „vorgestern am Sabbat hast du aber Lust gehabt, wieder Commißbrot zu essen, und auf die Weisheit deines klugen Feldwebels zu horchen!"

„Ich will dir das erklären, Rosel," fiel sogleich Josef ein. „Freilich kann ich die Worte nicht so schön setzen, denn ich habe keinen Herrn Arnsteiner zum Lehrer gehabt, so wie du! Sieh an, Rosel! ich habe zweierlei Stolz in mir. Zuerst, daß ich Soldat gewesen bin, und ich habe es bis zum Corporal gebracht, und dann, daß ich der Sohn von jüdischen Bauersleuten bin. Wer mir diese zwei Sachen verspottet oder beschimpft, dem soll Gott beistehen! Gelernt habe ich nicht viel, nur bis zu meinem dreizehnten Jahre; bis dahin ist wöchentlich zwei- oder dreimal ein Lehrer zu mir gekommen, der in dem nächsten Dorfe beim Randar im Dienste war. In meinem siebzehnten Jahre bin ich zum Militär gekommen, habe da meine Zeit bis auf die letzte Minute abgedient, und kaum habe ich den Abschied in der Tasche gehabt, so eilt' ich nach Hause in unser Dorf! Jetzt ist's ein Jahr, daß ich zurückgekommen bin, mit zwei fehlenden Fingern!

„Gottlob! Gottlob!" rief Rosel tief aufathmend, und zog die Hand Josefs an sich.

„Ich bin bald fertig," fuhr dieser fort. „Von nun an

habe ich gearbeitet, als stünde ich bei meinem Vater im Dienst als Knecht, und mehr noch als ein solcher. Das Feld und die Wiese gehört ja auch mir! Da ist mir jeder Grashalm auf dem Felde, jeder Winkel auf unserem Hofe so lieb geworden — ich hätte noch Einen Finger daran setzen können, wenn Jemand sich unterstanden hätte, daran was anzurühren. Da bist du gekommen, Rosel —"

„Das laß' aus!" rief das Mädchen. „Es kommt nichts Gutes dabei heraus, wenn du erzählst, wie ich dir als Prinzessin vorgekommen bin. Ich weiß jetzt nur zu gut, was in dir vorgegangen sein muß, als so Eine, wie ich, bei Euch sich einquartierte."

„Ich will dir's nicht verhehlen! Es war so wie du es sagst. Mit einem fürchterlichen Hasse habe ich dir entgegengesehen, nachdem ich deinen Brief gelesen — kaum treffe ich dich dort auf den Steg, war das Alles fort, wie weggeblasen. Denk' dir nun dich so täglich in all deiner Lieblichkeit und Feinheit vor sich zu sehen, mit dir durch Feld und Wiese zu gehen, neben dir zu sitzen, dir hier und da zu erklären, was das für ein Baum ist, wie der Vogel heißt, der dort fliegt —"

„Du warst ein guter Lehrer, Josef," unterbrach ihn Rosel.

„Und sich dabei doch fragen müssen, täglich und stündlich: Wird das eine rechte Bäuerin? Verstellt sie sich nicht? Ist es ihr wirklich Ernst damit? Sieh, Rosel, das war ja mein Leiden von der ersten Minute an, das hätte mich zuletzt noch dazu getrieben, wieder Soldat zu werden. Ich habe nicht gewußt: ist's dir Ernst oder bloßer Spaß mit Allem; spottest du uns im Stillen nur aus, und machst dich lustig über uns oder — bist du wirklich das Prinzessele nicht mehr, als welches du zu uns gekommen bist — "

Rosel's Augen füllten sich mit Thränen.

„Geh', Josef," sagte sie, und es klang fast wie unterdrückter Zorn hindurch, „so wie ich gegen dich — von der ersten Minute an, warst du doch nicht gegen mich. Wie hätte dir in den Sinn kommen dürfen, daß ich aus Falschheit und Lüge zusammengesetzt bin?"

In diesem Augenblicke mochte ein tiefer, vielleicht unheilbarer Riß durch die so unbarmherzig angegriffene Seele Rosels geschehen. Wer kann sagen, wie ein scharfes Wort zur unrechten Zeit gesprochen, in das Gemüth eine Wunde schneidet, wovon es nie genesen kann? Beide, Rosel und Josef, standen jetzt erst an einem Wendepunkte ihres Lebens; er hatte Worte gesprochen, die im Grunde selbst eine weniger stolze Seele hart berühren mußten; dagegen bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, nur eines willfährigen Nachgebens dieser Erregtheit von Seiten Rosel's — und ein Bund war zerrissen, der unter so eigenthümlicher Entwickelung entstanden, zwischen diesen zwei Herzen trat der lebendige Tod ein!

In der That hatte es auch den Anschein, als ob Rosel dem Gefühle gekränkter Mädchenhaftigkeit, dem, was an das Beste ihres Lebens so mitleidlos griff, nämlich an ihre Wandlung, nachgeben wollte. Sie rang sichtlich nach einem Entschlusse; laut schluchzend hatte sie sich abgewendet, indem sie dabei ihre Hand, die Josef gefaßt hatte, losriß.

Das dauerte eine lange, fürchterliche Weile. Tiefathmend stand indeß Josef da.

Da drehte sich mit einem Male Rosel zu ihm um, und halb lachend, halb weinend rief sie:

„Josef, ich bin Rosel und nichts Anderes als Rosel. . . . Glaub' mir aufs Wort! Ich habe in dir ja auch nur den Josef erkannt!"

„Rosel! goldene Rosel!“ jauchzte er auf, und federleicht hob er das Mädchen zu sich auf, zwischen Himmel und Erde! Der böse Augenblick, um den lichte und schwarze Engel gekämpft, war ohne Verheerung vorübergezogen! —

Jetzt mahnte Rosel zum Aufbruch, die Mutter wüßte nicht, wohin sie gegangeu, und würde wahrscheinlich in Sorgen sein. So gingen sie wieder zu dem Stege, an dem die Rosse, ohne ein Zeichen von Ungeduld, warteten.

„Jetzt fährst du mit mir nach Hause!“ rief er überlustig. „Unterstehe dich, jetzt mir fortzulaufen, wie du meinem Vater fortgelaufen bist.“

„Erst will ich sehen, wie ich sitzen werde,“ sagte Rosel im gleichen Tone.

Plötzlich rief Josef:

„Da hätte ich bald auf etwas vergessen, was ich dir mitgebracht habe.“

„Etwas Schönes?“

„Einer aus deiner Gemeinde, den ich auf dem Wochenmarkt getroffen, hat mir ein Packet übergeben. Ich soll dir sagen, meinte er, es käme von deinem Lehrer Arnsteiner.“

„Was kann der mir schicken?“

Josef ging an den Wagen und holte von dort ein in weißes Papier sorgfältig gelegtes und mit unzähligen rothen Siegeln versehenes Päckchen.

„An das wohl- und hochgeborene Fräulein Rosa Ehrenfeld, d. Z. auf dem Dorfe M . . ,“ so lautete die in schönen Lateinbuchstaben geschriebene Aufschrift, die Josef lachend vorlas.

„Laß uns doch gleich sehen, was Herr Arnsteiner mir schickt,“ rief Rosel, und hatte in rascher Bewegung das Päckchen seiner Siegel entledigt.

„Bücher!“ riefen Beide in einem und demselben Augenblicke.

„Und da ist ein Brief für dich!“ sagte Josef, indem er ein während des heftigen Aufreißens zu Boden gefallenes Papier vom Boden aufhob und es Rosel einhändigte.

„Soll ich ihn auf der Stelle lesen?“ meinte Rosel.

„Ja, thu' das!“ rief Josef. „Ich will doch hören, was dir ein Herr Arnsteiner schreibt.“

Rosel faltete den Brief auseinander, und las bei dem klarsten Mondlicht, das selbst die kleinsten Gegenstände ringsum bis zur Deutlichkeit überflutete, Folgendes:

„Mein hoch- und werthgeschätztes Fräulein Rosa!

Ihre sehr verehrte Frau Mutter theilte mir jüngst sub rosa mit (es ist dies eben kein Witz, sondern lateinisch, und will so viel bedeuten als: im Geheimen, oder was man im gewöhnlichen Leben so nennt: unter der Hand), daß Sie während Ihres aus Gesundheitsrücksichten auf das Dorf unternommenen Ausflugs Ihre bisher mit so vielem Talente und Begabtheit erlernten Lehrgegenstände zu vernachlässigen, die ausgesprochenste Intention zeigen. Seitdem geht mir diese Mittheilung wie ein finsteres Gespenst auf allen Schritten und Tritten nach; bei Tag und Nacht, in jeder Lection, die ich ertheile, schreckt es mich auf. Wenn ich einer Schülerin eine Feder schneide (ich wiederhole immer und immer: Seitdem man Stahlfedern hat, ist jede schöne Schrift zu Grabe getragen worden und unser Jahrhundert kann darum füglich ein eisernes genannt werden), muß ich daran denken: „Wie sieht jetzt Rosa Ehrenfeld's Schrift aus?“ Wenn ich dann einer anderen Schülerin den schwersten Kettensatz (welcher eigentlich nur als eine Ausgeburt der mit Recht als goldene Regel, sonst auch Regeldetri von den Italienern benannten Rechnung betrachtet werden kann) erkläre, so geht es mir wie ein Stich durch's Herz, daß Rosa Ehrenfeld in diesem Augenblicke vielleicht zu

sieht, wie man einen Sack Erdäpfel auf ladet, und nicht weiß, wie man den Ansatz zu einer einfachen Interessen- oder Gesellschaftsrechnung, selbst ohne Brüche macht. Und besonders, wenn ich an die schwierige Participialconstruction gelange, die von jeher als mein Steckenpferd (ich gestehe dieses offen, weil sie es wirklich verdient) von mir gepflegt wurde, dann erst möchte ich blutige Thränen weinen, daß Rosa Ehrenfeld vielleicht (wie würde ich der Göttin Hoffnung danken, wenn dem nicht so wäre) an ein Butterfaß angeschmiedet ist, während meine dreizehnjährige Schülerin Sidonia Winterfeld die schönsten Participialconstructionen macht und auflöst. Von der französischen Grammaire darf ich gar nicht reden, da bekomme ich gleich Herzweh, und als ich neulich mit Herrn Koppel Brandeis ältester Tochter den Télémaque begann, der, wie Ihnen „vielleicht" (wenn ich diesen Brief drucken ließe, so würde ich dem Setzer dabei bemerken, er möge dieses Wort durchschießen) noch bekannt sein dürfte, mit den Worten anfängt: „Calypso ne pouvant se consoler du départ d'Ulysse" (zu deutsch, weil ich doch nicht weiß, ob Sie das noch verstehen: Kalypso konnte sich nicht trösten über die Abreise des Ulysses), da rief ich bei mir selber aus: „Unglücklicher Arnsteiner! auch du kannst dich über die Abreise deiner Rosa Ehrenfeld nicht trösten, und dabei hat Ulysses doch nur der Stimme einer Göttin gefolgt, die ihm seinen ruhmlosen Müßiggang vorhielt, während Sie auf Befehl des Doktors in die Verbannung gingen, als wenn es gar keinen Julius Arnsteiner auf der Welt gäbe! Sie wissen, ich habe den Doktor immer respektirt; aber seitdem er mir das gethan hat, habe ich angefangen, von meiner Bewunderung für ihn (weil er doch der Einzige von der ganzen Gemeinde ist, mit dem man über etwas Anderes reden kann, als über Wolle und Hasenhäute) um einige Percente zurückzukommen,

und ich sehe in ihm allenfalls keinen ungewöhnlichen Menschen mehr. Trotzdem, und vielleicht darum, werthgeschätztes Fräulein Rosa, habe ich, Julius Arnsteiner, mich unterstanden, gegen die kategorischen Befehle des Herrn Doktors, die ich wohl in medizinischer, aber nicht in pädagogischer Hinsicht als maßgebend und dictatorisch anzusehen gewillt bin, offen und ohne Furcht zu handeln, und habe mir erlaubt, Ihnen beiliegend zwei der wichtigsten Bücher zu schicken. Zuerst: Die deutsche Sprachlehre, wo ich in das Kapitel von der „Participialconstruction“ ein Ohr hineingedrückt habe, und zweitens den Télémaque. Das Kapitel im ersteren Buche ist die beste Abwehr gegen alle Anfechtungen des Dorflebens (denn ich möchte sagen, der Unterschied zwischen einem gebildeten und ungebildeten Menschen bestehe eben darin, daß jener in Participialconstructionen, dieser aber in einfachen, sogenannten „nackten“ Sätzen spricht), und das zweite Buch gewährt neben der unterhaltenden Lectüre eine vortreffliche Uebung für die verbes réguliers und irréguliers. Werthgeschätztes Fräulein Rosa! Schiller sagt einmal in seiner Ballade: Der Taucher:

— „Unter Larven die einzig fühlende Brust“ —

Brauche ich mich näher zu erklären? Habe ich nöthig zu sagen, auf welchen Umstand sich diese göttlichen Verse beziehen? Nein! Nein! Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so lesen und wiederholen Sie öfters in diesen beiliegenden Büchern! Dann werden diese Verse mitten unter den Menschen, zu denen Sie der Befehl des Doktors verbannt hat, an Ihnen zur Wahrheit werden . . . wo nicht, so sagt Julius Arnsteiner — verdienen Sie eine Bäuerin zu werden.

Ihr seiner Schülerin beraubter und darum
bemitleidenswerther ehemaliger Lehrer
Julius Arnsteiner.

„Nachschrift. Ich sehe zwar stets bei meinen Schülerinnen darauf, daß sie von diesem dem weiblichen Geschlecht namentlich so eigenthümlichen Anhängsel eines Briefes so wenig als möglich Gebrauch machen; diesmal muß ich aber selbst meine Zuflucht dazu nehmen. Ich wollte Ihnen nämlich noch ein drittes Buch schicken, das man, wenn man schon auf dem Dorfe leben muß, erst recht begreifen und würdigen lernt, nämlich Geßner's unsterbliche Idyllen. Aber zu meinem tiefsten Bedauern hat neulich das kleine Kind meiner Hausvermietherin, als sie gerade am Freitag „Barches (Sabbatbrod) buck (nicht backte), einigen Papiers zum Unterzünden bedurft, und riß in seiner Unkenntniß des kostbaren Schatzes etliche zwanzig Blätter heraus.

Der Obige."

Als Rosel diese langathmige Klageschrift ihres ehemaligen Lehrers zu Ende gelesen hatte, entstand eine minutenlange Pause zwischen ihr und Josef. Sie sahen sich gegenseitig an, denn der Eindruck, den das Schreiben auf Jeden einzeln hervorgebracht, war ein verschiedener. Da mit einem Male brach Rosel in ein unbändiges Gelächter aus und tanzte auf dem Mühlsteg zur großen Verwunderung Josef's hin und her, den Brief dabei in die Höhe haltend.

„Was treibst du, Rosel?" fragte er ernst. „Macht dich der Brief so lustig? Es kommt mir doch vor, soviel ich davon verstanden habe, sagt er dir einige tüchtige Wahrheiten — und dann? willst du ihm denn nicht den Gefallen thun, und aus seinen Büchern lesen?"

Da hielt Rosel in ihrem Lachen plötzlich inne.

„Josef!" rief sie in einem Tone, der wie Vorwurf klang.

„D'rin in dem Briefe," sagte dieser nach einer Weile finster vor sich hinblickend, „da steht es geschrieben, daß man nichts

ist, gar nichts, wenn man nicht Kettensatz und Sprachlehre kann, oder ein französisches Buch versteht —"

„Nun?" fragte Rosel tiefathmend, da Josef inne hielt.

„Wie leicht kannst du es doch bereuen," sagte er, „daß du dem Rathe des Herrn Arnsteiner nicht gefolgt hast — wird sich's dann in dir nicht rühren und regen, daß du bei uns geblieben bist, bei „ungebildeten" Menschen, wie dein Lehrer sagt, während du —"

„Bücher und Bücher hätte lesen können, nicht wahr, das willst du sagen?" rief Rosel laut lachend und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Da sieh her, was mir an den Büchern liegt," rief sie, indem sie an das Geländer des Mühlsteges sprang.

Lautschallend fiel ein Gegenstand in das unter ihm dahinströmende Wasser.

„Das ist die Participialconstruction!" rief sie und noch einmal holte sie zum Wurfe aus.

„Und das die Kalypso mit ihrem Herrn Ulysses, ich brauche sie beide nicht."

Auch das zweite Buch fand seinen Weg ins Wassergrab. Vom Mondlicht beleuchtet, trieben die Bücher des Herrn Arnsteiner noch eine Zeit lang auf der Oberfläche der Fluthen hin, bis sie den Blicken entschwanden.

„Rosel, was treibst du?" schrie Josef, indem er sie kräftig an der Hand faßte.

„Sei ruhig, Josef," sagte sie milde lächelnd. „Es liegt an den Büchern nichts. Ich habe mir dafür etwas Besseres eingetauscht."

„Du bist ein merkwürdiges Mädchen," sagte Josef, mit der Hand über die Augen fahrend. „Du sollst es aber nie bereuen."

Josef hatte den Sinn ihres Thuns wohl verstanden.

„Und jetzt komm', es ist spät!" mahnte Rosel.

Josef geleitete sein Mädchen zum Wagen, oder er trug sie vielmehr. Mit einem kräftigen Schwunge hob er sie hinauf, dann schwang er sich selbst hinan und ergriff die Zügel.

„Sitzest du gut, Rosel?" fragte er, ehe er abfuhr.

„Ich sitz' wie eine wirkliche Prinzessin —"

„Willst du wissen, worauf du sitzest? Einen einzigen Sack Korn habe ich auf dem Wochenmarkt nicht verkauft — auf dem sitzest du."

So fuhren sie nach Hause. Welch' eine Heimfahrt! Stille und athemlose Ruhe, wohin sie blickten und horchten, Feld und Wald und Dorf im fahlen Dämmerlichte, das allen Gegenständen ringsum ein wahrhaft zauberisches Aussehen verlieh, und durch alle diese Herrlichkeit der Natur das junge Paar hinfahrend, in Gesprächen über den Augenblick, der ihnen jetzt bevorstand, wo sie den Eltern ihr gefundenes Glück verkündigen sollten!

Das Hofthor lehnte schon weit offen, als Josef vor dem Bauernhof anfuhr. Die Zügel dem Knechte zuwerfend, der seiner im Hofe harrte, und Rosel vom Wagen herunterzuheben und dennoch sanft niederzulassen, war das Werk eines Augenblickes. Arm in Arm gingen sie zur Stube, in der sie die Eltern zu finden hofften.

Josef riß die Thür weit auf, und schrie sogleich beim Eintritt: „Vater und Mutter! Da bring' ich Euch die Tochter, auf die Ihr Euch so lang gefreut habt. Rosel und ich sind mit einander einig geworden."

Rebb Feiwel und Gitel saßen beim Scheine einer einzigen Kerze am Tische.

„Rosel! Rosel!" rief die Bäuerin und wollte von ihrem

Sitze aufspringen; aber sie vermochte es nicht, kraftlos sank sie wieder zurück. Da stürzte Rosel auf sie zu und fiel ihr laut weinend um den Hals.

„Mutter, Mutter!" rief sie, „bist du's zufrieden, daß ich deine Tochter werde?"

„Gitel! was habe ich gesagt?" rief nun seinerseits der alte Feiwel. „Habe ich nicht gesagt, sie sind jetzt beisammen und werden mit einander eines Herzens? S'Gott's Willkumm, mein Prinzessel! Gott soll dir's zahlen, was du an uns thust, und daß du in unserem Hause bleibst."

Seine Stimme brach fast in tiefer Bewegung.

Aus Gitel's Umarmung richtete sich jetzt Rosel auf, und reichte dem alten Bauer ihre Hand, die er herzhaft ergriff. Zwischen Thränen lächelnd sagte sie:

„Deiner Babe Märchen hat doch recht gehabt. Aus der Prinzessin ist eine Bäuerin geworden."

„Wie ein Prinzessel sollst du aber auch gehalten werden," sagte Feiwel.

Endlich ermannte sich auch Gitel.

„Kinder, meine Kinder!" rief sie, „ich frage gar nicht, wie das so gekommen ist — und wenn ich auch nicht absehe, wie Euer Zusammenfinden zu einem glücklichen Ende führen soll — ich frage nicht weiter darum, und beschwere mir nicht mein Herz in dieser gesegneten Stunde! Ich überlass' das Gott, der mag thun, wie ihm wohl gedünkt. Einstweilen aber will ich Euch meinen Segen geben. Komm her Josef, und stell' dich da neben meine Tochter Rosel. Ich will Euch benschen."

Stille ward es in der Stube; der Segen einer alten guten Frau und Mutter stieg lautlos zum Himmel auf.

*　*
*

Fast sollte man sagen, es verstehe sich von selbst, daß sobald Rosels Liebesgeschichte aus dem eng umfriedeten Kreise des Bauernhofes in die Oeffentlichkeit trat, Hindernisse auf Hindernisse sich thürmten.

Kann man der Welt die zarten, geheimnißvoll gesponnenen Fäden zeigen, aus denen solch' ein Gewebe besteht? Sie greift daran mit plumper Hand, und ob es reiße oder nicht — sie fragt wenig darum. Nur langsam löste sich das Entsetzen, in das Hannele Ehrenfeld von dem Briefe, der die offene Mittheilung des Geschehnisses enthielt, versetzt worden war. Sie selbst war aufs Dorf hinausgekommen, und Rosel hatte ihr in die alte Heimath folgen müssen. Wie eine Löwin, der man ihr Junges geraubt, hatte sie das Mädchen aus dem Schooße des Bauernhauses gerissen. Von der ehemaligen Freundschaft war nicht mehr die Rede; nur die beleidigte Mutter, die gekränkte reiche Frau ließen sich hören. Nie waren so viele Thränen, niemals so böse Worte auf dem Bauernhofe gefallen, als damals.

Nicht Spott, nicht Hohn, nicht das bald schmeichelnde, bald gewaltsame Zureden der Mutter vermochte Rosel abtrünnig zu machen von dem, dem sie sich aus freier Wahl und selbstständiger Anschauung zugesellt hatte. Aber als sechs Monate vorüber waren, war das Aussehen Rosels ebenso, als es vor ihrer Abreise aufs Dorf gewesen. Diesmal konnte Hannele beinahe mit mehr Recht sagen als früher: das, was ihrer Tochter fehle, sei ein „zu groß" Herz. . . .

Es bedurfte des ganzen Ansehens, dessen der Doktor Prager vermöge seiner Stellung in der Gemeinde genoß, um Hannele im entscheidenden Augenblicke, indem er ihre Hartnäckigkeit für die Folgen verantwortlich machte, endlich umzustimmen.

„So mag sie denn eine Bäuerin werden!“ rief sie, „wenn sie Lust dazu hat!“ —

Ein ganzes Jahr lang kam Hannele Ehrenfeld nicht zu der einzigen und doch so geliebten Tochter aufs Dorf; sie schrieb ihr auch nicht, und ließ sich nicht schreiben. Zu hoch gingen noch die Wogen ihrer aufgeregten Stimmung. Wenn man fragte, wie es ihrer Tochter gehe, konnte sie bitterböse werden, oder sie antwortete:

„Jetzt wird sie gerade Erdäpfel aussetzen,“ oder: „Wollen Sie vielleicht von ihr ein paar Pfund Butter kaufen? Soll ich Ihnen den Einkauf versorgen?“

Aber als das erste Töchterchen auf dem Bauernhofe geboren ward, konnte sie sich schon aus Rücksicht für die „Welt“, die jetzt nach vollendeter Thatsache für Rosel entschieden Partei ergriff — und ihrer lange zurückgedrängten Sehnsucht nicht mehr entziehen. Sie kam. In der Fülle des Wohlseins, der Liebe und des Glückes, von denen sie ihre Tochter umgeben fand, ging ihr das Herz vor Wonne auf; sie gewann die Anschauung, daß Rosel einem Zuge gefolgt war, der sie mitten in eine von Gott und Menschen gesegnete Häuslichkeit versetzt hatte. Erst jetzt erfolgte aus tiefster Ueberzeugung ihre volle Einwilligung.

Das Töchterchen aber, die erste Blüthe am Baume der neu sich verjüngenden Familie, nennt der alte Bauer in seiner Liebe und Erinnerung an Rosels Eintritt in sein Haus nicht anders als: „Mein kleines Prinzessele.“





Julius Arnsteiner's Beschau.

„Schöne goldene Zeiten, wo seid ihr hingeschwunden! in welche öde, jedem menschlichen Fuße unzugängliche Wüstenei habt ihr euch geflüchtet? Läßt sich denn gar keine, auch nicht die leiseste Spur von euch auffinden, daß man ihr folgen und in das verborgene Paradies eintreten könnte? Ihr Zeiten nämlich, als der gebildete Mensch noch etwas galt und mit Fürsten und Königen und Grafen, wie der große Schiller sagt, auf des Lebens Höhen stand, und sich nicht zu fürchten brauchte, daß ihn ein Lazar Winterfeld von dort oben schmählich herunterjagte. O, Sidònia! Wenn ich daran denke, wie anders sich König Philipp von Spanien in „Don Karlos“ gegen den Marquis Posa benimmt, so übermannt mich mein nur allzu gerechter Schmerz und die heutige Welt flößt mir einen unüberwindlichen Ekel ein. Denn warum läßt sich König Philipp, dieser mit aller Macht ausgestattete Herrscher, von jenem Marquis Posa solche Reden ins Gesicht schleudern? Hätte er nicht auf der Stelle Einen von seiner Leibwache rufen können, um den Rebellen niederzuschießen? Nein, er hat's nicht gethan!

Und warum nicht, frage ich? Weil er in ihm den Mann von „Bildung" geachtet hat. O Sidonia! Was nützt mir all mein Wissen? Was habe ich davon, daß mir in der „Analyse" der so schwierigen „Participialconstruction" kein Zweiter gleichkommt, und daß ich mit vielleicht hundert Schülern und Schülerinnen den unsterblichen Telemaque von dem berühmten Fenelon durchgelernt habe, wenn man das nicht in mir achtet, was an mir das Beste ist, nämlich meine Bildung? Laß mich heute zu deinem Vater Lazar Winterfeld kommen und zu ihm reden, wie Marquis Posa zum König Philipp geredet hat: Lazar Winterfeld, geben Sie mir Ihre Tochter! (Im Urtexte heißt es aber bekanntlich: Gedankenfreiheit.) Was möchte mein König Philipp, dein Vater, zu mir sagen?

„O Sidonia?"

Lustige Strahlen warf die Sonne um diesen Augenblick, in welchem ein Menschenkind solche trübselige Dinge in ein Tagebuch schrieb, gleichsam zum Hohne, in die Lehr- und Wohnstube des uns wohlbekannten Herrn Julius Arnsteiner. Er aber merkte nichts von ihnen und schrieb fort; in rasender Eile flog der Gänsekiel (Herr Arnsteiner bediente sich nie der schriftverderbenden Stahlfeder) über das ungeduldige Papier, und hätte so fortgerast, wenn nicht gerade bei dem letzten Ausrufe „o Sidonia" eine Stimme aus der Ecke der Stube erschollen wäre:

„Herr Arnsteiner, ich glaube, jetzt werden Sie mit meinem „P" vollkommen zufrieden sein."

Der Lehrer schaute auf; wirr flogen seine Blicke von einem Ende der Stube zum andern, bis sie endlich auf einem an dem Tische zusammengebückt sitzenden, etwa siebzehnjährigen Mädchen haften blieben, dessen Geschäft darin bestand, auf einen

großen Bogen Papier nichts als „P“ ... wahrhaftig — nichts anderes als „P“ hinzumalen.

Es war ein fürchterlich starrer Blick, in welchem dieses Erwachen aus einer grausam zertrümmerten Traumwelt sich sammelte, aber noch grauenhafter klang der Ton, den der Lehrer in die Worte legte, als er mit einem Male sagte:

„Sali, du hast einen Mord begangen, einen unverzeihlichen Mord!“

„Ich?“ stammelte das unglückliche Mädchen, und die Feder, die gerade mit dem Schwunge eines prächtigen „P“ beschäftigt war, erlahmte und malte eine schreckliche Fratze hin, vor der Julius Arnsteiner, wenn er nicht zum Glücke von ihr abgewandt gewesen, graue Haare bekommen hätte.

Der Lehrer weidete sich mit seinem starren, gefühllosen Auge an dem Schrecken seiner Schülerin, nicht ein Muskel bewegte sich in seinem Gesichte gegenüber dem Opfer seiner Anklage; es war, als säße er über Leben und Tod, und der nächste Moment könnte eines von beiden über seine Lippen bringen.

„Ja, einen Mord,“ wiederholte er langsam, „ich kann es nicht anders nennen.“

„Ich, Herr Arnsteiner?“ rief das Mädchen weinerlich und sah ihn mit einem flehentlichen Blicke an.

Der Lehrer mochte jetzt ein menschliches Rühren empfinden, seine Züge wurden weicher, gewissermaßen flüssiger. „Wenn ich von einem Morde spreche,“ sagte er, und jedes Wort war gewiegt und gewogen, „so meine ich darunter keinen leiblichen, sondern einen Gedankenmord, den du dadurch an mir begingest, daß du mich gerade in einem Momente, als ich eine meiner schönsten Ideen dem Papier anvertrauen wollte, mit deiner Frage wegen eines einfachen Buchstabens störtest. Was ist aber

das schönste P, und wäre es selbst von einem Kalligraphen geschrieben, gegen einen gemordeten schönen Gedanken?"

„Ich soll so etwas gethan haben, Herr Arnsteiner?" klagte das Mädchen und richtete thränenfeuchte Augen — und es waren braune, treuherzige Augen — auf den grausamen Lehrer. „Nicht einmal im Traume möchte es mir einfallen, Ihnen wehe zu thun!"

„Beruhige dich, mein Kind," sagte der Lehrer, schon etwas mehr gerührt, „du bist nicht die Erste und auch nicht Letzte, die ein derartiges Verbrechen an mir begangen hat. Ein Mensch von Bildung wird tagtäglich gefoltert, in spanische Stiefel geschnürt (erinnere mich einmal daran, daß ich dir erkläre, was dieser Ausdruck bedeutet) und gemordet. Denn wer vermag die Qualen zu beschreiben, die ein gebildeter Mensch aussteht, wenn ihm ein Fehler in der deutschen Sprachlehre in die Ohren klingt und wenn er, um nur Eines von tausend Beispielen zu erwähnen, aus dem Munde von Damen, die, wenn sie dem Lehrer Julius Arnsteiner begegnen, fast zu stolz sind auf seinen Gruß zu antworten, hören muß: „Wir haben sich gestern gut unterhalten." Oder wenn er die Orthographie von Leuten zu Gesicht bekommt, die an ihren Geldbeutel schlagen, daß er klingt, und nicht einmal im Stande sind, ihren Namen recht zu unterschreiben! Das aber ist alles nichts gegen die eine Qual, und diese wiegt alle andern auf; die Hauptqual besteht darin, daß der gebildete Mensch nicht verstanden wird, daß, wo er auftritt, ein Wettrennen mit Hindernissen seiner wartet (auch diesen dir gewiß unerklärlichen Ausdruck will ich dir bei gelegener Zeit auseinander setzen, er stammt aus England her, und ich habe mir ihn neulich aus einer Zeitung aufnotirt) und überall der Gelddünkel und die schnödeste Verachtung alles Höheren ihm entgegentritt. Soll man da nicht an der Mensch-

heit verzweifeln, soll man sich da nicht in die Zeiten zurücksehnen, als noch der gebildete Mensch, wie ich nach Schillers Ausdruck sehr bezeichnend niedergeschrieben habe, mit Königen, Fürsten und Grafen Umgang hatte?"

„Kränken Sie sich nur nicht so stark," tröstete Sali mit vor Mitleid bebender Stimme. „Wozu haben Sie auch so viel gelernt, Herr Arnsteiner, wenn es Ihnen so übel thut? Meine Mutter sagt immer: Mit Schweigen kommt man durch die ganze Welt."

Auf Julius Arnsteiner's Stirn schwoll eine Ader an, die nur in seltenen Gelegenheiten, etwa bei einer durchaus fehlerhaften „Regierung" eines deutschen Vorwortes, diese Ausdehnung anzunehmen pflegte.

„Was soll das heißen?" rief er zornig. „Wenn ich also deine Mutter, die Federschleißerin, gut verstehe, so ist Schweigen bei ihr so viel als Nichts wissen?"

„Ich weiß nicht," sagte das Mädchen mit demüthig gesenkten Augen. „Die Mutter braucht den Spruch, wie er ihr in den Mund kommt."

Der Lehrer schien von dieser Antwort nur wenig beschwichtigt. Mit der Ueberlegenheit eines wahrhaft gebildeten Menschen rief er nach einer Weile, die ihm gestattete, sich wieder in die Falten seiner etwas aufgestörten Würde zu werfen:

„Pah! was liegt mir daran, was eine Federschleißerin sagt? Der Spruch ist gewiß nicht auf dem Baume der Bildung gewachsen! den hat wahrscheinlich ein Ignorant (was so viel ist als ein Unwissender) in seinem Kopfe ausgeheckt. Wenn man mit Schweigen durch die ganze Welt kommt, was hat man dann nöthig zu lernen? Was brauche ich mich dann mit den Regeln der deutschen Sprachlehre zu plagen, wenn Schweigen besser ist als Reden? Warum sich nicht lieber gleich ein sieben=

fach unaufsperrbares Schloß an den Mund schmieden lassen, wenn die Vortheile der Unbildung, der Unwissenheit und Ignoranz so auffallend am Tag liegen? Geh' lieber gleich in ein Kloster, Ophelia, sagt Hamlet, Prinz von Dänemark, und dasselbe könntest du deiner Mutter, der Federschleißerin, zurücksagen. Wenn Schweigen besser ist als Reden, so braucht sie dich nicht zu mir zu schicken. Was hast du nöthig zu lernen, wie man einen ordentlichen Brief zu Stande bringt? Oder, daß du eine Multiplikation zu machen verstehst? Schweig' lieber, schreib nichts, rechne nicht, du kommst so nach der Weisheit deiner Mutter am besten durch die Welt."

„Um Gotteswillen, Herr Arnsteiner," unterbrach das Mädchen mit thränenerstickter Stimme den hochgehenden Gedankenstrom des erzürnten Lehrers, „was hat Ihnen meine Mutter gethan, daß Sie ihr diese Kränkung anthun wollen? Sie giebt Ihnen ja täglich tausend Segenssprüche, daß Sie sich meiner angenommen, mich schreiben, lesen und rechnen lehren, daß ich mich nicht zu schämen brauche vor Gott und den Menschen. Und jetzt auf einmal wollen Sie mich ihr wieder nach Hause schicken? Sie wird krank werden vor lauter Herzleid."

Julius Arnsteiner hatte eine merkwürdige Schwäche; er konnte Niemanden weinen sehen. Thränen nahmen ihm seine ganze Kraft; seinen Schülern, namentlich aber seinen Schülerinnen, war das wohlbekannt. Mitten im größten Aerger über einen „Diktandofehler" konnte ihn die mit einer kleinen Thränenbeigabe ausgesprochene Entschuldigung: „Was kann ich dafür?" vollständig entwaffnen. Julius Arnsteiner gehörte nicht zu den Anhängern jener Methode, die es bekanntlich nicht verschmäht, die letzten Consequenzen ihres Systems zuweilen mit einem flachen Lineal oder einem stets bereit liegenden Stäbchen, ja

selbst mit der bloßen Hand in eine etwas unsanfte Berührung zu bringen. Das hätte er als eine Entweihung seines Standes, als eine Erniedrigung des gebildeten Menschen in ihm betrachtet. Lieber redete er zu halben Stunden lang, bis er seinen eigenen Aerger zu Tode gesprochen und dem Schüler oder der Schülerin das große Verbrechen eines Diktandofehlers bis in die tiefinnersten Winkel des Gewissens gerückt zu haben glaubte. Dann ward er ruhig, und Alles war vergessen.

Auch diesmal hatten die Thränen einer Schülerin die ähnliche Wirkung. Julius Arnsteiner fuhr mit der Hand einige Male über das Gesicht, als wollte er von dort etwas wegwischen, was ihn beirrte.

„Deine Mutter," sagte er nach einer Pause, „giebt also wirklich etwas darauf, daß ich mit dir lerne? Sie hat also wirklich Sinn für Bildung?"

„Es vergeht ja," rief das Mädchen lebhaft, „keine Stunde im Tage, wo sie nicht von Ihnen spricht. „Auf meinen Herrn Julius Arnsteiner", hat sie noch gestern am Abend gesagt, „da lasse ich nicht kommen, was auf ein Quentel geht. Das ist der beste Mensch, der auf der Welt lebt, man kennt sich nur nicht so in ihm aus, weil er ein so gewaltig gelehrter Mensch ist. Die Mutter hat auch den Winter über etwas gethan, was ich jetzt wohl verrathen darf. Sie hat die schönsten und feinsten Federn, die sie nur hat zusammenklauben können, geschlissen, es ist auch nicht eine schlechte darunter, lauter Flaumenfedern. „Da d'rauf," hat sie gesagt, „soll kein And'rer schlafen, als mein Herr Arnsteiner, es ist keiner in der ganzen Gemeinde werth, auf solchen Federn zu liegen; die heb' ich ihm auf, bis er einmal heirathet."

„Eher giebt sie die Federn nicht her? deine Mutter will

also sicher gehen?" rief der Lehrer beinahe lustig. „Nun, wer kann wissen, was in den Sternen geschrieben steht?"

Es war ein merkwürdiger Blick, der bei diesen Worten aus den Augen des Mädchens nach dem Lehrer hinglitt. Aber so wenig man den Blitz aufhalten kann, so wenig hätte, selbst wenn er aufmerksamer gewesen wäre, Herr Arnsteiner die Bedeutung dieses Blickes ergründen können. Ja, wie der Blitz in dem einen Augenblicke mit grellem Lichte alle Gegenstände erhellt, während im nächstfolgenden die alte Finsterniß wieder in ihr Recht tritt, so war es auch mit diesem Mädchen. Jetzt — es dauert aber nicht länger als eben jener Blick — ein fragendes, nach Lösung ringendes Geheimniß in den feinen Zügen des Antlitzes, und jetzt wieder die am Tische gebückt sitzende, mit dem Schwunge großmächtiger „P's" sich abquälende, wehmüthig sich entschuldigende Tochter der Federschleißerin.

„Bah! was habe ich aber davon?" fügte der Lehrer sogleich mit einer verdrießlichen Achselzuckung hinzu, während er unmittelbar darauf wieder lächelte. „Deine Mutter scheint also, wie das Volk in seiner unerklärlichen Redeweise zu sprechen pflegt, Stücke auf mich zu halten? (Schade, daß ich Adelung's großes Wörterbuch nicht zur Hand habe, es kostet zu viel). Nun, ich bin ihr recht dankbar dafür und werde das in Bettfedern bestehende Honorar für deinen Unterricht mit geziemender Erkenntlichkeit annehmen, wiewohl ich gestehe, daß mir für meinen Theil die vier Bände Adelung lieber wären. Du kannst das deiner Mutter zurücksagen, nämlich ersteres; das von Adelung mußt du aber für dich behalten . . . Was brauche ich einen Menschen noch unnöthiger Weise zu kränken?"

„Ich danke Ihnen, Herr Arnsteiner, ich danke Ihnen!" rief die Schülerin mit hoher Freude, „das wird der Mutter lieber sein, wie . . ."

„Nun, du stockst, Sali, du findest nicht sogleich das passende Gleichniß?" unterbrach sie der Lehrer. „Weißt du, daß es gar nicht so leicht ist, hier ein entsprechendes Gleichniß anzufügen? Lazar Winterfeld oder einer seines Gleichen möchte sagen: wie ein Topf geschmalzener Nudeln, oder wie eine Schüssel frisch gebackener Kräpfchen; denn Leute dieses Schlages nehmen zur Bezeichnung dessen, was sie gern besonders kräftig ausdrücken möchten, meistens zu materiellen Dingen ihre Zuflucht; ihr Gedanke reicht nicht weiter als ihr Mund. Ich an deiner Stelle würde sagen, um den höchsten Grad von Freude auszudrücken: Das ist mir lieber, als der große Adelung."

„Meinetwegen, Herr Arnsteiner," rief das Mädchen mit leuchtenden Augen, „meinetwegen wie der große Edeling!"

„Adelung, mein Kind, Adelung," korrigirte der Lehrer, „es ist das grade so, als wolltest du meinen Namen Arnsteiner wie Ornsteiner aussprechen."

„O, den Namen verwechselt man nicht so leicht," meinte Sali außerordentlich fein.

Dem Lehrer mundete dieses Kompliment gar nicht übel; als gebildeter Mensch war er Schmeicheleien nicht unzugänglich, oder vielmehr er verstand sich recht gut auf ihr süßes Gift. Vielleicht aus Erkenntlichkeit glaubte er Gleiches mit Gleichem vergelten zu müssen und meinte:

„Weißt du, Sali, daß sich deine Sprache seit einiger Zeit merklich zu ihrem Vortheile verbessert hat? Den letzten Satz z. B. hast du so korrekt und richtig betont ausgesprochen, wie es nur Sidonia Winterfeld im Stande ist."

Sali erglühte wie eine Purpurrose; aber der Lehrer bemerkte das nicht.

„Und weißt du noch was?" fuhr er fort. „Wenn ich den Spruch deiner Mutter eigentlich vom Standpunkte der philo=

sophischen Betrachtung erwäge, so sieht er gar nicht so verletzend und das Gefühl des gebildeten Menschen beleidigend aus, wie er mir anfangs vorkam. Mit Schweigen kommt man durch die halbe Welt, sagt deine Mutter. Nun freilich! Schweigen ist das Loos des Schönen. Was kann der gebildete Mensch Besseres thun, als schweigen mitten unter ungebildeten Menschen? Redet er, so verstehen sie ihn nicht, wendet er einen etwas ungewöhnlichen Ausdruck an, so lachen sie Einen hämisch aus. „Der Rest ist Schweigen“ muß irgendwo ein großer Dichter sagen; denn ich habe diese Worte neulich mit Gänsefüßchen angeführt gelesen, was ich dir übrigens in der Lehre von den „Interpunktionen“ auseinandersetzen werde; sonst meinst du vielleicht, du müßtest zwei Füße von den Gänsen deiner Mutter nehmen, und sie aufs Papier stellen. Dem ist nun nicht so. Nur der gebildete Mensch kennt den wahren und richtigen Gebrauch der Gänsefüßchen, weil nur er zu ermessen weiß, wie viel von der akuraten Stellung derselben abhängt. Leider kann man sie nur im Schreiben und nicht im Sprechen anwenden. Wie viel Mißverständniß, Neid, üble Nachrede könnte verhütet werden, wenn man im Stande wäre, auch im Sprechen diesen Gänsefüßchen ihren Platz anzuweisen! Was mich betrifft, so begehe ich niemals die Unterlassungssünde, einem solchen Gänsefüßchen aus dem Wege zu gehen; denn wie leicht könnte man, wenn ich z. B. eine Stelle aus Schiller, Shakespeare, Geßner oder Fenelon anführe und vergäße die zwei kleinwinzigen Zeichen, glauben, die Stelle rühre von mir her! Ja, Sali, deine Mutter hat Recht! Mit Schweigen kommt man durch die ganze Welt; schreiben ist aber auch schweigen; und so schreibe ich denn nieder, was Alles mich drückt und betrübt. Ich werde dir das auch vorlesen, was ich jetzt grade niedergeschrieben; ich habe eine leise Ahnung, daß

du dazu ein gewisses Verständniß mitbringst, worauf es doch eigentlich ankommt. Wenn du aufmerksam zuhörst, kannst du viel davon profitiren; es kann einmal auf deinen Styl, wenn wir nämlich zu der praktischen Anwendung der syntaktischen Regeln kommen werden, nur vortheilhaft wirken. Laß mich übrigens erst sehen, wie deine P's ausgefallen sind."

Sali reichte ihm den beschriebenen Bogen nur zögernd hin.

„Soll ich leben!" rief der Lehrer ganz gegen seine Gewohnheit in dieser nur der „Gasse" mundläufigen Betheuerung; „dies P hat merkwürdige Fortschritte gemacht. Sidonia Winterfeld kann auch kein schöneres hervorbringen. Morgen schreiten wir an das schwierige S."

Und während Julius Arnsteiner es nicht ahnte, was bei diesem feierlichen Versprechen in der Seele seiner jungen Schülerin vorging, ob Freude über das reichlich gespendete Lob, ob eine gewisse Trauer, daß mit dem Betreten des schwierigen S die Schreiblektionen ihrem Ende entgegeneilten, griff er hastig nach seinem Manuskript, und gab dem Mädchen den beschriebenen Bogen zurück.

Er begann zu lesen. Nie hatte es ein gläubigeres und aufmerksameres Publikum gegeben, als dasjenige, das in der Person der siebenzehnjährigen Schülerin mit klaren und treuherzigen Augen, mit lauschender Seele auf dem ehrfurchtsvoll, gleichsam von so großem Zutrauen erschrockenen Antlitz derselben den Deklamationen des Lehrers horchte.

Arnsteiner war über die ersten Sätze seiner trübseligen Betrachtungen gelangt bis zu jener Stelle, die wir um ihrer Wichtigkeit willen noch einmal hinstellen wollen:

„Und sich nicht zu fürchten brauchte, daß ihn ein Lazar Winterfeld von dort oben herunterjagte. O Sidonia!"

„Herr Arnsteiner, Herr Arnsteiner!" rief plötzlich mit

merkwürdiger Lebhaftigkeit die kleine Schülerin, „da vorn an dem Rocke, der an der Thür hängt, ist ein Knopf herunter, den muß ich schnell annähen."

Julius Arnsteiner schrak zusammen, als hätte ihn Jemand auf einem ungeheuren Sprachfehler ertappt. Auf einen solchen Schlag war er wahrlich nicht gefaßt! Aber mit der Resignation eines gebildeten Menschen, der nach seinem eigenen Ausdrucke so oft das Vergnügen hat, in spanische Stiefel geschnürt zu werden, sammelte er sich sogleich, und die ihm gewöhnliche Duldermiene trat siegreich auf seinem Antlitze hervor. Konnte er sich denn selbst ein „Dementi" (es ist das ein sehr feiner und hochgebildeter Ausdruck, den nicht Jeder in der Gasse anzuwenden wußte) geben? Mußte er nicht stets mitten in seiner Qual schweigen? Gelassen legte er das Manuskript aus den Händen und sagte schwach: „Nähe ihn also an, diesen hängenden Knopf, es wird ihm recht wohl thun, wenn du dich seiner annimmst."

Für Sali aber war Befehl und dessen Ausführung das Werk eines Augenblickes. Ehe sich der Lehrer es versah, hatte sie aus der Tasche ihrer Schürze ein Nadelbüchschen und einen um Papier gewickelten Zwirnknäuel geholt. Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen hatte sie mit den Zähnen den unnöthigen Rest abgebissen, daß es ordentlich in der Stube wie ein schriller Schrei tönte. In halb knieender, halb aufrechter Stellung trat sie dann an den Rock hinan und begann mit geübter Hand die Befestigung des seinen Banden entsprungenen Flüchtlings.

Julius Arnsteiner war in einer Art traumhaften Scheinlebens allen Bewegungen des Mädchens gefolgt; er selbst mußte sich verzaubert dünken, ein so greller Gegensatz lag zwischen dem, was er so eben aus der ganzen Fülle seiner Seele gelesen — und diesem anzunähenden Knopfe! Erst das regel-

mäßige Auf- und Niederfahren der Nadel, fast an seinen Augen vorüber, gab ihn wieder der Wirklichkeit zurück.

Wer war diejenige, die, während er die klaffende Wunde seines Innern so vertrauensvoll offenbarte, Zeit und Stimmung hatte, an den fehlenden Knopf an einem elenden Rocke zu denken? Die Tochter einer Federschleißerin! Und das sollte ihn Wunder nehmen?

„O Sidonia Winterfeld," mußte er unwillkürlich dieser Entdeckung Sprache verleihen, „du hättest mir keinen Knopf angenäht! du nicht!"

„Ai!" schrie Sali auf, und schüttelte den Zeigefinger, wie von einem furchtbaren Schmerze betroffen, „Herr Arnsteiner, ich habe mich gestochen bis ins Fleisch hinein!"

„Leg' kaltes Wasser darauf," sagte Arnsteiner gelassen, indem er sich erhob. In diesem Augenblicke war auch nicht eine Spur von Mitleid in seinem sonst nicht verhärteten Herzen! Der Knopf aber saß fest.

Ja kaltes Wasser! Wie trefflich mundet ein Trunk, wenn man in brennender Sonnengluth sich müde gegangen, aber wie gering ist seine Wirkung, wenn man es an den Schmerz dunkel aufgeregter Empfindungen hält, der nicht von dem Stiche einer fehlgegangenen Nähnadel, sondern von dem Herzen ausgeht, da wo es bekanntlich am wehesten thut!

Die kleine Sali hatte den Rath ihres Lehrers nicht befolgt, sei es, daß es in der Stube des Herrn Arnsteiner an einem Glase fehlte, wohinein sie das kühlende Element gießen wollte, oder vielmehr, weil es sie drängte, aus der Vorlesung

zu kommen, die so herzbrechende Dinge enthielt — nicht nur für Herrn Julius Arnsteiner.

Sie ging lieber nach Hause! Dort hatte sie Wasser in Hülle und Fülle und auch ein Glas dazu, aber das Beste war doch ein uralter, weitbauchiger Kasten, der mit der Wand einen so vortrefflichen Winkel bildete, wie man ihn in halb Böhmen nicht schöner fand; denn man saß darin so still und abgeschlossen von der Welt, wie auf einer menschenleeren Insel mitten im stillen Ocean, und namentlich wenn man einen Strumpf zur Hand nahm, erhielten daselbst die Gedanken wie durch Verzauberung eine solche Kraft zum Fliegen, daß man bald nicht mehr in dem Stübchen der Federschleißerin, sondern ganz anderswo sich zu befinden glaubte.

In diesem „anderswo" war ein gleichfalls alter Bücherschrank mit merkwürdig vielen Büchern darin zu schauen, wovon aber keines sich ordentlich mit seinem Nachbar vertrug; das eine lag in der Quere, das andere hatte sich trotzig aufgestellt und wollte gerade nicht liegen, noch ein anderes hatte sich wahrscheinlich aus Uebermuth über die beiden anderen geworfen, und wollte nicht liegen, aber auch nicht stehen. Eines aber theilten alle in brüderlicher Gemeinschaft, nämlich den fingerdicken Staub; es war, als ob er Zeit gehabt hätte, sich zu einer ansehnlichen Kruste zu verdichten. Aber nichts lebt so lange, daß nicht endlich sein letztes Stündchen schlagen könnte, und auch für diesen so übermüthig breit sich machenden Staub war es gekommen. Hei! Wie kräftig schlug Jemand mit einem Stäbchen auf dieses Heer von Büchern, daß sie seufzten und ächzten wie gezüchtigte Kinder; wie wurde eines nach dem andern hergenommen, in welchen dicken Wolken flog dieser gedemüthigte Staub zum offenen Fenster hinaus! Aber wie wunderbar hatte sich auch die Stube in demselben Augen

blicke verwandelt: sie war gar nicht mehr zu erkennen! Nachdem dieser anmaßende Staub den Weg ins Weite gesucht schien es, als ob alle Gegenstände von einem bösen Gaste, einer Jahre langen Krankheit befreit worden. Alles freute und putzte sich heraus, eines wollte es dem andern an Glanz und Selbstbespieglung zuvorthun! Tische, Bänke, Stühle, Bücherkasten, Fenstervorhänge, Fußboden, Ofen und Leuchter, kurz Alles, was sich in dem kleinen Raume befand, war zu einem neuen Leben erwacht, und tanzte ordentlich vor lauter Freude in der Stube herum. Vor Allem aber freute sich ein schwarzer „Caputrock," der an einem Nagel an der Thüre trübselig gehangen hatte; im Kampfe mit dem Leben hatte er das Unglück gehabt, sämmtliche Knöpfe zu verlieren ... Jetzt schlüpft Jemand in die Aermel hinein, und siehe da, was der arme Rock auf seine alten Tage nicht alles erlebte — er konnte sich wieder schließen . . . auch nicht ein Knopf ging ihm ab!

Freitag am Abend, wenn abgespeist war und die siebenzinkige Lampe bereits mit etwas schläfrigen Augen zwinkerte, — das war die gewöhnliche Besuchstunde dieses „Anderswo", die jedoch meistens so lange dauerte, daß auf dem Rückwege ins Bett Mond, Sterne und Lampe sich längst zur Ruhe begeben hatten.

Es war heute kein Freitagabend, sondern ein ganz gewöhnlicher Werktag, und die Sonne lachte so freundlich in das Stübchen hinein; aber die kleine Sali konnte doch nicht der Anziehungskraft des alten Kastens widerstehen. Sie setzte sich, sobald sie nach Hause gekommen, in den Winkel, und saß da, mit nichts beschäftigt, nicht einmal mit einem Strumpfe eine geraume Weile.

Die Federschleißerin, Sali's Mutter, bemerkte sogleich das Ungewöhnliche in dieser Erscheinung. Sie war eine Frau mit

offenen Augen, aber stillen, schweigsamen Gemüthes, die bei ihrem Geschäfte gelernt hatte, das äußere Leben und Alles, was dieses in bunter Aufeinanderfolge ihr entgegenbrachte, ohne laute Rede, aber mit vielen Gedanken in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Ihr Geschäft brachte es so mit sich; denn wenn man so den ganzen Tag nichts Anderes thut, als die Fähnchen von den Flaumfedern abstreifen und auf ein Häufchen zusammenlesen, wobei man sich noch hüten muß, durch lautes Reden einen Luftzug zu erregen, so gewöhnt man sich bald, jeden Tag und jede Stunde des Lebens wie eine Flaumfeder anzusehen, die man, sobald sie abgestreift, zu den andern legt, still, innerlich zwar bewegt, aber nach außen ohne viel Aufsehen und Geltendmachung. So hatte die Federschleißerin nach ihrer Art zu dem seltsamen Thun ihrer Tochter geschwiegen, wiewohl sie sich ununterbrochen ihre Gedanken darüber machte. Ein kleines Häufchen Federn lag noch vor ihr; wahrscheinlich mußte sie erst mit ihnen fertig werden, ehe sie ihren Mund öffnen wollte. Endlich war das Werk zu Ende gediehen, sie stand auf. Halb vor sich hin, halb zu der Tochter gewendet, meinte sie:

„Nun auf mich kommt's nicht an, wenn Herr Arnsteine nicht heute schon Hochzeit macht. Seine Federn sind fix und fertig."

Mit einem Male ward der ganze Zauber des alten Kasten zerstört, und gerade als auch Sali mit dem Aufräumen und Zustandebringen des gewissen Stübchens fertig geworden wa

Trotzdem war sie sogleich mit beiden Füßen auf dem Bode der Wirklichkeit, sie hatte sich nicht lange zu besinnen, daß d alte Kasten nur in ihrem eigenen Stübchen stand.

„Lebendiger Gott!" rief sie erschrocken, „ich bin da gesesse

als wäre ich Lazar Winterfeld's Tochter, die nichts zu thun hat; ich weiß gar nicht, was mir eingefallen ist."

Die Federschleißerin sah mit ihren weltklugen Augen eine geraume Weile auf das Mädchen.

„Fehlt dir was?" fragte sie.

„Mir soll was fehlen?" lachte Sali überlaut. „Seh' ich denn so schlecht aus?"

„Es giebt Leute," sagte die Federschleißerin in ihrer gewohnten Spruchweisheit, ohne sich beirren zu lassen, „die sehen mit ihrem Munde besser, als andere mit ihren zwei Augen."

„Und was hast du an mir gesehen?" forschte das Mädchen mit leicht verzeihlicher Neugier.

„Du kennst mein Sprüchel vom Schweigen," meinte die Federschleißerin unbeugsam.

Statt aller Antwort wandte sich Sali von ihrer Mutter ab; da sie aber doch etwas reden mußte, meinte sie:

„Morgen fängt der Herr Arnsteiner mit mir das große „S" an; heute bin ich mit dem „P" fertig geworden."

„Und ich mit meinen Federn für ihn," sagte die Mutter.

„Wie kommt Eines zum Andern, Mutter?" fragte wieder gleichsam sich überschreiend die kleine Schülerin des Herrn Arnsteiner.

„Laß du mich nur!" rief die Federschleißerin in ihrer gelassen eindringlichen Weise, „du bist mit deinem „P" fertig geworden, nun muß er seine Partie machen."

„Mutter, du meinst —"

„Ich meine gar nichts," sagte die Federschleißerin ruhig. Mir verkündigt's mein kleiner Finger, daß Herr Arnsteiner noch in dem Jahre eine Partie machen muß. Wäre mir denn sonst eingefallen, für ihn die Federn zu schleißen?"

„Ich sag' dir, Mutter," meinte die kleine Sali, „es muß doch ein großes Glück sein, wenn man reich ist."

„Was redt'st du für Narrethei!" rief die Federschleißerin ganz gegen ihre Weise in gereiztem Tone. „Ist dir einmal im Leben schon etwas abgegangen? Bist du schon einmal hungrig zu Bett gegangen?"

„Das mein' ich nicht, Mutter," sagte Sali, „aber wenn man reich ist, da kann man sich den Herrn Arnsteiner zum Lehrer nehmen . . ."

„Nun, er lernt doch mit dir auch? Hat er mir nicht einmal selbst gesagt, du seiest seine beste Schülerin, und du bekämst eine Schrift, wie der beste Buchhalter?"

„Hat er dir das erzählt?" rief die kleine Sali und ein Anflug von Schamröthe hatte rasch die etwas schwermüthige Miene verdrängt.

Gleich darauf aber, als habe sie sich besonnen, wie wenig sie zu einer freudigen Aufregung berechtigt sei, setzte sie hinzu: „Und doch hab' ich heute nicht gewußt, daß Einer, der ein großes Buch geschrieben hat, Adelung und nicht Edeling geheißen hat. Ich schäm' mir fast die Augen heraus. Sidonie Winterfeld hätte so einen Fehler gewiß nicht gemacht."

„Hör' an, mein Kind," sagte die Federschleißerin mit großer Bestimmtheit, wie sie ihre eigene Tochter von der stillen in sich gekehrten Frau nur selten zu vernehmen die Gelegenheit hatte. „Du weißt, wie ich deinen Herrn Arnsteiner respektire und wie viel ich auf ihn halte. Aber von Sidonia Winterfeld kann er sagen, was er will, so glaube ich es nur zur Hälfte! — Nicht daß er ein Lügner ist, Gott der Allmächtige soll mich schützen und schirmen, daß mir das nicht einmal im Schlafe einfällt . . aber was die Sidonia anbelangt, da wette ich mein zukünftig Leben daran, daß er sich in ih

foppt, und mit ihm die ganze Welt. Sie ist Lazar Winterfeld's Tochter — und das will genug sagen. Seit wann ist aus der Familie etwas Adeliges hervorgegangen? Geld und nichts als Geld! Hast du schon etwas von ihnen gehört, was auf einen besonderen Kopf hinweist? Ich bleib' dabei: auf ein hölzern Wägele schlägt man kein goldig Nägele."

Wieder zu Herrn Arnsteiner.

Lehrer haben das Eigenthümliche, daß sich ihre innere Jugend viel länger erhält, als die anderer Leute, und während diese oft unter schwarzen Haaren graue Gedanken tragen, ist bei jenen alles grün, selbst bis auf die Haare, die Einem nur bei oberflächlicher Prüfung etwas grau erscheinen. Das Geheimniß, warum dem so ist, liegt nicht in so dichten Falten, daß man es nicht bis zur Durchsichtigkeit lüften könnte. — Bei Julius Arnsteiner waren es die „Participialconstructionen," und vor Allem die Abenteuer des jungen „Telemachs," die dieses Wunder zu Stande brachten.

Für einen Königssohn, so klingt es fast wie eine Sage, soll dieses Buch verfaßt worden sein, damit er daraus die schwere Kunst des Regierens lerne. Was nützte es nun dem Lehrer, daß er diesen Umstand stets als Einleitung voran schickte, ehe er sich mit dem Sohne des göttlichen Dulders auf die kühne Suchfahrt begab? Ehe er es sich versah, hatte sich das Lehrbuch des Regierens — in einen Roman verwandelt; denn wenn schon die erste Zeile mit der düsteren Trostlosigkeit der Nymphe Calypso beginnt, wenn alle Wälder, Berge und Grotten von nichts, als von ihren verzweiflungsvollen Klagen wiederhallen, daß der, den sie geliebt, so treulos den Weg in die Weite gesucht — und eine Schülerin fragt plötzlich mit unverzeihlicher Neugierde die jungfräulich verschleierten Augen auf den Lehrer gerichtet: „Herr Arnsteiner! warum ist er nicht

bei ihr geblieben, wenn er's bei ihr so gut gehabt hat!" müssen da nicht die schönsten unregelmäßigen Zeitwörter, die schwierigsten Stellen, die merkwürdigsten Wendungen des Styles spurlos vorübergehen?

In der That wurden auch die sinnreichsten mythologischen Andeutungen ganz überhört, denn zwischen den halbgeöffneten Lippen der Schülerin schien stets die nur unvollkommen gelöste Frage zu schweben: „Warum ist er nicht bei ihr geblieben?"

Julius Arnsteiner hatte diese Frage von so unzähligen Mädchenlippen an sich richten gehört, er hatte sie in so vielen träumerisch neugierigen Augen gelesen, daß sie ihm, der so Vieles zu beantworten wußte, ja der Alles beantworten mußte, was man ihm vorlegte, weil sonst seine Autorität darunter gelitten hätte, daß ihm selbst diese Frage ein Räthsel ohne Auflösung blieb. War er nicht auch Telemach? suchte er nicht auch mit Hilfe seines Mentors, nämlich seiner Bildung, zwar nicht einen abwesenden Vater, aber doch Eine, die ihn verstand, und seine Bildung zu schätzen wußte? Hatte er nicht gleich diesem Prinzen von der Insel Ithaka Abenteuer zu bestehen? Abenteuer zu Wasser und zu Lande, Kämpfe und Gefahren, wie dieser sie nicht bestanden, nämlich mit Unbildung und Ignoranz, mit Wölfen und Bären in Menschengestalt, die ihn anheulten und auslachten, wenn er die Waffen der Bildung gegen sie schwang? Hundertfältig konnte Julius Arnsteiner die Parallele seines Lebens mit dem griechischen Prinzen nachweisen; ja es gab Augenblicke, wo er zugleich die Leiden des göttlichen Odysseus während dessen zehnjähriger Fahrt durch und durch empfand — und er war seit seinem neunzehnten Jahre Lehrer in der „Gasse."

Warum war er nicht bei ihr geblieben?

So fragte sich Julius Arnsteiner jedesmal, wenn ihm eine

seiner Schülerinnen untreu wurde, oder mit dürren Worten, wenn sie heirathete. So vielen hatte er die ersten Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre beigebracht, so viel tausende von Federn hatte er ihnen geschnitten, zahllos wie Sand am Meere waren die Multiplicationen mit und ohne Brüche, die er mit ihnen durchgerechnet, in's Endlose reichend die Ziffern von unregelmäßigen Zeitwörtern aus Meidinger's und J. B. Machat's Grammaire, von den praktischen Uebungen aus dem Telemaque gar nicht zu reden — dennoch war ihm keine einzige treu geblieben! Zwar — er hatte sich stets gehütet, auch nur mit einem Hauche zu verrathen, welche Flammen in seinem Innern wütheten .. er war seinen Schülerinnen nichts als Lehrer .. aber konnte keine von ihnen es ahnen, was in ihm vorging? Konnte keine mit jener Selbstverläugnung und Opferfreudigkeit, die von den größten Dichtern aller Zeiten, und namentlich von dem König Salomo in dem berühmten: „Meinen Weinberg habe ich nicht gehütet," gepriesen wurde .. konnte also keine gleich jener Sulamith sagen: „dich, mein lieber Arnsteiner, habe ich aus Allen heraus erlesen? Was ist alles Geld eines ungebildeten Menschen gegen dein „deutsches Sprechen," gegen dein „französisches und sonstiges Wissen?" Weißt du, was ich sprechen werde, wenn mich Vater oder Mutter werden zwingen wollen? Arnsteiner oder Tod!"

Aber es starb keine! — Seit mehr als sechszehn Jahren hatte man nicht gehört, daß ein weibliches Wesen in der Gasse anders als eines natürlichen Todes verblichen wäre — kein einziges gebrochenes Herz, kein Dolchstoß, nicht einmal eine Selbstvergiftung hatte von sich reden gemacht. Alles blieb ruhig, lebte, freute sich seines Daseins, kam mit den ungebildeten Männern so gut durchs Leben, als es eben ging! — Keine war für Julius Arnsteiner in den Tod gegangen!

Der Lehrer wußte sehr wohl, wie er sich diesen Umstand zu erklären habe. Er betrachtete diese ihm abgefallenen Schülerinnen als schuldlose Opfer ihrer Väter und Mütter! Alles Mitleid, dessen sein Herz fähig war, warf sich auf diese jungen Wesen, die dem Moloch „Unbildung" in die glühenden Arme gelegt wurden, aller Haß und alle Erbitterung dagegen auf ihre Opferer! — Mit den Vätern und Müttern lebte Julius Arnsteiner in einem beständigen Vernichtungskampfe; sie standen ihm überall im Wege und er mußte sich ihrer erwehren.

Man darf darum ja nicht glauben, daß Julius Arnsteiner's Dasein ohne alle Lichtseiten gewesen sei. Im Gegentheile! wenn gerade an keiner seiner Schülerinnen die Reihe war, ihm treulos zu werden, so war sogar viel Licht, Behagen und Freundlichkeit auf seinen Lippen und in seinem Herzen. Ihm, der im Bewußtsein seiner Bildung nach dem Höchsten der Gasse, nach den reichsten Partien die Hand auszustrecken sich für berechtigt hielt, ihm war zugleich jene Genügsamkeit, sich am Kleinsten zu erfreuen, in vollem Maße verliehen worden. Julius Arnsteiner war im Stande, tagelang über ein richtig angewandtes Fremdwort, über die fehlerlose Uebersetzung eines Satzes aus dem Telemach, über eine orthographisch geschriebene Stylaufgabe vor sich hin zu lächeln. Alle Schätze Californiens schrumpften aber zu einem erbärmlichen Klumpen zusammen — wenn ihm aus dem Munde einer Schülerin ein glücklich gewähltes Citat aus Schiller entgegen tönte.

Dann empfand es Julius Arnsteiner mit allen Schauern wahrhaften Stolzes, was es heiße, Lehrer zu sein — sechszehn Jahre Lehrer in der Gasse!

Aber die Väter und Mütter sorgten schon dafür, daß Arnsteiner ein nicht gar zu reicher Mann an Freuden wurde,

der ungestraft über die Schätze Californiens sich hinwegsetzen durfte.

Der Lehrer hatte im Laufe seiner sechszehnjährigen Wirksamkeit ein außerordentlich feines Ahnungsgefühl sich angeeignet und dieses verkündigte ihm mit merkwürdiger Gewißheit, wann seinem Herzen durch die Treulosigkeit einer Schülerin der Todesstoß versetzt werden sollte. Kein Mensch in der ganzen Gasse wußte es, daß in diesem Orte oder in jenem Hause binnen kurz oder lang eine Braut sein werde; aber Julius Arnsteiner wußte es! Er sah den Sturm kommen, noch bevor er sich am äußersten Horizont als ein rothes Wölkchen zeigte; er merkte die sich vorbereitende Veränderung an dem Benehmen, das die Väter und die Mütter der Gasse gegen ihn beobachteten.

Wir gehen sogleich auf den neuesten Fall über, der sich erst zwei Tage vorher ereignet hatte.

Julius Arnsteiner saß gerade in voller Begeisterung am Lehrtisch bei Sidonia Winterfeld und erklärte ihr aus dem Telemaque, warum Ulysses trotz aller Lockungen der Calypso aus Pflichtgefühl zu seiner rechtmäßigen Gemahlin Penelope habe zurückkehren müssen.

Um denselben Augenblick trat Lazar Winterfeld, der Vater Sidonia's, mit jener lärmenden Beweglichkeit, die feiner angelegte Naturen in ihrem Innersten verletzt, in die Stube.

Julius Arnsteiner hatte seinerseits den Grundsatz, sich von Niemanden, es sei wer es immer sei, in seinem Berufe stören zu lassen, am allerwenigsten von einem Vater oder einer Mutter, wenn sie ungerufen bei einer Lektion sich einfanden. Es wäre dies ein Zoll, ein Tribut, ja eine türkische Kopfsteuer gewesen, — den die Bildung ihrem unmittelbaren Gegensatze gebracht hätte. Nach Julius Arnsteiner's Ansicht stand aber das Lehren so außer aller Bezahlung mit klingender Münze, daß

ihm jede Belohnung für seinen mühevollen Beruf als von gar keiner Bedeutung erschien. Im Gegentheile! den Kreuzer der Armuth, den er in den meisten Fällen nicht einmal erhielt, schätzte er höher als den Gulden des Reichen, was ihm in den Augen des Letzteren wahrlich keinen Nutzen brachte.

Julius Arnsteiner ließ sich also durch den Eintritt des Wollhändlers nicht im Geringsten außer Fassung bringen; er grüßte nicht, nicht einmal zu einem leisen Kopfnicken konnte er sich verstehen. Für ihn war Niemand eingetreten, blos die Thürangeln hatten geknarrt. Eine gute Weile saß Lazar Winterfeld da, in all der geräuschvollen Breite, die ihm eigen war, und hörte zu, wie Julius Arnsteiner von Ulysses und Calypso's wohlberechtigter Verzweiflung sprach. Plötzlich stand er auf; wo möglich noch geräuschvoller, als er sich niedergesetzt hatte.

„Herr Arnsteiner," sagte er mit mühsamer Fassung, „verzeihen Sie mir, Sie sind ein sehr geschickter Mensch, und wissen im kleinen Finger mehr als mancher andere in seinem ganzen Kopfe hat. —"

Der Lehrer schaute auf; aus Lazar Winterfeld's Munde klang dieses Lob zu lockend, um nicht gehört zu werden.

„Deswegen dürfen Sie aber doch nicht glauben," fuhr dieser mit immer höher steigender Erregtheit fort, „daß ich gar nichts verstehe. Ich verstehe schon, was man Alles einem Mädchen beibringen soll und muß, aber mit solchen „Schnockes" (Schnacken) müssen Sie mir von meinem Hause fern bleiben, wie Sie jetzt mit ihr lernen. Da gebe ich nicht einen Schuß Pulver dafür!"

Julius Arnsteiner war einer solchen Sprache nicht ungewohnt, sie war ihm bei den vielen Treulosigkeiten seiner Schülerinnen mehr als einmal vorgekommen. Dennoch war sie ihm jedesmal neu und auch diesmal stand sein Herz einige Augen=

blicke ganz still und schlug nicht mehr; er wußte, was ihm wieder aus dem dunklen Hintergrunde der nächsten Zeit entgegendrohte — Sidonia als Braut! Dennoch umwölkte sich seine Stirne nicht; er durfte und konnte ja dem reichen Wollhändler nicht zeigen, daß er auf dessen Worte ein Gewicht lege.

„Uebrigens dürfen Sie ja nicht glauben," fuhr er im Unterrichte fort, „als wenn die Calypso eine wirkliche Göttin, wie etwa die Diana oder die Juno gewesen sei. Im Gegentheil! Sie hatte nur etwas Göttliches an sich, sonst war sie ein Frauenzimmer mit den Leidenschaften und Begierden eines solchen. — Wie hätte sie sich sonst in solche Klagen ergießen, solche Verzweiflungstöne erklingen lassen, sich so geberden können? Göttinnen benehmen sich nach meiner Ansicht ganz anders."

„Nun Herr Arnsteiner," fiel Lazar Winterfeld laut wie eine Trompete ein, „da frag' ich Sie, sind das nicht „Schnockes" und verkehrte Sachen, die Sie da meiner Tochter in den Kopf setzen? Was gehen mich, was gehen meine Tochter die Götter an? Leb' ich von den Göttern? Hab' ich meine Nahrung von den Göttern? Ich kenne mehr Leute, die nichts von den Göttern wissen, und befinden sich dabei, Gott Lob und Dank, ganz wohl."

Julius Arnsteiner zuckte nur statt aller Antwort mit der Schulter; dieses Stolzthun auf die eigene Unbildung, dieses Erheben der „Ignoranz zum Prinzip" that ihm zwar in innerster Seele wehe, aber das verdiente keine Erwiderung.

Er sah ins Buch, und kaum als der Wollhändler geendigt, begann er einen neuen Satz aus dem Telemaque.

„Da soll mir ein Mensch das erklären, was meine Tochter mit ihrem „Französisch" anfangen soll, wenn sie einmal Mann und Kind hat?" eiferte aufs Neue Lazar Winterfeld, so daß der Lehrer genöthigt war, sich wieder zu unterbrechen. „Französisch

soll sie können und wissen soll sie von den Göttern! Wenn aber der Mann einmal zu ihr sagen wird: Schreib' mir einen Brief an den und den Schuldner, aber einen Brief, daß ihm grün und gelb vor den Augen wird, dann wird etwas herauskommen, daß Einen Gott behüten und beschützen soll davor! Französisch wird der Brief sein, aber deutsch nicht."

Jetzt stieg dem Lehrer das Blut zu Kopfe. So lange der Wollhändler die Waffen seiner Unbildung gegen das Lehrgebäude im Allgemeinen richtete, hielt es der Lehrer unter seiner Würde, auf eine gleiche, wenn auch nicht ebenbürtige Weise ihm entgegen zu treten. Nun aber, da der Gegner sich erkühnte, ihm an das Theuerste mit frevelnder Hand zu greifen, an den deutschen Unterricht . . . nun hielt Arnsteiner nicht länger an sich!

Aber auch jetzt brachte es der Lehrer nicht über sich, dem Wollhändler unmittelbar Rede zu stehen. Er richtete sein von Zorn und Aufregung brennendes Auge auf seine Schülerin Sidonia und sagte mit bebender Stimme:

„Glauben Sie, Sidonia, daß Sie einen solchen deutschen Brief zusammenbringen, wie ihn Ihr Herr Vater als das Höchste menschlicher Bildung bezeichnet?"

„Ich glaube nicht, Herr Arnsteiner," meinte das Mädchen unsicher, halb auf den Lehrer, halb auf ihren Vater die Augen gerichtet.

„Nun, sehen Sie es ein, Herr Arnsteiner?" rief Lazar Winterfeld. „Sie gesteht es selbst ein, daß sie so einen deutschen Brief gar nicht zu Stande bringt; denn dazu braucht man etwas ganz Anderes, als die Götter und die Geographie."

„Sie haben Recht, Sidonia," sagte Arnsteiner, nur gegen seine Schülerin sich wendend, „wenn Sie sich unfähig erklären, die Verfasserin solcher Briefe sein zu können. Diese Gattung

Briefe haben Sie freilich bei mir nicht gelernt, denn sie stehen außerhalb jeder Bildungssphäre."

„Also das kann sie nicht!" schrie jetzt in voller Entwicklung seiner riesigen Stimmmitel Lazar Winterfeld. „Was kann sie denn? Für etwas wird man doch sein theures Geld ausgegeben haben? Vielleicht geht es mit dem Rechnen besser, als mit dem Briefschreiben . . . Geben Sie ihr einmal eine Rechnung auf, Herr Arnsteiner! Da können wir auf der Stelle sehen, wie weit sie es darin gebracht hat."

„Ist heute Ihre Rechenstunde, Sidonia?" fragte der Lehrer, sich auf's Neue zu seiner Schülerin wendend, die verneinend den Kopf schüttelte.

Lazar Winterfeld schien diese Frage absichtlich zu überhören.

„Was brauche ich das!" rief er. „Ich kann ihr ja selbst die Rechnung aufgeben; sie braucht nicht einmal Griffel und Schreibtafel dazu. Bei mir muß man Alles aus dem Kopfe rechnen können."

Er hatte sich zu diesem Geschäfte wieder niedergelassen.

„Zirl," sagte er, „kannst du mir das ausrechnen? Wenn ich auf dem Pester Markte den Centner Wolle mit 89 fl. 40 kr. einkaufe, bis ich ihn nach Reichenberg bringe, kostet er mich 90 fl. 20 kr., verdienen muß ich doch auch etwas daran und dem Tuchmacher muß ich die Wolle borgen, und länger als ein Jahr auf die Bezahlung warten. Was soll ich aber machen? Der Tuchmacher setzt die Waare auch nicht sogleich ab . . . Wie theuer muß ich also den Centner Wolle verkaufen, wenn ich 25 Prozent gewinnen will?"

Lazar Winterfeld hielt inne; er schaute die Tochter erwartungsvoll an. Nach seiner Ansicht konnte ein sechsjähriges Kind diese Aufgabe lösen. Julius Arnsteiner konnte aber ein ironi=

sches Lächeln nicht unterdrücken, das beinahe unheimlich über sein sonst so gutmüthiges Antlitz hinschlich. Mehr als die Prüfung seiner Schülerin beschäftigte ihn in diesem Augenblicke der Gedanke, daß der Wollhändler den schönen Namen „Sidonia" in das häßliche „Zirl" verwandelte. Ein neuer Eingriff der Unbildung!

Nach einer Weile rief Sidonia lachend: „Die Rechnung kann ich nicht machen, Vater, die ist mir zu schwer."

„Sagen Sie nicht zu schwer, Sidonia," meinte Arnsteiner zu seiner Schülerin, „solche Rechnungen liegen nur außerhalb Ihres Verständnisses. Sie haben noch niemals mit Wolle gehandelt."

„Das ist dir zu schwer?" rief Lazar Winterfeld, die Hände ineinanderschlagend, „das kann ja Einer, der nicht einmal weiß, wie eine Ziffer aussieht, mit dem bloßen Kopfe herausbringen! Um Gotteswillen! was wird dein Mann dazu sagen, wenn du so schlecht vor ihm bestehst? Mit Schimpf und Schande wird er dich fortjagen."

„Fortjagen?" rief das Mädchen mit blitzenden Augen. „Das wäre mir ein schöner Mann, der seine Frau wegen einer Rechnung, die sie nicht zu machen weiß, fortjagen könnte!"

In Julius Arnsteiner's Seele hatte die Erbitterung über das Vorgefallene ihren Höhepunkt erreicht... wenig fehlte, und sie hätte, aller Dämme der Besonnenheit spottend, Verwüstung und Verderben gebracht. Noch beherrschte er sie mit einem schwachen, erzwungenen Lächeln.

„Die Anschauungen Ihres Herrn Vaters über die Rechte eines Mannes," sprach er zu seiner Schülerin, „scheinen auf den talmudischen Anschauungen zu basiren, die im Orient ihren Ursprung haben, wo die Stellung der Frau nur wenig über die einer Sklavin hinaus ragte. Gottlob! wir leben jetzt unter

den Gesetzen der Civilisation und diese erheischt als rechtlichen Grund zu einer — Scheidung ... denn „fortjagen“ kennt unser Gesetz nicht, — etwas anderes als eine schlechte Rechnung oder eine angebrannte Suppe.“

„Was hab' ich da davon?“ rief Lazar Winterfeld mit einem ärgerlichen Achselzucken. „Sieh' dir deine Mutter an, Zirl, die kann dir solche lumpige Rechnungen im Schlaf machen und wird keinen Fehler begehen! — Meinst du, wir hätten es zu etwas gebracht, wenn ich und deine Mutter nicht rechnen könnten?“

„Mein Mann,“ rief Sidonia mit einem Seitenblicke auf den Lehrer in scherzhaftem Tone, „wird mich auch ohne das hinnehmen wie ich bin.“

Den Lehrer durchdrang es siedend heiß; die plötzliche Röthe seines Gesichtes war davon Zeuge.

„Sie haben vollkommen Recht, Fräulein Sidonia,“ stotterte er mehr, als er sprach. „Ein Mann, der Ihre Stellung als Frau zu einer Rechenmaschine herabzuwürdigen, ja zu entweihen die Lust hätte, verdiente, gelind gesagt, nicht Ihr Mann zu sein.“

Den Wollhändler hielt nur eine gewisse Ehrfurcht vor dem Lehrer zurück, seinem Aerger alle Zügel schießen zu lassen. Vielleicht glaubte er auch seinen Zweck bereits vollständig erreicht zu haben, indem er dem Lehrer deutlich genug zu verstehen gab, daß Sidonia Winterfeld nächstens in den Zustand der Treulosigkeit eintreten würde.

„Setzen Sie ihr nur solche Sachen in den Kopf,“ sagte er und stand auf, „zuletzt wird ihr Mann noch von ihr geprüft werden, und wird wissen müssen, wo die Götter wohnen.“

Als Lazar Winterfeld sich entfernt hatte, fuhr Julius Arnsteiner im Telemaque fort, als wäre gar nichts geschehen!

That er das, um lärmende Stimmen in seiner Seele zu betäuben, oder aus einfacher Pflichterfüllung? Aber es ereignete sich, daß Herr Julius Arnsteiner auf den „Infinitiv“ eines unregelmäßigen Zeitwortes sich nicht besinnen konnte, während Sidonia ihn merkwürdiger Weise errieth.

Der Lehrer war zerstreut.

Freilich, in seiner Stube angelangt, da erwachte Julius Arnsteiner gar bald aus diesem Zustande der Betäubung, in die ihn die eben geschilderte Scene gestürzt hatte. Da gab er sich all den wilden Geistern hin, die seit sechszehn Jahren in Gestalt von bildungslosen Vätern und Müttern an seinem Leben nagten; da fühlte er schmerzlich die Demüthigung, daß ein Lazar Winterfeld es gewagt hatte, seine Lehrmethode einer Prüfung zu unterziehen.

Erst als der Lehrer in diesen beinahe unerträglichen Gedanken mit einer gewissen selbstzerfleischenden Gier sich hineingewühlt hatte, kam ihm der andere zum Bewußtsein, daß nämlich Sidonia Winterfeld Braut werden sollte. Also wieder Eine die lange Reihe der Treulosen hatte noch kein Ende, und diesmal war es — Sidonia Winterfeld!

Sonderbar! Wenn sonst ihm dieser Schlag von Seite der Väter und Mütter versetzt wurde, erholte er sich in nicht gar langer Zeit; wer viel und oft verliert, wird zuletzt gleichgiltig Diesmal jedoch saß die Wunde tiefer, der Lehrer nahm di Verlobungsanzeige seiner Schülerin nicht mehr so leicht hin . . Gerade weil Sidonias Vater Lazar Winterfeld hieß, glaubte e um so weniger berechtigt zu sein, in selbstmörderischer Feighei

ferne zu stehen, und zuzusehen, wie . . . ein Anderer sich dieser kostbaren Beute bemächtigte.

Warum war er nicht bei ihr geblieben?

Diese Frage so vieler seiner Schülerinnen läutete jetzt beständig wie eine große Glocke in ihm . . Warum war er nicht bei ihr geblieben, warum hatte er gezögert, sich zu erklären?

Julius Arnsteiner war in einer merkwürdigen Aufregung! Zum ersten Male in seinem Leben, das fühlte er mit aller Bestimmtheit, drängte sich sein Dasein einem Entschlusse zu; bisher hatte er in schweigender Ohnmacht Alles über sich ergehen lassen, nun stand ihm eine That bevor, ein Kampf mit den wildesten Geistern der Gasse, nämlich mit dem Wollhändler und dessen Frau. Die erste Partie in halb Böhmen sollte sein werden — werden sich da nicht alle Mächte der Gasse zusammenthun, um sie zu hintertreiben?

Aber was lag daran? — Er mußte sie alle besiegen, er war dies schon seiner Bildung schuldig. Die Welt sollte erkennen, daß Wissen und Können eine solche Gewalt, eine so unwiderstehliche Macht in sich bergen, daß sie im Stande sind, Riesenbäume, wie diesen Lazar Winterfeld, zu entwurzeln.

Julius Arnsteiner dachte dabei nicht an sich, er wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, den Vater Sidonia's zur Fahne der Bildung zu bekehren. Aber was er nicht erreichte, sollte das für Sidonia unmöglich sein? Sollte es ihren Bitten und Thränen, der Macht ihrer auf vollkommener Kenntniß der deutschen Sprache gegründeten Beredsamkeit nicht gelingen, den starren Sinn ihres Vaters wie ein dünnes Weidenrüthchen umzubiegen? Was hatten Töchter bei ihren Vätern nicht alles schon erreicht? Königskinder hatten es durchgesetzt, daß sie über Standesvorurtheile sich hinüberschwingen, und dem Zuge ihres

Herzens folgen durften, und Lazar Winterfeld war doch wahrlich kein König!

Hatte Sidonia Winterfeld nicht gesagt:

„Mein Mann wird mich auch ohne das so nehmen, wie ich bin.“

Mein Mann! damit konnte nur Einer gemeint sein, Einer, der sich auf Sidonia Winterfeld verstand, der die Vortheile einer Verbindung mit ihr in etwas ganz Anderem sah, als in einem aus dem Kopfe gerechneten Wollexempel, der ihr etwas zu bieten hatte, wovor all ihr Geld und ihre glänzende Ausstattung in ein leeres Nichts zusammenschrumpften, nämlich Bildung und Wissen — und für das Alles gab es in der ganzen Gasse nur einen Julius Arnsteiner.

Arnsteiner war am Ende aller dieser Betrachtungen zu einem großen Entschlusse gelangt; er ging nämlich am andern Tage nicht zur Lektion bei Sidonia Winterfeld. So sicher fühlte er sich in seinen Hoffnungen, daß ihm der Gedanke ordentlich wohl that, mit welcher schmerzlichen Empfindung Sidonia von Minute zu Minute auf die Uhr blicken werde, und derjenig doch nicht kam, dem sie mit allen Schauern der Sehnsucht ent gegensah!

Der Sturm sollte erst ausgetobt haben, die wilden Gewässer erst verlaufen sein, bis er, eine Friedenstaube mit der Oelzweige im Munde, zwischen Vater und Tochter treten wollte Für diesen Augenblick, der nach genauer Berechnung Arnsteiner' in höchstens drei Tagen eintreten mußte, rüstete er die schönste Feiertagskleider, nicht für seinen Leib, sondern für seine Seel er bereitete in kühn gebauten, mit den schönsten Participia constructionen geschmückten Perioden die Rede vor, die er al Antwort auf die Werbung Lazar Winterfeld's halten wollt

denn Arnsteiner dachte sich diese Scene außerordentlich feierlich, beinahe königlich.

Zwei Tage waren vergangen! Man hatte um Herrn Arnsteiner nicht geschickt! Aber weil alles Hohe und Große nur aus der Geburt schwerer Kämpfe hervorgeht, beunruhigte er sich nicht weiter, ja mit einem Gefühle kühler Ruhe sah er dem Tage und der Stunde entgegen, wo man dennoch um ihn schicken mußte. Je später dieses geschah, desto besser . . . um so glänzender fiel dann der Sieg aus, und Arnsteiner's Triumph war erst dann vollständig!

Am dritten Tage nach jenem Vorgange im Hause Lazar Winterfeld's begegnete der Lehrer, grade als er aus der Gasse auf den großen Ringplatz einbiegen wollte, Niemand Anderem, als dem Wollhändler selbst. Im ersten Schrecken über dieses seltsame Ereigniß wollte Arnsteiner schon den Rückweg antreten und sich unter ein Hausthor flüchten, allein es war schon zu spät; er war von Lazar Winterfeld schon bemerkt worden. Der Lehrer erkannte es an dem wilden und unregelmäßigen Pochen seines Herzens: ein wichtiger, das Geschick zweier Menschen auf seinen Wagschalen haltender Moment war für ihn gekommen! — Zugleich empfand er eine Art von Ehrfurcht für den Wollhändler, wie er ihn jetzt so mauerfest und behäbig sicher auf sich zuschreiten sah. War er nicht der Vater Sidonia's? Der Lehrer ehrte sich nur selbst, wenn er seinem künftigen Schwiegervater sich ehrerbietig bewies.

Lazar Winterfeld vergalt aber nicht Gleiches mit Gleichem; er winkte blos mit dem riesigen Kopfe.

„Nun, Herr Lehrer," sagte er, als er bei ihm angekommen war, indem er, die Hände in beide Taschen vergraben, vor ihm stehen blieb, „haben Sie mit meiner Sidonia schon das Kopfrechnen angefangen? Was hab' ich von all den Sachen, die sie

bis jetzt bei Ihnen gelernt hat? Sie sind schön, so lange als man sie nicht braucht; der Mensch soll aber nur das lernen, was er nicht vergessen darf. Darum, Herr Arnsteiner, lassen Sie alles Uebrige stehen und liegen, und verlegen Sie sich einzig und allein auf das Kopfrechnen . . ."

Auf welche Art der Lehrer auf den Ringplatz gekommen war, hätte er mit einiger Gewißheit kaum angeben gekonnt. Plötzlich stand er dort grade dem Rathhausthurme gegenüber, worauf es eben neun Uhr schlug. Mechanisch zog Arnsteiner seine eigene silberne Uhr aus der Tasche, wie er jedesmal that, wenn er über den Ring ging, und sah nach, ob die beiden Zeitweiser kein Zerwürfniß mit einander hätten. Trotzdem hätte er, selbst vor einem peinlichen Gerichte stehend, auf die Frage: Wie spät ist's? keine Antwort gehabt, so betäubt, so sinnenverwirrt starrte er bald den Rathhausthurm, bald seine eigene silberne Uhr an! Erst allmälig erwachte er zu einer Art regelmäßigen Denkens. Lichterloh brannte der eine Gedanke vor seiner Seele: „Lazar Winterfeld weiß nicht einmal, daß ich schon zwei Tage keine Lektion bei Sidonia gegeben!" — und als nothwendige Schlußfolgerung knüpfte sich sogleich die zweite Betrachtung daran: „Mithin hat Sidonia noch nicht mit ihm gesprochen!"

Wer ihn jetzt mit gesenktem Haupte so dahinschleichen sah, ihn, den es jedesmal so stolz aufrichtete, wenn er an einem der Väter oder Mütter seiner Schülerinnen vorüberging, mußte sich genau umblicken, um sicher zu sein, es sei in dieser Gestalt der Lehrer Julius Arnsteiner!

An diesem Tage setzte er alle seine Lektionen aus. Nacht sollte es in der Gasse sein, nichts was da lebte und athmete, sollte sich heute seines Unterrichts erfreuen. Nur Sali, die Tochter der Federschleißerin, die er aus Gnade und Erbarmen

ohne allen Entgelt im Schreiben, Rechnen und Lesen unterwies, machte von dieser allgemeinen Maßregel eine Ausnahme. Ihr las er die Frucht seiner melancholischen Betrachtungen vor!

„Wir schreiten heute zu einem der wichtigsten Buchstaben des ganzen Alphabetes," sagte der Lehrer zu Sali, als sich diese am andern Tage wie gewöhnlich zur Lektion eingestellt hatte, nämlich zum großen „S!" Auf den ersten Anblick unterscheidet sich dieser Buchstabe nur wenig von den anderen, ja es giebt einige, die sich ihrer Gestalt nach viel schöner ausnehmen, wie z. B. das große „M" oder wie das nach oben und unten sich ausstreckende „P" oder endlich wie das stolze, gleich einem Pfauenrade sich aufblähende „W" ... Dennoch möchte ich diesem Buchstaben den Vorzug vor allen anderen einräumen, er besitzt einen so schönen und sanften Schwung, und wiewohl das Wort „Stolz" damit anfängt, ist es doch gar nicht stolz! Der Beweis dafür ist, daß die schönsten Bedeutungen der deutschen Sprache, wie Seele, Schönheit, Süße, Sanftmuth u. s. w. damit anfangen. Die Menschen haben das schon in frühester Zeit erkannt, und wenn ich einmal Adelung's großes Wörterbuch in vier Theilen zur Hand haben werde, da werde ich dir zeigen, wie der einzige Buchstabe „S" mehr Wörter in sich enthält als zwei oder drei andere. Warum? Weil er den Menschen von den urältesten Zeiten her so gefällt!"

Nach dieser Einleitung zeichnete der Lehrer ein wunderprächtiges „S" auf Sali's Papier, und hieß sie nach Möglichkeit diesen schönen, sanften Schwung, namentlich aber den „Schlangenzug" nachahmen. Sali bemühte sich so viel sie konnte; aber die Schwierigkeit des Buchstabens war zu groß! Die halbe Seite des Schreibbogens wimmelte bereits von Ungeheuern, die ein „S" vorstellen sollten, doch nicht ein einziges konnte auch nur entfernt mit dem glänzenden, kühngeschwun-

genen, und doch so milden Beispiel des Lehrers sich messen. Das war sonst nicht der Fall... Sali hatte eine merkwürdige Begabung für das Schreiben, und nach Arnsteiner's Ausdrucke schlummerte in ihr der Instinkt eines Kalligraphen.

Arnsteiner schüttelte bedenklich das Haupt; nach dem, was sich gestern mit ihm ereignet hatte, nahm es ihn kein Wunder, wenn die Welt sich überhaupt zu ihrem Nachtheile verändert hatte; warum nicht also auch Sali's Talent für das Schreiben?

„Du scheinst mir heute nicht von dem gewöhnlichen Geiste beseelt, Sali," sagte er. „Sonst wäre dir dieser Buchstabe eine Kleinigkeit gewesen."

Zur Bekräftigung dieses Urtheils zeichnete Sali auf das Papier ein noch kläglicheres Ungeheuer hin, gegen welches die Vorgänger ganz liebliche Geschöpfe waren.

„Wir werden wieder zum „P" zurückgehen," sagte der Lehrer mit klangloser Stimme, die bei ihm stets das Anzeichen innerlich tobenden Aergers war.

Da rief Sali plötzlich, als hätte es erst dieser Drohung bedurft, um sie von dem Banne zu befreien, der heute auf der Schreiblektion lastete:

„Soll ich Ihnen sagen, Herr Arnsteiner, was noch mit einem „S" anfängt?"

Der Lehrer blickte verblüfft die kleine Schülerin an. Er war solcher „Ausschreitungen" an ihr sonst nicht gewohnt.

„Nun?"

„Sagen kann ich's nicht, aber ich werde es schreiben!" rief die Tochter der Federschleißerin mit unerklärlicher Heftigkeit.

Dann schrieb sie etwas rasch, indem sie dabei die linke Hand wie einen Schirm davor hielt, damit der Lehrer es nicht sogleich lese, und schob ihm dann, sich blitzschnell abwendend, den Schreibbogen hin.

„Sidonia!“ rief Arnsteiner mit vor freudiger Ueberraschung bebender Stimme.

Nach einer Pause, während welcher Sali ihr dem Lehrer abgewandtes Antlitz nicht zu zeigen wagte, sagte Arnsteiner, indem er mit starken Schritten dabei in der Stube auf- und niederwanderte, Sali's Schreibbogen in der Hand:

„Wunderbar, höchst wunderbar! Was soll ich sagen? Wie soll ich mich fassen? — Ein leibhaftiges Wunder hat sich vor meinen Augen zugetragen. Denn ich will es dir nur gestehen, Sali, du hast mit diesem Worte „Sidonia“ einen Meisterwurf gethan, wie es in Wilhelm Tell von Schiller im dritten Aufzuge heißt. Das „S“ wie du's da niedergeschrieben, ist werth, daß man es unter Glas und Rahmen stellt, und ich zweifle, ob mir selbst ein gleiches gelingt. Sali, in dir steckt etwas. Sage mir nur, wie ist das zugegangen?“

„Grade den Namen möchte ich sehr schön schreiben können,“ meinte die kleine Sali und stockte.

„Warum?“ fragte Arnsteiner hastig.

„Haben Sie mir denn gestern nicht vorgelesen?“ ... lispelte die Tochter der Federschleißerin fast unvernehmbar.

Jetzt wurde der Lehrer roth bis zur Stirn, er drehte sich um. Dann ging er wieder mit starken Schritten die Stube auf und nieder. Nach einer guten Weile rief er aus: „Bei Gott, da hätte ich bald vergessen, daß ich dich zur stillen Vertrauten meiner Schmerzen gemacht und in ein Geheimniß eingeweiht habe, welches ich nur dem Papiere anvertraut hatte.“

„Ich habe es aber keiner lebenden Seele gesagt,“ betheuerte Sali mit dem Tone der reinsten Aufrichtigkeit.

„Daran thatest du recht, mein Kind,“ rief der Lehrer wahrhaft erleichtert; „was braucht die Welt es zu wissen,

welchen Qualen man ausgesetzt ist — wenn man nach etwas Hohem strebt?"

„Und sie soll's auch nicht wissen?" fragte die Tochter der Federschleißerin unerklärlich laut.

„Wer ist: sie?"

„Sidonia," entgegnete die Schülerin, verschämt die Augen niedersenkend.

Arnsteiner machte wieder einen Gang durch die Stube. Mehrmals hielt er inne und blieb vor Sali stehen, aber eben so oft kehrte er sich wieder ab und setzte dann seinen gedankenschweren Weg unter Schweigen fort.

Endlich blieb er vor der Schülerin stehen.

„Hör' mich an, Sali," begann er, abwechselnd roth und blaß werdend, indem sich ihm dabei die Worte ganz gegen seine Gewohnheit nur schwer aus der Brust hervorrangen, „hör' mich an! Du scheinst mir ein gescheidtes Mädchen und verstehst es merkwürdig fein, in den Seelen der Menschen zu lesen. Wie wäre es mir sonst eingefallen, dir einen Einblick in mein Innerstes zu gewähren, da ich doch am besten weiß, wie wenig dich sonst dein Wissen befähigt, mir in die Irrgänge meines nach Bildung und Kenntnißbereicherung ringenden Geistes zu folgen?"

Die Tochter der Federschleißerin schaute tief gerührt zu dem also sprechenden Lehrer auf, Thränen der Freude und des Dankes glänzten in ihren Augen; denn es war ihr noch nie geschehen, daß sie von Herrn Arnsteiner zum Gegenstande einer Betrachtung erhoben worden war.

„Ja, Sali," fuhr der Lehrer fort, der sich durch das Sprechen jetzt ganz ermannt hatte, „ich stehe nicht an, meine Brust wie ein lange gesperrt gewesenes Zimmer aufzuschließen und dir

dazu den Schlüssel anzuvertrauen ... Sali, ich fühle mich sehr unglücklich!"

„Um Gotteswillen, Herr Arnsteiner," rief die Schülerin wahrhaft erschrocken, „was ist denn vorgegangen? Sind Sie bestohlen worden, Herr Arnsteiner? Es wäre kein Wunder," fügte sie hinzu, „weil bei Ihnen Alles so frank und frei herumliegt!"

Arnsteiner lächelte trübe vor sich hin.

„Bestohlen? Man bestiehlt nicht so leicht einen Menschen, der seinen Kopf zum Kasten hat. Was müßten die für Diebe sein, die mir etwas aus einem solchen Schranke forttragen könnten?"

„Meine Mutter," rief Sali, die für den Doppelsinn dieser Worte kein Ohr gehabt zu haben schien, eifrig, „meine Mutter sagt immer: Sali, wenn du einmal früh Morgens hörst, daß Herr Arnsteiner mit Sack und Pack verschwunden ist, und ist nicht ein Federl von ihm zurückgeblieben, so sag, deine Mutter ist eine Prophetin gewesen. Er hat so schöne Sachen noch von seinen Eltern her, denn die haben für ihn gespart und gespart, feine Hemden, ganz schönes Bettzeug, wie sich dessen Lazar Winterfeld nicht zu schämen braucht, und so viel ich weiß, auch ein paar hundert Gulden. Wo hat er das Alles? Gott der Lebendige weiß, wie das aussieht, denn so ein Mann wie er, hat leider keine Augen und hat seinen Kopf ganz anderswo. Das sollt' die gute Mindel, seine Mutter wissen; sie möchte sich im Grab herumdrehen."

„Woher weiß denn das deine Mutter?" fragte der Lehrer ganz verwirrt.

„Weiß ich's?" sagte die Tochter der Federschleißerin in großer Verlegenheit. „Sie wird's gehört haben."

„Bah!" rief der Lehrer, „was hab' ich da davon! Soll ich

etwa die Schlüssel zu meinen Kästen auch noch im Kopf herum tragen? Wenn du mir keinen andern Rath zu geben weißt, als den, so bereue ich ihn bei dir gesucht zu haben."

Da erschrak Sali bis ins Innerste ihrer Seele; so hart hatte der Lehrer noch nie mit ihr gesprochen; sie mußte ihn also erzürnt haben.

„Ich soll Ihnen rathen, Herr Arnsteiner!" rief sie. „Wie komme ich dazu, mit Lazar Winterfeld zu sprechen?"

„Wer verlangt denn das von dir?" sprach der Lehrer verwundert.

„Ich habe nur gemeint," stotterte das Mädchen, „weil ... weil Sie selbst mit ihm nicht reden wollen. Sie haben mir es ja vorgelesen!"

Dem Lehrer stieg die Röthe wieder an die Stirn, er mußte sich abwenden und ging auf's Neue mit starken Schritten durch die Stube.

„Du hast einen guten Kopf, Sali," sagte er dann, indem er vor ihr stehen blieb, „und merkst dir, was man vorlies't. Schade nur, daß du nicht mehr gelernt hast."

„Wenn Sie nur nicht so unglücklich wären, Herr Arnsteiner," sagte das Mädchen plötzlich ohne allen Uebergang auf den eigentlichen Kern der Unterredung eingehend.

„Was kann der Mensch dafür, wenn der Blitz in sein Haus einschlägt und es einäschert," meinte der Lehrer achselzuckend.

Die Tochter der Federschleißerin rief aber in einer Aufregung, wie sie der Lehrer niemals an ihr bemerkt hatte:

„Ich wüßt' schon, Herr Arnsteiner, was ich thun möchte wenn ich wie Sie wäre. Ich möchte . . . ."

„Nun?" fragte Arnsteiner gespannt, da Sali stockte.

„Ich möchte an Sidonia Winterfeld gradezu das schicken

was Sie mir gestern vorgelesen haben. Sie müßte ja ein Herz von Eisen haben, wenn sie darauf schweigen wollte. Eine Andere möchte himmelhoch springen, wenn ihr zukäme, — was dieser Sidonia Winterfeld so kinderleicht gradezu in die Hände fliegt."

„Das meine ich auch, Sali," sagte der Lehrer mit großer Ruhe. „Aber mit Sidonia Winterfeld hat es sein eigenes Bewandtniß. Sie hat einen Vater!"

Die Tochter der Federschleißerin schien von diesem Geständnisse überrascht; sie schüttelte ungläubig den Kopf und legte dann, als müßte sie über ihre nächste Antwort reiflich nachdenken, den Zeigfinger an den Mund.

„Was geht Einen Lazar Winterfeld an?" sprach sie gleichsam vor sich hin. „Der wird gewiß Nein sagen! dafür kennt man ihn ja in der ganzen Gasse! — Aber wenn nur Sidonia „Ja" sagt, dann ist Alles gewonnen."

„Zweifelst du daran, Sali?" rief der Lehrer mit Heftigkeit.

„Gott Lebendiger!" schrie das Mädchen in wahrhafter Seelenangst, „hab' ich denn etwas gesagt, Herr Arnsteiner, was Sie beleidigen könnte? Warum sollte Sidonia nein sagen? Sind Sie nicht ihr Lehrer? Wem verdankt sie Alles, was sie kann?"

Arnsteiner's Antlitz klärte sich auf.

„Und dann," fuhr das Mädchen in steigender Erregtheit fort, „kommt es ja nur auf eine Probe an, Herr Arnsteiner. Schreiben Sie ihr einen Brief, ich selbst will ihn bestellen . . sagen Sie ihr in dem Brief — was weiß ich? Sie wissen das besser als ich . . . Muß ich Ihnen sagen was Sie ihr schreiben sollen? Ich wette aber darauf, Sie werden eine Antwort erhalten . . . . und dann werden Sie nicht mehr so unglücklich sein, Herr Arnsteiner . . . ."

„Gut, Sali!“ rief der Lehrer, „gut, du sollst Recht behalten. Ich fühle es, es muß ein Entschluß gefaßt werden. Wenn du aus der Mythologie wüßtest, in welcher Art Pallas zur Welt kam, wie sie nämlich geharnischt und gespornt aus dem Kopfe ihres Vaters hinaussprang, — was nach meiner Deutung nichts anderes heißen soll, als daß alle Weisheit gleich fertig aus dem Gehirne des Menschen kommt, — so würdest du begreifen, warum ich dich mit den Worten anspreche: du bist meine Pallas!“

„Heißen Sie mich nur lieber Sali!“ rief das Mädchen.

„Ja, meine Pallas,“ fuhr der Lehrer fort, „ich will dasjenige ausführen, was sich in einfältiger Weisheit aus deinem Kopfe losgerungen hat. Sidonia wird antworten, das weiß ich! Heute Abend bringe ich dir den Brief, du sollst mit Julius Arnsteiner zufrieden sein!“ — — —

Folgendermaßen lautete der Brief des Herrn Arnsteiner:

„Wohledles Fräulein Sidonia!

Als mir vor drei Tagen Ihr Herr Vater, in welchem ich trotz aller Selbstachtung, die der gebildete Mensch sich selber schuldig ist, dennoch das väterliche Ansehen, das doch die Grundlage alles Familien- und Staatenglückes bildet, verehren und anerkennen muß, den Vorwurf machte, ich hätte mit Ihnen das Kopfrechnen vernachlässigt, da fühlte ich, wie sich mein Herz vor jähem Schmerze zusammenkrallte. Dieses Kopfrechnen ist eine Axt, die an den mit weit ausgespannten Aesten und Zweigen geschmückten Baum meiner stolzesten und schönsten Hoffnungen gelegt ward und der sie schwingt, ist Ihr Herr Vater, Fräulein Sidonia! — O! ein Julius Arnsteiner täuscht sich nicht so leicht! Wohl weiß ich, was dieses Kopfrechnen zu bedeuten hat; es bedeutet, daß auch für Sie, wohledles Fräulein, jene von mir stets gefürchtete Stunde gekommen ist, in

welcher Sie die Willenskraft Ihres von mir stets als Ihr Lebensurheber geachteten Vaters zwingen will, lieber den Kopf rechnen, als das Herz handeln zu lassen! Nein, Sidonia, der Lehrer Julius Arnsteiner wirft in diesem heiligen Augenblicke Alles ab, was an diesen seinen Beruf nur einigermaßen erinnern könnte — nur der Mensch Julius steht vor Ihnen! Julius und Sidonia! — — Meine Gedanken verirren sich und gerathen in den Strudel der Charybdis vor lauter Wonne und Entzücken, daß diese Thränen mir gelten sollen. Ach wenn nur das Kopfrechnen nicht wäre! Welch' ein finsterer Geist ist mit diesem Kopfrechnen in die Hallen des Winterfeld'schen Hauses eingekehrt? Wird meine Sidonia aus den Umstrickungen dieses nur auf Wollsäcken groß gezogenen Geistes siegreich hervorgehen?

Ich schließe! Ich kenne ein Plätzchen, Sidonia! In der Pappelallee, in der Nähe des Spitals. . . . Warum muß unglückliche Liebe die Augen der Menschen scheuen? Sidonia! das Plätzchen ist so schön — und Sidonia wird über die Erlebnisse der drei letzten Tage viel zu erzählen haben! Dorthin ihre Schritte lenken zu sehen, in der Absicht, ihm ihren Entschluß bezüglich des Kopfrechnens mitzutheilen, erwartet sehnsuchtsvoll, wie Ulysses seine von Freiern, die sich auch auf das „Kopfrechnen" verstanden, umschwärmte Penelope,

Ihr mit wahrer Hochachtung sich zeichnender
Julius."

Sali benutzte am anderen Vormittag einen müßigen Augenblick, wo sie sich unter irgend einem Vorwande entfernen konnte, und machte sich mit dem Briefe des Lehrers auf den Weg. Heimlich, ganz heimlich hatte er ihn in ihre Hände zu spielen gewußt. Am Abende nämlich, als die Gasse bereits schlief, war ein Steinchen klirrend an das Fenster gefallen, und Sali,

die grade wieder in ihrem wunderbaren Winkel saß, wußte, wer da draußen ihrer wartete.

Da stand nun wirklich Julius Arnsteiner, und sagte hastig: „Da bringe ich dir den bewußten Brief, Sali. Bestelle ihn an seine Adresse. Wenn du deine Mission zufriedenstellend ausführst, so soll dein Lohn nicht geringe sein. Ich will mit dir Mythologie anfangen. Gute Nacht.“

Schon auf der Stiege des Winterfeld'schen Hauses konnte Sali gewahr werden, daß oben in den „Hallen“ etwas Besonderes vorging. Sie hörte Teller klappern und Flaschen klirren, dazwischen geschäftiges Hinrennen in der Küche, woraus zugleich ein gar nicht wochentägiger Speisegeruch zu ihr drang. Was aber die Tochter der Federschleißerin, die für dergleichen Dinge ein sehr feines Ohr besaß, davon überzeugte, daß oben im Hause etwas Ungewöhnliches vorbereitet wurde, war, daß sie deutlich das Schlagen eines „Schneelöffels,“ jenes bekannte scharrende, schaumerzeugende Geräusch vernahm. „Schnee“ an einem Wochentage bedeutet einen „Auflauf“ — der konnte aber nach den in der Gasse herrschenden Gesetzen nur an einem Feiertage, höchstens an einem Halbfeiertage als etwas besonders Festliches auf den Tisch kommen. Eine Ausnahme davon bildete eben nur eine „Beschau.“

Sali ward bei dieser Entdeckung über und über roth . .

Noch mehr wurde sie darin bestärkt, als sie im Begriffe die Treppe hinanzugehen, mit einem Male die kreischende Stimme der alten Köchin „Reichel“ vernahm, die jedes Kind in der ganzen Gasse aus tausend anderen heraus erkannte, obwohl man ihr nicht gerade gerne begegnete.

„Wie soll da Schnee heraus kommen,“ belferte das alte Erbstück des Winterfeld'schen Hauses, „wenn du den Löffel so hältst? Alle meine Feinde sollen nichts Besseres zu essen haben . .

da hätte ich bald Ruh' vor ihnen. Er wird etwas Schönes sich denken, wenn man den Schnee ihm aufsetzt! Er wird den Doktor sogleich müssen kommen lassen!"

Er! Wer war das? Das konnte nur die „Beschau" sein. So nahe war also die Gefahr für ihren unglücklichen Lehrer Arnsteiner, der sie so wenig ahnte, daß er sogar einen Brief an Sidonia schreiben konnte? Was sollte der Brief unter solchen Umständen, wo man oben in der Küche bereits „Schnee" zu einem „Auflaufe" schlug, den „Er" wahrscheinlich als Probe von Sidonia's Kochkunst zu kosten bekommen sollte?

Sali stand einen Augenblick rathlos unten an der Stiege, alle Gedanken standen in ihr still, sie vernahm nichts, als das Rasseln des Schaumlöffels. Dann aber raffte sie sich zusammen. Konnte sie wissen, was in dem Briefe enthalten war? Herr Arnsteiner konnte ja den Tod davon haben, wenn sie sein Schreiben gar nicht oder zu spät abgab? Unglücklich war er ohnehin genug; wenn er nun vernahm, daß er durch ihre Nachlässigkeit um seine schönste Hoffnung betrogen war — davon hätte sie den Tod gehabt.

Noch ein Gedanke durchfuhr sie blitzschnell. Wie wenn der Schnee, den Sidonia oben in der Küche schlug, für Herrn Arnsteiner bestimmt war?

In dieser Verwirrung widerstreitender Vorstellungen hatte die Tochter der Federschleißerin die Treppe erreicht, und erschien mit einem Male an der offenen Küchenthüre! — Sie hatte sich nicht getäuscht. Sidonie selber schlug den Schnee. Sali hatte mit der reichen Wollhändlerstochter nur wenig im Leben verkehrt, sie stand ihr zu hoch, und in den Augen des armen Mädchens gab es nichts, was an die Herrlichkeit Sidonia's reichte, besonders wenn sie in irgend einem neuen Kleide erschien, das eigens in Prag von dem berühmtesten Schneider

verfertigt sein mußte. Diesmal aber war es ihr, als sei sie ihr ebenbürtig; das Mädchen gegenüber dem Mädchen machte sich in ihr geltend, und das beseelte sie mit herzhaftem Muth.

Durch eine zufällige Bewegung hatte Sidonia sogleich die an der Thür wartende Sali bemerkt. Sie hielt alsbald im Schneeschlagen inne und trat auf sie zu. Wie schön war Sidonia mit ihrem vom Küchenfeuer gerötheten Antlitze, in ihren sorgfältig geringelten Hängelocken und namentlich in dem neuen Kleide von einem unbekannten Stoffe, das übrigens zur Küche gar nicht paßte!

„Willst du etwas, Sali?" fragte sie.

„Ich habe etwas mit Ihnen zu reden, Fräulein Sidonia," entgegnete Sali, die bei allem Muthe, der sie in diesem Augenblicke durchströmte, dennoch die Besonnenheit hatte, sich erst in der Küche umzusehen, ob kein unnöthiger Lauscher da sei. Nur die alte Reichel hantirte am Herde.

„Mit mir willst du reden?" rief Sidonia.

„Ja," sagte Sali beinahe flüsternd, indem sie sich zu dem schönen Mädchen neigte; „ich habe Ihnen einen Brief von Einem zu übergeben."

„Mit wem steh' ich denn in Correspondenz?" rief Sidonia mehr verblüfft als verlegen.

Sali holte mit einem raschen Griffe den Brief hervor und überreichte ihn ihr. Kaum hatte Sidonia den Blick auf die in zierlich geschwungenen Buchstaben geschriebene Adresse, „an das wohledle Fräulein Sidonia Winterfeld" geworfen, als sie in ein heftiges Gelächter ausbrach.

„Was kann er mir zu schreiben haben?" rief sie dazwischen.

„Um Gotteswillen," sagte Sali ängstlich, „lachen Sie nicht so laut, es könnte Einer es hören, und Herr Arnsteiner will

nicht, daß ein Anderer den Brief zu lesen bekommt, als Sie, Fräulein Sidonia."

„Ich erschrecke!" lachte Sidonia, „es wird doch keine Sprachlehraufgabe sein, die er mir schickt, weil er nicht selbst kommt? Heute mach' ich sie nicht, das kannst du ihm ausrichten .. ich muß mich mit meinem Auflaufe beschäftigen."

„Lesen Sie nur, Fräulein Sidonia," sagte Sali, durch dieses Benehmen ganz kleinlaut geworden, „es soll in dem Briefe etwas ganz Anderes stehen — etwas ganz Anderes, was sehr traurig ist."

„Er wird sich doch nicht ins Wasser stürzen wollen?" lachte wieder Sidonia und riß hastig das Siegel auf.

Während sie nun das Schreiben des Lehrers las, hatte die kleine Sali Gelegenheit die Gesichtszüge Sidonia's auf das Genaueste zu studiren; sie wandte nicht ein Auge von ihr ab.

Sah man so aus, wenn man einen so traurigen Brief von Herrn Arnsteiner zu lesen hatte? Das Erste, was Sidonia nach Sali's unmaßgeblicher Ansicht hätte thun sollen, war, in Thränen auszubrechen, und in schmerzlichen Worten das Schicksal Arnsteiner's zu beklagen. Das Zweite, nach ihrem Dafürhalten, wäre gewesen, auf der Stelle den Auflauf ins Feuer zu schleudern, sich augenblicklich hinzusetzen und einen Brief an Herrn Arnsteiner zu schreiben, einen Trostbrief wenigstens, daß, da sie selbst schon das Unglück hätte, ihm nicht angehören zu können, es noch andere Mittel und Wege für ihn gebe, glücklich zu werden . . .

Nichts von dem Allen geschah. Wohl hatte sich Sidonia, nachdem sie den Brief zu Ende gelesen, von Sali abgewendet, und war an den Herd getreten. Aber als sie sich nach geraumer Weile umdrehte, glänzten wohl Thränen in ihren Augen,

doch diese rührten von einer dem Weinen ganz entgegengesetzten Empfindung her. Ihr ganzes Antlitz strahlte von Heiterkeit und Lust.

„Sie lachen, Fräulein Sidonia!“ rief Sali ganz erschrocken. „Hat Ihnen denn Herr Arnsteiner gar so lustige Dinge geschrieben?“

„Der Brief ist nicht mit Gold zu bezahlen, ich versichere dich!“ kicherte dagegen Sidonia.

Sali wurde an sich selbst irre. Hatte Sidonia Recht? Hatte der Lehrer vielleicht in der That mehr lustig als traurig geschrieben? — Wie reimte sich jedoch dies mit seinem Unglücke zusammen? Nein, nein! Alles in Sali's Gemüth gerieth gegen diese Annahme in Aufruhr!

„Ich meine nur, Fräulein Sidonia,“ sagte sie, beinahe zornig, „daß es eine Sünde ist, über einen Menschen sich lustig zu machen — der gar nichts dafür kann!“

„Weißt du denn, worüber ich lache?“ erwiderte Sidonia ziemlich spitz.

„Nein,“ sagte Sali.

„Also brauchst du mich nicht zurecht zu weisen,“ meinte Sidonia mit Hoheit, indem sie das arme Mädchen von oben bis unten maß.

Aber die Tochter der Federschleißerin hielt diesen Blick aus, sie zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern.

„Ist das die ganze Antwort,“ sagte sie, Sidonia fest anschauend, „die ich Herrn Arnsteiner bringen soll?“

„Ich begreife nicht,“ sagte Sidonia mit eisiger Kälte, „wozu ich dich zu meiner Vertrauten machen muß.“

„So werden Sie ihm selbst die Antwort bringen?“ fragte Sali, ohne sich von dieser Beleidigung irre machen zu lassen.

„Der Schnee, der Schnee!“ schrie in diesem Augenblicke die furchtbare alte Köchin, daß die beiden Mädchen erschrocken zusammenfuhren. „Wo bleibt der Schnee? Ist jetzt Zeit, sich mit Liebesbriefen herzustellen, wo der Auflauf auf Einen wartet?“

„Sie hat uns doch belauscht,“ flüsterte Sidonia, indem sie einen scheuen Blick nach ihrer Lehrerin in der Kochkunst warf.

„Was soll ich ihm also sagen?“ meinte Sali, die nun wohl einsah, daß ihres Bleibens nicht länger sei, eben so leise.

Sidonia stand unschlüssig da; sie hatte den Kopf gesenkt, und sann allem Anscheine über etwas nach. Plötzlich richtete sie ihn auf, ihr Gesicht strahlte, wie von einem guten, so eben gefundenen Gedanken.

„Weißt du was?“ flüsterte sie wieder zu Sali, „wenn er dich fragt, was ich zu dem Briefe gesagt habe, so sag' ihm, ich werde kommen.“

„Sie werden kommen?“ schrie Sali etwas überlaut.

„Schrei nicht so,“ warnte Sidonia, indem sie sich wieder scheuen Blickes nach der Köchin umschaute.

„Wie glücklich werden Sie ihn machen!“ rief Sali, und ein dankbarer, aus der Tiefe ihrer Seele dringender Blick war der einzige Dank, den sie dem schönen Mädchen in diesem Momente bieten konnte.

„Ja, ja, ich komme,“ wiederholte Sidonia, „heute noch. Sag' ihm nichts Anderes als das.“ — —

Als Sali wieder unten auf der Gasse stand, mußte sie still vor sich hinsprechen:

„Ich hätte mir's doch nicht gedacht, daß Sidonia ein so gutes Herz besitzt! Wie wird er sich freuen!“

Arnsteiner wußte nun, was ihm für den Abend bevorstand. In drängender Eile, mit hochroth gefärbten Wangen hatte ihm

Sali die Geschichte ihrer Botschaft mitgetheilt. Sidonia kam und das war ihm genug! Eines hatte die Tochter der Federschleißerin aber verschwiegen, nämlich ihre Vermuthungen über die Zwecke des Auflauf's, zu welchem sie den „Schnee" unter Sidonia's Händen hatte entstehen sehen.

„Sali, es bleibt dabei, was ich dir feierlichst versprochen habe," sagte der Lehrer wie zum Danke, „sobald diese Sache einmal in Ordnung gebracht ist, fange ich mit dir Mythologie an."

„Gut, Herr Lehrer," entgegnete Sali darauf, indem sie davoneilte, „meinetwegen lerne ich Alles, was Sie wollen, — aber"

„Was aber?" fragte Arnsteiner stirnrunzelnd.

„Ich kann's nicht sagen, Herr Lehrer!" rief das Mädchen gepreßt, und war zur Thüre hinaus, ehe Arnsteiner weiter dringen konnte.

Dem Lehrer war es übrigens nicht unlieb, daß sich die kleine Schülerin so eiligst entfernt hatte, denn er begann jetzt allmälig von jenem unheimlichen Leibes- und Seelenzustande überfallen zu werden, den alle Welt unter dem Namen „Fieber" kennt. Hitze wechselte mit Kälte ab, die Pulse jagten bald wie scheu gewordene Pferde in ihm auf und ab, bald standen sie wieder still; Niemand hätte dann behaupten können, daß Julius Arnsteiner überhaupt noch Pulse habe. Bald rannte er in siedendheißer Gluth die Stube auf und nieder, bald ließ ihn die Kälte nicht auf den Beinen sich erhalten. Nur wenige Stunden hatte noch der Tag zurückzulegen, und es stand ihm bevor, was er so oft in Büchern, aber nie im Leben selbst erfahren hatte — ein „Rendezvous" mit einem Mädchen!

Vielleicht, um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß dieses Wort für ihn kein leerer, inhaltsloser Schall sei, schrieb er es

einige dutzendmal bald in lateinischer Fractur, bald in deutscher Currentschrift auf einen Bogen Papier, sah dann ein jedes mit einem besonders schönen Schnörkel ausgestattete „Rendezvous" mit erstaunten Augen an, als könnte er es nicht begreifen, daß dieses Wort zu ihm, und er zu dem Worte in solcher Beziehung stehe.

„Ist es nicht wunderbar," redete er einmal ein solches von einem kühnen Schnörkel, wie mit einem Strahlenkranze umgebene Wort an, „daß außer mir und Sidonia Winterfeld vielleicht Keiner in der ganzen Gasse „Rendezvous" zu schreiben versteht? Woher mag das kommen? Weil die Leute nicht auf die grammatikalische Analyse eingehen. Denn was heißt Rendezvous? Es ist kein Hauptwort, denn es ist weder der Name eines wirklichen oder als wirklich gedachten Dinges . . es ist, wenn man es von einem höheren Standpunkte betrachtet, eine zur Würde des Hauptwortes erhobene Redensart! Rendezvous heißt: Begeben Sie sich! Wie fein die Franzosen das ausgedacht haben! Das deutsche „Stell dich ein" ist dagegen wie ein grober Klotz schon darum, weil es in der zweiten Person der einfachen Zahl Einen anspricht. Stelle dich ein! klingt wie der Befehl eines Korporals zum Rekruten. „Begeben Sie sich" ist die höfliche Bitte eines liebenden Mädchens an einen gebildeten Mann, dem sie etwas Angenehmes zu sagen hat. Das ist der gewaltige Unterschied!"

Mitten inne fiel es dem Lehrer auch ein, an die Tochter der Federschleißerin zu denken. Er wollte ihr die Bemerkung über den feinen Unterschied zwischen Rendezvous und Stelldichein morgen auseinandersetzen.

„Sie hat einen guten Kopf," sagte er vor sich hin, „es kann ihr nicht schaden, wenn sie es weiß."

Während sich so der Lehrer dem Spiele seiner Einbildungs-

kraft hingab, war es in der Stube finster geworden. Die Zeit des „Begeben Sie sich" war gekommen.

In diesem Augenblicke blickten vielleicht schon zwei sehnsüchtige Augen zum dunklen Nachthimmel und fragten ihn leise, ob die Sterne, die daselbst angezündet waren, nicht gar zu helle scheinen. Mit Fieberschauern im Herzen, die sich bis auf die Hände erstreckten, so daß er in der Dunkelheit mehrmals die Thürklinke fahren ließ, die er schon erfaßt hatte, huschte er aus dem Hause.

Draußen fiel es ihm zum ersten Mal seit vielen Jahren ein, daß er die Zimmerthür zu schließen vergessen habe. Der Mensch ist bei den strengsten Grundsätzen schwach, dachte er — wie konnte er wissen, ob nicht morgen ein Haufen fremder Menschen in dieser Stube herumstöbern wird? — Einen Augenblick dachte er sogar daran, ob er überhaupt schließen solle? Die Flucht wurde dann gleichsam verdeckt, und die Sucher auf andere Spuren geleitet . . .

Dennoch entschloß er sich dafür, der Furcht vor Dieben nachzugeben; er tappte durch den finstern Hausgang zurück und drehte den Schlüssel zweimal im Schlosse herum. Die Tochter der Federschleißerin sollte ihm am andern Tage keine Vorwürfe machen, daß er sein Hab und Gut in die Obhut von Dieben gestellt hatte.

Am andern Tage! —

Wird es einen solchen geben? Wo wird er über dir aufgehen? dachte Arnsteiner, während er durch die stille Gasse mitten in die warme Frühlingsnacht hinaushuschte. Aber ihn durchrieselte eisige Kälte. Schauer rüttelten an ihm, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte.

„Man stelle einen Cato an meine Stelle," murmelte er zähneklappernd vor sich hin, indem er die langgestreckte Pappel-

allee, wo das „Begeben Sie sich“ stattfinden sollte, vor sich sah, „man stelle mir einen Moses Mendelssohn her, und er mag zusehen, wie er mit Sidonia Winterfeld fertig wird.“

Die Fieberschauer kehrten mit verdoppelter Gewalt zurück, als er nun in diese Allee wirklich eintrat. Zaghaften Schrittes kam er an den ersten Bäumen vorüber, von denen er jeden anstarrte, als wüßte er etwas Besonderes von ihm. Hätten sie noch geflüstert, wie das ihr Brauch ist in der Nacht, so hätte sich der Lehrer in der Stimmung, in der er war, diese Sprache der Natur nach seiner Art gedeutet. Aber nicht ein Blatt regte sich, und dieses Schweigen sprach mit fürchterlicher Beredsamkeit zu dem ohnehin erschreckten Gemüthe des Lehrers. Diese hoch aufgeschossenen Pappeln schienen wie eine Armee von stummen Richtern hingestellt, um über ihn, der im Begriffe stand, ein großes Verbrechen zu begehen, schon im Voraus ihr verdammendes Urtheil abzugeben. Hinter einer ungewöhnlich hohen Pappel erscholl plötzlich ein Ruf, der ihm mit eiserner Spitze bis aufs Mark eindrang. „Mädchenentführer,“ hatte es getönt — und doch stand Niemand hinter dem Baume. — Aus seinem eigenen Innern war der fürchterliche Ruf gekommen; sein böses Gewissen hatte Sprache erhalten, und nun schien es, als ob die leblosen Geschöpfe der Natur nur von dem wiederhallten, was in seiner eigenen Seele vorging.

Umsonst hastete er jetzt seinen Schritt; die Bäume rückten zusammen, berührten sich mit ihren Wipfeln und wollten ihm keinen Durchgang gönnen. Stimmen, die von rechts und links, von oben und unten ertönten, forderten ihn auf, sich erst von seiner Schuld zu reinigen, ehe er sich wieder unter Menschen blicken ließe . . . Nicht nur „Mädchenentführer,“ auch andere in der öffentlichen Moral schwer wiegende Scheltworte, wie „Erbschleicher,“ „Egoist“ flogen ihm um die Ohren. Namentlich das

letzte drang mit unwiderstehlicher Wahrheit auf ihn ein . . . Lazar Winterfeld's Geld, die reiche „Partie" war es gewesen, die ihn verblendet und seinem alten Wesen untreu gemacht hatte. Wenn jemals, so hatten die Leute diesmal Recht über ihn als Menschen den Stab zu brechen und ein dreimaliges „Wehe" zu schreien! Ein Lehrer, der doch seinem Namen nach „Moral und Sittlichkeit" lehren sollte; ein Julius Arnsteiner, gegen den selbst die schwärzeste Scheelsucht und die niedrigste Verkleinerungslust keinen Schatten einer Schuld aufzuweisen vermochte, stand nun in dem Verdachte, ein junges Mädchen berückt und einiger tausend Gulden wegen dem väterlichen Hause abtrünnig gemacht zu haben! Pfui über Julius Arnsteiner! wenn er erst in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre jenen Grundsätzen untreu wurde, die er während einer sechszehnjährigen Thätigkeit als Lehrer keinen Augenblick verläugnet hatte! . . .

Eines starrte jetzt den unglücklichen Arnsteiner mit hohlen, grauenhaften Augen an, die Aussicht: nicht mehr Lehrer sein zu können! Wer wird ihm seine Kinder anvertrauen? Wer läßt von einem Menschen unterrichten, der unter der Anklage eines Mädchenraubes steht? Und daß ihm dieses Verbrechen werde zur Last gelegt werden, daß Niemand es bezweifeln werde, Sidonia Winterfeld sei das Opfer seiner Leidenschaft geworden, war auch dem blödesten Auge klar. Julius Arnsteiner konnte hinfort kein Lehrer bleiben; er selbst hatte sich seiner Würde entkleidet; er stand entheiligt, seiner Kraft beraubt, wie Simson mit geblendeten Augen vor aller Welt!

Wenn er aber kein Lehrer sein konnte, was denn sonst? –

Die Welt verging vor ihm, im wirren Kreiseltanze drehten sich um ihn die Gegenstände, alles schien ringsum aus den Fugen gerückt, nicht nur die Sterne am Himmel und die

Bäume, sondern auch seine Gedanken. In seiner Willens- und Körperkraft gebrochen, wankte er zu einer der Bänke, die unter den Bäumen standen, und ließ sich darauf nieder.

In diesem Zustande eines bloßen Scheinlebens verharrte er eine geraume Zeit, die Schöpfung schien ihm zu Gefallen zu feiern, kein Laut, kein Blätterrauschen, kein Vogelsang ringsumher . . . Aber unter dem Baume athmete ein Mensch in schwerstem Jammer.

Die Hände vor das Gesicht gepreßt bemerkte er nicht, was um ihn vorging.

Da fühlte er mit einem Male einen weichen Druck auf seiner Schulter. Arnsteiner zuckte zusammen, und ließ seine Hände fallen. — Sidonia Winterfeld stand vor ihm.

„Sidonia!" rief der Lehrer in einem Tone des Entsetzens, als stellte sich ihm ein Ungeheuer, nicht ein schönes Mädchen von Fleisch und Blut vor.

„Sehen Sie, Herr Arnsteiner, was ich für eine gehorsame Schülerin bin," sagte das Mädchen scherzhaft, „Sie haben mir geschrieben, daß ich kommen soll, und ich bin gekommen."

„O, Sidonia!" seufzte der Lehrer tief auf, „ich wollte, Sie wären nicht gekommen!"

„Warum nicht?" rief das Mädchen lebhaft. „Erst schreiben Sie mir einen so schönen Liebesbrief und verleiten mich zu diesem Schritte — und jetzt — "

„Jetzt weiß ich, daß ich unrecht gehandelt habe," sagte der Lehrer schmerzlich, „die Macht Ihrer Leidenschaft auf die Probe gesetzt zu haben."

„Kurios reden Sie, Herr Arnsteiner," schmollte das Mädchen; „haben Sie mich nicht aufgefordert, Ihnen — über das Kopfrechnen zu erzählen?"

Arnsteiner starrte das Mädchen mit verwunderten Blicken

an. Erst allmälig kam ihm die Erinnerung dessen in den Sinn, was er erst gestern geschrieben, aber es war mächtig genug, ihm alles Blut zum Herzen zu drängen.

„Wie heißt?“ rief, da er schwieg, Sidonia.

Den Lehrer durchzuckte dieser in der Gasse nicht ungewöhnliche Ausruf auf eine eigenthümlich verletzende Weise.

„Wie heißt?“ wiederholte das Mädchen noch einmal.

Arnsteiner bezwang sich.

„Wie oft habe ich Ihnen diesen Ausdruck verwiesen, Sidonia?“ sagte er sanft.

Da lachte das Mädchen hell auf.

„Das wäre schön,“ rief sie, „wenn ich nur darum gekommen wäre, um jetzt deutsche Sprachlehre zu lernen.“

Der Lehrer athmete tief und schwer. In diesem Lachen des Mädchens lag etwas, was ihm sehr wehe that; er schrieb es aber auf Rechnung der Aufgeregtheit, in der sich Sidonia jetzt befinden mußte.

„Sidonia,“ rief er mit stockendem Athem, „Sie wollen wirklich . . . .?“

„Was, Herr Arnsteiner?“

„Ihr väterliches Haus verlassen, Reichthum und Glan entsagen, nur dem Zuge Ihres Herzens folgen?“

Das Mädchen hielt sich ihr Schnupftuch vor den Mun und kicherte. Der Lehrer meinte aber schmerzliches Schluchze zu hören.

„Sie weinen, Sidonia!“ rief er in tiefster Rührung.

„Wo fallen Sie aus, Herr Arnsteiner?“ rief das Mädche und lachte und lachte, daß das Schnupftuch in ihren Hände zitterte. Dem Lehrer dämmerte ein entsetzliches Licht auf; e wollte sich erheben, aber er vermochte es nicht; unsichtbar wi kende Kräfte hielten ihn auf der Bank zurück.

In demselben Augenblicke ertönte noch eine andere Stimme, als die Sidonia's neben dem unglücklichen Lehrer; sie schien wie aus dem Boden gewachsen, aber trotz seines namenlosen Zustandes erkannte sie Arnsteiner, und daß sie nur dem Einen angehörte, den er in dieser Stunde auf der ganzen Erde am meisten zu fürchten hatte.

„Nun, Herr Lehrer," sagte Lazar Winterfeld, „schöne Narretheien stellen Sie da an. Statt mit meiner Tochter zu lernen, wie sie einen guten Geschäftsbrief zu Stande bringt, schreiben Sie ihr Liebesbriefelchen. Schickt sich das für einen Lehrer, dem man alle Monate sein Geld richtig auszahlt? In Nacht und Nebel muß man Ihnen nachgehen ... und Sie können die Vermessenheit haben, meine Tochter zu sich zu bestellen?"

„Laß ihn gehen, Vater," hörte er Sidonia gleichsam beschwichtigend sagen, „er hat nur gemeint, im Freien läßt sich besser mit dem Kopfe rechnen, als drin im Zimmer."

„Sie werden es weit bringen in der Welt," fing wieder Lazar Winterfeld an, „wenn Sie solche Narretheien forttreiben. Die Welt müßte sich doch kurios auf den Kopf gestellt haben, möcht' ich meine Tochter — einem Lehrer geben."

Jetzt riß eine Gewalt, die wie ein Feuerstrom seinen ganzen Leib durchglühte, dem Lehrer die Hände vom Gesicht. Nun war er an jener Stelle seiner Seele getroffen worden, die der verwundbarste Fleck seines Daseins war. Das Heiligste war von den breiten Tatzen dieses Lazar Winterfeld angefaßt worden; das, woran der Lehrer mit den feinsten Fibern seines Gemüthes hing, blutete unter den Fängen der rohesten Rede. Arnsteiner sprang auf, er wollte wirklich an den Beleidiger seiner Ehre; er hätte ihn in der That ermordet . . aber in demselben Augenblicke taumelte er wieder auf die Bank zurück.

Neben Sidonia stand ein fremder, ihm ganz unbekannter Mann; noch Ein Zeuge seiner Schande!

„Wer ist das?“ schrie er außer sich.

Sidonia verneigte sich tief vor dem Lehrer.

„Wenn Sie es erlauben, Herr Arnsteiner,“ sagte sie und ergriff den fremden Mann an der Hand, „so habe ich die Ehre, Ihnen hier Herrn Alfred Bittersüß aus Kolin vorzustellen. Er ist seit heute Nachmittag mein Bräutigam — auch ohne Kopfrechnen?“

Und Arnsteiner bedeckte aufs Neue sein Angesicht.

Jetzt hörte er, wie der neue Bräutigam halblaut zu Sidonia sagte:

„Es ist genug! Lassen wir ihn jetzt gehen!“

Diese wenigen Worte waren aber von wunderbarer Wirkung auf des Lehrers Zustand. Verrathen, entwürdigt, verhöhnt, daß sich jeder Nerv aufbäumte, hatte er dennoch keinen Laut dafür, als das stumme Dulden dieser unbarmherzigen Streiche. Jetzt fand er die Sprache! Er richtete sich mit einem Male auf, alle Schwäche war aus ihm geschwunden; nun fühlte er sich stark genug, um einer Welt voll Lazar Winterfeld's entgegen zu treten.

„Wollen Sie noch etwas von mir?“ fragte er mit so ruhig gelassenem Tone, als gelte es irgend einer heiteren Aeußerung. Sidonia, an die er diese Frage gerichtet hatte, trat scheu zurück; sie hatte wahrscheinlich nicht erwartet, daß der todtgeglaubte Löwe noch Kraft genug habe, sich zu einem Sprung zu erholen.

„Haben Sie mir weiter nichts zu sagen?“ begann er nach einer Weile wieder, „und ist das Alles, was Sie an Spott und Hohn und Witz für meine Narrethei in Bereitschaft haben?“

Auf diese unvermuthete Anrede fanden die drei, die ihm gegenüberstanden, nicht sogleich die Antwort, aber die eine Wirkung hatte sie bereits, daß ihnen das Lachen vergangen war.

„Wenn ich wie Sie, Lazar Winterfeld, gewesen wäre," fuhr der Lehrer mit seltsam gehobener Stimme fort, „so hätte ich mich mit so einer einfachen Schande, wie Sie mir jetzt angethan haben, gar nicht begnügt. Ich hätte die ganze Gemeinde dazu geladen: ich hätte den Schuldiener mit einer Einladung zu allen Leuten herumgeschickt und der hätte ihnen müssen ansagen: Kommt heute Abend da- und dorthin! Da wird ein großer Spaß aufgeführt werden, nämlich der Herr Lehrer Julius Arnsteiner soll beschämt werden. Alle Schulkinder hätten dabei in weißen Hemdekrägen erscheinen müssen, wie bei einer Prüfung, denn es ist ein gar zu schönes Schauspiel, wenn derjenige, dem sie nach ihren Eltern das Meiste verdanken, an den Pranger der Schande gestellt, verhöhnt und verspottet werden soll."

Die Stimme des Lehrers klang wie Weinen, als er diese Schlußworte sprach, aber er ermannte sich sogleich und fuhr in freiem Tone fort:

„Ihnen, Herr Winterfeld, mache ich keine Vorwürfe .. Sie handeln eben nicht anders, als Sie es verstehen. Kann ich von einem Zwetschkenbaum verlangen, daß er mir die Früchte der Palme gebe? Er bleibt ein Zwetschkenbaum unter allen Umständen. Was ist Ihnen ein Lehrer? — Soll ich behaupten, daß ein Sack Wolle, den Sie vom Markte bringen, in jeder Beziehung Ihnen mehr am Herzen liegt, als so ein armer verlassener Lehrer? An dem Sack Wolle können Sie Geld erwerben, viel Geld, da Sie sich aufs „Kopfrechnen" verstehen . . . an dem armen Lehrer hat nur Ihre Tochter gewonnen, denn ohne ihn wäre sie ein Messer ohne Griff, ein ungesäuer-

tes Brod, eine ungesalzene Suppe. Dafür kann dieser Lehrer nicht hart genug gestraft werden. Er hat sich erkühnt, aus Lazar Winterfeld's Tochter etwas zu machen, was unter Brüdern grade so viel werth ist, als der Sack Wolle in ihres Vaters Magazin."

Der Lehrer sah wohl, daß Lazar Winterfeld's stämmige Gestalt unter den Vorbereitungen eines Zornausbruches heftig arbeitete; er aber hatte sein letztes Wort noch nicht geredet.

„Ihnen, wohledles Fräulein Sidonia," wandte er sich rasch an diese, „danke ich in zweifacher Weise dafür, daß Sie meine Schülerin gewesen sind. Ich hatte mir eine Norrethei in den Kopf gesetzt. Nun, davon bin ich zu meinem Glücke gründlich geheilt worden. Nicht nur lieben Sie mich nicht ... Sie kennen nicht einmal die schuldige Dankbarkeit einer Schülerin gegen ihren Lehrer ... Sie machen sich lustig über mich, Sie verriethen mich . . Sie riefen Zeugen meiner Schande herbei. Diese Herzensroheit, doppelt tadelnswürdig, weil sie an einem Weibe sich offenbart, werden Ihnen wohl manche Menschen nicht hoch genug anrechnen . . ich kann Sie dafür nur bemitleiden! Statt über meine Schwäche den Schleier der Vergessenheit zu ziehen, haben Sie sie unbarmherzig enthüllt . . Fragen Sie die kleine Sali, die Tochter der Federschleißerin, was sie in einem solchen Falle gethan hätte? Aber freilich! Wie kann die reiche Sidonia Winterfeld bei dem armen Kinde in die Schule gehen? Jener ward das Wissen in Eimern dargebracht, während diese es in Kaffeelöffeln wie eine Medizin zu kosten bekömmt. Dennoch hätte die kleine Sali ihren Lehrer nicht verhöhnt, verspottet und verrathen! Und darin liegt die zweite Lehre, für die ich Ihnen, wohledles Fräulein Sidonia, vom Herzen dankbar bin, nämlich die, daß ein voller Kopf und ein leeres Gemüth jedenfalls nachzusetzen sind, — einem leeren

Kopfe mit einem vollen Gemüthe. Diese Lehre will ich mir fortan nutzbar machen."

Mit einer raschen Bewegung war Julius Arnsteiner nach den letzten Worten aus dem Kreise seiner Dränger getreten, und nur das dämmerndfahle Licht des Mondes verhinderte, daß sie nicht sehen konnten, wie siegesfreudig sein ganzes Antlitz strahlte, wie sich in seinem Wesen Muth und Entschiedenheit in nie geahnter Weise ausdrückten.

Das aber sahen sie noch, wie er mit hochaufgerichtetem Haupte ihnen seinen Gruß zuwinkte, und ihren Blicken entschwunden war, noch ehe sie sich von ihrem Staunen erholt hatten. —

„Sali, mein Kind, du magst sagen, was du willst, so sag' ich, mit dir geht etwas vor," sprach die Federschleißerin in der Nacht, während sie vor ihrer gewöhnlichen Beschäftigung saß.

„Red' dir nichts ein, Mutter," tönte es aus jenem mehrfach erwähnten merkwürdigen Winkel mit ziemlich verdrießlicher Stimme zurück.

Die Federschleißerin legte grade ein Häuflein fertiger Federn zur Seite; sie antwortete also nicht sogleich, sondern bewegte die Lippen, als wenn sie spräche, was bei ihr jederzeit nur der Vorläufer des wirklichen Sprechens war.

Erst nach einer Weile meinte sie:

„Du weißt, Sali, mein Kind, ich seh', wo andere Leute nichts sehen, und höre, wo andere Ohren nichts hören. Warum? In meinem ganzen Leben hab' ich so viel sehen und hören müssen, und habe gemußt dazu schweigen, daß ich mir gewöhnt

habe, meine Augen und Ohren ganz anders zu gebrauchen, wie sonst die Leute."

„Ich kränke mich, Mutter, daß ich als Kind nicht mehr habe lernen können," kam es aus dem Winkel hervor, „man möchte mich dann nicht so verachten."

„Dich verachtet man?" rief die Federschleißerin gegen ihre Weise heftig. Da sich aber die Wirkung dieser auffahrenden Worte sogleich in einem gefährlichen Wirbeltanze der leicht-beweglichen Federchen zeigte, setzte sie beschwichtigend hinzu: „Kurios redet doch so ein Mädchen, wenn es erst siebzehn Jahre alt ist."

„Wenn man aber mit siebzehn Jahren erst beim großen „S" steht, wie dann, Mutter?" kam es aus dem merkwürdigen Winkel in wehmüthig klagenden Lauten hervor.

Die Federschleißerin bewegte wieder, ehe sie sprach, die Lippen. Kein Federchen rührte sich von seiner Stelle. War es in ihrem Gemüthe auch so ruhig? Es schien nicht; ein namenloses Weh klang durch, als sie sprach.

„Von mir ist es auch nicht auf dem Berge Sinai geschrieben gestanden, daß ich auf meine alten Tage Federn schleißen muß. Dein Vater, mit dem der Friede sei, hat ein schön Stück Geld mit mir nachbekommen, aber leider Gottes, er hat's nicht verstanden damit umzugehen. Hast du zu ihm gesagt: Mann, warum gehst du nicht dort und dort hin, es wäre da etwas zu verdienen? so ist er zwar hingegangen, aber heimgebracht hat er nichts. Und doch war er kein „Schlemiel", er soll mir's noch jetzt verzeihen in seinem Grabe. Aber immer war ihm ein Anderer schon zuvorgekommen. Wo hätte da ein Geschäft gedeihen sollen? Er hat immer darauf gewartet, daß man ihm, wie jenem Eisenhändler in Prag, eine Kiste mit altem Eisen in's Haus bringt, und wie er sie auseinander-

schlägt, war's lauter Gold. Und dann hat's sich noch herausgestellt, daß der Bauer, der die Kiste gebracht hat, eigentlich der Prophet Elias gewesen ist. Zu uns ist kein Elias gekommen! Ehe man's gemerkt hat, hat dein Vater den „Dorfgeher" machen müssen. Nun hat man Beispiele, daß sich viele Menschen wieder von unten heraufarbeiten; aus einem Hasenhäutchen ist schon oft ein großes Haus geworden. Doch, ich will meinen Mund nicht zu Unrechten aufthun, aber das muß ich deinem Vater (mit dem der Friede sei) doch nachsagen, er hätte besser für sein Weib und Kind bedacht sein können."

Die Federchen geriethen bei diesen letzten Worten in unruhige Bewegung, und hie und da hatte manches seinen Weg über den Tisch oder in die Kerzenflamme gefunden.

Die innere Bewegtheit, wie wenig sie auch sonst in heftigen Athemzügen über die Lippen der alten Frau kam, war doch zu stark für sie.

„Nun, ich rede ja nichts," sagte die Federschleißerin sich selbst zur Entschuldigung, und ihre Stimme sank zu den leisesten Flüstertönen herab. „Warum hat er sich nicht besser umgesehen? Hätte er es nicht auch so weit wie Lazar Winterfeld bringen können, der auch mit Hasenhäutchen angefangen hat? Wo steht es denn geschrieben, daß Lazar Winterfeld's Tochter von Herrn Arnsteiner die Bücher ordentlich in den Kopf hineingedrückt bekommt, und mein Kind muß erst beim großen „S" stehen? Ich frag, wo steht das geschrieben?"

Diesmal entstand unter den Federchen ein gefährlicher Aufruhr; einen Augenblick lang war die Kerzenflamme beinahe verdunkelt, weiße Körperchen flogen auf und nieder, und schienen auf keine Art beschwichtigt werden zu können. Aber die Federschleißerin benahm sich den Aufrührern gegenüber nicht

mit der gewohnten Milde . . im Gegentheile, der Unmuth ihres Herzens war stärker, als die Rücksicht, die sie sonst nahm, und vielleicht seit vielen Jahren zum ersten Male gab sich die alte Frau einer Stimmung hin, die nicht mehr in ihrem Innersten ihre geheimnißvolle Werkstätte hatte, sondern laut und vernehmlich über ihre Lippen trat.

„Ich will auch einmal reden," rief sie, „ich hab' lang genug geschwiegen. Warum hat mein Mann (er soll mir's verzeihen) nicht wenigstens für das Kind etwas auf die Seite gelegt? Hab' ich mir das Bissele Leben nicht bitter genug verdienen müssen? Er aber (mit dem der Friede sei) hat sich ganz ruhig in sein Grab hineingelegt und hat ausgesorgt gehabt. Was war ihm daran gelegen? Wenn man ihn gefragt hat: „Warum hast du nichts Rechtes eingekauft?" hat er gelacht. Einmal hat er sogar — man sollt' gar nicht denken, auf was für Sachen er gefallen ist — einmal hat er gar Bücher mit sich nach Hause gebracht von einem alten Geistlichen auf dem Dorfe. — „Mann," hab ich geschrieen, „was sollen wir mit alten Büchern anfangen, wer soll die kaufen?" Da hat er gelacht, ich hör's noch jetzt. „Alte Bücher sind auch zu etwas gut," hat er gesagt, „wozu möchte man sie denn alt werden lassen? Je älter, je besser. Die Bücher läßt man liegen, in einiger Zeit sind sie sechsmal so viel werth." Ich hab' dazu geschwiegen, mein Herz war zu voll. Die Bücher liegen dort noch im Kasten, ich glaub', nicht einmal die Mäuse haben sie angerührt. Das aber waren seine Geschäfte . . . er soll's mir noch heut' verzeihen, denn sonst hat er ein Herz gehabt wie lauter Gold!"

Eine geraume Weile, nachdem die alte Frau so gesprochen, war es um sie herum wie ein Schneegestöber; die weißen Flocken wirbelten wild und ausgelassen auf und nieder, sie

aber schien heute kein Auge für dieses gefährliche Spiel zu haben. Wie hätte sie auch einigen aufrührerischen Federchen ihre Aufmerksamkeit zuwenden sollen, da sie zum ersten Male vielleicht nach dem Tode ihres Mannes über die Geschichte ihres Daseins sich selbst Rechenschaft ablegen durfte, und zwar mit nicht geschlossenen Lippen?

„Mutter,“ tönte es aus dem merkwürdigen Winkel.

„Was begehrst du, Sali, mein Kind?“

„Weißt du, wem du mit den Büchern einen großen Gefallen erweisen könntest? Ich kenne Einen!“

Noch bevor die Federschleißerin fragen konnte, wie so Sali einen Käufer für die Bücher gefunden habe, klopfte es mit ziemlicher Heftigkeit an der Stubenthür.

„Einziger Gott!“ kreischte es in dem merkwürdigen Winkel auf.

„Herein!“ rief die Federschleißerin, durch Sali's Schrei nicht wenig erschreckt.

„Herr Arnsteiner!“ schrie sie selbst mitten durch das Schneewehen ihrer vom Luftzug, der durch den Eintritt des Lehrers entstanden war, wieder wild gewordenen Federn.

„Nicht wahr,“ rief der Lehrer mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, „Sie sind erstaunt, mich so spät bei Ihnen eintreten zu sehen?“

Die Federschleißerin hatte die Hände vor sich hingelegt, sie starrte den Lehrer nur an.

„Um Gotteswillen, ist etwas vorgefallen?“ brachte sie mühsam heraus.

„Vorgefallen?“ rief der Lehrer mit lustigem Lachen. „O ja. Ein Mensch hat sein Leben wieder gefunden, und darüber freut er sich.“

Die Federschleißerin hatte zu viel Ehrfurcht vor Julius

Arnsteiner als Lehrer und Mensch, um nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß diese ungewöhnliche Redeweise ganz anderswo zu suchen sei, als im Munde des Lehrers. Aber sie sah etwas wie ein Wirthshaus, woraus Gläsergeklirr und heisere Bierstimmen klangen, vor ihren Augen und so senkte sie diese beschämt zu Boden.

„Nun, Frau Channe," rief Arnsteiner, „wie sagt man zu einem Menschen, der sein Leben wieder gefunden, oder mit einem Worte, der ein großes Glück gemacht hat, z. B. von einer schweren Krankheit genesen ist?"

„Gut Glück," sagte die Federschleißerin zögernd.

„Ich danke Ihnen, Frau Channe," erwiderte der Lehrer mit einem Male höchst feierlich, „ich nehme es als ein gutes Zeichen, daß dieser Wunsch mir zuerst von Ihnen entgegenkommt."

Bisher hatte Sali, die ihren wunderbaren Winkel sogleich beim Eintritte des Lehrers verlassen, den Mund nicht geöffnet; bleich, mit weitaufgerissenen Augen stand sie da und vernahm die sonderbare Unterredung, deren geheimen Sinn nur sie allein richtig zu deuten verstand.

„Und was wünschest du mir, Sali?" wandte sich der Lehrer plötzlich zu dem Mädchen; ein vielsagendes Lächeln schwebte dabei um seinen Mund.

„Gut Glück!" antwortete das Mädchen fröstelnd.

„Sonderbar!" murmelte Arnsteiner halb unvernehmbar den beiden Frauen vor sich hin, indem er über Sali's Wesen einen prüfenden Blick warf, der eine geraume Weile dauerte. „Sonderbar, wie der Mensch nur so mit Blindheit geschlagen sein kann . . . nach einer Distel zu greifen, während ihm in seiner nächsten Nachbarschaft eine Rose entgegenblüht."

Von dem Mädchen aber wandte sich der Lehrer wieder

zur Mutter; die Federschleißerin sah mit immer mehr wachsendem Erstaunen dem Beginnen des Lehrers zu. Was waren das für Reden!

„Jetzt frage ich Sie, Frau Channe, noch um Eines, das ich früher wissen muß," sagte er mit großer Feierlichkeit. „Nämlich! Frau Channe, möchten Sie einmal Stunden, Tage, Wochen und Jahre erleben — wo Sie keine Federn zu schleißen brauchten?"

Die Federschleißerin vermochte nur mit dem Kopfe zu nicken, es war weder ein Ja, noch ein Nein.

„Und möchten Sie nicht gerne in einem weich gepolsterten Lehnstuhle sitzen, rechts und links Polster und hinter dem Kopfe auch noch Eines, und hätten Ihr gutes Essen und Trinken, und brauchten nicht zu warten, bis Einer Ihnen einen Sack Federn ins Haus schickt, und am Sabbat könnten Sie in aller Behaglichkeit und Ruhe aus dem „teutschen Chumesch" (übersetzten Pentateuch) lesen?"

„Wenn ich versteh', was Sie da reden zu mir, Herr Arnsteiner," sagte sie tief aufathmend, „so will ich nicht Channe heißen."

Arnsteiner weidete seine Augen zuerst mit Wollust an diesem Opfer seiner mitleidslosen Feierlichkeit, dann griff er in seine Rocktasche und holte einen breit gefalteten Brief hervor.

„Vielleicht verstehen Sie das besser," sagte er, indem er den Brief auseinander legte und zum Tische näher trat. Er las:

„Herrn Julius Arnsteiner Wohlgeboren!

Die unterzeichnete Schulsektion unserer Gemeinde, zu der schon lange der Ruf Ihrer ausgezeichneten pädagogischen und sittlichen Eigenschaften gedrungen ist, erlaubt sich hiermit,

Ihnen die an unserer Normalschule durch den Tod des Herrn Jeremias Fischel erledigte Oberlehrerstelle, womit ein Gehalt von 600 fl. B. V. nebst sonstigen Emolumenten verbunden ist, mit dem Bemerken anzutragen, daß, im Falle Sie im Besitze einer Familie wären, oder die Absicht hätten, sich eine solche erst zu gründen, die unterzeichnete Schulsektion es über sich nimmt, Ihnen eine geeignete Wohnung anzuweisen, die allen Ihren Bedürfnissen zu entsprechen unsere angelegentlichste Sorge wäre. Einer geneigten Antwort entgegensehend, und in der Hoffnung, daß Sie dem an Sie von uns ergangenen Rufe Folge leisten werden, zeichnet achtungsvoll

Die Schulsektion der Gemeinde M.

Dr. Nathan Lilienberg.

Vorstand."

Ein minutenlanges Schweigen herrschte nach Vorlesung dieses Dokumentes in dem kleinen Kreise. Hie und da flatterte ein ruheloses Federchen um das Kerzenlicht, und verbrannte mit leisem Knistern. Arnsteiner aber stand aufrecht, die Wangen geröthet, die Augen leuchtend von den Wirkungen eines verzeihlichen Triumphes.

„Verstehen Sie das jetzt, Frau Channe?" fragte er dann die alte Frau.

„Sie wollen fort von hier, Herr Arnsteiner?" rief die Federschleißerin, die aus dem Briefe der Schulsektion nichts Anderes entnommen hatte.

„Aber haben Sie denn nicht gehört, mit wem ich fort soll?" rief der Lehrer seinerseits mit lachendem Aerger, „und daß ich mir eine Familie mitbringen soll?"

Die Federschleißerin schüttelte nur den Kopf; wohl ahnte sie etwas ganz Ungewöhnliches . . . wie ein Blitz fuhr es an

ihrem inneren Auge vorüber, aber es verlöschte auch eben so schnell.

Da endlich hatte der Lehrer Mitleid mit dem Zustande der so arg gequälten Frau; er wandte sich von ihr ab, und richtete an Sali das Wort.

Das Mädchen stand noch immer auf derselben Stelle . . man hätte glauben können, es sei über sie eine Art Verzückung gekommen.

„Verstehst du mich, Sali?“ sagte der Lehrer so weich und empfindungswarm, wie es nur aus einem wahrhaftigen Herzen kommen kann.

Er hatte in diesem Angenblicke etwas unternommen, zu dem ihm all sein Leben der Muth und die Entschlossenheit einer kühnen Seele gefehlt hatte, er ergriff Sali's Hand — und zitterte dabei nicht minder wie das Mädchen.

„Gott! Herr Arnsteiner!“ rief die kleine Schülerin voll Scham und wollte ihre Hand aus des Lehrers Umfassung befreien.

Aber Arnsteiner gab es nicht zu, er hielt sie um so fester. „Da, vor deiner Mutter, frag' ich dich, Sali,“ sagte er, „ob du entschlossen wärest, mir an den Ort meiner neuen Bestimmung — als mein liebes Weib zu folgen.“

Das gewichtige Wort war ausgesprochen — aber war es das Bewältigende dieser Frage oder ein Anderes, was in diesem Augenblicke trennend zwischen die Antwort der Jungfrau und die Frage des Mannes treten mußte . . . . . . mit einer blitzschnellen Bewegung hatte sie ihre Hand befreit und sich umgewandt gerade gegen jenen merkwürdigen Winkel zu, der so tief in die Geheimnisse ihrer träumenden Seele eingeweiht war! In den Gesichtszügen des Lehrers zeigte sich schmerzliche Ueberraschung.

„Du wendest dich von mir ab, Sali," rief er, „du verschmähst mich? O, wohl habe ich das verdient, kein besseres Schicksal darf mir zu Theil werden! Aber willst du einem Menschen zürnen, der von einer schweren Krankheit befangen, nicht wußte, was er that oder was er redete? Du allein, Sali, unter allen Menschen auf dem Erdenrund wirst den Namen und die Natur der Krankheit wissen, an der ich litt. Ich sage dir aber, jetzt bin ich gesund wie ein Fisch im Wasser, jetzt kann mir keine „Sidonia Winterfeld" etwas anhaben! Ich fühle mich stark genug es mit einer Welt voller Sidonia's aufzunehmen und dennoch die Frage an dich zu richten: Sali, willst du als mein liebes treues Weib mit mir in die Fremde ziehen?"

Unbeweglich blieb die kleine Schülerin Arnsteiner's. Nur ein leises Schluchzen verrieth, daß die Worte des Lehrers eine empfindliche Stelle getroffen hatten. Ob aber zu seinem Vortheil?

„Ich weiß, Sali," rief der Lehrer, der die Anwesenheit der alten Frau ganz vergessen zu haben schien, „ich weiß, was dich beleidigt und dir diese Thränen entlockt. Dich verdrießt die unwürdige Rolle, die ich dich in meiner Narrethei habe spielen lassen. Großer Gott! wo waren meine Augen und Ohren? mit welcher Blind- und Taubheit war ich geschlagen? Dir habe ich mich anvertraut, dich hatte ich dazu ausersehen, der Bote meiner Thorheiten zu sein! Und du bist gegangen, und hast keinen Anstand genommen, mir helfen zu wollen . . . in einer Sache helfen zu wollen, deren bodenlose Nichtigkeit mir erst jetzt ganz klar ist? Und nachdem das Alles geschehen ist, nachdem ich dich so beleidigt und gekränkt habe, komme ich und frage dich: Sali, willst du mein Weib werden?"

Jetzt wurde das Schluchzen des Mädchens erst recht

vernehmbar, aber sie verharrte dennoch in der abgewandten Stellung.

„Sali," rief der Lehrer immer eindringlicher, „urtheile doch milde über einen Menschen, der die Strafe für seine Narrethei bitter abgebüßt hat. Dir kann ich es sagen und sonst Keiner auf der Erde; ich bin auf unerhörte Weise beschimpft und verspottet worden . . . In Gegenwart ihres Vaters und ihres Bräutigams hat sich Sidonia Winterfeld über mich lustig gemacht."

„Lebendiger Gott!" tönte es schmerzlich beklommen über des Mädchens Lippen.

„Und wiewohl ich ihnen Allen eine Lektion ertheilt habe," fuhr der Lehrer mit Ungestüm fort, „an die sie Zeit ihres Lebens denken werden; so danke ich ihnen doch im Herzen für die Lehre, die ich von ihnen empfangen habe. Hochmuth war mir zu Kopf gestiegen, durch Hochmuth bin ich wieder auf den rechten Weg geleitet worden. Dieser rechte Weg führte mich zu dir, er ist der des Heils und Segens. Auf dem Gange hierher ist es wie lauter Licht und Feuer vor mir hergegangen, daß ich nur bei meiner Sali das zu finden vermag, was ich schon so lange unter den verschiedenen Irrthümern bei Anderen gesucht hatte: ein lauteres Gemüth, eine treue fromme Seele!"

Arnsteiner hielt inne, sein Herz hatte sich seines vollen Inhaltes entladen, und wiewohl er noch das Wenigste ausgesprochen zu haben glaubte, fand sein Mund doch keinen Laut mehr!

Da wandte sich Sali leise um, und ein von Thränen überströmtes, aber von einem verschämt holdseligen Lächeln überstrahltes Antlitz zeigte sich den Blicken des entzückten Lehrers.

„Ich muß mich ja schämen, Herr Arnsteiner," lispelte die kleine Schülerin, „daß Sie mich —"

„Was?" rief der Lehrer athemlos erschrocken.

„Daß ich, die nichts kann, und erst das große „S“ angefangen hat, auf einmal . . .“

Arnsteiner ließ sie nicht ausreden.

„O Sali,“ rief er im Tone wahrhafter Begeisterung, „Gott ist mein Zeuge, daß ich dich gerade so und nicht anders verlange, wie du bist. Und müßtest du erst beim „A“ anfangen, und wüßtest weniger als ein dreijähriges Kind, ich spräche nicht anders, als: Sali, gieb mir dein goldig Herz und werde mein Weib!“

„Mutter!“ rief die kleine Sali, die nicht länger dem Strome ihrer Empfindnngen gebieten konnte, „Mutter . . . bist du's zufrieden?“

„Sali, mein Kind, du kannst noch fragen? Ich stehe dir für ihn, du bekommst den, den ich mir immer gewünscht habe, Gott ist mein Zeuge!“ rief die Federschleißerin, die nun schon lange über den Zustand des Lehrers ins Klare gekommen war.

Da legte die kleine Sàli, erröthend wie der junge Tag, ihre Hand in die dargereichte des Lehrers und mit einem Tone, der aus den Tiefen einer jungfräulichen Seele kam, sagte sie:

„Ich habe mir auch nichts Besseres gewünscht. Da haben Sie mich, Herr Arnsteiner!“

Und Julius Arnsteiner zog nicht nur die Hand an sich, sondern das schöne glühende Mädchen in seine Arme, und es dauerte eine geraume Weile, bis er das eben gefundene Glück seiner Zukunft wieder losließ! . . .

Mitternacht war gekommen, da saßen die Drei noch immer in traulichen Gesprächen und dachten an nichts, als was in unmittelbarster Verbindung mit ihrem Glücke stand. In jenen wunderbaren Winkel hatte sich Sali wieder geflüchtet, nicht um dort zu träumen, sondern das längst Geträumte in lebendiger Wirklichkeit immer aufs Neue anzublicken und zu bewundern;

denn Julius Arnsteiner saß neben ihr. Viel Mühe und Beredsamkeit hatte es ihm gekostet, bis er die holde Mädchenhaftigkeit seiner Braut dahin gebracht, ihn nicht mehr mit dem respektvollen „Lehrer“ oder mit dem ceremoniösen „Arnsteiner,“ sondern mit „Julius“ anzureden —; aber als dieses Wort zum ersten Male über die Lippen des Mädchens kam, da war es wirklich, als sei von einer verborgenen Quelle der Stein, der sie deckt, hinweggeräumt worden. Die kleine Sali wurde geschwätzig und erzählte außer Reihe und Ordnung, was sie in diesem Winkel Alles zusammengebaut, genäht, gefegt und gereiniget habe, und Arnsteiner dagegen kam immer wieder darauf zurück, daß er eigentlich statt Sidonia Winterfeld stets Sali gemeint habe, und zählte ihr für diese Behauptung eine Unmasse von Beweisgründen auf, von denen jeder das Gute hatte, daß er nicht widerlegt zu werden brauchte und endlich stimmten Beide darin zusammen, daß es so die „Schickung“ mit sich gebracht, und es besser sei gar nicht darüber nachzudenken.

Auch über den ehrenvollen Antrag der Schulsektion, der ihn zum Oberlehrer berief, gab Arnsteiner genügende Aufklärungen. Er hatte den Brief schon vor einigen Tagen erhalten, aber in der Gefangennahme seiner ganzen Seele von der unglückseligen Thorheit, der er so eben entronnen — dieses Schreiben ganz vergessen. Erst auf dem Heimweg von jenem Orte der Zusammenkunft sei es ihm eingefallen: nun habe er etwas, um vor Sali hinzutreten und zwar nicht mit leeren Händen!

„Alles ist eine Schickung von Gott!“ rief die Federschleißerin dazwischen, die bis dahin in die Unterredungen des Paares durch kein lautes Wort hineingegriffen hatte.

„Alles ist eine Schickung von Gott,“ wiederholte sie noch einmal, da ihr die Beiden nicht sogleich antworteten, „vielleicht ist's auch so mit den Büchern von dem guten Maier (mit dem

der Friede sei). Jetzt kommen sie doch in die Hände von Einem, der sich d'rauf versteht. Und ich Närrin hab' mich unterstanden, vorhin darüber eine Klage anzuheben."

Jetzt erst horchte Arnsteiner auf.

„Was für Bücher sollen das sein?" fragte er hastig.

„Gieb sie aus dem Kasten heraus, Sali," sagte die Federschleißerin, „du weißt, sie liegen in der untersten Lade ganz hinten versteckt."

Sali sprang aus ihrem Winkel auf, und nach einigem Suchen legte sie vier alte in Schweinsleder gebundene Folianten auf den Tisch. Kaum war ihrer der Lehrer ansichtig geworden, als er blitzenden Auges aufsprang und an den Tisch trat. Er schlug das Titelblatt des einen Bandes auf, sogleich schrie er:

„Großer Gott, wie kommen die Bücher hierher?"

„Die hat mein Mann Maier (mit dem der Friede sei) einmal vor vielen Jahren einem alten Geistlichen abgekauft," antwortete die Federschleißerin.

„Sali, da komm her und lies, was da steht," rief er in großer Aufregung, indem er auf den Titel des Buches mit den Fingern deutete.

An ihn geschmiegt las Sali:

„Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart von Johann Christoph Adelung."

„Begreifst du, Sali?" fragte der Lehrer fast athemlos.

„Ist das nicht das Buch," sagte Sali nach einer Weile Erinnerns, indem sie den Lehrer forschend ansah, „ist das nicht das Buch, das du dir so sehr gewünscht hast, Julius?"

„Ja," rief der Lehrer mit ehrfürchtiger Feierlichkeit, „es ist der große Adelung, den du da vor dir siehst! die große Ausgabe des gewaltigen Adelung."

Und den einen Arm um des Mädchens Hals schlingend, hob er mit der freien Hand den dicken Quartband in die Höhe und jubelte laut: „Nun hat mein Herz Alles, was es begehrt hat. Ich besitze eine Anstellung, meine kleine Sali und — das hochdeutsche Wörterbuch des großen Johann Christoph Adelung."

* * *

Vor Kurzem erschien in einer böhmischen Kreisstadt, deren Druckwerke grade nicht auf dem Weltmarkte eine Rolle spielen, ein kleines Büchlein unter dem Titel: „Das deutsche Zeitwort nach seiner schwachen und starken Conjugation. Ein analytisch-kritischer Baustein zum deutschen Sprachgebäude von Julius Arnsteiner, Oberlehrer an der Schule zu M." Gewidmet ist dieses Büchlein „Sr. Wohlgeboren, dem Freunde der leidenden Menschheit, dem glühenden Beförderer alles Schönen und Guten in unserem Volk, seinem hochverehrten, mit freudigem Stolze Freund genannten Herrn Dr. Nathan Lilienberg, Vorstand der Schulsektion bei der Cultusgemeinde in M."

Für unseren Freund haben sich also die drei Dinge, die er in so unvermutheter Weise gefunden, glänzend bewährt. In seiner Anstellung hoch geachtet und nach seinem wahrhaften Werthe geschätzt, fühlt er sich zu Hause von treuer Liebe gehegt und gepflegt! Eine Frucht dieser Stimmung, zu welcher der sichere Besitz des großen Adelung auch sein Schärflein hinzugiebt, mag jener „analytisch-kritische Baustein" zum gewaltigen Prachtbau unserer Sprache sein! Die gelehrten Baumeister werden diesen Stein, wenn er auch nicht bestimmt ist, die Gewölbkuppel zu tragen, gewiß nicht verschmähen. Noch ein Viertes, Fünftes und Sechstes ist im Laufe der Jahre hinzugekommen, für welches die alte Feder-

schleißerin ihre frühere Thätigkeit wieder aufgenommen hat! Sie behauptet nämlich mit großer Entschiedenheit, nur darum sehen die Sprößlinge des Herrn Arnsteiner (sie spricht ihn nie anders als so an, denn sie hat die Ehrfurcht vor ihm bewahrt) so frisch und gesund aus, weil sie einen guten Schlaf hätten, und dieser gute Schlaf rühre von ... den Federn her, die ihnen die „Babe" für ihre Bettlein bereitet.

Sonderbar! Julius Arnsteiner hat es nie unternommen, an der stehen gebliebenen Bildung seiner Frau weiter fort zu bauen; nicht einmal zu einem kleinen Versuche hat er es gebracht. Dennoch behauptete er schon mehrmals zu seinem Freunde Dr. Lilienberg, dem Schulsektionsvorstande, seine Frau wisse im kleinen Finger mehr, als hundert andere, die er selbst unterrichtet, sie besitze den „Instinkt der Bildung."

Er hat darum auch an sein einstiges Versprechen vergessen, Sali in die Geheimnisse der „griechischen Mythologie" einzuweihen. Was gingen ihn, was sie die vielen fremden Götter an? Für sie, wie für ihn gab es doch nur den Einen Gott! Sein Name schwebt unausgesprochen auf ihren Lippen!



Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.



Gesammelte Schriften

von

Leopold Kompert.

Fünfter Band:

Geschichten einer Gasse.

Berlin, 1882.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Gustav Goßmann.

Geschichten einer Gasse.

Novellen

von

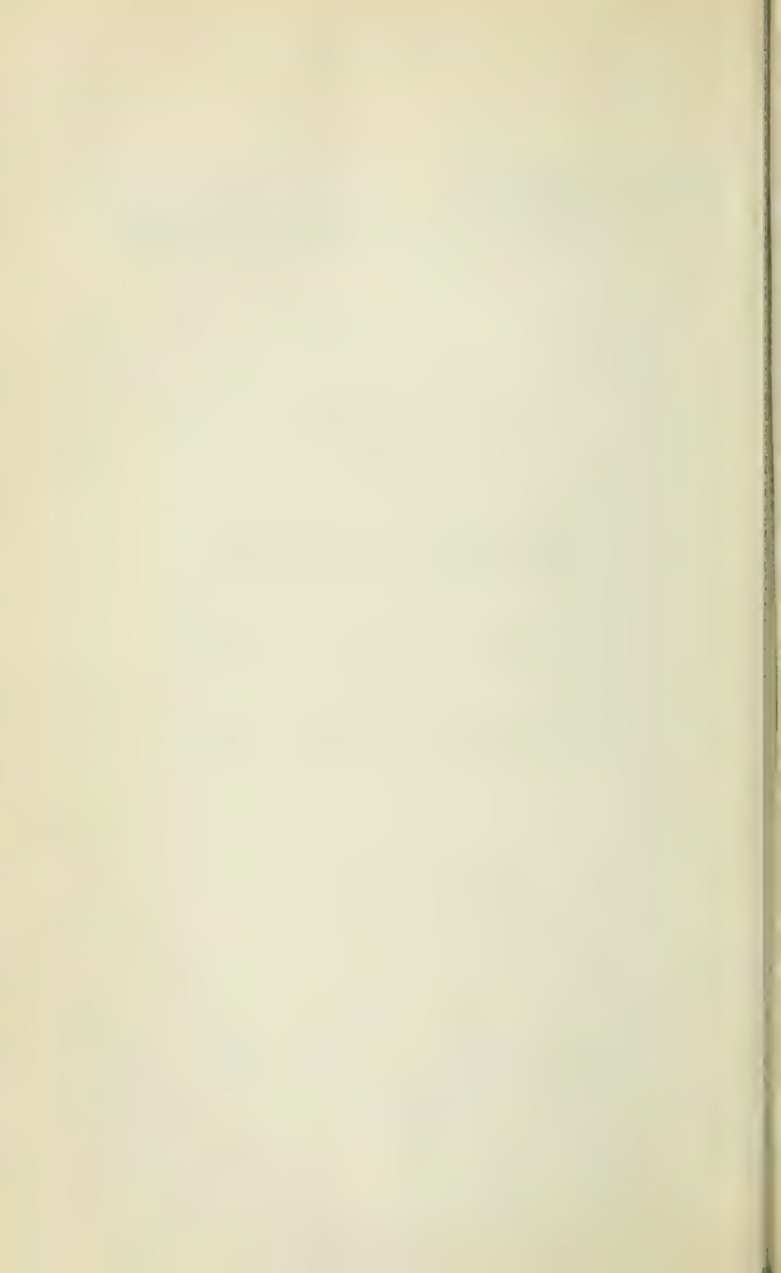
Leopold Kompert.

Zweite Auflage.

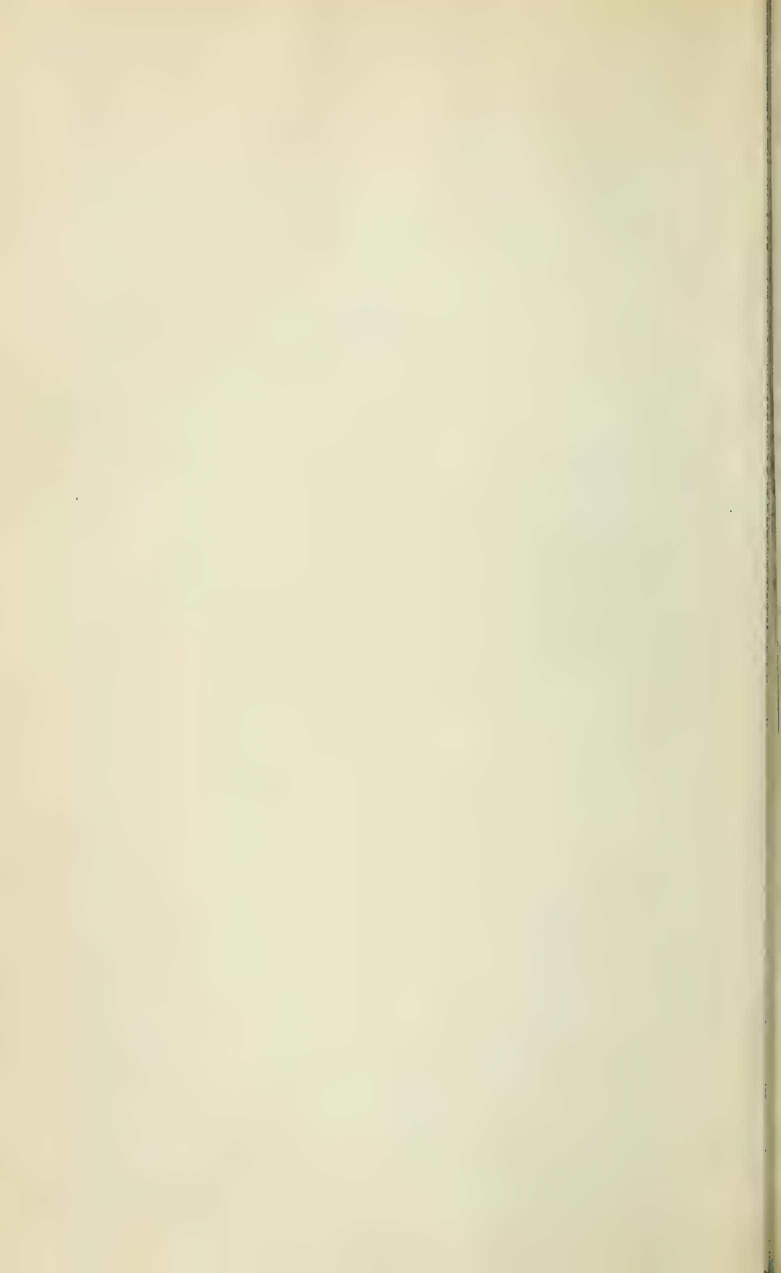
Berlin, 1882.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Gustav Goßmann.



Inhalt.





Die Jahrzeit.

In einer mondhellen Sommernacht vermochte sich manches schlaftrunkene Auge in der „Gasse" nicht zu schließen. Ein Hund bellte ohne Unterlaß. Schon brach das graue Dämmerlicht des Morgens an und noch immer schien das wachsame, von einer seltsamen Unruhe aufgestörte Thier das Ende seiner nächtlichen Klagen nicht finden zu können. Galten sie dem leuchtenden Gestirne am Himmel? Waren Diebe in irgend ein Eigenthum der Gasse geschlichen? Erst allmälig, fast ersterbend, fast als ob der Hund die ganze, seiner Thierseele innewohnende Beredtsamkeit bis auf den letzten Laut erschöpft hätte, verscholl das schmerzlich gezogene, grauenhafte Heulen. Aber so lebendig wirkte die Erinnerung an die Schrecken dieser Nacht in allen Gemüthern, daß beinahe in jedem Hause, dem der Schlaf fern geblieben war, die erste Frage am frühen Morgen überall fast gleichmäßig lautete:

„Was hat Jacob Löw's Hund heute Nacht nur gewollt? Es muß etwas Besonderes über ihn gekommen sein."

Resel, das „fromme" Weib, das in der Nachbarschaft jenes

Hauses, woher die Unruhe gekommen, ein krankes Kind zu warten hatte, und daher besonders übler Laune war, meinte sogar mit dem Ausdrucke tiefster Erbitterung:

„Da kann man gewahr werden, was bei uns, leider Gottes! ein reicher Mann ist und ein armer. Wo hat man's schon gehört und erlebt, daß ein armer Mann sich einen Hund halten darf? Aber weil Jacob Löw Geld hat, und die Leute ihm schuldig sind, darf er sich einen Hund halten, der „Gewaltnik!" Seinetwegen muß so ein krankes Kind die Augen offen halten und kann nicht schlafen. Pfui über die ganze Gemeinde, daß sie dazu schweigt und läßt den Hund bellen, wie er will! Aber heutzutage giebts keine Leut' mehr. Sie fürchten sich vor Jacob Löw und fürchten sich vor seinem Hunde. Ich sollte die Gemeinde sein, da sollte der „Gewaltnik" sehen, ob mir so ein Hund die Nacht verstören darf. Aber es giebt jetzt keine Leut' mehr."

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht gar zu fern, da lauteten die Aeußerungen über Jacob Löw wesentlich anders. Wer damals den Ausdruck „Gewaltnik" von ihm gebraucht hätte, den hätte man mit nicht weniger verwunderten Blicken angesehen, als wenn er der Meinung gewesen wäre, Adler und Taube seien leibliche Geschwister. Auf demselben Hofe, der jetzt den mürrischen Wächter des Hauses, jenen schlafstörenden Hund, beherbergte, tummelten sich fröhliche Knaben, und das Herz wurde Einem weit und offen, wenn man schon in der Ferne ihre aufjauchzenden Kinderstimmen vernahm! Alles lebte, glänzte und leuchtete gleichsam an diesem Hause . . Nirgendwo gab es schönere Kinder; ihre Wangen waren von einer so durchsichtig feinen Röthe überhaucht, dabei glänzten ihrer Aller Augen in einem so eigenthümlich leuchtenden Schimmer, wie man Aehnliches gesehen zu haben sich nicht

erinnert. Ach! die rothen Wangen und die glänzenden Augen, sie tragen die Schuld davon, daß dieses Haus jetzt in so grauenhafter Verödung da liegt, dessen einzige Bewohner ein alter Mann, jener „Gewaltnik" Jacob Löw und sein Hund sind!

Fünf Knaben waren es; aber keiner von ihnen hat das dreizehnte Lebensjahr erreicht. Wenn sie an die Grenzscheide dieses Alters traten, schien es, als ob über den heitersten, von Sonnengold überflutheten Himmel plötzlich eine schwarze Wolke streiche. Die Wolke senkte sich immer tiefer, immer schwärzer herab — wenn sie vorübergezogen, war das Kind todt. Dieses Ereigniß trat stets mit einer so erschreckenden Schnelligkeit ein, daß man das Kind, dessen Wangen heute noch in vollster Lebensblüthe leuchteten, nach einem Monate, ja oft schon nach einem viel kürzeren Zeitraume, draußen auf dem „guten Orte" zur ewigen Ruhe bettete. Eine tückische Krankheit, die keine Kunst vorhergesehen, keine zu bewältigen vermochte, bei Jedem unter einer andern Form auftretend, als wollte sie jeder Wachsamkeit schon im Voraus Hohn sprechen, raffte erbarmungslos die Knaben hin; sie wären „beschrieen" worden, meinte der fromme Wahn; sie seien mit einem zu „kurzen Athem" auf die Welt gekommen, klügelte nachträglich die Weisheit der alten Frauen. Am zu kurzen Athem! Die Leute ahnten nicht, daß sie da einen Witz machten, wo er ihnen gewiß nicht auf den Lippen saß.

Wenn Jacob Löw am Freitag Nachmittage von seinen Geschäftsreisen sein Haus betrat, dieses gesegnete, vom Hauche lieblicher Weiblichkeit gleichsam durchwärmte Haus — denn damals schaltete und waltete noch darin seine Frau — da empfand er jedesmal ein wehmüthig freudiges Gefühl. Fünf lockige Knabenhäupter drängten sich unter seine Hände, damit er sie segne; Eines wollte dem Andern zuvorkommen; er hatte sie alle in einem dichten Knäuel beisammen. Nicht als ob ihn

schon damals die Ahnung durchzuckt hätte, in diesen herrlichen Kinderblüthen liege ein böser Wurm! Im Gegentheil! Im Vollgenusse des Anblickes, der ihm das Herz schwellte, dachte er an sein eigenes Sterben. Er mußte denken: „Siehe! wie dein Gott dir es so schön eingerichtet hat! Wenn du einmal von dieser Erde fortgehst, oder dein Weib, dann haben wir nach uns diese fünf prächtigen Knaben gelassen, und die sagen uns „Kadisch“ nach!“

Es ist dies jenes seltsame, von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrtausend zu Jahrtausend überkommene Gebet, das, in der Sprache des alten Zion lautend, einen wesentlichen Bestandtheil des täglichen Gottesdienstes bildet. Sein Ursprung ist geheimnißvoll; Engel sollen es vom Himmel herabgebracht und die Menschen gelehrt haben. Um dieses Gebet schlingen sich die weichsten Fäden kindlichen Empfindens und menschlichen Erinnerns; denn es ist das Gebet der Waisen! Wenn Vater oder Mutter stirbt, sollen es die nachgelassenen Söhne täglich, am Morgen und am Abend, im Gotteshause durch das ganze Trauerjahr, und dann am jedesmaligen Todestage, oder, wie er in der Sprache der „Gasse“ heißt: „zur Jahrzeit,“ sprechen, denn es wohnt ihm eine gar wunderbare Kraft inne. Aus dem Munde von Waisen klingend, sprengt es die Gräber und sagt den todten Eltern, daß ihr Kind ihrer gedenke; dann tritt es unmittelbar vor Gottes Thron und bittet dort um den ewigen Frieden der Dahingeschiedenen, um Schonung und Barmherzigkeit!

Fürwahr! wenn es irgend ein Band giebt, stark und unauflöslich genug, um Himmel und Erde an einander zu ketten, so ist es dieses Gebet! Es hält die Lebenden aneinander und bildet die Brücke in das geheimnißvolle Reich des Todes. Fast könnte man sagen, dieses Gebet sei der Hüter und Wächter des

Volkes, von dem allein es gebetet wird; in ihm liegt die Bürgschaft seiner eigenen Fortdauer. Kann ein Volk untergehen und in das Nichts zerstäuben — so lange ein Kind seiner Eltern gedenkt? Welche Stürme, Fäulniß und Verderbniß müßten vorangegangen sein, welche Mächte müßten an dem Baue eines Volkes genagt und gerüttelt haben, der auf dem Felsengrunde der „Familie" ruht?

Es mag seltsam klingen. Mitten aus dem Taumel der wüstesten Zerstreuung hat dieses Gebet der Erinnerung manches verwilderte Gemüth aufgeschreckt, daß es sich besann und wenigstens für kurze Zeit im Andenken an die todten Eltern sich gleichsam heiligte. Solch ein Gemüth überkommt es dann mit Schauern, wenn es die Wege überschaut, die es bisher gegangen, und sie mit denen vergleicht, die es gegangen wäre, wenn das Auge von Vater und Mutter noch über ihm leuchtete!

Eben weil dieses Gebet eine Wiedergeburt des am Menschen Vergänglichen im Geiste ist, weil es ein bloßes Sterben nicht zugiebt, weil es die Blüthe, die vom Baume der Menschheit welk abgefallen ist, im Gemüthe wieder auferstehen und sich entfalten läßt, — darum ist es von solch heiligender Gewalt! Zu wissen: du stirbst, du trittst aus dieser ewig ruhelosen, hinfälligen Hülle in ein geheimnißvolles Jenseits, aber die Erdscholle, die über deinem Haupte rauscht und fällt, deckt dich nicht ganz; es bleiben solche zurück, die wissen, daß du gestorben bist, die, wo sie immer auf dem weiten Erdenrunde, ob im Gewande der Armuth oder im schimmernden Prunke des Reichthums sich befinden, dieses Gebet dir nachsenden; — zu wissen: du nennst keinen grünen Fleck in diesem Lande dein, du läßt ihnen kein Haus, keinen Hof und Acker zurück, daß sie dein gedenken müßten: dennoch bewahren sie dein Andenken als ihr theuerstes Erbe . . . unbedeutend, ver-

achtet, eine Schaumblase, die du im Leben warst, erheben sie dich, wenn du längst nicht mehr bist, zur Bedeutendheit . . . sie raffen dich aus dem Staube der Vergänglichkeit auf — wer wird nun Jacob Löw's eigenthümlichen Gedankengang nicht begreifen und daß er ein Behagen darin finden konnte, fünf Knaben würden ihm einst „Kadisch" nachsagen?" . . .

Wir haben bereits erzählt, in welcher Weise im Laufe weniger Jahre eines nach dem andern dieser blühenden Kinderhäupter dem Hause Jacob Löw's entrissen ward. In einer Reihe liegen sie auf dem „guten Orte." Als der jüngste Knabe hinausgetragen ward, waren Jacob Löw und dessen Frau für diese letzte Heimsuchung fast stumpfsinnig geworden. Als hätten sie es miteinander verabredet, sprachen sie nicht von den Dahingeschiedenen; Beide wußten, daß ihre Wunde nach wie vor blutete. Nur zuweilen, namentlich wenn er am Freitag Nachmittage nach Hause kam, brach es aus seinem Gemüthe wie eine jäh aus todtgeglaubter Asche hervorbrechende Flamme hervor. „Der Mensch ist ein schöner Rechner," pflegte er dann mit einem grauenhaften Lachen zu seiner Frau zu sagen. „Auf fünf habe ich gerechnet gehabt, und es ist mir kein einziger geblieben."

„Der Mensch soll nicht rechnen!" rief dann jedesmal Esther, und sie allein wußte, wie schwer sich dieser Trost von ihrer Seele losrang. „Der Mensch soll nicht rechnen und Gott vorzählen, denn er versündigt sich dadurch. Haben wir nicht unser Blümele?"

„Kann dir ein Mädchen „Kadisch" nachsagen?"

„Ihre Kinder werden es thun —"

„Und wenn auch sie . . . . den „kurzen Athem" bekommt, Esther, auch sie? Was thust du dann?"

„Ich rechne nicht, wie Jacob Löw . . ." schloß sie gewöhn-

lich eine derartige Unterredung, und oft saß ihr dabei ein schmerzliches Lächeln auf den Lippen. „Im Gegentheil, ich rechne darauf, daß uns unser Blümele gesund und stark bleibt. Das einzige Blümele wird uns doch Gott lassen? . . .“

Und Esther hatte Recht. Das Kind wuchs heran und gedieh wie eine frische Waldpflanze. Auf den ersten Blick wurde man sogleich gewahr, daß Blümele von einem ganz anderen Schlage sei, als ihre so früh geknickten Brüder. Ihre Wangen leuchteten nicht in jenem trügerischen Roth, das bei jenen als Ausfluß vollblütiger Gesundheit gegolten hatte, und ihren Augen fehlte das verzehrende Feuer, das bei den armen Knaben nur so lange glühte, als der in ihrem Innern lohende Brand sich nicht selbst verzehrt hatte. Das Kind entwickelte sich ganz regelmäßig, fast unmerklich unter den Augen ihrer Eltern, die noch immer ihre Blicke nach rückwärts zu den Gräbern ihrer Knaben gerichtet hielten. Eines Tages war der von uns noch nicht vergessene Doctor Prager auf Besuch gekommen; denn seit dem Tode des letzten Knaben waltete zwischen ihm und den Eheleuten eine Art gegenseitiger Gespanntheit, wie sie in solchen Fällen sich gewöhnlich geltend macht. Jacob Löw namentlich empfand beim Anblicke des Arztes jedesmal etwas wie jäh aufsteigenden Grimm . . Nicht daß er ihm etwa die Schuld an dem schweren Verhängnisse aufbürdete . . . aber gemahnte er ihn nicht stets an die, die er verloren, an die mit ihnen hinweggegangenen Hoffnungen, an Alles, was das Licht seines künftigen und überirdischen Lebens gebildet hatte? Andererseits war der Arzt zu feinfühlend, um öfters da einzusprechen, wo ihm, der die Sachlage mit seinem Gemüthe übersah, nur ein erzwungener Willkommen entgegentreten konnte.

So waren Jahre vergangen, ohne daß das Kind mehr

als flüchtig ihm unter die Augen gekommen wäre, ja, es war ihm beinahe fremd geworden.

„Ist das Ihre Tochter?“ fragte er stockend, während seine erstaunten Blicke an der lieblichen Gestalt eines siebenzehnjährigen Mädchens haften blieben.

Jacob Löw's Frau erbleichte, sie faßte krampfhaft nach der Hand des Doctors.

„Hören Sie vielleicht auch ihren kurzen Athem?“ sprach sie leise.

Den Arzt übermannte eine tiefe Rührung, er mußte sich erheben und trat zu Blümele hin, der er lange in die Augen schaute.

„Ich bin nicht krank, Herr Doctor!“ rief Blümele endlich lachend.

„Nein! So wahr ich hier stehe, Sie sind nicht krank!“ rief der Arzt. „Und wenn menschliches Wissen die Anmaßung haben darf, etwas vorhersagen zu wollen, so sage ich nur das Eine: Du bist gesund, liebes Mädchen, gesund, wie es Eine nur sein kann, und wirst auch gesund bleiben.“

„Schwören Sie, Herr Doctor!“ rief dazwischen Jacob Löw in einem Tone, aus dem der Arzt ebensogut wie die tiefste Erschütterung, auch einen gewissen Hohn zu vernehmen glaubte.

„Ein Arzt kann nicht schwören!“ sagte der Doctor ernst; „aber er versichert, daß, soweit seine Kunst voraussetzen darf, Ihre Tochter .... dem Geschicke Ihrer andern Kinder nicht anheimfallen wird.“

„Die armen, armen Knaben!“ seufzte Jacob Löw, indem er sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

„Rechnest du schon wieder, Jacob Löw? .....“ rief Esther leise.

Da ließ er die Hände fallen, schwere Thränen rollten ihm über die Wangen. Dennoch lag's auf seinem Antlitz wie ein Sonnenstrahl. Er trat auf Blümele zu und schaute ihr lange in die Augen, dann fuhr er ihr mit der Hand über das glänzende, schwarze Haar und sagte mit einer Stimme, die dem Mädchen durch die Seele ging:

„Blümele! Du mußt ganz rechtschaffen, gut und fromm werden, denn du bist jetzt die Einzige, auf die ich rechne. Versprich mir das."

Er streckte ihr seine Hand hin; nur zögernd schlug Blümele ein; sie that es und empfand dabei einen kühlen Schauer. Jacob Löw sprach so sonderbar — und sie sollte etwas versprechen, was sie kaum verstand.

War es in Folge dieser Unterredung, aus der Jacob Löw den Trost geschöpft hatte, daß der Sturm, der sein Haus so schwer heimgesucht hatte, endlich vorübergezogen sei, oder etwas Anderes, genug, von diesem Tage an begann das Dasein für ihn einen neuen Reiz zu gewinnen. Er schien erst jetzt zu bemerken, daß die Anwesenheit einer siebzehnjährigen Tochter in seinem so lange verdüsterten Gemüthe ein Licht auszustrahlen begann, auf das er schon ganz verzichtet hatte; er schien erst jetzt gewahr zu werden, wie wunderbar die Schönheit des Mädchens sich entfaltet hatte. Und so seltsam war die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, so auffallend sein Benehmen, daß es selbst einem flüchtigen Auge nicht entgehen konnte. Er sprach jetzt selten oder fast gar nicht von seinen fünf Knaben, auf die er sonst ohne den geringsten Anlaß, selbst bei Gelegenheiten zu reden kam, die fernab von deren traurigem Geschicke lagen. That er es doch zuweilen, so brach er oft mitten in seinen Klagen ab und seine Augen suchten dann nach etwas; war Blümele zugegen, so blieben sie an ihr haften und

um seine Lippen machte sich dann ein so behaglich sonniges Lächeln bemerkbar, wie es dort seit langer Zeit nicht gesehen worden war. Nie kam er von einer seiner Geschäftsreisen zurück, ohne daß er für Blümele irgend einen neuen Mädchenputz mitbrachte. Wenn ihm Esther zuweilen Vorwürfe machte, er „verderbe" dadurch das Mädchen und mache es eitel, so konnte er mit einem seltsam befriedigten Lächeln ihr erwidern: „Esther, es wird ihr nicht schaden, wenn sie dabei nur fromm bleibt." Und so fragte er auch jedesmal, bevor er das von der Reise heimgebrachte Geschenk Blümele einhändigte: „Blümele, bist du in dieser Woche auch recht fromm gewesen?" worauf er, ohne die Antwort abzuwarten, ihr mit einer unerklärlichen Hast das glitzernde oder flatternde Angebinde zuschob.

Was ging in Jacob Löw's Gemüthe vor? War darin wirklich eine neue Lebensknospe aufgebrochen? Esther schüttelte den Kopf oft bedenklich; sie begriff das verschwenderische Gebahren ihres Mannes gegen Blümele nur in dämmerhaften Umrissen. Daß er seine Freigebigkeit nicht zu bemeistern vermochte, weil er des Mädchens erst jetzt sich sicher glaubte, das sah sie ein; in welchem Zusammenhange stand dies aber mit der Frömmigkeit, auf die er stets einen so eindringlichen Nachdruck legte?

Blümele selbst fragte einmal ganz ernst die Mutter:

„Mutter, was will der Vater stets mit seinem: Sei fromm, Blümele! Bin ich's denn nicht? Oder thue ich zuweilen etwas, was nicht recht ist?"

Esther besann sich lange, welche Antwort sie dem Kinde geben sollte. Dann sagte sie rasch:

„Es schadet nicht, wenn man stündlich und täglich zur Frömmigkeit gemahnt wird . . . und dein Vater weiß es gewiß besser, als du, warum er es so oft thut." —

Blümele war von leicht rollendem Blut; derartige Antworten genügten ihr, und sie dachte nicht weiter nach. Jacob Löw hatte die Frage: ob sie fromm gewesen? so oft an sie gerichtet, daß sie ihr zuletzt zu einer Redensart wurde, der sie keinen tieferen Sinn unterlegte. Was sie zum ersten Male mit allen Schauern überfallen, das glitt im Laufe der Zeit von ihr ab, gleichgiltig und unbeachtet wie Alles, was durch gedankenlose Angewöhnung ein inhaltloser Schall wird. Schon hatte Blümele selbst jene Sicherheit erlangt, daß sie auf die gewohnte Frage ihres Vaters mit einem allzeit bereiten lächelnden Ja! antworten konnte. Sie wußte bereits, daß er keine andere Antwort erwarten wollte.

Seit einiger Zeit wurden die Geschenke Jacob Löw's an Blümele immer reicher und glänzender; er schien keine Grenze seiner Freigebigkeit mehr zu kennen. Kostbare Ladungen feiner Spitzen und Seidenstoffe brachte er nach Hause und schob sie mit einer Miene tiefster Befriedigung seinem Kinde zu. Es gab reichere Mädchen in der „Gasse," aber keines konnte es Blümele an Glanz und Fülle ihres Anzuges gleich thun. Allgemein hieß es: an jedem Sabbat erschiene bei Jacob Löw das „Mode-Journal," denn da kam Blümele mit irgend einem neuen Aufputz, der die kühnsten Erwartungen ihrer bewundernden Gespielinnen übertraf. Alles stand dem Mädchen vortrefflich; selbst dem unscheinbarsten Bande verlieh die Art und Weise, wie sie es zu binden und tragen pflegte, einen eigenthümlichen Reiz.

„Mann," sagte eines Tages Esther, als er noch reichlichere Geschenke als sonst brachte und sie vor Blümele hingelegt hatte, „du thust nicht gut daran, daß du dein Kind an solche Dinge gewöhnst. Was soll sie in einigen Jahren zu wünschen haben, wenn du ihr schon jetzt jede Lust, etwas zu wünschen, benimmst?

Du kennst, glaube ich, das Herz der Frauen nicht ganz.. Wenn es zu voll und gesättigt ist von lauter Lust und Freudigkeit, überhebt es sich gerne und geht dann einen falschen Weg. Im Gegentheil! Weil das Weib zum Ertragen und Dulden, zu Schmerzen und Leiden geboren ist, muß man es frühzeitig gewöhnen, genügsam zu sein. So ein Herz muß immer eine kleine Tasche übrig behalten, wo es einen Wunsch oder eine Lust gern aufheben möchte . . . Wenn du aber schon jetzt dein Blümele gewöhnst, als wäre sie eine geborene Prinzessin, so sage ich dir nur das Eine: du thust nicht gut damit, Jacob Löw!"

„Jacob Löw ist im Stande für sein Kind mehr zu thun, als andere Leute," sagte er mit einem finstern Stirnrunzeln. „Warum habe ich nicht mehr als das Eine Kind? . . . Ich brauche mich nicht auf's Sparen zu verlegen."

„Du übertreibst . . ." meinte Esther ernst, „und verdirbst das Kind."

„Narrele!" unterbrach sie mit einem Male Jacob Löw mit einem lauten Lachen, „glaub' doch nicht, daß ich auf meine alten Tage den Verschwender und Flausenmacher spielen werde. Nichts liegt mehr abseit von mir, als dies . . . Wie alt ist denn unser Blümele?"

„Siebenzehn Jahre!" rief Esther mit einiger Bewegung.

„Siebenzehn Jahre!" spottete Jacob Löw mit zunehmender Lustigkeit, „und noch keine Ausstattung! Wenn du nicht daran denkst, ist es nicht meine Pflicht und Schuldigkeit?"

Esther's Herz versagte für eine geraume Weile jeden Schlag; sie war bleich geworden und vermochte kein Wort über ihre Lippen zu bringen.

Keine Mutter hört ohne tiefes Erschrecken, daß über ihr Kind jenes entscheidende Wort gesprochen werde, bevor sie es

selbst in ihrem Gemüthe zum Abschluß gebracht hat. Im ersten Augenblicke erscheint es ihr beinahe frevelhaft, daß eine andere Hand, als die ihre, den Zukunftsbau ihres Kindes berühre, weil sie selbst den ihr zunächst stehenden Gatten für zu täppisch und grobfühlend hält, um all' das nach jenem sicheren Maße festzustellen und zu bestimmen, was ihr für das Glück des Kindes am zuträglichsten dünkt. Das war auch die Empfindung Esther's, und darum erschrak sie.

Nach einer Weile faßte sie sich und sagte fast unvernehmbar:

„Denkst du denn schon daran . . ?"

„Schon?" fragte er lachend, und mit einem pfiffigen Augenzwinkern setzte er sogleich hinzu: „Esther, ich habe ihn bereits."

„Wen?" rief sie athemlos.

„Einen, auf den ich schon lange meine Augen geworfen habe," sagte er, und seine Stimme klang nun zitternd, „Einen, wie ich ihn für mein Kind brauche und grade so, als wenn ihn Gott eigens für uns und unser Blümele in die Welt gesetzt hätte. Denn er ist selbst ein frommes Kind, ehrt Vater und Mutter, und wird darauf sehen, daß auch unser Kind so bleibt . . . und uns auch ehrt und nicht . . . vergißt, wenn wir nicht mehr da sind . . ."

Esther war durch die Sprache ihres Mannes, die in ihrem Gemüthe verwandte Töne anschlug, insoweit beruhigt worden, daß sie beinahe scherzhaft fragen konnte:

„Wer soll's denn sein? Halte mich nicht zu lange in der Spannung."

„Du kennst ihn so gut, wie ich . . ." sagte Jacob Löw langsam. „Es ist mein Bruderssohn . . ."

„Maier mit den vier Händen! . . ." rief Esther, ja sie

schrie es beinahe mit einer Heftigkeit, wie sie dieser Frau sonst nicht eigen war, und stand auf, um sich dann kraftlos wieder in ihren Sitz zurückzulehnen.

Es fiel Jacob Löw hart, in diesem Augenblicke seine Empfindung in Zaum zu halten. Die Zornesader auf seiner Stirne schwoll an; dennoch bezwang er sich.

„Daß doch alle Weiber in dem einen Punkte sich gleichen!" sagte er. „Vier Hände hat er, meinst du; ich sehe an ihm nur zwei, und die schaffen rüstig und tüchtig, wie es ihm kein Zweiter in der Gasse nachthut. Ich weiß schon, was du mit Maier's vier Händen verstehst . . . Weibergeschwätz und Narretei! Mein Brudersssohn Maier ist Keiner von der jetzigen leichten Welt, und dafür sei Gott im Himmel gelobt und gepriesen. Möchte ich sonst an ihn gedacht haben? Ich will ihn gar nicht anders, als mit seinen vier Händen!"

Esther schwieg. Sie kannte nun die Gedankenfäden ihres Mannes, wie sie sich jetzt als ein vollständiges Gewebe ihren Augen darboten. Sie gehörte aber nicht zu den Frauen, die in solchen Fällen ihr vermeintliches gutes Recht gleichsam auf einen Wurf stellen, der ihnen entweder vollständigen Gewinnst oder Verlust in Aussicht stellt. Vor der Hand schloß sie den Plan ihres Mannes in ihr Herz und drückte darauf das Siegel des Geheimnisses. Aber sie hörte ihn zu jeder Stunde des Tages in sich pochen — und wenn sie Blümele ansah, konnte sie sich einer unsagbaren Traurigkeit nicht erwehren.

Wir werden erst später sehen, daß Esther's Abneigung aus einer keineswegs dunklen Ursache entsprang, und sie sich deren vollkommen bewußt war. Esther wußte nämlich, daß ihre Tochter auf die einfache Frage: „Blümele, willst du dein Geschwisterkind zum Manne haben?" . . . mit einem lauten Gelächter antworten würde, denn Blümele lachte stets, wenn

sie ihres Geschwisterkindes nur gedachte . . . und seltsam Esther stimmte in diesem Punkte ihrer Tochter vollständig bei.

Jacob Löw's Brudersohn nämlich hatte wirklich das Unglück, mit zwei überflüssigen Händen, außer den ihm von der Natur verliehenen, ausgestattet zu sein. Von dem Lobe, das ihm sein Oheim ertheilte, brauchte kein Buchstabe weggeleugnet zu werden; es war kein Zweiter in der Gasse, der es ihm an Tüchtigkeit und Bravheit gleichgethan hätte, — aber nichtsdestoweniger stand die Thatsache fest und unverrückbar in aller Leute Ueberzeugung: Maier war vierhändig geboren.

Das war natürlich nur im figürlichen Sinne zu verstehen; es war ein Spaß, ein Spitzwort. Aber hat das die Leute, namentlich die in der „Gasse,“ die mit ihren scharfen Augen auf jede Unebenheit lauern, um sich ihrer als guter Beute zu bemächtigen, jemals abgehalten, das, was eben nur ein Witz war, alsbald in das Gewand der Wahrheit zu kleiden? Und Maier besaß nicht einmal eine solche Unebenheit. An ihm war Alles klein, so daß er nicht einmal unter das landesübliche Rekrutenmaß gestellt werden konnte; dafür hatten jedoch seine Arme eine Länge erlangt, die über alle Vorstellung ging. Sie waren so unförmlich lang, daß sie fast auf den Boden reichten; dabei hatte Maier die Gewohnheit, namentlich wenn er in Eifer und Zorn gerieth, mit seinen Händen so heftig zu arbeiten und sie mit einer solchen Geschicklichkeit zu gebrauchen, daß es in solchen Augenblicken wirklich das Aussehen hatte, als hätten sie sich vervielfältigt und als wären aus zweien . . . seltsam genug, vier geworden. Das war aber auch Alles, was sich unserm Maier Schlimmes nachsagen ließ. Sein Unglück bestand jedoch darin, daß dieses Schlimme zugleich lächerlich war, und dagegen sind die Menschen bekanntlich von einer nie versiegenden Unerbittlichkeit.

Das in Rede stehende Spitzwort war übrigens, merkwürdig genug! nicht in der „Gasse“ entstanden, es war eine fremde Erfindung, und zwar hatte es der Fabriksbuchhalter Jaques ihm aufgebracht. Es hatte früher in der Luft geschwebt, aber erst Jaques, der Buchhalter, hatte es zu sich herabgezogen und ihm Namen und Leben gegeben.

Jaques war ein Ungar ... und, um es kurz zu sagen, der Abgott der gesammten Mädchenwelt in der Gasse. Er hatte einen prächtigen Kopf mit schwarzgelockten Haaren, dunkelblitzende Augen und glänzend weiße Zähne, dabei etwas hochmüthig aufgeworfene rothe Lippen, die ein herrlicher, nach ungarischer Weise aufgedrehter Schnurrbart überschattete. Jaques stellte sämmtliche junge Männer in tiefen Schatten .. wo er erschien, da war es, als ob sich mitten unter allerlei niederem Geflügel ein Adler niedergelassen hätte! Der ganze grelle Unterschied zwischen der träumerisch düstern Natur der Böhmen und der leidenschaftlich erregten, leichtblütigen, von einer heißern Sonne gleichsam durchglühten des Ungars trat hervor, wo Jaques erschien; und es ist leicht zu begreifen, wem der Sieg zufiel. Namentlich an Sabbatnachmittagen, besonders im Sommer und Frühlinge, war es, wo Jaques Gestirn in seinem vollsten Lichte strahlte. Da gingen die „großen“ Mädchen der Gasse in Begleitung ihrer Brüder, die Bräute mit ihren Bräutigamen auf den benachbarten „Berg,“ wie die kleine, mit Birnbäumen bepflanzte, gleich hinter den Häusern der „Gasse“ aufsteigende kleine Anhöhe hieß. Man hatte von dort aus einen gar erquickenden Anblick; ringsherum waltete Friede und Stille, unten in den Wohnungen herrschte sabbatliche Ruhe. Das Gelächter und Plaudern der Mädchen konnte unten vernommen werden, ja, ein scharfes Auge konnte die einzelnen Gestalten, wie sie da unter einem mächtigen Birnbaume, in

weiche Gras hingebettet, saßen, leicht entdecken und benennen. Zuweilen wurde dieses Lachen so laut, daß es den Leuten, namentlich den Müttern, die draußen vor ihren Häusern saßen, wie ein Sonnenschein über das Antlitz fuhr, und Mancher meinte: „Gewiß ist der Ungar unter ihnen!“ Und er war unter ihnen, denn, wenn er fehlte, war es droben auf dem Berge gar still und langweilig. Jaques gebrauchte gewöhnlich den Kunstgriff, daß er erst erschien, wenn sich die ganze Mädchenwelt vollzählig versammelt hatte. Wie leuchteten da die Augen auf, wie färbten sich da die Wangen, — aber wie krampfhaft ballte sich auch manche Faust! Ohne noch eine Silbe gesprochen zu haben, war die Stimmung der Gesellschaft eine andere geworden. Und Jaques war jedesmal neu; sein Unterhaltungsstoff hatte eine unversiegbare Quelle, sie gab immer reines Wasser. Bald lehrte er die Mädchen einen neuen Tanz, bald ein neues Spiel, wobei er sich im Pfänderauslösen wahrhaft großartig zeigte; bald erzählte er ihnen etwas aus seiner Heimath. Mitten nach Böhmen zauberte er den ihm andächtig lauschenden Mädchen die meilenweiten, öden Pußten seines Vaterlandes vor, mit den darauf weidenden Pferden und den im Sturmesbrausen daherfliegenden Csikosen, die gelegentlich auf das edle Räuberhandwerk sich verlegten. Zuweilen brachte er einen Stock, der nach Art einer Flöte mit Blaselöchern versehen war, und den er „Csakan“ nannte, und pfiff darauf, wiewohl das eigentlich am Sabbat unstatthaft war, die schönsten ungarischen Lieder vor. Manchem Mädchen drängten diese traurig seltsamen Melodien Thränen in die Augen; aber wenn Jaques dies bemerkte, brach er schnell ab und brachte sogleich einen Spaß vor, der sie Alle wieder zu unauslöschlichem Gelächter hinriß.

An einem solchen Sabbatnachmittage veranstaltete Jaques

einen Tanz, den er mit den Mädchen und den andern jungen Männern schon öfters probirt hatte. Blümele zählte sich seit Kurzem gleichfalls zu den „Großen" und war zugegen; sie hatte ein neues, von ihrem Vater ihr heimgebrachtes Kleid an und in ihren schwarzen Haaren eine brennend rothe Schleife, die die merkwürdige Schönheit ihres Kopfes wunderbar hervorhob. Die Paare hatten sich bereits gebildet; Blümele war von ihrem Geschwisterkinde Maier zum Tanze aufgefordert worden, was sie auch angenommen hatte. Jaques, als Leiter der Unterhaltung, zugleich als Orchester, denn er sang auch die den Tanz begleitende Musik, hatte sich keine Tänzerin ausersehen. Da fiel sein Blick auf Blümele und ihren Tänzer Maier, der mit seinen langen Händen aus lauter Freude und Genuß wie mit Windmühlenflügeln um sich schlug.

„Wie?" rief Jaques, indem er seinen Arm in den des Mädchens legte, mit lachendem Munde, wobei seine rothen Lippen noch einmal so hochmüthig wie sonst glühten, „wie? darf ich es zugeben, daß die schönste Blume in der Gasse mit einem vierhändigen Menschen tanzt?"

Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Maier mit den vier Händen!" tönte es von allen Seiten.

„Wie verstehen Sie das . . . Jaques?" fragte Maier, am ganzen Leibe zitternd.

„Wie ich das verstehe?" rief der übermüthige Jaques. „Ich will Ihnen genau sagen, wie ich das verstehe. Messen Sie einmal zu Hause mit der Elle Ihre beiden Hände und Sie werden finden, daß sich ganz gut noch einmal so viel daraus machen lassen."

„Jaques hat Recht! Jaques hat Recht!" kicherte und lachte es von allen Seiten.

„Blümele, willst du mit mir nicht tanzen?" wandte sich

Maier an sein Geschwisterkind, und sah sie mit seinen kleinen Augen beinahe flehend an.

„Ich sagte es Ihnen ja schon, daß sie mit Ihnen nicht tanzen darf," rief Jaques und drückte verständlich genug den Arm des Mädchens.

„Willst du mit mir nicht tanzen, Blümele? . . ." wiederholte Maier dringender. In seiner Stimme klang etwas, das einem weniger leichtsinnigen Mädchen geoffenbart hätte, es sei ihm um etwas mehr, als um die Gewährung eines Tanzes zu thun.

„Beim Tanze braucht man nur zwei Hände!" raunte Jaques dem Mädchen ins Ohr.

Da lachte Blümele hell auf; sie lachte so laut und heftig, daß ihr die rothe Schleife aus den Haaren fiel. Nun bückte sich Jaques rasch, ehe ihm ein Anderer zuvorkam, und befestigte sie dem Mädchen mit kunstgeübter, in solchen Dingen erfahrener Hand. Warum erzitterte Blümele's ganzes Wesen während dieser einfachen Dienstleistung? Warum erglühte sie bis an ihre weiße Stirne? . . .

Unserem Maier war es aber in diesem Augenblicke, als müßte er Blümele mit aller ihm innewohnenden Gewalt von Jaques' Seite wegreißen. Trotz seiner gewöhnlichen Sanftmuth war er jetzt ein gereizter, wilder Löwe. Er streckte seine beiden Hände gegen Blümele aus . . .

„Um Gotteswillen!" rief Jaques mit komischem Schrecken, indem er Blümele einige Schritte nach rückwärts zog. „Ziehen wir uns zurück, bevor es zu spät ist und er uns erdrückt; denn der ist wie eine Spinne, wenn sie eine Fliege verspeisen will."

Da lachte Blümele noch heller auf, als vorher, und noch ehe sie sich recht besinnen konnte, was sie Maier sagen sollte, hatte Jaques die Melodie angestimmt und flog mit Blümele

dahin; auch die andern Paare hatten sich in Bewegung gesetzt, und um den alten Birnbaum drehte sich das heiterste Leben.

Ahnte es Maier mit den vier Händen, daß in diesem Augenblicke die erste Masche jenes Netzes gewirkt ward, das sein Lebensglück . . . und bald auch das eines Andern, in sich aufnehmen und als willkommenen Fang dem Fischer: Unglück zuwerfen sollte? Ein unnennbares Weh durchzuckte den armen Jungen, wie er da an den Birnbaum gelehnt stand und zusehen mußte, daß sein Geschwisterkind Blümele in den Armen des glücklichen Jaques auf dem weichen Grase dahinflog . . .

Als Blümele von dieser sabbatlichen Unterhaltung nach Hause kam, glühten noch ihre Wangen im dunklen Feuer heftiger Erregtheit, so daß Esther, eingedenk ihrer verstorbenen Knaben, erschrocken ausrief:

„Blümele, wie siehst du aus? Du flammst ja . . ."

Blümele warf aber einen flüchtigen Blick in den Spiegel und sagte lustig:

„Jaques hat uns so gut unterhalten, Mutter . . . . wir haben getanzt . . . . und dann habe ich über unsern Maier so lachen müssen. Jaques hat gemeint, Maier ist mit vier Händen versehen . . . und das hat mir so besonders gefallen, weil Jaques Recht hat. Sieh' dir ihn nur an, Mutter, und du wirst richtig finden: Maier hat vier Hände! . . ."

Damals wußte Esther noch nicht, welche Hoffnungen Jacob Löw auf seinen Bruderssohn Maier setzte.

In derselben Nacht hatte Blümele einen ganz sonderbaren Traum. Sie konnte lange nicht einschlafen; dann aber, als der Schlummer über sie gekommen, war es ihr, als tanzte sie mit Jaques noch immer unter dem Birnbaume auf dem Berge. Sie flog so federleicht hin und Jaques sang eine so schmelzende Tanzmelodie. Dennoch mußte sie manchmal über die Schultern

hinweg nach rückwärts sich wenden; denn dort, an den Stamm des alten Baumes gelehnt, stand Maier und streckte seine langen Arme nach ihr aus, und diese Arme wuchsen immer mehr zu einer entsetzlichen Länge an. Jaques aber riß sie immer weiter, der Tanzplan dehnte sich in unübersehbare Fernen aus . . . . immer schöner und schmelzender sang Jaques . . . bis sie endlich ganz allein waren . . . . Mit einem leisen Schrei wachte Blümele auf.

Noch mehrere solcher Sabbatnachmittage waren dahingegangen, einer herrlicher als der andere; aber Maier war nicht mehr dabei erschienen. Wenn die lustige Mädchenschaar, Blümele in der Mitte, auf den Berg zog, stand er hinter den Fenstern seiner elterlichen Wohnung, die langen Arme fest auf den Rücken gedrückt — damit sie Niemand gewahr werde.

Das war die Zeit, wo Blümele fast an jedem Sabbate mit einem neuen Putze erschien, den ihr der Vater von den Reisen heimgebracht. Wie schön saß das unscheinbarste Bändchen dem schönen Mädchen, aber wie bestrickend klangen auch die Schmeicheleien, die Jaques ihr während des Tanzes ins Ohr raunte! Alle Anderen, schon wußte das Blümele, hatten für sie nur Neid in den Herzen, — er allein, der schöne, gefährliche Jaques, war ganz Bewunderung. Jetzt wußte es Jaques so einzurichten, daß an jedem Sabbate unter den grünen Bäumen des Berges getanzt wurde. Unter dem Vorwande, daß Blümele für den nächsten Ball, den die junge Männerwelt gewöhnlich an einem der letzten Tage des Laubhüttenfestes veranstaltete, noch nicht genug in den neuesten „Tanztouren“ eingeübt sei, ließ er es nicht zu, daß Blümele von einem Andern, als von ihm, „engagirt“ wurde. Dabei zeigten sich seine Talente von stets neuen Seiten; es war, als ginge ein versengendes Feuer von seinem Wesen, ja von seinem bloßen Hauche

aus, daß nichts, was in seiner Nähe sich befand, davor bestehen konnte. In den Pausen, die er jetzt seltener als sonst eintreten ließ — denn es wurde fast in Einem fort getanzt — erzählte Jaques mit hinreißender Beredtsamkeit, wie ganz anders es sich in seinem Vaterlande lebe, als in dem „melancholischen" Böhmen. Dort seien die Leute von einem ganz anderen Schlage als hier; sie seien wie Edelleute gegen die böhmischen Juden. Dort sei man nicht genöthigt, mit Pfennigen zu sparen . . üppig fließe das Leben, Alles habe man vollauf, und der Wein, den man in Böhmen nur löffelweise den Kranken einzutröpfeln pflege, der ströme dort in Bächen. Sein eigener Vater habe acht Pferde im Stalle stehen, mit denen er zu Markte fahre, denn ein kleineres Gespann anzuschirren, sei in Ungarn eine Schande! Er selbst habe seine Kindheit mehr auf dem Rücken eines Rosses, als bei den Büchern zugebracht . . Hinter ihrem Hause dehne sich die meilenweite Pußta aus, da sei er oft, nur in Begleitung ihres Knechtes János, auf einem ungesattelten Pferde stundenlang ohne Ziel und Absicht fortgeritten, über sich nichts als den blauen Himmel und unter sich die weite, wogende Fläche der Pußta! Hei! sei das ein Leben gewesen! In Ungarn, da sehe man erst, wie endlos und weit die Welt sei; in Böhmen sei sie aber schon beim nächsten Dorfe mit Brettern verschlagen . . . und die Menschen daselbst hätten denselben Charakter! Männer und Frauen seien sich in dieser Hinsicht ähnlich, es mangelte ihnen das Feuer und der Unternehmungsgeist, nichts sei in ihnen, gar nichts anzutreffen, als kalte Berechnung und herzloser Eigennutz!

Wenn Jaques sich in solchen Schilderungen seiner Heimath erging, da lächelte so Mancher ungläubig vor sich hin, aber Niemand hatte den Muth, ihm mit entscheidender Rede die verdiente Zurechtweisung zu ertheilen. In Blümele's Gemüth

fielen aber seine Worte wie glühende Funken, die während eines Brandes vom Sturme auf das benachbarte Dach getragen werden. Das Wilde, Grenzenlose und Phantastische hob die Welt Blümele's aus den Angeln . . . die Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen war, schrumpften vor ihren Augen zusammen; sie fühlte sich entrückt, fortgerissen . . . und schon begann sich der Traum, den sie an jenem Sabbate geträumt, zur Wirklichkeit zu gestalten. Sie und Jaques befanden sich allein auf der Welt . . . sie tanzte mit ihm allein . . . rings schwanden alle Gestalten, die sie umgaben, zu bleichen, wesenlosen Gespenstern! . . . Schon vergaß sich Blümele so weit, daß sie zuweilen auf Jaques Schultern ihre Hand legte, auf die er dann, wenn er aufsprang und einen neuen Tanz veranstaltete, einen glühenden Kuß drückte.

Mit Riesenschritten ging Blümele's Liebesleben einer Entscheidung entgegen . . .

Wir sagten vorhin, daß Maier mit den „vier Händen" keinen Theil an jenen sabbatlichen Nachmittagsunterhaltungen mehr nahm. Das war jedoch nur zur Hälfte wahr. Wohl ging er nicht auf den Berg, aber gegen Abend, wenn er wußte, daß die Gesellschaft sich auf den Heimgang mache, schlich er auf einem Umwege, ungesehen, in ihre Nähe . . . . um Blümele's Gewand wenigstens von Weitem flattern zu sehen. Einmal war er zu spät gekommen, die Mädchen und Jungen waren soeben die Anhöhe hinuntergestiegen, und er konnte nur ihr Lachen und Plaudern vernehmen. Aber dort, unter jenem weitschattenden Birnbaum, wo ihm von Jaques die fürchterliche Beleidigung angethan worden war, stand da nicht Jemand? glänzte es dort nicht wie ein farbiges Kleid? Maier sah schärfer hin, seine Augen hatten eine wunderbare Sehkraft in diesem Momente erlangt . . . . Nicht Einer stand unter dem Baume

. . . . es waren ihrer Zwei . . . . und Blümele war die Eine und Jaques der Andere! Sie hielten sich umfangen und Blümele's Kopf ruhte auf den Schultern des schönen Jaques, und die Luft brachte ihr leises Flüstern an das Ohr des Lauschenden . . . .

Mehr sah unser Maier nicht. Seine langen Hände wild um sich schlagend, rannte er spornstreichs die Anhöhe in die Gasse hinab. Athemlos blieb er vor Jakob Löw's Hause stehen. Wollte er verrathen, was er soeben gesehen? Ein wilder, nie gekannter Krampf, eine Leidenschaft, wie sie seiner sanften Seele bis dahin fremd gewesen, tobte durch sein Gemüth. Wer ihm in diesem Augenblicke in das verzerrte Gesicht hätte sehen können, hätte sagen müssen: das ist nicht Maier, der ist ja um zehn Jahre jünger! — Aber es ging vorüber . . . Wer mochte ahnen, was in diesem gefolterten Herzen vorging, als sich Maier, hart an der Thürschwelle des Hauses, aus dem ihm einst die Seligkeit eines Liebesbundes entgegentreten sollte, mit den leise hingemurmelten Worten abwandte:

„Sie sollen es nicht wissen! Es ist zu spät!“

So war der Sommer vergangen und die „hohen Feiertage“ nahten heran, die diesmal in den Anfang des Herbstes fielen. Am Vorabend des Neujahrfestes, als der Gottesdienst eben beendet war, kamen, nach einem alten Brauche in der Gasse, sämmtliche Verwandte zu Jacob Löw, als dem anerkannten Oberhaupt der Familie, um ihm und Esther „ein gesegnetes gutes Jahr“ zu wünschen. Auch Maier mit seinen Eltern war gekommen. Da zog Jacob Löw mit einem Lächeln des behaglichsten Wohlwollens, wie es seit dem Tode seiner Knaben nur selten um seine Mundwinkel sich verirrte, unsern Maier auf die Seite.

„Maier,“ sagte er, indem er ihn in das Ohr kneipte,

„ich hoffe zu Gott, das Jahr wird für uns Alle ein gutes werden, für dich so gut, wie für mich. Und wenn du heute über ein Jahr wieder zu mir zum „Wünschen" kommst, da sollst du mich nicht mehr Vetter nennen."

„Vetter, um Gotteswillen! . . ." rief Maier erschrocken.

Aber Jacob Löw schnitt ihm rasch das Wort ab, indem er ihm mit der Hand den Mund verschloß.

„Zum Erschrecken häst du Zeit," sagte er lächelnd, „wenn's an der Zeit sein wird. Ich glaube aber, sie ist nicht zum Erschrecken. Da! sieh' dir sie an! . . ."

Er wies mit dem Finger auf Blümele hin, die, angestrahlt vom Scheine der vielen Kerzen, im vollen Glanze ihrer Schönheit dasaß. Wer wußte das besser, als eben Maier? —

Zehn Tage darauf trat ein Ereigniß ein, so recht angethan, um mit seinem vollsten Lichte die Fügungen eines dunklen Geschickes zu beleuchten.

Am „Versöhnungstage," etwa gegen die zweite Nachmittagsstunde, als sich die Leute im tiefsten Gebete in der großen Synagoge befanden, erscholl plötzlich von der Rathhausglocke das Feuerzeichen. Im ersten Entsetzen rannte Alles zum Hause hinaus, die Männer in ihren Sterbekitteln, die Frauen todtblaß von Schrecken und Fasten, dazwischen die Kinder, die in diesem Augenblicke unbeachtet, heulend nach ihren Eltern suchten. Es brannte im Fabrikgebäude, dichter Dampf wälzte sich über die ganze Gasse. Wenn die Fabrik brannte, war kein Haus sicher. Dahin drängte und fluthete nun Alles. Als man auf dem Schauplatze des Brandes ankam, sah man zur innigsten Freude, daß die Hälfte der Rettung bereits geschehen war. Jaques stand auf einem umgestürzten Wasserfasse und leitete mit kräftigem Commando die Löscharbeit, die von den zahlreichen Fabrikleuten pünktlich und gehorsam ausgeführt wurde.

Mitten in diesem Thun unterbrach er sich, da er die vielen Männer in ihren Sterbekitteln vor sich sah, und rief von seinem erhöhten Standpunkte lustig herab:

„Nicht wahr, Leute, so was ist am heiligen Versöhnungstage erlaubt, dagegen kann der Talmud nichts einwenden?"

Jacob Löw, der ihm zunächst stand, schaute mißmuthig zu Jaques auf; denn ihn verdroß diese Rede am furchtbarsten Tage des Jahres, wiewohl Jaques anderseits eine wohlberechtigte Frage gethan hatte. Da bemerkte er, daß die glänzenden Lippen des Ungars ein Geheimniß verriethen . . . Jaques mußte kurz zuvor, darauf wollte Jacob Löw einen Eidschwur ablegen, gegessen haben! Am heiligen Versöhnungsfeste! An des allmächtigen Gottes furchtbarem Gerichtstage!

Jacob Löw fühlte, wie ihm der Grimm zu Kopfe drang; aber er schloß ihn in sich. Die Stunde war nicht danach angethan, um seiner Empörtheit Ausdruck zu geben.

Bald darauf war der Brand erstickt, und die Leute kehrten, da mittlerweile der Abend hereingebrochen war, zum Schlußgebete in die Synagoge zurück.

Beim Nachtmahle jedoch wurde es sogleich klar, daß Jacob Löw des Ungars nicht vergessen hatte. Kaum hatte er einige Speise zu sich genommen, als er den noch vollen Teller weit weg von sich schob.

„Ich mein', es wird zu Gift in mir," sagte er ingrimmig vor sich hin, „wenn ich noch einen Bissen zu mir nehme."

Esther fragte verwundert und besorgt zugleich nach der Ursache dieser Rede.

„Ich ärgere mich nur, daß es Menschen giebt, die es nicht einmal über ihr verdorbenes Herz bringen können, dem heiligen Jom Kippur seine Ehre anzuthun. Kann so ein Her-

gelaufener sich nicht bezwingen und seinen gierigen Magen im Zaum halten an dem einen Tage im Jahre?"

Natürlich fragte Esther, wen er damit meine.

„Den Buchhalter meine ich," rief er böse, „der in der Fabrik ist und sich „Jaques" heißen läßt. Ist er kein Kind jüdischer Eltern? Hat ihn keine jüdische Mutter geboren? Aber ich habe es gut erkannt mit diesen meinen Augen: der Hergelaufene hat gegessen gehabt, hat sich gesättigt und gelabt, daß ihm von Fett ordentlich die Lippen getrieft haben."

Esther bemerkte etwas zurückhaltend, man dürfe die Menschen nicht nach dem bloßen Scheine verurtheilen.

„Vertheidige ihn nur," schrie Jacob Löw dagegen. „Mir aber regt sich die Galle gegen den Fremden, der sich untersteht, ein so schlechtes Beispiel in unserer Gemeinde aufzustellen. Was Allen heilig ist, denke ich, muß auch dem Einzelnen heilig sein! Und dann, Esther," fuhr er mit immer höher steigender Erregtheit fort, „denke ich noch an ein Zweites. Wem Gottes Gebot nicht heilig ist, wie soll dem im gewöhnlichen Handel und Wandel etwas heilig sein? Meinst du, wenn ich der Fabrikant bin, ich lasse mir von dem meine Bücher führen? Und doch! was sind Buch und Cassa gegen ein anderes, weit höheres Gut! Meinst du, es werden sich nicht Eltern finden, gute jüdische Eltern, die auf Treu und Glauben, daß sie sich einen rechtschaffenen Schwiegersohn einsetzen, ihm ihr Kind, vielleicht ihr einziges Kind, anvertrauen werden? So, Esther, mußt du die Sache betrachten und nicht anders. An ein so geopfertes Kind mußt du denken, wenn du die ganze Schlechtigkeit dieses Menschen begreifen willst, und an die Kinder mußt du denken, denen er einmal Vater sein soll. Können und werden sie von Gott etwas wissen? — Sein Name soll unter uns nicht genannt werden!"

Ein leiser Schrei unterbrach ihn. Blümele war ohnmächtig geworden. Mit kreideweißen Wangen und geschlossenen Augen, die Arme schlaff herabhängend, lag sie in ihrem Stuhle.

Mit der den Frauen in solchen Fällen eigenthümlichen Geistesgegenwart sprang Esther ihrer Tochter bei. Sie sprengte ihr kaltes Wasser ins Gesicht, so daß Blümele nach einer kurzen Weile die Augen aufschlug.

„Um Gotteswillen!" rief Jacob Löw verzweifelnd, „soll sie uns denn auch krank werden? . . ."

„Sei ruhig, Jacob Löw!" beschwichtigte ihn Esther, indem sie mit ihrer Hand über die todtkalte Stirne Blümele's fuhr; „es wird nichts sein . . das Kind hat sich nur „überfastet."

Es währte noch einige Zeit, bis Blümele zur vollen Besinnung gelangt war. Plötzlich stieß sie die Hand ihrer Mutter mit Gewalt von sich, so daß Esther einige Schritte zurücktaumelte. Mit einem herzzereißenden Schluchzen sank sie vom Stuhle auf den Erdboden, raffte sich dann auf und stürzte zu Jacob Löw, dessen Knie sie umfaßte.

„Vater, Vater!" stöhnte sie aus der Tiefe ihrer Seele, „verstoß' mich nicht!"

Jacob Löw beugte sich liebevoll zu seinem Kinde herab sein Herz war voll Traurigkeit; schon dünkte es ihn, di schwarzen Fittige jenes Engels über seinem Haupte rausche zu hören, der fünfmal gekommen war, um die Blüthen seine Hauses zu brechen. War es noch nicht genug?

Esther selbst war seltsam bewegt; sie bemühte sich, Blümel vom Boden aufzurichten, und sprach ihr mit linden Worte zu, sich zu Bett zu begeben, um ihren aufgejagten Nerve Ruhe zu gönnen. Aber während Jacob Löw, der in diese krankhaften Erregtheit nur die Anzeichen der nahenden Gefah

erblickte, ein Gleiches versuchte, schüttelte Esther bedenklich den Kopf. Blümele brachte unter Schluchzen und Weinen nichts mehr als die Worte hervor:

„Vater, Vater! verstoß' mich nicht!"

Endlich gelang es den Anstrengungen beider Eltern, ihr Kind insoweit zu beruhigen, daß es sich willig von der Mutter aufrichten und in die Kammer geleiten ließ. —

In der Nacht, die diesem Auftritte folgte, mochte etwas Entsetzliches in dem Hause Jacob Löw's vorgefallen sein! Keine lebende Seele ahnte es, keiner wurde es jemals ganz klar, welch' ein Verhängniß sich dort erfüllt hatte . . .

Früh Morgens, als der Gemeindediener seinen Gang durch die Gasse machte, um mit dem Klopfen seines Hammers das übliche Zeichen zum Morgengottesdienst zu geben, fand er schon Jacob Löw in heftigster Bewegung vor seinem Hause auf- und niedergehen. Es war ein kalter Morgen und ein grauer Nebel wallte durch die Lüfte. Niemals, so erzählte später der Gemeindediener, könne er sich erinnern, daß ihn ein menschliches Antlitz mehr erschreckt habe, als das Jacob Löw's um diese Stunde! Er habe doch viel schon mit Todten zu thun gehabt . . . . so aber habe noch Keiner ausgesehen. Jacob Löw war in der einen Nacht ein alter Mann geworden. Auf die Frage, warum er so frühe sich um seine Ruhe gebracht, da er bis zum Beginne des Gebetes noch eine halbe Stunde Zeit habe, hätte Jacob Löw ihn mit einem seltsamen Blicke angestarrt und dann gesagt: „Könnt Ihr mir nicht sagen, Wolf, ob der Fabrikbuchhalter Jaques schon aufgestanden ist?" worauf der Gemeindediener geantwortet: „Es wisse es nicht, und glaube es auch nicht, denn Jaques sei keiner von denen, die sich das Gebot zu Herzen nehmen, daß man am Tage nach Jom Kippur wegen des lieben Satans früher als sonst sich „in Schul" be-

geben müsse.“ Da hätte Jacob Löw die Hände über das Gesicht geschlagen und herzzerbrechend ausgerufen:

„Nicht einmal ein Kadisch ist mir geblieben!“ —

Einige Tage darauf verbreitete sich ein seltsames, fast abenteuerliches Gerücht in der Gasse. Jaques, der Fabrikbuchhalter, und Blümele, Jacob Löw's Tochter, waren Brautleute. Nicht einmal die nächsten Verwandten waren zur Verlobung geladen worden; sie war in aller Stille, mit einer gewissen Unheimlichkeit, vor sich gegangen.

Es mag wohl selten einen traurigeren Brautstand gegeben haben, als den zwischen Blümele und ihrem Jaques. Di Braut war fast niemals sichtbar; wenn sie erschien, suchte si wohl heiter und glücklich zu scheinen, aber ihre Augen verriethen grade das Gegentheil. Auch Esther war nicht zu sehen die Leute, die zur „Gratulation“ zur ihr kamen, wurden mi dem Bedeuten abgewiesen, die Frau leide fürchterliche Schmerzen Selbst Jaques, der glückliche und von allen Jungen beneidet Jaques, schlich trübselig einher; es schien wie Blei auf de Schwingen seiner sonstigen Lustigkeit zu liegen. Nur am Aben ging er in das Haus seines zukünftigen Schwiegervaters; abe dieser entfernte sich regelmäßig ohne Gruß und Gegenred sobald Jaques in die Stube getreten war.

Das Haus Jacob Löw's war von einem grauenhafte Banne umfangen.

Drei Monate darauf fand die Hochzeit statt.

Jacob Löw hatte die Vorbereitungen dazu mit einer a Wahnsinn grenzenden Hast getroffen. Die nöthige „Heirat bewilligung“ war vom Gubernium in Prag mit einer in jen Zeit fast wunderbaren Schnelligkeit herabgelangt, denn dama geschah es nicht selten, daß ein Brautpaar, das mit braun Haaren den Verlobungsact unterschrieben, mit ergrauten unt

den Trauhimmel trat. Aber Jacob Löw kannte Wege und Mittel, um an sein Ziel zu gelangen; er ebnete Berge von Schwierigkeiten und blies mit dem Hauche seiner riesigen Thatkraft alle ihm entgegenstehenden Hindernisse wie Kartenblätter um.

„Und wenn ich bis zum Kaiser nach Wien gehen müßte," sagte er zuweilen, wenn er überhaupt sprach, zu Esther, „so fahre ich am heiligen Sabbat nach Wien. Die Räuber müssen mir aus dem Hause . . die Diebe, die mir meinen einzigen Kadisch gestohlen haben."

In dieser Stimmung brach der Hochzeitstag an.

Jaques mußte nach dem ausdrücklichen Willen Jacob Löw's vorher erklären, nach Ungarn heimzukehren. Die reiche Mitgift gab ihm die Mittel an die Hand, sich dort ein „Geschäft" zu gründen.

Nicht in der Gemeinde, sondern draußen in einem benachbarten Dorfe wurde die Hochzeit gefeiert. Jacob Löw lud gleichsam nur als Zeugen zehn der ärmsten Leute, nebst einigen „frommen Weibern" dazu; die Verwandtschaft überging er ganz. Aller Prunk und Schmuck war ausgeschlossen; die Musik war abgestellt worden . . .

Ein grauenhaftes Bild gramvoller Schönheit bildete Blümele. Als kurz vor der Trauung das „Bedecken" erfolgte, wie jene Ceremonie heißt, wenn der Rabbiner der Braut die goldene Spitzenhaube, als Zeichen, daß von nun diese Kopfbedeckung ihr Haar decken müsse, aufsetzt, sollte Blümele ihre Eltern um Verzeihung bitten, wie dies eine alte Sitte vorschreibt. Da ergab sich eine Scene, wie sie den anwesenden Leuten nachher nie aus dem Gedächtnisse schwand. Wie eine Rasende, heulend und weinend stürzte sie auf ihren Vater zu und stammelte zu seinen Füßen unverständliche Worte.

Jacob Löw stand aber unbeweglich da, nicht ein Muskel in seinem Antlitze regte sich, während Esther, den Tod im Gesicht, neben ihm saß und still vor sich hinweinte.

„Was willst du noch jetzt von mir?" sprach er mit anscheinender Ruhe. „Habe ich für dich nicht gethan, was nur ein Vater thun kann ..... und noch mehr? Jetzt bist du mein Kind nicht mehr, ich nicht mehr dein Vater. Der Markt ist zu Ende, die Rechnung ist abgeschlossen. Meinst du, es wird mir so schwer fallen, dich zu vergessen, wie du deine Eltern, vor Allem .... dich selbst vergessen hast? Ich könnte dir meinen Fluch auf den Weg mitgeben, aber ich thue es nicht. Wenn es dir einmal schlecht geht, sollst du nicht sagen können: Es geht mir schlecht, weil mich mein Vater verflucht hat. Segnen kann ich dich auch nicht .... man segnet die nicht, die das Haar ihres Vaters mit Schande bedeckt hat ..."

Diese letztern Worte hatte er schon so leise gesprochen, daß sie nur Blümele's Ohr berührten. Es war das letzte Aufflackern einer Liebe, die das grauenhafte Geheimniß seines Hauses selbst jetzt noch, wo es fast offenkundig vor Aller Augen lag, nicht preisgeben wollte. Mit einem lauten Schrei stürzte Blümele von ihm fort und klammerte sich an Jaques, wie hilfesuchend.

„Und nun zur Chuppe (Trauung), Ihr Leute!" herrschte Jacob Löw.

Der Hochzeitszug setzte sich in Bewegung; die Trauung selbst fand in der angrenzenden Stube statt, wo der Trauhimmel aufgerichtet stand.

Bei dem darauf folgenden Hochzeitsmahle ging es still und einsilbig zu. Weder Jacob und Esther, noch das junge Ehepaar rührten eine der Speisen an; dagegen erwiesen die ein

geladenen zehn armen Leute und die frommen Weiber den Genüssen der Tafel alle Ehre.

Nachdem abgespeist und das Tischgebet verrichtet worden war, stand Jacob Löw rasch auf und gab damit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Da nahte sich ihm Jaques, seine junge Frau im Arme.

„Schwiegervater," rief er, und es schien ihm Ernst, was er sprach, „haben Sie Erbarmen mit uns . . . Ich will ja Alles wieder gut machen . . ."

„Gut machen? rief dagegen Jacob Löw mit furchtbarem Hohne, ohne den Schwiegersohn eines Blickes zu würdigen. „Ihr Kind wird für mich doch keinen Kadisch sagen."

Dann ergriff er Esther's Arm . . .

„Komm', Esther, mein Kind!" sagte er, und seine gebrochene Stimme offenbarte erst jetzt, daß seine bisherige Fassung nur eine erkünstelte war. „Komm', lass' uns in unser stilles Haus zurückkehren. Was haben wir noch zu erwarten? Fünf Kinder haben wir bereits begraben, das sechste folgt ihm jetzt nach! . . Denk' dir schon jetzt, daß wir Zweie einsam sterben werden, und Niemand wird dabei sein, als höchstens ein frommes Weib oder Einer von der heiligen Brüderschaft! Was braucht dir aber daran zu liegen? Mit unserem Gelde werden wir eine Stiftung begründen, und da wird sich schon ein armes Waisenkind herbeischaffen lassen, das uns an unserer Jahrzeit „Kadisch" nachsagen wird . . . Und jetzt komm', Esther! . . ."

Er konnte es nicht verhindern, daß sich Esther von ihm losriß.

„Blümele!" rief sie.

Minutenlang hielten sich die beiden Frauen umfangen; keine schien von der Andern lassen zu können. Endlich löste Esther die Umarmung. — — —

Eine Stunde später fuhr Blümele mit ihrem Manne in dem mit ihrer Ausstattung beladenen Wagen die Straße, die gegen Prag führt. Vom Riesengebirge her pfiff ein kalter Wind, rings dehnte sich die weite, schneebedeckte Landschaft. Die Bäume an der Straße schauerten in ihrer weißen Bekleidung, die ihnen der Winter, wie ein mitleidiger Räuber, statt des geraubten grünen Blättergewandes zugeworfen hatte. Als sie in die Nähe der steinernen Straßenpyramide kamen, wo die Wege sich kreuzen, da der eine in's nördliche Böhmen, gegen Sachsen, der andere nach Prag führt, sah Blümele dort eine Gestalt stehen, die im Zwielichtdunkel des Abends vom weißen Hintergrunde des Schnees eigenthümlich abstach. Sie schien Blümele zu winken, lange, endlose Arme gegen sie auszustrecken . . .

Der Wagen schoß aber rasch vorbei, da der Weg dort eine bedeutende Senkung hat.

Ueberschreiten wir einen Zeitraum von nahe sieben Jahren.

Es ist ohnehin in der engen Umfriedung unserer Geschichte nichts Anderes vorgefallen, als daß man eine arme Mutter indeß bei ihren vorausgegangenen Knaben zur Ruhe bestattet hat, daß Jacob Löw ein alter, einsamer und hartherziger Mann geworden — und daß Blümele verschollen geblieben ist!

Esther war einige Monate nach der Heirath ihrer Tochter gestorben. War es der Gram um den unheilbar zerstörten Frieden ihres Hauses, oder die nie zu stillende Sehnsucht nach der verlorenen Tochter — seit jener grauenvollen Nacht, die dem Versöhnungstage gefolgt, war sie in ihrem innersten Wesen gebrochen, das Leben in ihr fand keine Quelle mehr, aus der

es neue Erstarkung sog. Als sie ihre letzte Stunde heran-
nahen fühlte, hieß sie die „frommen Weiber," die bei ihr schon
mehrere Tage gewacht hatten, da ihrer Auflösung stündlich ent-
gegengesehen wurde, aus dem Zimmer sich entfernen, und
winkte ihren Mann zu sich.

„Jacob Löw!" sagte sie, sich mühsam erhebend, seine Hand
mit ihrer bereits erkalteten berührend, „thue mir den letzten
Gefallen . . ."

„Ich weiß, was du reden willst, Esther," sagte er tief
traurig . . . „rede darum lieber nichts."

„Verzeih' ihr, Jacob Löw! Verzeih' ihr!" rief sie, und ein
leuchtendes Roth höherer Erregtheit flog vorübergehend über
ihre blassen Züge.

„Red' nicht weiter, Esther!" brachte Jacob Löw mühsam
hervor. „Soll ich dir eine Lüge als Wegzehrung in die jen-
seitige Welt mitgeben? Das Kind hat mir zu viel angethan!"

„Merkwürdig, merkwürdig!" meinte Esther nach einer guten
Weile, während sie die zu einem längern Sprechen nöthige
Kraft erlangt zu haben schien . . . „Daß doch gerade solche
Eltern am meisten böse auf ihre Kinder sind . . . wenn sie
selbst die Schuld haben, daß diese Kinder nicht gerathen sind."

„Esther!" rief Jacob Löw.

„Lass' mich reden, Mann! Es ist ohnehin mein Letztes.
Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe. Du hast sie ver-
dorben, indem du sie zu plötzlich und unvorbereitet auf den
Weg des Eitlen und Nichtigen geführt hast . . . und ich, Jacob
Löw . . . ich war ein Weib! Mir hat es nicht recht geschienen,
daß unser Blümele einen Mann bekommen soll, über den man
lacht . . . und so habe ich geschwiegen . . . und verschwiegen,
was ich nicht sehen wollte! Mein Herz ist auch daran gebrochen

... Was willst du aber von dem Kinde? ... Verzeihe ihr, Jacob Löw, verzeih' ihr!"

„Ich kann nicht, Esther!" rief Jacob Löw weich, aber trotzdem unbeugsam.

Plötzlich sagte Esther schwach:

„Jacob Löw! Sag' du mir jetzt vor, was zu sagen ist ... es dauert nicht mehr lange ... Lass' mir aber die frommen Weiber nicht herein! ... Ich will nichts Fremdes bei mir ..."

Jacob Löw schauerte auf; er begann das: „Höre, o Israel! Der Gott, unser Gott, ist ein einiger Gott!" was Esther mit flüsternden Lippen nachsprach. Als die frommen Weiber, die in der angrenzenden Stube diesen Ausruf vernommen hatten, darauf hereintraten, legte sich soeben die Ruhe des ausgerungenen Erdenkampfes über Esther's Antlitz! —

Nichts Fremdes! Das war es ja, woran Jacob Löw's seltsam geartete Natur von jeher gekrankt hatte! Nichts Fremdes! Nichts, was dem Herzen gleichgültig und entfallen, nichts, was man mit Geld und guten Worten ablohnen und abkaufen kann ... und nun hatte es Esther selbst in ihrer letzten Lebenssecunde ausgesprochen! Sie wollte kein Fremdes um sich!

Was jedem Andern von solchen Lippen und zu solcher Stunde gesprochen wahrscheinlich als ein Ruf zur Einkehr in sich geklungen hätte, gerade das bestärkte ihn und hielt ihn aufrecht in dem von ihm als zu Recht Erkannten und Behaupteten. Nichts Fremdes! Er wollte es ja auch nicht um sich, er sträubte sich dagegen mit allen Kräften seines Gemüthes, — und er sollte Blümele wieder in sich aufnehmen, die, wie er glaubte, ihm gänzlich entfremdet war?

Gerade seit dem Tode Esther's war es, daß er es fühlte, wie der Groll gegen das abwesende und verlorene Kind täglich und stündlich in ihm wuchs; er fand daran eine Art Behagen

sich selbst zu beobachten, wie ihm allmälig ein Stück nach dem andern, eine Blüthe nach der andern von seiner Seele, von Allem abfiel, was er Sehnsucht und Erinnerung schalt; er freute sich, es an sich selbst zu erleben, wie die Vereinsamung, gleich einem unheilbaren Uebel, immer mehr um sich griff. Bald, hoffte er, werde nichts mehr von „ihr" übrig bleiben!

Jacob Löw schloß sich von der Welt ab; er vernachlässigte sein Geschäft und gab es endlich ganz auf. Er ging nur aus dem Hause, um im ersten Jahre nach dem Tode seiner Frau früh Morgens und Abends ihr im Gottesdienst das Gebet des „Kadisch" nachzurufen. Sie wollte ja nichts Fremdes um sich! . . . Nachdem das Trauerjahr vorüber, gestaltete sich sein Leben fast einsiedlerisch inmitten der beweglich lauten Gasse. Wer zu ihm kam, der konnte sich eines einsilbigen, ja mürrischen Empfanges sicher halten; kaum daß er dem Eintretenden einen Sitz bot oder ihm das übliche: „Gesegnet sei, wer da kommt!" entgegenrief. Manchem mochte es dünken, er sei nur willkommen, wenn er sich entfernte, und so blieben die Besuche allmälig einer nach dem andern aus.

Hier und da, namentlich in der ersten Zeit, brachte der Briefträger . . . andere schriftliche Besuche, versehen mit dem Poststempel einer ungarischen Landstadt; aber er mußte sie jedesmal als „nicht angenommen" wieder zurücktragen. Endlich blieben auch sie aus. Ein einziger ständiger Gast in Jacob Löw's Hause war sein Brudersohn Maier mit den vier Händen. Wenn Maier kam, und es geschah dies regelmäßig an jedem Abend, so leuchtete in den Augen Jacob Löw's Etwas auf, was wie Freude aussah. Nur mit Maier brachte er es über sich, einen „Franzefuß" zu spielen; aber das, was ihnen Beiden in jeder Ritze und Falte ihrer Seele lauschte, blieb zwischen ihnen unberührt. Ohne daß sie einander das Wort

abgenommen, bestand ein Vertrag zwischen ihnen: Blümele's werde mit keinem Worte erwähnt.

War's eine Art Vergeßlichkeit oder gar Treubruch von Seiten Maier's?

Nach Jahren einmal, als er an einem Winterabend mit dem Vetter beim Spiele saß, zog er, während Jacob Löw die Karten blätterte, ein gefaltetes Papier hervor, das wie ein Brief aussah, und legte es vor sich nieder.

„Was soll's mit dem Brief?" fuhr Jacob Löw auf und schleuderte, zornmüthige Blicke auf Maier werfend, die Karten auf den Tisch.

„Ein Brief? Ist denn das ein Brief?" stotterte Maier und ergriff mit seinen langen Händen das Papier, um es so schleunig als möglich in einer seiner Rocktaschen zu verbergen.

„Maier!" sagte nach einer Weile Jacob Löw, „du weißt, mich foppt man nicht. Der Brief kommt von . . . ihr!"

„Ja, Vetter!" rief Maier ängstlich, ohne aufzuschauen.

„Und was schreibt sie dir?"

„Sie bittet mich, ich möchte ihr schreiben, wann die Jahrzeit nach ihrer Mutter ist . . ."

„Hast du ihr's geschrieben?"

„Ja!"

Nach einer Weile sagte Jacob Löw:

„Spielen wir weiter. Du hast anzufangen."

Kurz darauf schaffte er einen Hund für das Haus an, der während der Nacht frei im Hof herumlief. Er könne, sagte er zu seinem Brudersſohn, einmal überfallen werden, dagegen wollte er sich bewahren . . .

In einer mondhellen Sommernacht störte, wie wir bereits erzählten, das Bellen dieses Hundes den Schlaf der ganzen Gasse. Droben am Himmel wölbte sich das sternglitzernde Ge-

wölbe, Sternschnuppen fielen leuchtend nieder und verloschen, stille floß das Mondlicht. Drunten aber auf der Erde wimmerte das Thier und konnte nicht zur Ruhe kommen. Denn hart neben ihm, draußen vor dem Hause, zu dem er nicht hinaus konnte, auf der steinernen Bank, regte und bewegte sich Etwas, flüsterten Stimmen, und zuweilen war es, als werde ein leises Wimmern, das einem Kinde anzugehören schien, zur Stille gesprochen . . .

Das Winseln des Hundes währte die ganze Nacht.

Gegen zwei Uhr, als der Mond in seiner ganzen Klarheit über dem Hause stand, öffnete sich oben im ersten Stockwerke ein Fenster und eine Stimme rief:

„Wer ist da unten?"

Der Hund hatte die Stimme seines Herrn erkannt und schwieg für eine Weile.

„Wer ist da unten?" wiederholte es noch einmal oben am Fenster.

Keine Antwort.

Nur ein leises Wimmern, ein unterdrücktes, aus dem tiefsten Jammer einer Menschenseele kommendes Weinen . . . und der Hund begann seine Klagen aufs Neue.

Droben schloß sich wieder das Fenster . . .

Der Mond beginnt sich wieder zu neigen, hier und da verlöschen ganze Gruppen von Sternen, ein kühler Luftzug erhebt sich, auf dem Boden glänzen und glitzern die Thautropfen, womit der erwachende Morgen die noch schlaftrunkene Erde besprengt. Wenn sie sich den Schlummer aus den Augen reiben wird, mag sie es wissen, daß er schon da gewesen und ihre Blumen und Bäume begrüßt hat . . . Auf der steinernen Bank vor dem Hause Jacob Löw's war es still geworden.

An der entgegengesetzten Häuserreihe öffnete sich um diesen

Augenblick eine Thür; Tritte wie die eines Mannes werden hörbar; sie kommen näher . . . Auf der Bank regt und bewegt sich nichts . . . Welch' ein Anblick bot sich dem Manne, der davor stehen geblieben war! . . .

Da saß eine Frau, den Kopf tief auf die Brust gesenkt; in ihrem Schooße, warm an ihren Leib geschmiegt, ruhte ein Knabe . . . Beide schlummerten. Eine Haarflechte, schwarz und glänzend, die unter ihrer Haube sich befreit hatte, ringelte sich bis auf das Köpfchen des Knaben nieder.

Wie abgehärmt sah sie aus! Welche verweinte Schönheit!

Was war es, was den Mann im Anschauen dieser Gruppe so sehr erschütterte? Er bedeckte sich mit beiden Händen das Antlitz . . . unwillkürlich hatten seine Lippen ein Wort geflüstert.

„Blümele!"

Zwei braune Augen öffneten sich auf diesen Ruf, der Kopf der Schlafenden richtete sich auf, die schwarze Flechte ringelte sich in die Höhe. Nun erst erst ward ihr blasses, abgemagertes Gesicht ganz sichtbar.

„Blümele!" rief er noch einmal.

Da fuhr sie mit der Hand langsam über die weiße Stirne.

„Nun ja," sagte sie wie traumverloren . . . „es ist gut, daß Ihr mich die „Jahrzeit" nicht habt verschlafen lassen. Ist schon Zeit? . . ."

Sie schauderte, von einem innerlichen Frösteln ergriffen. Das brachte sie zum vollen Erwachen.

„Weh mir!" rief sie, und ihr Haupt senkte sich auf ihre Brust. „Es ist mein Geschwisterkind Maier!"

„Erkennst du mich auch, Blümele!?" rief Maier mit aller Innigkeit seines Gemüths, und jetzt erst rollten ihm helle Thränen unaufhaltsam herab.

„Und du schreckst vor mir nicht zurück, Maier?" fragte sie nach einer Weile, ohne aufzuschauen.

„Sei willkommen, tausendmal willkommen, Blümele!" sagte Maier und reichte ihr die Hand.

Sie aber schauderte und verschmähte Maier's Begrüßung.

„Bin ich denn zu Hause," meinte sie, indem sie sich in die Höhe zu richten versuchte, „daß du mich willkommen heißest?"

„Wo anders solltest du denn sein? Stehe ich nicht vor Dir?"

„Maier!" sagte sie, und ihr Antlitz nahm dabei einen erschreckenden Zug tiefinnerster Aengstlichkeit an ... „die ganze Nacht bin ich hier auf dieser Bank gesessen ... ich und mein Kind ... und der Hund hat gebellt ... und er muß es oben gewußt haben, daß ich da bin. Kann denn ein Vater schlafen, wenn er weiß, daß sein Kind in der Nähe ist? ... Aber nicht ein einziges Mal hat er gerufen: Komm' herauf, Blümele, mein Kind! Und ich bin doch die ganze Nacht hier gesessen! ..."

„Die ganze Nacht!" rief Maier, und Zorn und Erbarmen bebten in seiner Stimme.

„Glaubst du, daß er es gewußt hat?" sprach Blümele fröstelnd, indem sie einen scheuen Blick nach den Fenstern warf. „Er muß mich doch erkannt haben ... Glaubst du nicht Maier?"

Maier erwiderte nichts. Nach einer Weile rief er hastig:

„Du weißt doch, Blümele, daß ich immer dein guter Freund war ... und es gut mit dir gemeint habe. Weißt du das noch?"

„Ja!" sagte sie tonlos; „aber ich! ..."

„Lass' das, Blümele, lass' das! Wenn du also das weißt,

so wirst du thun, was dein Geschwisterkind Maier dir anräth. Wirst du folgen?"

Blümele hielt ihren Kopf tief gesenkt.

„Es ist deines Bleibens nicht hier," fuhr Maier fort, „du kannst keinen Augenblick hier länger verweilen. Dein Vater darf nicht wissen, daß du da bist ... Komm' lieber in unser Haus ... da sollst du dich und dein Kind ausruhen ... selbst meine Eltern sollen nicht wissen, wen sie bei sich beherbergen, bis ich es ihnen sage. Dort wollen wir berathen und uns besprechen, was ... weiter zu thun ist. Willst du? ..."

„Wie kommst du denn selbst her um diese Stunde?" fragte Blümele, scheinbar mit ihren Gedanken nicht bei Maier's Rede weilend.

„Ich hatte heute einen Gang nach einem Dorfe vor!" sagte Maier zögernd ... „Aber der Bauer mit seiner Wolle kann noch einige Tage warten ... Willst du, Blümele?"

„Und ich soll von hier fort, von meines Vaters Hause? Da, wohin ich gehöre?" rief Blümele.

„Komm' nur, komm' nur!" bat Maier.

Seine Stimme klang so dringend, sein ganzes Wesen leuchtete von einer solchen Wahrhaftigkeit, von einem so tiefen Ernste war sein Antlitz durchgeistigt! War das noch derselbe Maier, über dessen vier Hände einst nicht genug gespottet und gelacht werden konnte?

„Ich gehe mit dir, Maier, wohin du mich bringst!" sagte sie.

Sie wickelte das noch immer schlafende Kind fester in das umhüllende Tuch.

„Gib mir das Kind, Blümele!" bat Maier.

Es war ein seltsam scheuer Blick, der aus ihren braunen

Augen auf ihn fiel. Sie zögerte einigermaßen und seufzte. Dann reichte sie ihm den Knaben hin.

„Und jetzt komm', Blümele!" —

Unbemerkt und stille erreichte Maier mit ihr sein väterliches Haus. Grade als er an die Thüre kam, die er geräuschlos aufsperrte, erhellte sich im Osten ein schmaler Streifen Himmels so rasch und unvermuthet, daß die Beiden mit einem Male, angestrahlt von dem Widerscheine, im vollen Lichte standen, während ringsherum noch graues Dämmerlicht waltete.

Sollte das ein gutes Vorzeichen für Blümele's Eintritt bedeuten?

Maier hatte in dem Hause seiner Eltern eine wohleingerichtete eigene Stube in einem thurmartigen, nur durch eine steile Treppe zu erreichenden Aufbau, den man längst zu einem ersten Stockwerke umgestaltet hätte, wäre er nur Willens gewesen, auf gewisse Wünsche von Vater und Mutter aufzuhorchen. Diese kleine Stube war wie eine Burg, unersteigbar für Jedermann, dem ihr Besitzer den Einlaß nicht gestatten wollte. Dorthin brachte Maier sein Geschwisterkind. Im Hause herrschte die tiefste Stille.

Maier legte den schlummernden Knaben in sein noch offenes Bett; erst jetzt sah er, von welcher merkwürdigen Schönheit der Kopf dieses Kindes sei. Es trug die Gesichtszüge seiner Mutter, wie sie einst selbst ihm entgegengetreten war; aber die Lippen und ein gewisser Zug um die Mundwinkel gehörten nicht zu Blümele's Wesen. Eine Weile blieb er wie bewundernd vor dem Kinde stehen . . . dann legte er sorgsam die weiche Decke über die Glieder des Knaben.

„Die ganze Nacht im Freien!" murmelte er halblaut vor sich hin; „und ich habe mich in meinem warmen Bette gestreckt und habe nichts gewußt."

Blümele war an der Thüre stehen geblieben.

„Willst du dich nicht auch ausruhen?" meinte er. „Ich will fortgehen und draußen Wache halten, bis du mich rufst."

Da brach Blümele in ein schmerzliches Weinen aus: aller Jammer einer Menschenseele mochte über sie gekommen sein, nun, daß sie sich in der Heimat denken mußte und doch nicht zu Hause war! — daß sie es erleben mußte, grade von Maier aufgenommen zu werden, und zu sehen, wie er ihr Kind, dessen Vater Jaques hieß, bettete und wärmte!

„Ich habe es nicht an dir verdient, Maier!" schluchzte sie. „Warum jagst du mich nicht lieber fort?"

„Laß', laß', Blümele!" bat Maier, „und lege dich lieber, ich will dir ein Bett zurecht machen!"

„Nein, nein!" rief Blümele mit neu hervorbrechendem Schmerze; „dazu bringst du mich nicht, Maier! Bin ich darum gekommen, um zu schlafen? Ich muß dir erzählen ... ich muß es mir vom Herzen heruntersprechen, sonst zerspringt es und du siehst mich todt niedersinken. Du mußt mich anhören, Maier!"

„Laß', laß', Blümele!" bat wieder Maier. „Red' dich aus, wenn du Ruhe erlangt hast."

„Jetzt muß es sein!" rief Blümele beinahe schreiend. „Es wird mich erleichtern, mehr als es Schlaf und Essen vermöchte!"

Maier erkannte, daß er dem Verlangen Blümele's keinen längeren Widerstand entgegenhalten durfte. Er setzte sich an das Fußende des Bettes, worin Blümele's Kind schlummerte, während sie auf einem niedern Schemel, fast zu seinen Füßen, sich niederließ.

Es war die Leidensgeschichte eines vernachlässigten und wundgetretenen Herzens, die Blümele erzählte.

Nach Art solcher Mittheilungen berichtete Blümele im Anfange fast verworren und anscheinend ganz planlos. Aber es schien nur so. Wenn sie Nahes und Fernes, Gegenwart und Vergangenheit so miteinander verknüpfte, daß sie fast nicht auseinander zu trennen waren, so klang doch wieder ein Ton durch das Ganze, als ob das Alles gar nicht zu ihr gehörte, als erzählte sie nicht von sich, sondern von einer fremden Person.

Sie begann damit, daß sie eine Schilderung ihres Eintrittes in die Heimath ihres Mannes entwarf, und kam gleich darauf zu sprechen, daß Jaques sie verlassen und schutz- und freudelos in dem fremden Lande mit ihrem Kinde zurückgelassen habe!

„Verlassen hat er dich!" rief Maier mit weitaufgerissenen Augen und sprang auf, die Hände geballt . . .

„Was willst du?" sagte Blümele traurig. „Er war zu einem Edelmanne geboren . . . und hätte sollen für Weib und Kind sorgen?"

„Und wo ist er jetzt . . . der schöne Jaques?" rief er so durchdringend, daß es Blümele bis ins Mark schnitt.

„Maier!" bat sie und sah ihn mit feuchtem Blicke an.

Maier verstand den Strahl dieses bittenden braunen Auges.

„Weißt du, wohin er gegangen ist?" sagte er milde, indem er sich wieder auf das Bett niederließ.

„Weit übers Meer — nach Amerika!"

Von nun an hütete sich Maier, die Mittheilungen Blümele's auch nur mit einem Worte zu unterbrechen.

In der ersten Zeit hatte Blümele in der neuen Heimath wirklich dasjenige gefunden, was ihr in Jaques' Schilderungen so lebensvoll und bestechend entgegengekommen war. Jaques trug sie auf den Händen und wiederholte stets, mit ihr sei seinem Dasein ein Glücksstern aufgegangen. Die Geburt ihres

Knaben erfüllte sie Beide mit einer Seligkeit, von der sich jetzt nach sieben Jahren kaum eine Andeutung geben ließ. Ueber Blümele war eine Art Taumel gekommen, so daß ihr oft jede Erinnerung an die alte Heimath mit Allem, was sie umschloß, zu mangeln begann. Sogar jener düstere Schatten, der ihr aus Böhmen nachglitt — das Andenken an das, was sie ihren Eltern angethan, verschwand, und es war nur Licht und Sonne in ihrem Leben. „Das Kind soll mir ein freier Ungar werden!“ rief Jaques oft im Ueberschwange seines Glückes; „kein so zusammengedrückter und scheinheiliger Böhme!“ Selbst dies beirrte und verletzte sie nicht. War das Kind nicht sein? Begehrte sie etwas anderes als vollständig, ohne jeden Rückhalt, sein zu sein?

Allmälig trat jedoch in dieser Lage eine merkbare Aenderung ein.

Jaques hatte in seiner Vaterstadt, die mitten in einer meilenweit sich dehnenden Pußta lag und eher ein großes Dorf genannt werden konnte, ein eigenes Geschäft errichtet, wozu ihm die Mitgift Blümele's die Mittel bot. Ihr aber, der vom Hause aus, trotz ihres leichten Sinnes, das ängstliche Abwägen in Sachen des Erwerbes gleichsam angeboren war, ihr kam es gleich anfangs vor, als habe Jaques für die gegebenen Verhältnisse „zu groß“ begonnen. Sie war es aus Böhmen gewohnt, zu sehen, unter welchen Entsagungen und Kämpfen auf der Grundlage sorgfältig zusammengehaltener Kreuzer ein nur mäßiger Wohlstand aufgebaut wird. Jaques aber hatte die Dinge so angelegt, wie es zu Hause nicht einmal von den Reichgewordenen geschieht. Das sah Blümele klar; sie schwieg aber dazu — und schwieg lange. Aber als sie einmal eine finstere Wolke auf der Stirne ihres Mannes zu erblicken glaubte, die stets so heiter, so übermüthig sorglos leuchtete, wagte sie eine

Bemerkung, die Jaques sehr übel aufnahm. Er schalt sie eine „Böhmin," der die kleinlichen Begriffe und Vorstellungen als Erbtheil ihrer Landsleute mitgefolgt seien. Sie möge aber nicht vergessen, daß sie nicht mehr in Böhmen lebe; die Welt wäre ein unausstehlicher Aufenthalt, wenn „lauter Böhmen" darin wohnten. Darum sei Ungarn ja geschaffen worden.

Wollte Jaques nur sich selbst, wollte er nur Blümele täuschen?

Aber von diesem Augenblicke an trat zwischen den beiden Eheleuten der klaffende Riß zur Schau, den innerlich ganz entgegengesetzte Naturen immer erzeugen müssen. Jaques nannte „böhmisch", was seinem hochfahrenden Sinne und seiner alles Kleinliche verachtenden Sorglosigkeit in den Weg lief. Blümele sah bereits mit geschärftem Auge, daß seine Verhältnisse in dem Maße sich verschlimmert hatten, als er einen gewissen Hochmuth, den sie doch in jungen Jahren so bewunderungswürdig gefunden hatte, zur Schau trug. Jaques mochte es unerträglich finden, das Auge seiner Frau, wenn sie auch nicht sprach, als einen steten Frager auf sich gerichtet zu sehen. Er wandte sich von ihr ab, er vernachlässigte sie; sein Haus und sein Kind hatten für ihn allen Reiz verloren. Statt seiner „Geschäfte" sich anzunehmen, brachte er die meiste Zeit außer dem Hause zu, meist in Gesellschaft ungarischer Edelleute, mit denen er spielte, ritt und auf die Jagd fuhr. Jetzt erst schien seine innerste, nur durch Geburt und Verhältnisse anders bestimmte Natur den eigentlichen Boden gefunden zu haben, worin sie gedeihen konnte. Jaques war kein Kaufmann — er war ein geborener Edelmann!

Von nun an hielt sich Blümele für verloren.

Zu diesen Leiden, doppelt schwer zu ertragen, da sie in der fremden Umgebung keiner Seele sich anvertrauen konnte,

gesellte sich mit einem Male das Gefühl eines so unbezwinglichen Heimwehs, daß sie ernstlich krank zu werden befürchtete. Nur der Hinblick auf ihr Kind gab ihr Muth und Kraft. Sie hatte von einem durchreisenden Handwerksgesellen aus Böhmen erfahren, daß ihre Mutter längst todt sei. Von nun an hörte sie in ihrer Seele keinen anderen Laut, als das Wort: „Jahrzeit.“ Auf das Grab der Mutter zu gehen, sich daselbst „auszuweinen,“ nichts zu thun, als zu weinen, und dann wieder zurückzukehren, erschien ihr als eine Seligkeit, der gegenüber alles Leid verschwand. Sie sprach einmal mit Jaques davon, der aber meinte: „Was hat deine Mutter davon, ob du den weiten Weg von Ungarn nach Böhmen machst oder nicht?“ Da schwieg sie; nun kannte sie ihn erst recht.

Einige Zeit darauf verreiste Jaques, wie er Blümele mittheilte für mehrere Wochen. Nach vierzehn Tagen kam ein Brief mit dem Poststempel: Liverpool! Jaques war nach Amerika gezogen; das Schreiben war einen Tag vor seiner Einschiffung geschrieben. Er habe, schrieb er, in Ungarn das Glück nicht gefunden, auf das er gehofft; Ungarn sei überhaupt nicht mehr das Land, was es gewesen — es scheine, nach Amerika versetzt zu sein. Darum sei auch er diesen Weg gegangen, den vor ihm Hunderttausende zu ihrem Heile betreten. Er grüßte Blümele und das Kind — und versprach schließlich, von Californien aus von sich hören zu lassen.

Seltsam! Blümele fühlte sich gleichsam erlöst. Mit dem Reste ihrer Habe — denn Jaques hatte seine Angelegenheiten in größter Unordnung zurückgelassen — das Kind in ihren Armen, machte sie sich auf den Weg nach Böhmen. Nur erst die „Jahrzeit“ auf dem Grabe der Mutter vorüber! dann mochte alles Leid, alle Verfolgung und Pein über sie ergehen

und sie wollte nicht murren! In der Jahrzeit wollte sie ihre schuldbewußte Seele wieder heiligen . . .

„Wie gut und klug es von dir war, Blümele," rief Maier, nachdem sie geendet, tief erschüttert, „daß du den Gedanken gehabt hast."

Er war aufgestanden nnd durchmaß mit hastigen Schritten die kleine Stube.

„Die ganze Nacht draußen zuzubringen . . . und ich habe es nicht gewußt . . . Schreit das nicht zu Gott? . . ." sprach er mit sich selbst. Dann blieb er vor Blümele stehen, die still vor sich hinweinte.

„Willst du mir etwas versprechen, Blümele?" rief er, und sein Auge blitzte und er erschien in diesem Augenblicke weit über sein Maß gewachsen.

Blümele nickte mit dem Kopfe.

„So versprich mir, nur dasjenige zu thun, was ich dir anrathen werde; vor Allem: dich aus dieser Stube nicht zu entfernen, bis ich dir sage: Gehe!"

„Und die Jahrzeit?" meinte Blümele traurig.

„Die fällt erst auf übermorgen. Bis dahin lass' mich für dich sorgen und denken. Willst du?"

Blümele reichte ihm sprachlos die Hand. —

Der Morgen war angebrochen, in der „Gasse" regte sich das neuerwachte Leben. Maier hielt es nun an der Zeit, sein Geschwisterkind zu verlassen, theils um zu erfahren, ob die Anwesenheit Blümele's bereits ruchbar geworden, theils um mit seinen Gedanken allein zu sein; denn sein Blut war in Wallung und machte ihn unfähig, die nächsten Schritte zu berathen.

Er ging mehrmals durch die „Gasse," hielt jeden „Schul-gänger" an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Mehrere

erzählten ihm von der seltsam verstörten Nacht und dem Gebell des Hundes, aber keiner wußte von Blümele!

Allmälig begann sich sein unruhiger Gedankenweg zu ebnen; er kam zu dem Entschlusse, den Eltern mitzutheilen, welchen Gast sie beherbergten. Welch' ein ungläubiges Staunen und Verwundern, als die Alten diese Nachricht erfuhren! Sie wollten das heiligste Stillschweigen bewahren, versprachen sie; nur nicht zu lange, meinte Maier's Mutter, denn Blümele im Hause zu haben und sie nicht sehen können, das gehe über ihre Kräfte.

Sie billigten übrigens vollständig, was Maier gethan. — Ein unendliches Wohlsein durchströmte ihn, als er gleich darauf die enge Treppe zu seiner Stube hinanstieg und, an der Thüre lauschend, inne wurde, daß darin tiefe Stille waltete. Mutter und Kind schliefen . . . Maier schlich sich geräuschlos wieder fort.

Später ging er zu Jacob Löw; er mußte den Alten sehen, er mußte sein Gesicht durchforschen. Maier's Herz klopfte hörbar, als er an der steinernen Bank vorüberkam, auf der heute Blümele ein so hartes Nachtlager gehabt.

Er traf den Vetter beim Frühstück.

„Weißt du, Vetter," rief er, nachdem er ihn begrüßt hatte, „daß dein Hund heute Nacht alle Leute in der Gasse rebellisch gemacht hat?"

„Wie so?" fragte Jacob Löw, und Maier glaubte ein hämisches Lächeln um seine Mundwinkel spielen zu sehen.

„Das Thier hat keine Ruhe gehabt und unaufhörlich gebellt."

„Er wird etwas gesehen haben!" meinte Jacob Löw trocken.

Da faßte ein grimmiges Gefühl an die sonst so sanftmüthige Seele Maier's.

„Vetter!" rief er mit beinahe drohenden Blicken, indem er dicht vor Jacob Löw stand . . . „Vetter! Bis jetzt habe ich dich geachtet und geliebt, wie dein eigenes Kind . . . aber eine solche Härte gegen dein Fleisch und Blut hätte ich dir nicht zugetraut . . ."

„Was ist dir, Maier?" meinte Jacob Löw ruhig . . . „Darf ich mir etwa keinen Hund halten? . . ."

Durch diese Frage ward Maier einigermaßen verwirrt. That er dem Vetter vielleicht Unrecht, wenn er voraussetzte, Blümele's Anwesenheit sei ihm bekannt?

„Vetter," sagte er nach einer Weile mit besänftigter Stimmung . . . „weißt du, daß übermorgen nach deiner Esther „Jahrzeit" fällt?

„Ich weiß, ich weiß!" sagte Jacob Löw . . . „Oder willst du mich daran gemahnen, daß ich meiner Esther allein „Kadisch" nachsagen muß? . . ."

Was ging mit Maier in diesem Augenblicke vor? Sein Antlitz hatte einen so leuchtenden, fast verzückten Ausdruck, als hätte sich ein Gedanke göttlicher Offenbarung darauf niedergesenkt. Seine Brust hob sich stürmisch, auf seinen Lippen schien unausgesprochen eine bedeutende That zu schweben . . .

Er empfahl sich hierauf dem Vetter; wie beschwingt eilte er dem väterlichen Hause zu. Lauschend an der Thüre seiner Stube vernahm er, daß Blümele und ihr Kind schon erwacht seien. Er trat ein. Blümele saß wieder auf dem niedern Schemel und hielt den Knaben auf ihrem Schooße; sie weinte wieder.

„Blümele," rief er athemlos, „kann dein Kind schon lesen?"

Sie verneinte dies kopfschüttelnd.

„Auch nicht im Gebetbuch?"

„Jaques hat nichts auf die Religion gehalten," sagte Blümele.

Maier's Antlitz verdüsterte sich, aber alsbald wurde es wieder hell.

„Ich will der Lehrer deines Kindes sein!" sagte er.

Blümele sah zu ihm auf und verstand ihn nicht.

„Was willst du mit dem Kinde?" fragte sie.

„Ich will ihn das „Kadischgebet" lehren! . . ."

Wie Maier dies begonnen, welche Lehr- und Lernkünste e anwandte, um dem Knaben die unverständlichen, nie gehörte fremdartigen Laute der heiligen Sprache ins Gedächtniß z prägen, wie er vor Allem das Kind dazu brachte, daß es ruhi auf seinem Schooße aushielt und stundenlang dasjenige nac sprach, was er ihm vorsagte, ja nicht müde ward, zu begehre daß er fortfahre . . . wie er es dahin brachte, daß der Kna schon nach der ersten halben Stunde die zarten Aermchen u seinen Hals schlang und die weichen Kindeslippen auf d seinen drückte — es wäre dies unendlich schwer, aber auch se leicht zu sagen.

Maier's Lehrtalent war wie eine jener Wunderblume die über Nacht ihre ganze Herrlichkeit entfaltet. Die Blu seines Talents sproßte auf dem warmen Grunde sei Herzens . . .

Ab und zu brachte Maier als sorgsamer Hauswirth Tr und Speise.

Als Blümele am Abende den Knaben zu Bette brac sprach er unaufgefordert das ganze Kadischgebet vom Anf bis zum Ende, ohne den geringsten Anstoß zu begehen.

„Welch' einen merkwürdigen Kopf das Kind hat?" rief Maier begeistert. „Das thut ihm kein großer Mensch nach."

Dann ging er. Es glitt ihm ein langer, unsäglich trauriger Blick aus den Augen Blümele's nach.

Am andern Morgen überzeugte sich Maier aufs Neue, daß das Gedächtniß des Knaben ein wunderbar treues sei; das Kind hatte während der Nacht auch nicht das kleinste Wörtchen des schweren Gebets verloren. Zur Belohnung ersann er die heitersten Spiele und lachte mit dem Kinde und freute sich mit ihm, und war selbst ein seliges Kind geworden.

Gegen Abend, als es zu dunkeln anfing, brachte Maier ein mit Oel gefülltes Glas, worauf ein Docht schwamm.

„Jetzt, Blümele," sagte er, „beginnt die „Jahrzeit" um deine Mutter! Zünde das Licht an!"

Blümele that, was ihr Maier hieß. Dann setzte sie sich in einen Winkel der Stube auf den niedern Schemel und sprach an diesem Abende kein Wort mehr.

Zur selben Stunde, da Blümele das „Jahrzeitlicht" für ihre Mutter anzündete, flammte es auch in einem anderen Hause der Gasse auf.

So nahe waren sich Vater und Tochter, daß sie von ihren Stuben aus die flackernden Flämmchen gegenseitig erblicken konnten — und doch wieder so weit von einander! —

Der Donnerstag war gekommen. Als Maier am frühen Morgen sein Geschwisterkind wecken wollte, fand er das Kind und Blümele bereits angekleidet. Maier sah übernächtig aus; alle Geister des Zweifels, ob das, was er vor hatte, auch gelingen würde, hatten an seinem Schlaf gerüttelt.

„Kommst du, mich für die Jahrzeit abholen?" fragte Blümele.

„Du mußt mir dein Kind auf einige Zeit anvertrauen!" sagte Maier mit bewegter Stimme.

„Was willst du mit ihm, Maier?" rief Blümele, und legte, von einem Gefühle von Aengstlichkeit ergriffen, die Hand auf den Kopf ihres Kindes.

„Es soll deiner Mutter „Kadisch" nachsagen."

Erst jetzt stand das Vorhaben Maier's in aller Klarheit vor Blümele; nun erkannte sie mit vollem Bewußtsein, welcher Liebesdienst aus dem Gemüthe dieses armen, einst von ihr verlachten und verhöhnten Maier ihr entgegenblühen sollte.

„Maier!" rief sie, „was bist du für ein Mensch!"

„Lass', lass', Blümele," bat er, „bis es vorüber ist."

„Und ich? Was soll ich indessen thun?"

„Ist nicht heute die Jahrzeit deiner Mutter?" sagte Maier mit bedeutungsvollem Ernste . . .

Auf seinen Armen trug Maier den Knaben zur „Schul'" und es traf sich gut, daß er auf dem Wege Niemanden begegnete, dem er Rechenschaft über die seltsame Last abzulegen hatte. Der Morgengottesdienst war noch nicht zu Ende, dennoch blieb Maier draußen in der Vorhalle stehen . . Früher hatte er sich aber überzeugt, daß sich sein Vetter Jacob Löw auf seinem gewöhnlichen Betplatze befand. Mittlerweile hieß Maier den Knaben, ihm noch einmal das eingelernte Gebet vorzusprechen; das Kind bestand diese letzte Prüfung vortrefflich. Trotzdem hämmerte es in Maier's Adern fast zum Zerspringen, sein Kopf glühte, seine Lippen zuckten krampfhaft . . .

Endlich näherte sich der Gottesdienst seinem Schlusse. Schon sah Maier, wie sich sein Vetter erhob und zum Platze des Vorbeters hin sich bewegte. Der entscheidende Augenblick war gekommen. Rasch hob Maier den Knaben auf und trug ihn durch die Reihen der Beter bis zu Jacob Löw hin, an

dessen Seite er ihn stellte. Dieser, versenkt in die Erinnerung, die dieses Gebet, und in dieser Stunde schmerzlicher als je, in ihm wach rief, sah vor sich hin und bemerkte nicht, was um ihn vorging.

Er begann das Gebet ... Aber heller und immer heller ertönten die nämlichen Laute neben ihm aus dem Munde eines Kindes. Da füllten sich seine Augen unwillkürlich mit Thränen .... er hielt inne und lauschte und ließ das Kind allein sprechen ... All' sein Jammer, all' der starre Herzenskrampf, der ihn durch so viele Jahre krank gehalten, sich selbst und Anderen zur Qual, löste sich und zerfloß vor diesen reinen und hellen Kindeslauten. Was er im tiefsten Winkel seiner Seele stets verborgen, die Sehnsucht nach der verlorenen Tochter, was er glaubte, daß nie eine menschliche Seele ihm entlocken könne, das bewirkte dies Kind ...

„Wer ist das Kind?" schrie er mit markdurchschütternder Stimme, kaum als die letzten Worte des Gebets verklungen waren.

„Vetter!" rief Maier hinter ihm .... „Es ist dein und Esther's Enkel ... es ist Blümele's Kind!"

Mit einem leisen Schrei taumelte Jacob Löw nach rückwärts und hätte einen schweren Fall gethan, wenn ihn nicht Maier in seinen Armen aufgefangen. Sein Antlitz war todtenbleich, eine Ohnmacht hatte ihn befallen.

Unter den Betern entstand große Bewegung; sie drängten sich hinzu; etwas nie Erhörtes ereignete sich vor ihren Augen.

Mit einem Male richtete sich Jacob Löw in den Armen Maier's auf. Er begann bitterlich zu weinen.

„Wo ist das Kind?" rief er, da er vor herabstürmenden Thränen es nicht bemerkte; „wo ist Blümele's Kind? ..."

Da hob Maier den Knaben auf und legte ihn an des Großvaters Brust. Zitternde Arme umfingen das Kind ....

„Blümele! Wo ist mein Blümele?“ rief Jacob Löw.

* * *

So hatte das Gebet eines Kindes Vater und Tochter einander entgegengeführt.

Noch an demselben Tage sah man Jacob Löw in Begleitung Blümele's zum „guten Orte“ gehen, wo Esther und die fünf Knaben ruhen. Als sie von dort zurückkehrten, lag auf den Gesichtern Beider jener Schimmer von Selbstheiligung, wie ihn Menschen in Augenblicken erlangen, in denen es ihnen gegeben ist, Liebe um Liebe, Versöhnung um Reue auszutauschen.

Blümele blieb fortan in der alten Heimath.

Sie befand sich kaum vier Monate daselbst, als ein Schreiben einlief, das die Nachricht vom Tode ihres Gatten enthielt. Jaques hatte sein Ziel kaum erreicht, als ihn mitten unter neuen Lebensentwürfen in San Francisco der Tod ereilte. Dem Briefe beigeschlossen war die amtliche Bestätigung.

Blümele trauerte um den Verstorbenen ein volles Jahr! —

Und Maier?

Dürfen wir auch jetzt noch das alte bittere Spitzwort wiederholen: „Maier mit den vier Händen?“

Nun, wer noch vor wenig Jahren an Jacob Löw's Hause vorüberkam, der konnte, namentlich an lauen Sommerabenden, einen Haufen rothbackiger und gesunder Knaben um einen alten weißhaarigen Mann herumtollen sehen, die sich alle, bis auf die abweichenden Körpergrößen, zum Verwechseln ähnlich sahen. Welch' ein sonniges Lächeln auf den Lippen dieses

Alten! Welch' ein Aufleuchten seiner Augen, wenn sich manchmal eines dieser Kinder vom Spiele entfernte und zu ihm kam, um sich liebreich an seinen Leib zu schmiegen!

Es waren Maier's und Blümele's Kinder!

Diesmal hatte sich Jacob Löw nicht verrechnet.

Wiewohl unstatthaft nach dem Gebrauche, der in der „Gasse" herrscht, daß Kinder bei Lebzeiten ihrer Eltern einem Dahingeschiedenen das „Kadisch" nachsagen, haben Maier und Blümele es durchgesetzt, das Jacob Löw's Enkel sich als dessen Kinder betrachten dürfen.

Nicht weniger als acht Enkel sprechen ihm an seiner „Jahrzeit" das „Kadisch" nach!





Die Seelenfängerin.

Die „Seelenfängerin" ist in den Gassen des Ghetto's eine der gekanntesten Persönlichkeiten; aber die Leute daselbst haben nicht gerne mit ihr zu thun. Eine Art Grauen liegt um ihr Wesen gebreitet; wann und wo sie erscheint — da muß sie erscheinen; wer sie rufen läßt, dem bleibt nichts Anderes übrig, als sie rufen zu lassen; denn, um es gradezu herauszusagen: ihr Beruf ist der Tod!

Wem aber dieses Wort zum ersten Male zu Gesicht kommt, den wird es wie mit Augen märchenhafter Befremdung anblicken. Hat er es schon irgendwo vernommen? Steht es in dem reichen Schatze unserer Sprache? Umsonst dürfte er da nachgraben und forschen — die „Seelenfängerin" wird ihm nirgends entgegentreten. Da endlich, halb aus gewaltsamer Anstrengung, halb aus dämmerhafter Kindererinnerung, tauchen mit einem Male jene entsetzlichen Weiber vor ihm auf, die in Ammenstuben und vergessenen Sagenbüchern eine so spukhafte Rolle spielen: Weiber, die in Gestalt von Katzen zu den Wöchnerinnen schleichen, um in unbewachten Augenblicken, statt des

holden Neugeborenen, die häßliche Unform eines Wechselbalges in die Wiege zu legen, weil sie feindlich und gram sind Allem, worin Gottes lebendige Seele sich regt; oder die in mondheller Mainacht die luftige Fahrt zu jenem Berge antreten, zu welcher sie um diese Zeit nicht Roß, noch Wagen, sondern allenfalls eines Besenstiels bedürfen.

Mich aber durchzuckt es schmerzlich wie ein jäher Vorwurf von den Lippen eines Nahestehenden, daß ich den Wahn nicht sogleich in seinem Keime zerstört habe, als ob unsere „Seelenfängerin" nur um eines Zwirnfadens Breite mit jenen schreckhaften Weibern zusammenhinge, die uns aus Kinderbüchern so blutgierig anstarren . . . und anklagend scheinen mich die guten, frommen Augen einer alten Frau zu fragen: „So was läßt du die Leute von mir meinen? Also ich soll einer menschlichen Seele nachgestellt? ich soll wie eine Katze auf unschuldige Kinder gelauert haben? — Bin ich denn keine Mutter gewesen?"

Es ist schon eine geraume Zeit her, daß eines der stattlichsten Häuser in der „Gasse" von Gerichtswegen an die Meistbietenden verkauft wurde. Nicht weniger als acht Fenster Front hatte dieses Haus; man glaubte vor einem kleinen Palaste zu stehen, wenn man es mit seinen dürftigen und gleichsam schief gewickelten Nachbarn verglich. Hinter dem Hause zog sich, bis an den Bach hinab, ein weitläufiger und wohlgepflegter Garten; aber eine hohe Bretterwand verwehrte jedem neugierigen Auge den Einblick. Um so verwirrender klangen die Gerüchte über die Wunderdinge, die daselbst zu erschauen waren. Hier und da war es einem waghalsigen Knaben aus der Gasse gelungen, indem er die Schultern seines Kameraden zur Stützlage genommen, über das Gitter hinweg von der ihm fremden Welt eine Vorstellung zu gewinnen. Dann wußte er

den horchenden Genossen nicht genug des Außerordentlichsten zu erzählen, von den Blumen und Bäumen, die er im flüchtigsten Ueberschauen gesehen, dann von der hohen, blassen Frau, die zwischen den Bäumen spazierte, endlich von den zwei Kindern, die in einer Laube saßen und sich mit einer fremden Frau in einer von ihm noch nie gehörten Sprache unterhielten. Einer dieser lauschenden Knaben hatte sogar einmal ein Erlebniß, das er dann mit allen Zeichen des Entsetzens Jedem, der es hören wollte, erzählte. Er war wie gewöhnlich, mit Hilfe der Schultern seines Kameraden, die hohe Bretterwand des Gartens hinaufgeklettert, da drang ihm aus jener Laube ein heftig geführtes Gespräch entgegen.

„Der Knabe wird jetzt bald dreizehn Jahre alt," hörte er die bewegte Stimme einer Frau; „frag' ihn nur, ob er weiß, wo Gott wohnt? Was hab' ich davon, daß mein Eugen kann französisch reden mit der Gouvernante, wenn er nicht wissen wird, wie er sich die „Tefillin" (Gebetriemen) soll um die Hände und den Kopf legen?"

„An dieser Sprache erkennt man den beschränkten Verstand des Weibes," erwiderte schneidend eine Männerstimme darauf. „Wozu soll er etwas lernen, was er doch einige Jahre darauf vergessen wird und soll? Mein Eugen soll etwas Anderes werden, das ist mein fester Wille —"

„Vergißt du, Mann, wer wir sind?" klagte die Frau und es klang beinahe wie Weinen. „Willst du sie denn ganz hineinstoßen? — Das Enkelkind meines frommen Vaters, mit dem der Friede sei, soll ihm also nicht nachgerathen? Mein guter Vater muß sich ja zehnmal in seinem Grabe herumdrehen, wenn er weiß, wie es in unserem Hause zugeht."

„Wenn er es weiß!" höhnte darauf die männliche Stimme;

„wenn er es weiß!“ wiederholte die andere darauf, jedoch in einer ganz verschiedenen Tonart.

Ein durchdringender Schrei, der den Knaben auf seiner unsichern Stützlage im Innersten erbeben machte, durchschnitt die Luft. Der Lauscher konnte noch die Worte vernehmen: „Ruben, ich bitte dich bei Allem, was dir noch heilig ist, bring' mich nicht noch um dieses Letzte!“ und war dann herabgesprungen, seiner Sprache beinahe unmächtig; denn erst weit, weit von jenem Garten machte er Halt und erzählte dann den Kameraden, die ihm athemlos gefolgt waren, was er soeben erst vernommen hatte.

Für die Leute in der Gasse aber, die aus dem Munde der Kinder in den mannigfaltigsten Zusätzen das eben Vorgefallene hörten, hatte es nichts Verwunderliches; sie zuckten höchstens die Schulter. Was die Kinder nur unvollkommen begriffen, das wußten sie ja längst klar. Können Rosen an einem Nesselstrauche wachsen? So wenig, wie aus einem Hause des Unfriedens Worte des Friedens und des Einklangs hervorgehen.

Selten geschieht es, daß in irgend einem Gemeinwesen die Krankheit, die an einem Hause zehrt, lange verkannt wird. Namentlich für Eines, das im Munde der Volksmeinung als ein „stolzes“ gilt, steht die Prophezeihung des nahen Falles in steter Bereitschaft. Tausend Lippen sind immer geöffnet, um Verwünschungen über einen Bau auszusprechen, dessen Trümmer schon im Geiste gesehen werden. Vieler Ohren lauschen, ob sie das stürzende Zusammenkrachen des Gemäuers noch immer nicht vernehmen. Stolz und Ueberhebung des Einzelnen wird im Fleische des Gemeinwesens wie ein Stachel empfunden, und vielleicht nirgends schmerzlicher und unerträglicher, als — in den Gassen des Ghetto's!

Das war nun ein solches Haus, auf das man nach der

allgemeinen Ansicht mit allem Rechte, das eine Gemeinde in diesen Dingen für sich in Anspruch nimmt, den Vorwurf des Hochmuthes und des Uebermuthes wälzen konnte. Jahre vorher, ehe der Glanz dieses Hauses verblich, war es wie von einem Zauberbanne umfangen, der sich zur bestimmten Stunde erfüllen mußte . . .

Ruben Schönmann gehörte lange Zeit zu den Menschen, die vom Glücke weiter nichts zu begehren hatten. Wozu Andere in der „Gasse" im Schweiße und Drange aufreibender Arbeit gelangten, das war ihm spielend in den Schooß gefallen. Er hatte jenes Haus sammt dem Garten ererbt, und eine allgemeine Schätzung ließ ihn in der Fülle von Reichthümern sitzen, deren Unerschöpflichkeit Keiner zu bezweifeln gewagt hätte. Noch als Knabe — man wollte wissen, er habe Jahre lang an Oertern zugebracht, wo er niemals mit „Seinesgleichen" zusammenkam — war er in die Fremde hinaus gekommen; als er zurückkehrte, waren Vater und Mutter todt und er trat in den Besitz eines ungeschmälerten Vermögens. Das schönste Mädchen in der Gasse wurde sein Weib, und wenn man von Kindern erzählen wollte, deren Schönheit und Anmuth etwas „Vornehmes" hatte, so nannte man Ruben's Clara und Eugen!

So fremdartig diese Namen von den Lippen der Leute klangen, so fremdartig war ihnen des Mannes Thun und Lassen. Er stand Keinem im Wege — dennoch verziehen sie ihm Eins nicht — er hatte kein „jüdisch" Herz!

Dieses Wort hat etwas Unsagbares, und es fällt schwer, es auch nur in schwachen Umrissen zum Verständnisse zu bringen. Was Manchem nur ein wesenloser Schein dünken mag, das gewinnt in Wirklichkeit eine Wahrheit und eine Lebensfähigkeit, von der die „Gasse" am besten zu erzählen weiß.

Dieses Herz ist eine geschichtliche Ueberlieferung — wer an dasselbe einen Anspruch erhebt, will damit sagen: Vergiß nicht! Sei eingedenk dessen, was deine, was meine Väter mit einander erlebt, gelitten, wie sie sich gefreut und wieder geweint haben! Es ist der Ausdruck der stärksten Zusammengehörigkeit, der geheimnißvolle Zug mitfühlender Theilnahme des Einzelnen für das Geschick seines Bruders — was die „Gasse" ist und wie sie sich immer darstellt, ohne jenes „Herz" wäre sie ein ganz Anderes. Wir hätten wahrscheinlich nichts von ihr zu berichten!

Das war es nun, was die Leute an Ruben Schönmann vermißten. Er gehörte nicht zu ihnen, er schien in keiner Ader seines Lebens mit dem Körper der Gasse in Verbindung zu stehen; ihr Blutstrom mündete nicht in ihn ein. Dieses Alleinstehen mitten in einer großen Gemeinde hatte für die Leute selbst etwas Grauenerregendes; ihn allein schien es in seiner eigenen Meinung zu erheben. Er nahm keinen Theil an den Angelegenheiten der Gemeinde, schlug jedes Ehrenamt aus und verkehrte mit Niemandem. In der Synagoge erschien er fast nie, am „Versöhnungstage" stand er lautlos an seiner Stelle, die Leute wollen nicht gesehen haben, daß er jemals seine Lippen bewegte. —

Von einem häuslichen Zerwürfnisse verlautete übrigens bei der Abgeschlossenheit des Hauses wenig, beinahe nichts. Nur als die kleine „Clara" zur Welt kam, hieß es, soll dort für einige Zeit ein Geist der Gereiztheit zwischen den Eheleuten geherrscht haben. Die Frau Rubens hätte nämlich darauf bestehen wollen, daß das Kind auf den Namen ihrer verstorbenen Mutter „Blümele" genannt werde, Ruben Schönmann hätte aber mit einer Willenskraft, der sich nichts entgegensetzen ließ, geltend gemacht: er wolle sein Kind nicht

„kennzeichnen;" alle seine Kinder, und wären es zwanzig, müßten „ordentliche" Namen bekommen, ein Name sei kein Spaß — und in dieser Hinsicht wolle er für „alle Zukunft" für seine Kinder gesorgt haben.

Bis dahin hatten die Leute in der Gasse das hochmüthige Treiben Ruben Schönmann's wie eine Sache betrachtet, die sie im Grunde an keiner empfindlichen Stelle traf. Ob das Kind Clara oder Blümele hieß, war ihnen selbst gleichgültig — es lag schon damals keine Abschließung in dieser Annahme von Kalendernamen. Anders wurde es jedoch, als die beiden Kinder heranwuchsen. Da wurde es Allen klar, daß Ruben Schönmann in seinem Alleinstehen nach einem festgewurzelten Grundsatze handelte. Die Kinder wurden nämlich in einer Art erzogen, als gehörten sie nicht der Gasse an, sondern als wohnten sie in einem Schlosse, das mitten in einem menschenöden Walde liegt. Kein Laut, kein Hauch aus der Gasse durfte zu ihnen dringen, sie waren Fremdlinge an einem Orte, dem sie doch durch die Bande des Blutes angehörten! Wie mit hundert Augen wachte und lauerte Ruben, daß sie von den Leuten, die unten vor ihren Fenstern vorüberwandelten, und von ihrer Sprache keine Kunde bekamen. Eines Tages brachte er aus der Fremde eine Frau mit, von der in der Gasse lange Zeit die abenteuerlichsten Gerüchte herumgingen. Sie sollte eine Sprache sprechen, die noch kein Menschenohr vernommen, und zwar habe Ruben sie nur darum mitgebracht, damit die Kinder nicht einmal deutsch lernten, was doch noch eine gewisse Aehnlichkeit mit dem in der Gasse gebräuchlichen Jargon habe. Es war jedoch nur französisch, was jene Frau die Kinder lehrte. Selbst daran hatte sich die immer wache und nimmer ruhende Sorge der Gasse endlich gewöhnt. Aber nun hieß es mit einem Male jene Frau lehre die Kinder nicht nur französisch sprechen, sie

lehre sie Alles — auch beten! Also nicht in der Sprache Zions, in jenen himmelanschreienden, tausendjährigen Lauten, die gleichsam Gottes eigene Sprache sind, nein, in einer fremden, den Kindern unverständlichen, die ihnen erst mühsam von einer Frau beigebracht werden mußte — die sich nicht zum Glauben der „Gasse" bekannte! Darüber kamen die Geister in Empörung, und es fehlte nicht an Stimmen, die Ruben Schönmann das Seltsamgefährliche seiner häuslichen Einrichtung zu Gemüthe führten. Bei solchen Eingriffen in sein väterliches Recht, wie er dies nannte, blieb Ruben gewöhnlich ruhig; nur sein Auge blitzte zuweilen in einem unheimlichen Feuer. Mit erschreckender Bedächtigkeit pflegte er gewöhnlich zu sagen:

„Wollt Ihr wissen und soll ich es Euch erklären, was Euch eigentlich an meinem Thun und Lassen ärgert? Ihr kränkt Euch, daß die Zeiten vorüber sind, wo so Einer, wie ich, auf der Schwelle der Synagoge hätte liegen müssen, dem die Leute über den Leib hinweggingen . . Es kränkt Euch, daß Ihr keine Macht über mich habt und daß Euch die Beißzähne ausgebrochen worden sind. Ich aber bin Herr in meinem Hause, und jene Zeiten sind vorüber!"

Die Hoffnung, daß die Zeit allmälig auf Ruben Schönmann's Grundsätze mildernd einwirken werde, ging nicht in Erfüllung. Er blieb, der er war; auch nicht um einer Linie Breite trat er zurück. Charaktere dieser Art, die das Bewußtsein ihres Alleinstehens einmal für sich errungen haben, sehen in jedem Angriffe auf ihre Stellung ein Recht mehr dafür, und meistens bestärkt sie hereinbrechendes Unglück in ihrem Wahne, sie dürften die Fahne, die sie in ihrem Glücke hoch empor getragen, grade in den Tagen der Drangsal nicht sinken lassen.

Die Kinder Ruben's waren indessen herangewachsen, doch

ihr Wesen kannten nur Wenige in der Gasse. Man sah ihnen nach, wie Geschöpfen höherer Art, um die ein unnahbarer Strahlenkreis liegt. Man trug ihnen die Fehler ihres Vaters nicht nach; eher bemitleidete man sie. Zudem waren beide, wie bereits erzählt, von einer so bewältigenden Vornehmheit und trugen in ihrer Haltung ein so adeliges Gepräge an sich, daß jeder Spott sich entkräftet fühlte, sobald diese „Gotteswunder" in dem vollen Zauber ihres Wesens erschienen.

Eines Tages kam Eugen, der schon seit längerer Zeit von dem Geistlichen des Ortes Unterricht im Lateinischen empfing, athemlos nach Hause. Unten an der Stiege der Pfarrei hatte ein Mann auf ihn gewartet, mit einem langen weißen Barte, so erzählte er der erschrockenen Mutter, und fürchterlich blickenden Augen, der habe ihn bei der Hand genommen und so kräftig gehalten, daß er mit aller Anstrengung ihm nicht zu entrinnen vermocht hätte.

„Und was hat er von dir gewollt?" fragte die Mutter.

„Mama, wie heiße ich?" rief mit einem Male der Knabe mit unerklärlicher Heftigkeit.

„Eugen heißest du!"

„So nannte mich der Mann nicht," rief der Knabe, über und über roth werdend. „Er sagte „Nathan" zu mir. Heiße ich denn nicht Eugen?"

„Das ist dein Name . . . für die Welt," meinte sie ausweichend; „hier in der Gasse heißt Eugen anders."

Eugen's schönes Angesicht überflog ein Schatten.

„Ich habe dir noch nicht Alles erzählt, Mama," begann er wieder. „Der Mann nannte mich also Nathan. Weißt du, Nathan, sagte er zu mir, daß du jetzt bald dreizehn Jahre alt wirst und dann Tefillin anlegen mußt? Was ist das, Mama?"

Die Mutter wandte sich seufzend ab.

„Was fragst du mich?“ fuhr sie plötzlich auf. „Frage deinen Vater darum.“

„Du weißt es also nicht?“ rief Eugen erstaunt.

Die Frau Ruben Schönmann's begriff, daß sie ihrem Sohne gegenüber zu keiner Lüge ihre Zuflucht nehmen durfte.

„Das sind Riemen von schwarzem Leder,“ sagte sie zögernd, „die sich die Männer während des Gebetes um die linke Hand und den Kopf schnallen —“

„Weiter, Mama!“ forschte der Knabe.

„Weiter weiß ich nichts!“ sagte sie beklommen und stockte.

Eugen blickte ihr starr ins Angesicht.

„Der Mann sprach davon, daß ich jetzt bald mein dreizehntes Jahr erreiche. Was wollte er damit gesagt haben?“

„Um Gottes Willen!“ schrie Ruben's Frau auf und bedeckte sich mit beiden Händen das Antlitz. „Um Gottes Willen, dringe nicht weiter in mich, Eugen, ich kann dir ja nicht antworten!“

Wir haben bisher von Ruben Schönmann's Frau nur wenig gesprochen. Sie galt allgemein, so viel man sie aus ihrer Abgeschlossenheit kannte, für ein still demüthiges Wesen, das willenlos dem Einflusse ihres Mannes hingegeben war. Hätte sie sich sonst die Erziehung ihrer Kinder so aus der Hand spielen lassen? In der „Gasse“ behauptete man, von einem dunkeln Ahnungsdrange getrieben, daß Ruben's Frau, gekränkt, wie sie sein mußte, daß sie ihren eigenen Kindern gegenüber keine „jüdische“ Mutter sein durfte, mit ihrem Manne in häufigem Hader lebe. Dunkle Gerüchte gingen, sie dürfe mit ihren Kindern nicht sprechen, denn sie spreche nicht französisch, und ihr „Deutsch“ sei nicht nach Ruben's Geschmack. Solche Behauptungen entbehrten aber aller Begründung. Rosalie, wie sie Ruben statt des ihm unleidlichen „Rösel“

nannte, hatte sich wohl hie und da schwache Einwendungen gegen das Erziehungssystem ihres Mannes erlaubt; aber sie schienen nicht aus der Fülle eines leidenden Gemüthes zu kommen. Sie sah in ihrem Manne ein Wesen von höherer Einsicht; was er that, das war wohlgethan. Sie kannte wenig von der Welt da draußen; das eng begrenzte Haus, die künstlich geschaffene Stille, die rings um dasselbe lag, that ihrer Neigung wohl. Zudem sah sie sehr wohl ein, wie wenig Recht sie eigentlich habe, die Anordnungen ihres Mannes anzufechten. Stolz und Freude hob ihren Busen, wenn sie auf ihre Kinder, die wie Prinz und Prinzessin einherschritten, niedersah, die so ganz anders sprachen, ganz anders sich benahmen, als die Kinder der Leute in der Gasse. Sie selbst konnte sich oft schwer überreden, daß die Kinder ihr eigenes Blut und Leben wären. Das Fremdartige ihrer Bildung, zu der ihre eigene einen schneidenden Gegensatz bildete, blieb ihr zwar kein Geheimniß; sie ahnte wohl, daß dieses gewaltsame Herausscheiden ihrer Kinder aus der rings um sie herum herrschenden Sitte und Anschauung manche Gefahren für die Zukunft in sich berge; aber sie beschwichtigte jedesmal diesen finstern Gedanken mit dem einen Satze: „Ruben muß das besser wissen, als ich; er war schon draußen in der großen Welt — und die Kinder sind so etwas ganz Anderes geworden . . .“

Rosalie lebte jedoch in einer Selbsttäuschung; sie war unwahr gegen sich selbst, wie es jedes Gemüth ist, das sich unter den bannenden Einfluß eines anderen Willens blindlings begeben hat. Sie hatte sich gleichsam einschläfern lassen — dafür war jedes Erwachen mit jenem eigenthümlichen Gefühle von Dumpfheit verbunden, das nach einem schweren Traume eintritt, dessen zerrissene Fäden die Seele umsonst zu ergänzen sucht.

Ruben's Frau hatte in dem Hause ihrer Eltern eine ganz andere Erziehung genossen, als die sie ihren Kindern geben sah. Die Eltern waren Leute „vom alten Schlage", jede „Bildung" war ihnen ferne. Aber Rosalie fragte sich doch öfters, ob, wenn ihre Eltern noch lebten und die Enkel sähen, die so herrlich gediehen waren, ob ihnen nicht bei aller Freude etwas — fehlen möchte an den Kindern? Ob die alten Leute nicht all' die schimmernde Bildung der Kinder hingeben würden eben für jenes Eine, das ihnen abging?

Als Eugen mit seiner Mutter jene sonderbare Unterredung hatte, die wir früher erzählt haben, war Ruben Schönmann auf einer längeren Geschäftsreise abwesend. Rosalie hatte also Zeit, fern von dem sie bestimmenden Auge ihres Mannes, diesem Erlebnisse nachzuhängen und es mit jener Zähigkeit, die gerade ein willenloses Gemüth in solchen Lagen entwickelt, fest in ihre Seele aufzunehmen. Gespensterhaft schlich ihr nun überall der Gedanke nach: den Kindern fehlt Eines, sie sind nicht so, wie sie sein sollen!

Als Ruben zurückkehrte, fand er seine Frau blaß und abgehärmt; mit seinem scharfen Blicke erkannte er bald, daß sie ein Seelenleiden in sich trug.

Wir kennen den Inhalt des Gespräches zwischen den Eheleuten, das die Knaben aus der Gasse über die Bretterwand hinüber belauscht hatten.

„Ruben, um Gottes Willen!" hatte Rosalie gerufen, „bringe mich nicht noch um den einen Glauben —"

Das Wort war Ruben tief in die Seele gedrungen; er war auf einen solchen Aufschrei der Frau nicht gefaßt, die er längst für beschwichtigt und seinen Grundsätzen anhängend wähnte. Er nannte das anfangs „weibische Narrethei," die sich wieder von selbst beruhigen würde: sie hinge, wie alle

Weiber, an Kleinigkeiten und übersehe das Mittel über den großen Zweck. Aber Ruben war kein harter Mensch; er liebte seine Frau, die Mutter seiner Kinder, aufs Innigste, und nichts lag ferner von ihm, als ihr wehe zu thun.

Seit jenem heftigen Auftritte zwischen ihm und Rosalien war nichts vorgefallen, was den einmal zur Schau gebrachten Riß noch mehr erweitert hätte. Rosalie schwieg und schien gleichgültig geworden. Aber Ruben täuschte sich nicht darüber; hinter der verdrossen gleichgültigen Miene ihres Antlitzes barg sie etwas, das ihn mehr erschreckte, als hätte sie in wilder Heftigkeit sich ihm widersetzt. Er sah Thränen, die sie nicht geweint hatte, und ihr übernächtig verstörtes Aussehen belehrte ihn, daß sie nicht ruhig war.

„Rosalie," sagte er eines Morgens zu ihr, während sie gerade das Gebetbuch, das sie jetzt häufiger als sonst zu Hilfe nahm, mit einem andächtigen Kusse schloß, „Rosalie, ich will dir's zu Gefallen thun. Ich werde das Kind, wenn du es verlangst, an seinem dreizehnten Geburtstage in der Synagoge „aufrufen" lassen. Nun sei aber zufrieden!"

Unter diesem „Aufrufen" verstand Ruben die bekannte Ceremonie, der sich die Knaben an ihrem dreizehnten Geburtstage zu unterziehen haben. Der Knabe wird am Sabbat von dem Vorbeter mit seinem und seines Vaters Vornamen vor die aufgerollte „Thora" gerufen und spricht zwei Benedictionen über das offen liegende Gotteswort aus. Hierdurch empfängt er gleichsam die Weihe des Mannes, der im Vollbesitze seiner geistigen und körperlichen Kraft fähig ist, nach den altüberkommenen „Gesetzen und Vorschriften" zu leben — er wird mit einem Worte ein „Bar Mitzwah."

„Ruben!" flüsterte Rosalie und legte beide Arme um seinen Hals und weinte bitterlich.

„Macht dich das glücklich, Rosalie?“ fragte Ruben. „Was weinst du?“

Rosalie versuchte zu lächeln; aber es war wie ein Sonnenstrahl, der plötzlich hinter Regenwolken wieder verschwindet.

„Ich freue mich ja, Ruben,“ sagte sie gepreßt . . . „wenn es nur früher geschehen wäre!“

„Früher, wie meinst du das?“ forschte Ruben.

Rosalie hatte keine Antwort darauf.

Noch an demselben Tage schickte Rosalie nach einem Lehrer in der Gasse; er sollte den Knaben für den dreizehnten Geburtstag vorbereiten. Ruben ließ seine Frau gewähren; er schien für eine Weile sich jedes Einspruchs in ihre Verfügungen entäußert zu haben, um mit einem Gefühle von Neugier zuzusehen, wie weit Rosalie die festgewurzelte Macht seines Willens und die Grundsätze, nach denen die Kinder erzogen wurden, erschüttern könne.

Der Lehrer aus der „Gasse“ schüttelte verwundert den Kopf, da er fand, daß Eugen auch nicht die leiseste Kenntniß von dem hatte, wozu er ihm die Anleitung geben sollte. Schamvoll bedeckte er sein Angesicht. — Eugen kannte nicht einmal die heiligen Zeichen jener Sprache, deren Laute er doch vor dem Buche Gottes aussprechen sollte. Vierjährige Kinder in der Gemeinde übertrafen den beinahe dreizehnjährigen Knaben in diesem Punkte des Wissens. Rosalie bemerkte mit einer Art Grauen, wie es um ihren Sohn stand. Sie ermunterte den Lehrer und versprach ihm reichlichen Lohn; aber er schüttelte den Kopf. „Im dreizehnten Jahre fängt man das nicht mehr an,“ lächelte er trübselig, und er täuschte sich darüber nicht. Einen so hellen Kopf der schöne Knabe für alle andern Wissenszweige mitbrachte — für diesen einen, der auf einem ihm gänzlich entfremdeten Boden und Stamme wurzelte,

zeigte er kein Verständniß. Diese Zeichen und Laute, die ihn so heimathlich traut hätten begrüßen sollen, blickten ihn kraus und verworrrn an; nur mit äußerster Anstrengung prägte er sich Sinn und Bedeutung derselben ein. Verdrossen folgte er der Anleitung des Lehrers; der Kopf schmerzte ihn und eine Art Stumpfsinn hatte sich über sein offenes Antlitz gebreitet, wenn ihn der Lehrer verließ.

Nach einigen Monaten erklärte endlich der Lehrer den Knaben insoweit vorbereitet, daß man denselben mit einiger Beruhigung an einem der nächsten Sabbate in die Synagoge einführen könnte.

Ruben's Frau sah diesem Tage nicht freudig bewegt entgegen. Sonst bildet die Aufnahme in den Bund der Gemeinde für jeden Knaben eine weiße Säule in dessen Leben; nach diesem Tage blickt er zurück, denn er bleibt lebendig und unverwischbar in seiner Seele. Was war er für ihren Sohn? Wenn sie auf seine verdrossen stumpfsinnige Miene sah, wußte sie es sehr klar . .

Am frühen Morgen des Sabbats, an welchem Eugen seinen dreizehnten Geburtstag feierte, sagte Ruben, bevor er zur Synagoge ging: „Rosalie! Ich bringe dir heute ein Opfer, und du weißt nicht, wie groß es ist! Aber ich habe es nicht sehen können, daß du im Stillen Thränen vergossen hast. Du wirst es später begreifen .... und da wird es zu spät sein. Denk' an mich, Rosalie!"

Rosalie selbst begleitete ihren Sohn nicht zur Synagoge, wie das jede andere Mutter gethan hätte, die diesen Tag ihres Kindes auch für ihr Leben dankbar aufzeichnet; sie fürchtete sich ...

Auf dem Wege zum Gotteshause sagte Eugen, dessen Miene seltsam verstört aussah:

„Papa, mir ist sehr bange!“

„Wovor?“ lachte Ruben auf, indem er mit einer nicht mißzuverstehenden Bewegung nach der Synagoge zeigte. „Du wirst doch vor denen dort keine Furcht haben!“

Aber als der Knabe an der Hand seines Vaters in das weite Haus eintrat, in das ihn in frühester Kindheit Ruben nur „zum Spaß“ einige Male mitgenommen, da überfiel ihn ein Grauen und auf sein holdes Angesicht trat die Farbe des Schrecks. Alle diese Leute, die dichtgedrängt Kopf an Kopf neben einander standen, so viele Augen, die sich neugierig auf ihn richteten, das verworrene Brausen durcheinanderschreiender Stimmen, die sich gleichsam das Recht streitig machten, wer von ihnen zuerst gehört werden könnte, all' das zusammen und der Gedanke, daß er hier an dieser Stelle zur Prüfung berufen sei, verwirrte den Knaben und machte ihn in den tiefsten Fibern seiner Seele erbeben.

„Fürchte dich nicht, Eugen,“ raunte Ruben ihm zu; „das Alles ist ja nur zum Spaß.“

Endlich ward Eugen „aufgerufen.“ In diesem Augenblicke trat eine lautlose Stille in der weiten Synagoge ein; Jeder hielt den Athemzug an sich. Seiner Sinne unmächtig, mit wankenden Schritten, ging der Knabe durch die Reihen der Beter; ohne klares Bewußtsein trat er vor die aufgeschlagene Pergamentrolle der heiligen Lehre. Unsicher begann er die Eingangsworte des Segenspruches; den übrigen Theil desselben stammelte er verworren, so daß der Vorbeter ihn ergänzen mußte.

Der Sohn Ruben Schönman's hatte seinen Eintritt in den Bund der Gemeinde unglücklich bestanden.

Als er jetzt wieder durch die Reihen der Beter ging, war es, als ob er durch die Ruthen eines Strafgerichtes hindurchschritte. Zischeln und Kichern, höhnisch verzerrte Gesichter um-

gaben den unglücklichen Knaben von allen Seiten. Ruben empfing ihn aber mit einem triumphirenden Lächeln auf den Lippen, als käme er aus einem glänzenden Kampfe.

In diesem Augenblicke ließ sich in Ruben's Nähe eine Stimme vernehmen, die grollend rief:

„So soll es Allen ergehen, die sich aus Gott einen Spaß machen. Es wird aber noch ärger kommen."

Der arme Knabe hatte diese Worte wohl vernommen; sie erfüllten ihn mit kaltem Entsetzen. Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, mußte er sich umdrehen — und Todesschauer durchrieselte ihn. Er erkannte den alten, finsteren Mann, der ihn vor einigen Wochen vor der Thüre des Pfarrhauses angesprochen hatte.

Ruben blickte ebenfalls nach der Seite hin, woher diese Drohung gekommen. Statt aller Antwort, die sich ihm bereits zornig auf die Lippen drängte, hob er den Knaben zu sich auf und küßte ihn.

Hoch aufgerichteten Hauptes verließ er dann, Eugen an der Hand führend, die Synagoge.

Was Ruben's Sohne an diesem Sabbat widerfuhr, das war schon hundert und tausend anderen Knaben seines Alters widerfahren, nur unter ganz verschiedenen Umständen. Bei diesen hatte man kindliche Befangenheit in Anschlag gebracht und milde Schonung angedeihen lassen. Ruben's Sohn hatte kein Recht, geschont zu werden. Das sah Rosalie klar ein, als ihr Mann lachenden Mundes ihr das Vorgefallene mittheilte. Ihr war damit eine unsagbare Hoffnung zerschlagen worden; dennoch begriff sie sehr gut, daß Ruben, wie sie ihn kannte,

etzt weniger als je geneigt sein werde, in seinen „Grundsätzen"
nachgiebiger sich zu zeigen. Dennoch glaubte sie es dem Kinde
chuldig zu sein, es wegen seines Muthes zu loben und ihm
das Ueberstandene von der heitersten Seite vorzustellen. Ihr
Herz war aber traurig, und, ihrem Manne unhörbar, flüsterte
ie dem Kinde ins Ohr: „Mach' dir nichts daraus, mein goldner
Eugen! Du kannst ja nichts dafür!" —

Noch in der Nacht desselben Tages erkrankte Eugen unter
h r bedenklichen Anzeichen. —

Das Kind gehörte zu jenen feingearteten Naturen, über
die ein erlebter Schreck, eben weil sie mit zu großer Absichtlich-
eit vor jeder rauheren Berührung der Außenwelt behütet wor-
den sind, eine desto verheerendere Gewalt ausübt.

Aus den irren Reden des Kindes, das im heftigen Fieber
ag, ging mit Bestimmtheit hervor, daß es sich noch immer in
der Synagoge wähnte. Seine Einbildungskraft war unter der
Herrschaft dieser einen Vorstellung. Zwischen Wimmern und
heftigem Aufschreien der Furcht wiederholte es zuweilen die An-
angsworte der Segensformel, die er in dem Bethause zu
prechen hatte, dann stockte es und griff mit den Händen in
das Leere, als wollte es eine drohende Gefahr von sich ferne
halten.

Gegen Morgen ward das Kind ruhiger; der herbeigerufene
Arzt wollte jedoch trotz alles Drängens keinen tröstlichen Be-
cheid geben. Der Zustand des Knaben war übrigens verän-
derlich; bald tobte er in den wildesten Vorstellungen, die ein
rhitztes Gehirn aus sich erzeugt, bald trat Klarheit aller Sinne
in, worauf er dann gewöhnlich nach der Mutter begehrte, um
hr . . Minuten lang in die Augen zu sehen. Gegen den
Vater zeigte er eine unerklärliche Nichtachtung, ja Abneigung!

Sonderbar! So Besorgniß erregend der Zustand Eugen's

war — zwischen den Eltern wurde kein Wort, das auf ihre Befürchtungen nur entfernt Bezug nahm, ausgetauscht. Als hätten sie es verabredet, drängte jeder von Beiden ein Wort zurück, das ihnen bereits mit schneidiger Schärfe auf den Lippen saß: Wer hatte den Zustand des Kindes verschuldet?

Inzwischen wühlte die Krankheit immer tiefer an dem Lebensbaume des armen Knaben.

Am achten Tage — es war wieder Sabbat — erwachte das Kind aus einem unruhigen Schlummer. Nur Rosalie befand sich an seinem Bette; da richtete sich das Kind mit Anstrengung aller seiner Kräfte in die Höhe und umfaßte mit beiden Händen die Mutter, die sich zu ihm geneigt hatte.

„Mutter!" flüsterte es ihr mit schwacher Stimme ins Ohr, „wenn ich wieder gesund werde, sollst du sehen, wie „fromm" ich sein werde. Du mußt den Lehrer gleich bestellen."

Das waren die letzten hellen Worte, die der Knabe sprach; von da an lag es bis zum dreizehnten Tage besinnungslos, nur abgerissene Worte stammelnd, die noch immer darauf hindeuteten, daß das in der Synagoge Erlebte seine bannende Gewalt nicht verloren hatte. Um die Abenddämmerung dieses Tages begann das Kind mit einem Male in jenem singenden Tone der dem Bethause angehört, die Eingangsworte der Segensformel vor der Thorarolle, aber noch ehe es den Satz geendet, sank es zurück und hatte seine Seele ausgehaucht.

Laut aufschreiend erkannte Rosalie, daß ihr Kind todt sei!

Der entsetzliche Schlag, der das Haus so recht in seinem Schönsten und Hoffnungsvollsten getroffen, wiederhallte schmerzlich in allen Gemüthern der Gasse. Nur wenige Stimmen verirrten sich so weit, den Tod des Kindes als ein Zorngericht zu bezeichnen, auf das die Worte des Zehngebotes von der Schuld der Väter seine Anwendung fand. Wann hätte sich

menschliche Kurzsichtigkeit in so schweren Heimsuchungen nicht berufen geglaubt, mit ihrem Maßstabe die schwer zu erfassenden Wege des Verhängnisses zu messen?

Auf Ruben und dessen Frau übte der so unerwartet rasche Heimgang ihres einzigen Sohnes eine verschiedene Wirkung. Während Rosalie stumm und starr an der Leiche des geliebten Kindes saß, keiner Thräne fähig, um das Entsetzliche zu künden, das über sie hereingebrochen, geberdete sich Ruben wie Einer, dem ein himmelanschreiendes Unrecht angethan worden. Auch er fand keine Thräne . . sein Schmerz hatte etwas von grimmigem Zorne an sich. Wie ein Trunkener schwankte er durch die Zimmer seines weiten Hauses; das Gleichgewicht seiner Seele war gestört. Zwischen dunkeln Verwünschungen brachen sich nur zuweilen sanfte Klagen um das Geschick seines Kindes Bahn. Für Rosalie hatte er kein Wort des Trostes; wenn er in ihre Nähe kam, drängte es ihn wie mit unsichtbarer Gewalt von ihr zurück. Fürchtete er, daß sie sprechen könnte? Das erste Wort, das zuerst über ihre starren und zusammengepreßten Lippen kam, mußte einen entsetzlichen Zwiespalt ans Licht bringen.

Am dritten Tage wurde das Kind begraben.

Erst als man die Leiche aus dem Hause trug, erwachte Rosalie aus der bisherigen Stumpfheit ihres Schmerzes. Ihr Jammer machte alle Herzen erschüttern; stumm und gebeugt schritt Ruben hinter dem Sarge einher. Er war in drei Tagen ein alter Mann geworden.

Auf dem Friedhofe ließ Ruben an sich alle jene Gebräuche vollziehen, wie sie tausendjährige Sitte für die Trauernden vorschreibt. Einer der Todtengräber schnitt mit einem stumpfen Messer in Ruben's Rock einen tiefen Riß, wohl als Sinnbild dessen, wie es in der Seele des seines Kindes beraubten Vaters

aussah! Auch sprach Ruben das übliche Gebet für die Todten, den „Kadisch“ — es war das Letzte, was er seinem todten Knaben nachschickte.

Als sich die Leute zum Heimgehen wandten, blieb Ruben noch eine Weile neben dem eben geschlossenen Grabe stehen. Sein Eugen sollte da drin liegen? Ein heftiger Thränenstrom brach ihm aus den Augen; mitleidig nahmen ihn einige der Nahestehenden beim Arme und führten den heftig sich Sträubenden von dem Platze hinweg.

Wenige Schritte vom Friedhof wandte er sich noch einmal um. Der ganze „gute Ort“ mit seinen einfachen Steinmalen und Gras überwachsenen Gräbern lag vor ihm; Eugen's Ruhestätte war deutlich sichtbar. Sie lag auf einer Erhöhung und konnte schon aus der Ferne wahrgenommen werden.

„Dein Grab soll auch bald ganz anders aussehen, mein armes Kind, verlass' dich darauf,“ sprach er, die Augen gegen den Friedhof gerichtet. „Mein Kind muß besser gebettet sein.“

Die Leute, die an Ruben's Seite gingen, schüttelten den Kopf zu diesem Selbstgespräch; sie wußten nicht, was sie davon halten sollten.

In der Gasse erzählte man es sich als etwas Unerhörtes welche merkwürdige Veränderung mit Ruben seit dem Tode seines Kindes vorgegangen sei. Er hielt die siebentägige Trauer um den Gestorbenen, während welcher Zeit er sich nicht aus dem Hause entfernte, und saß nach dem alten Brauche auf einem niedern Fußschemel. Am Morgen und Abend erschienen Leute aus der Gasse, um die Gebete daselbst zu verrichten, und Ruben sprach jedesmal das übliche Gebet um das Seelenheil der Todten. Auch brannte das Licht, das nun durch dreißig Tage nicht mehr verlöschen sollte. — Ein Hauch jenes Lebens, das diesem Hause schon so lange entfremdet war, schien es wieder

zu durchwehen, und vielleicht war dies die Ursache, daß sich Rosalie allmälig ermannte und eine gewisse Ruhe über sie gekommen war.

Am Morgen des ersten Tages nach der siebentägigen Trauer kleidete sich Ruben mit einer gewissen Hast an, die Rosalien auffiel. Sie fragte ihn, wohin er wolle.

„Willst du mir einen Gruß mitgeben?" rief er, und seine Stimme zitterte.

„Ich versteh' dich nicht, Ruben!" sagte die Frau.

„Ich geh' zu Eugen, zu meinem Eugen . . ." rief er, und die Sprache des kräftigen Mannes klang fast wie das Weinen eines Kindes.

Rosalie blickte mit weit geöffneten Augen ihren Mann an. Das war eine gar seltsame Rede.

„Ich hab' ihm versprochen," fuhr er in demselben Tone fort, „sein Grab schöner zu machen. Mein Kind soll etwas Besonderes haben . . . nichts als Erde liegt auf dem armen Kinde . . . ich will's ihm ein wenig leichter machen."

„Was redest du, Ruben?" rief Rosalie ängstlich, „was geht dir da durch den Sinn?"

„Ich gehe zu meinem Eugen!" wiederholte er, und griff nach der Thürklinke.

„Wer geht denn im Sterbejahre auf den guten „Ort?" rief Rosalie und legte ihre Hand abwehrend auf Ruben's Arm. „Man darf ja nicht."

„Wer darf nicht?" schrie Ruben mit unheimlich funkelnden Augen; die frühere Milde seiner Stimme schien in ihr grades Gegentheil verwandelt. „Wer darf nicht?" schrie er. „Ich nicht oder du? Wer verbietet es mir, wer kann es mir verwehren? Bin ich nicht Ruben und bist du nicht mein Weib?"

„Es ist nicht der Brauch, Ruben!“ wimmerte Rosalie durch diesen heftigen Aufschrei im Innersten erschreckt.

„Wer darf mir das verbieten?“ rief er dagegen. „Vielleicht die da unten?“

Er streckte den Arm aus und wies mit dem Finger nach der Gasse.

Rosalie wich entsetzt zurück. Solch' eine Miene von Hohn und Haß hatte sie noch auf keinem Menschenantlitze gesehen. Ohne ein weiteres Wort war Ruben fortgeeilt.

Er schlug mit hastigen Schritten den Weg zum „guten Ort“ ein, mit einem Gefühle freudiger Erwartung, als ginge er einem heitern Besuche entgegen, hart neben dem Gram und der Verbitterung im Herzen!

Ehe er den Friedhof betrat, ging er zu einem in der Nähe wohnenden Gärtner. In dem Treibhause desselben suchte er unter den Blumen und Sträuchern blühende Rosen namentlich und weißleuchtende Lilienstöcke aus. Der Gärtner schaute ganz verwundert darein, als er den Ort vernahm, wohin ihn Ruben bestellte; er sollte damit Eugen's Grab schmücken. Noch nie war ein solches Verlangen von den Leuten in der „Gasse“ an ihn gerichtet worden . . .

Erst gegen Mittag kehrte Ruben in sein Haus zurück; sein Antlitz trug den Ausdruck eines gewissen Befriedigtseins.

„Du solltest nur sehen, Rosalie,“ rief er beinahe lustig, „wie schön jetzt dein Kind da draußen liegt. Nichts als Blumen, Rosen und Lilien wachsen aus dem Grabe heraus. Es wird Einem ganz wohl ums Herz, wenn man hinsieht, wie gut ich das Kind jetzt gebettet habe. Das sollst du sehen, Rosalie.“

„Das hast du gethan, Ruben?“ unterbrach sie ihn.

„Ich habe es ihm ja versprochen!“ sagte er milde. „Wa=

rum soll das Kind nicht noch in seiner letzten Ruhestätte von den Eltern geehrt und geschmückt werden? War das Kind nicht auch die Blume unseres ganzen Lebens? Hat es nicht dich und mich geschmückt? Sage, wie anders kannst du dich bei ihm bedanken? Verdient das Kind gar nichts dafür?"

Rosalie legte weinend den Kopf auf den Tisch; der Ton dieses sonst so willenskräftigen Mannes, der in so milden Worten die ganze Lieblichkeit und Anmuth ihres todten Knaben heraufbeschwor, er, der selbst so gebeugt nur nach dem Troste rang, wie er noch jetzt eine Pflicht gegen das Kind erfülle, all' das stellte sich vor ihren Geist.

„Man darf ja nicht —" schluchzte sie.

„Was darf man nicht?" fragte Ruben bebend.

Rosalie konnte nichts erwidern. War es, daß ihr der neuerwachte Schmerz kein Wort gestattete, oder daß sie ihren Mann zu reizen fürchtete.

„Rosalie," sagte Ruben sanft und liebreich, indem er die Schulter seiner Frau leise berührte, „du sprichst immer vom Nichtdürfen! Dein zweites Wort ist stets: Das darf man, das darf man nicht! Bin ich denn in einem Kerker, den ringsherum eiserne Gitter und Wächter mit aufgesteckten Spießen umgeben? Warum soll ich nicht können, was ich will?"

Rosalie schüttelte aber den Kopf, und erst nach einer Weile sagte sie:

„Damit komme mir nicht. Meine und deine Eltern haben auch nicht gethan . . . was man nicht thun darf. Soll ich mich für etwas Besseres halten, als sie waren? Eher bin ich schlechter."

Ruben brach ab; er fühlte, daß er die grimmige Erregtheit nicht würde bemeistern können, die sich ihm mit aller Gewalt auf die Lippen drängte. Er ließ diesen Gegenstand auch fallen

und es trat die seltsame Erscheinung ein, daß die Eheleute von dem, was doch all' ihr Denken und Sinnen ausfüllte, aus Scheu einander nicht zu verstehen, zu reden unterließen.

Von nun an war Ruben's täglicher Gang, nach den Blumen auf dem Grabe seines Kindes zu sehen. Gedrückt und gebeugt ging er gewöhnlich aus dem Hause, wenn er aber heimkehrte, leuchtete aus seinem Auge ein Strahl von Freude, der selbst Rosalien wohl that. Die Blumen, die er der Obhut des Gärtners anvertraut hatte, gediehen ja so schön in dem Boden, der mit dem Staube seines Kindes gemengt war! Wie dufteten die Rosen, wie leuchteten schon aus der Ferne die weißen Lilien!

Eines Tages legte er bei seiner Heimkunft eine frisch gebrochene Rosenknospe vor seine Frau hin.

„Die kommt von da draußen!“ sagte er.

Rosalie aber zuckte zusammen — und berührte die Blume nicht. —

Fortan schien Ruben's Gedankenwelt sich nur in dem einen Kreise zu bewegen, der um den „guten Ort“ sich zog. Alle andere Art von Thätigkeit schien er gewaltsam von sich fern halten zu wollen. Nur mit Mühe faßte er den Entschluß, eine unaufschiebbare Geschäftsreise anzutreten, die nach seinen eignen Worten sich gewinnbringend gestalten mußte . . Er haßte die leiseste Berührung mit seiner gewohnten Beschäftigung; er wollte nichts als der Hüter des Grabes sein, in welchem sein Kind ruhte.

Am Tage seiner Heimkunft, noch ermüdet von den Anstrengungen der Reise, wies er jede Erquickung von Speise und Trank zurück, und wollte zuvor seinem Knaben den lang entbehrten Besuch abstatten. Auf der Treppe begegnete er dem Gärtner, dem er die Obhut des Grabes übertragen hatte. Der

Mann brachte eine Meldung, wie sie in Ruben's Lage nicht entsetzlicher klingen konnte.

Als er heute früh, berichtete der Gärtner, auf den Friedhof gekommen, um die Blumen zu begießen, . . da wären die Blumen verschwunden gewesen; ruchlose Hände hätten sie aus dem Boden gerissen . . es sei zum Erbarmen, wie die armen Rosen und Lilien entwurzelt auf der Erde rings herum lagen Nun komme er fragen, was er zu thun habe.

Eine Weile starrte Ruben mit gläsernen Augen dem Manne ins Angesicht; dann aber rang sich ihm ein Schrei aus der Brust, wie ihn nur thierische Wildheit auszustoßen vermag.

„Hülfe, Hülfe!" schrie er und seine Hände klammerten sich um den einen Arm des Gärtners.

„Wer hat mir das gethan?" keuchte er mühsam aus der zum Zerspringen vollen Brust. „Wo ist der, der mir das gethan hat?"

Der Gärtner erzählte, der Frevel müsse gestern geschehen sein, da wären Leute auf dem Friedhofe gewesen, die hätten eine Leiche zu Grabe bestattet . . von denen müsse es ausgegangen sein.

„Hülfe! Hülfe!" schrie wieder Ruben. „Wer hat mir das gethan?"

Er rannte die Treppe hinauf und riß die Thüre auf.

„Hast du schon gehört, Rosalie," rief er, „was die da unten an unserem Kinde begangen haben? Weib, hast du's gehört?"

So sinnenverwirrt war Ruben in diesem Augenblicke, daß er nicht bemerkte, er habe in die leere Luft seinen Verzweiflungsruf gestoßen, denn Rosalie befand sich nicht im Zimmer. Erst

jetzt öffnete sie, aufgeschreckt durch die entsetzensvollen Laute, eine andere Thüre.

„Hülfe, Hülfe!" schrie er, als er jetzt ihrer ansichtig wurde, und nun fiel er kraftlos, wie ein vom jähen Schlag Getroffener, auf einen Stuhl neben der Thüre nieder.

Rosalie glaubte wirklich, ein ähnlicher krankhafter Anfall habe ihren Mann überkommen. Sie stürzte zu ihm und richtete sein Haupt auf; sein Angesicht war jetzt erdfahl wie das eines Todten, nur die Lippen bewegten sich und die Brust rang in fürchterlichem Kampfe nach Athem. Sie selbst schrie jetzt um Hülfe; da schlug er die Augen auf.

Zwei Thränen drängten sich langsam daraus hervor; sie kündeten, daß der Grimm seines Schmerzes gebrochen war. Mit wirren Blicken sah er seiner Frau in das erschreckte Angesicht; erst allmälig schien er die Fassungskraft zu erlangen.

„Hast du's schon gehört, Rosalie?" fragte er schwach.

Rosalie schüttelte verneinend den Kopf.

„Wie kommt das?" meinte er, „du hast wirklich nichts gehört?"

Rosalie hatte nicht den Muth noch einmal zu verneinen.

Da richtete er sich in dem Stuhle auf; sein Antlitz hatte wieder die Farbe innerer Erregtheit angenommen.

„Weib!" rief er und umfaßte mit einer Kraft, die man seinem jetzigen Zustande nicht zugetraut hätte, Rosalien's Arm. „Weib, ich will dir etwas vertrauen! Wir können in dem Orte da nicht länger verweilen . . . Rings um uns herum lauern Feinde, die uns den Löffel Wasser vergiften könnten; das Kind im Mutterleib schon ist unser Feind! Alle sind gegen uns verschworen! Keiner hat Erbarmen mit uns! Nicht einmal das Kind in seinem Grabe ist vor ihnen sicher!"

„Um Gottes Willen, sei doch ruhig, Ruben!" bat Rosalie.

„Ausgerissen haben sie Alles!“ rief Ruben in immer höher steigender Erregung. „Alles herausgerissen, mit der Wurzel heraus; nicht die kleinste Blume haben sie stehen lassen, die Unmenschen! Die Räuber und Tiger! Was hat ihnen denn mein armer Knabe gethan?“

Umsonst bat ihn Rosalie, sich doch zu mäßigen, er möge doch bedenken, wie sehr er seine Gesundheit gefährde. Er aber mochte in der unnatürlichen Stimmung, die alle seine Seelenkräfte unterjochte, etwas ganz anderes aus dem Munde seiner Frau vernommen haben.

„Wenn ein Hund an der Kette liegt,“ schrie er und stieß Rosalien von sich, „dann ist er ein Spielzeug aller Jungen in der Gasse, und ich liege an einer solchen Kette.“

Rosalie begriff erst jetzt vollkommen ihren Mann.

„Habe ich dir es nicht gesagt,“ rief sie am ganzen Leibe bebend, „daß man's nicht thun darf . . . daß es eine Sünde ist . . .“

„So?“ lachte er laut auf. „Das wäre eine Sünde an Gott, wenn ich meinem todten Kinde zum Schmucke ein paar Blumenstöckchen auf sein Grab einpflanze? Gott läßt die Blumen überall wachsen und überkleidet selbst das schlechteste Grab mit grünem Grase . . . und ich sollte nicht mit meinem Willen etliche Rosen und Lilien meinem Knaben auf sein letztes Bett mitgeben dürfen . . . weil's die da unten nicht wollen?“

„Laß das Kind in Ruhe,“ sagte Rosalie beschwichtigend, „es ist todt. Mit allen Blumen in der Welt kannst du es doch nicht erwecken. Was willst du also?“

„Du bist also auch gegen mich?“ höhnte Ruben, „gehörst also auch zu meinen Feinden? Richtig! ich hätte es bald vergessen, und es ist gut, daß du mich daran erinnerst. Du bist

ja diejenige gewesen, die zu mir gesagt: Das darf man nicht thun. Nicht wahr, du Fromme, das bist du gewesen?"

„Und ich sage dir's selbst jetzt, wo mir das Herz bricht wegen deines Kummers," rief Rosalie, unbeirrt von dem lieblosen Hohne ihres Mannes. „Warum hast du mir nicht gefolgt? . . ."

Wie von einem plötzlichen Blitze durchzuckt, unterbrach sich Rosalie; aber auch Ruben fuhr erschreckt zusammen. Beide, Mann und Frau, mochten es empfinden, daß sie an einem Wendepunkte ihres Lebens standen, daß sie im Begriffe waren, den in ihnen wurzelnden Widerstreit in Vorwürfen und bitteren Reden offen ans Licht treten zu lassen. Wer aber sieht das Ende voraus, wenn der Brand erst die Blätterkronen einiger Bäume im Walde ergriffen hat? . .

Eine plötzliche Stille war eingetreten. Ruben rang sichtbar unter der Gewalt eines inneren Kampfes; Rosalie hatte sich nach der Thüre gewendet, als bereite sie sich für den Augenblick, der ihr jetzt bevorstehe, zur Flucht.

„So!" sagte er schneidend und gedehnt, „ich hätte dir also folgen sollen, und wäre dabei gut gefahren? Das meinst du doch damit, du Fromme? Hätte ich nicht, wenn's nach deinem Willen gegangen wäre, mich vor den Leuten demüthigen und mürbe wie Zunder zeigen und ihnen zurufen sollen: Leut', ich bin bis jetzt ein schlechter Jude gewesen; macht mit mir, was ihr wollt, geht über meinen Leib in die Synagoge, zerfleischt mich mit Peitschenhieben . . . denn ich habe es verdient . . ."

Beide Hände auf das hochschlagende Herz gepreßt erwiderte Rosalie:

„Das habe ich weder gewollt, noch gesagt. Keine Frau sieht gerne, wenn ihr Mann klein gemacht wird vor den

Leuten . . . oder sich gar selbst vor ihnen klein macht. Etwas anderes ist das . . . vor Gott!"

„Ich verstehe dich, Rosalie, ich verstehe dich gut!" rief Ruben, wie triumphirend. „Ich lese in deiner Seele einen Gedanken . . . ich habe ihn d'rin am Todestage unseres Kindes gelesen. Du meinst . . . ich hätte den Tod unseres Knaben auf mir . . . ich hätte ihn verschuldet? . . ."

„Um Gottes Willen, schweig', schweig'!" schrie Rosalie. „Misch' Gott nicht in unser Unglück ein. Vielleicht tragen wir Beide die Schuld; versündigen wir uns nicht noch mehr!"

„Da hört man, was die da unten in dich hineingeschrieen haben; denn grade so hallt es wieder aus dir heraus!" meinte Ruben kalt. „Die da unten werden dir noch mehr einreden. Was erlebt man nicht Alles . . . wenn man in der „Gasse" alt wird!"

„Kein Mensch hat mit mir gesprochen," sagte Rosalie, „und ich habe mit keinem Menschen gesprochen. Was ich dir da sage, das ist mir wie ein Licht aufgegangen am Krankenbette unseres Kindes! Bis dahin ist stockfinstere Nacht um mich gewesen. Aber fünf Tage vor seinem Tode, da hat das Kind seine Arme um meinen Hals geschlungen und hat mir ins Ohr geflüstert: „Mutter, wenn ich wieder gesund werde, dann will ich ganz gewiß sehr fromm sein!" Das hat das Kind gesagt. Seitdem . . ."

Rosalie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Ueber Ruben's Antlitz fuhr es in diesem Augenblicke wie ein lichter Himmelsstrahl; die eigenen Worte des Kindes nahmen für ihn Leben an . . Er fühlte sich davon seltsam bewegt, sie klangen ihm wie ein Gruß aus der andern Welt; aber diese Regung verstummte sogleich wieder vor der Verbitterung seiner Seele.

„Die da unten," sagte er rauh, „hatten das Kind gleich

am ersten Tage, wo es unter sie trat, so erschreckt gehabt bis in die innerste Seele hinein ... daß es auf solche Reden verfallen mußte. Gesetzt den Fall, ich hätte mich durch deine Thränen nicht erweichen lassen, hätte dir nicht den Gefallen erwiesen, das Kind „Bar Mitzwah" werden zu lassen; gesetzt, ich hätte mit dem Kinde überhaupt eine andere Bestimmung vorgehabt ... wäre ihm eine solche Rede gar in den Sinn gekommen?"

„Ruben, ich bitte dich," rief Rosalie, indem sie flehend ihre Hände gegen ihn erhob, „red' nicht so! Aus dem Kinde hat Gottes Stimme gesprochen."

„Habe ich ihn zu einem Räuber und Mörder erziehen wollen?" schrie er dagegen. „Ist das eine Sünde, wenn ich ihn nicht so haben wollte, wie die da unten?"

„Höre mich an, Ruben!" sagte sie nach einer langen Weile, indem sie zu ihrem Manne näher trat. Ihr sonst blasses Angesicht war von einer feinen Röthe bedeckt und ihre Stimme zitterte nur wenig. „Höre mich an! In der Stille meines Kummers und in der Verzagtheit meines Herzens, da ist mir Manches licht und klar geworden, was mir früher finster und bedeckt war, weil ich darüber nicht nachgedacht habe. Wozu hätte ich nachdenken sollen? Du warst ja mein Denker, und was du gethan hast, das habe ich für gut gehalten. Ich habe noch mehr gethan ... ich ließ dich zu viel für mich denken, und das ist leider Gottes meine größte Schuld."

„Weib!" unterbrach sie Ruben mit einer heftigen Geberde.

„Laß mich reden!" sagte sie hoch aufgerichtet. „Du kränkst dich, daß dir die da „unten," wie du sagst, die Leute in der Gasse, die einzige Freude, die du deinem Kinde noch hast bereiten wollen, so grausam aus der Erde gerissen haben. Bruderliebe und Schonung verlangst du also von Leuten, die du

tausendmal mehr gekränkt und mit den Füßen gestoßen hast, als sie dich beleidigt und gekränkt haben! Wer bist du? Ein Einzelner. Wer sind sie? Hunderte und Tausende. Du, der Einzelne, hältst dich nicht zu ihnen; dich freut nicht, was sie erfreut, dich betrübt nicht, was sie betrübt. Du hast dir ein eigenes Herz für sie angeschafft. Und wenn diese Hunderte und Tausende sagen: das darf man und das darf man nicht, so hat dich dieses Herz angetrieben, grade das Gegentheil zu thun. Gehörst du nicht zu ihnen? Hat dich keine jüdische Mutter gesäugt? Bist du vornehmer? Und wenn du aus königlichem Geblüte wärest, so meine ich, darfst du auch nicht schänden und entweihen, was ihnen da unten heilig ist! Nicht mit einem leisen Wörtchen darfst du sie kränken ... Und das hat ja mein armes Kind gemeint, wie es kurz vor seinem Tode versprochen hat, es wolle, wenn es wieder gesund wird, recht sehr fromm werden .. Damit hat es sagen wollen: Das Erste, was ich nach meiner Krankheit mache, ist, daß ich wieder gehöre zu denen, die ... da unten sind, zu meinen Brüdern und Schwestern! Ich will lernen, was sie lernen; ich will nichts anderes sein, als was sie sind. Das, glaube mir, hat das Kind unter seinem Frommwerden gemeint ... Wenn du aber eine andere Bestimmung mit ihm vorgehabt hast, Ruben ... dann sage ich dir, hat Gott besser gethan, uns das Kind zu nehmen ... bevor ..."

„Rosalie!" unterbrach sie Ruben.

„Wenigstens mir!" rief sie mit verlöschender Stimme, und sank dann laut schluchzend neben dem Tische nieder. Auch Ruben weinte.

„Rosalie!" sagte er nach einer bangen Weile, und stand auf. „Ich sehe erst jetzt, was der Tod für ein gewaltiger Gebieter und Herr ist. Er nimmt den Eltern nicht nur das ge=

liebte Kind ... und trennt es von ihnen ... er trennt und scheidet auch die lebenden ... Eltern!"

„Ich kann nicht anders, Ruben!" schluchzte Rosalie, „ich kann nicht anders."

Ruben warf noch einen langen, vielsprechenden Blick auf die in ihrem Jammer daliegende Frau; dann ging er zur Stube hinaus.

Ruben hatte die Blumen auf dem „guten Ort," wo sein Knabe lag, nicht wieder erneuern lassen; auch unternahm er keinen Schritt, um sich von „seinen Feinden" für den begangenen Frevel Recht zu verschaffen. Gegen seine Frau zeigte er sich milde und in einer Weise liebreich, als sei das eben Vorgefallene auch ein Grab, über dem sich schon die grüne Grasdecke wölbt. Wenn Rosalie es nicht merkte, dann ruhte sein Auge oft Minuten lang sinnend auf ihr. Sie war übrigens nur wenig befremdet, daß Ruben seit einigen Tagen fast gar nicht aus dem Hause kam; er saß an seinem Schreibtische oft bis in die späte Nacht hinein und schrieb und rechnete unausgesetzt.

Eines Morgens war er wieder ausgegangen; als er zurückkehrte, hatte er rothgeweinte Augen. Rosalie fragte ihn nicht, wo er gewesen; sie wußte es ohnehin.

Im Laufe desselben Tages kündigte er ihr an, er müsse noch heute eine größere Geschäftsreise antreten; sie werde aber diesmal seine längere Abwesenheit in Anspruch nehmen, denn es seien Dinge vorgefallen, die dies dringend erforderten.

Ruben's Frau war nur wenig gewöhnt, sich in die geschäftliche Thätigkeit ihres Mannes einen selbstständigen Ein-

blick zu gönnen; sie nahm auch diesmal die Nachricht von seiner bevorstehenden Abreise mit der Ruhe, die ein tägliches Ereigniß giebt, auf.

Eines wunderte sie, daß er sie bat, Clara, ihrem jetzt einzigen Kinde, von seiner Abreise nichts zu sagen. „Das Kind könnte erschrecken," sagte er mit unerklärlicher Hast, „wenn er ihm sein längeres Ausbleiben schon jetzt anzeigte." Rosalie solle, wenn das Kind frage, wo denn der Vater so lange bleibe, nur frischweg antworten, er könne jeden Augenblick kommen, „um sie abzuholen."

„Warum soll ich so etwas sagen?" fragte Rosalie noch immer ohne Arg.

„Es soll ja nur eine Ausrede sein," meinte Ruben ausweichend, „um das Kind zu trösten."

Als er spät am Abend aufbrach, begleitete ihn Rosalie bis vor die Hausthüre. Die Gasse war menschenleer; am Himmel leuchtete kein einziger Stern, er war von Regenwolken ganz umzogen; Rosalie empfand ein leises Frösteln.

„Warum reisest du nicht bei Tag, Ruben?" fragte sie.

„Ich will von den Leuten nicht gesehen werden," sagte er rasch und ging an den Wagen, woran er noch Einiges zu mustern schien. Dann wandte er sich noch einmal zu Rosalie und reichte ihr die Hand; sie zitterte heftig.

„Ruben!" schrie sie, von einer unerklärlichen Angst gepackt und schlang ihre Arme um seinen Hals; so hielt sie ihn eine lange Weile umschlossen.

Ruben rang sich los; noch ehe sie ein weiteres Wort vorzubringen vermochte, war der Wagen fortgerollt. — Mit beschwertem Herzen ging Rosalie wieder ins Haus zurück. Erst jetzt, in ihrer Einsamkeit und in der Stille der Nacht fiel ihr das seltsame Benehmen ihres Mannes vor und während seiner

Abreise auf die Seele. Jedes Wort, das er gesprochen, klang jetzt mit verdoppeltem Verständnisse in ihren Ohren. Was hatte Ruben vor? Warum war er so eigenthümlich bewegt? Während Rosalie noch diesem Räthsel nachsann, war sie unbewußt in das Zimmer eingetreten, wo ihr Töchterchen Clara schlief. Beim Anblicke des Kindes zuckte sie zusammen. Warum hatte ihr Ruben aufgetragen, dem Kinde seine Abreise zu verbergen?

Mit einem Male stand ihr Herzschlag stille. Nacht trat vor ihre Augen; aus dem Dunkel des bis jetzt nicht Begriffenen starrte sie die eine Frage an:

„War das Kind jetzt ohne Vater? Hatte sie keinen Mann? ..."

Dann mußte sie wieder über ihr eigenes Schreckgebilde lächeln.

„Gott verzeih' mir meine Sünde!" flüsterte sie mit bebenden Lippen.

Sie schloß in dieser Nacht kein Auge, ihre Seele glich einem auf hoher See umhergejagten Fahrzeuge. Bald hoch oben auf den Fluthen der Hoffnung, daß sich Alles, was ihre Angst ihr zuraunte, zuletzt in einen wesenlosen Schein auflösen werde, bald wieder tief unten in den Abgründen, wo nichts anders, als ihre eigene Frage ihr ins Ohr tönte:

„Clara ist also ohne Vater? Habe ich keinen Mann mehr?"

Nun, als sie diesem Gedanken immer mehr zur Beute wurde, begannen für sie jene entsetzlichsten Momente des Menschenlebens, die der Selbstanklage. Wenn Ruben fortgegangen, vielleicht um niemals wiederzukehren, wer trug die Schuld davon? Sie hatte ihn zu diesem äußersten Schritte genöthigt, sie hatte Worte und Vorwürfe zu ihm gesprochen

die er als Vater nicht ertragen konnte und durfte. Und welch' ein Vater war Ruben! All' das, was sie ihm vorzuwerfen hatte, was in der letzten Zeit sich als Scheidewand zwischen sie Beide gestellt hatte, entsprang es nicht aus seinem für das Wohl der Kinder und des Hauses vorsorgenden Vatergefühl?

Für das Wohl der Kinder!? flüsterten wieder andere Stimmen in ihr. Wer gab ihr, wo hatte sie die Gewähr, daß dem wirklich so sei? Das war ja die Scheidewand . . und der Tod ihres Kindes war ihr ja als eine Botenstimme Gottes erschienen? . . .

Ihre Gedanken und Vorstellungen verwirrten sich immermehr, sie fand keinen Ausweg aus diesen Irrgängen. Erst gegen Morgen machte ein leichter Schlummer diesen Qualen ein Ende. Als sie aufwachte, war ihr erster Gedanke: wie weit mag jetzt Ruben sein? Jede Minute entfernt ihn immer mehr! Dann griff sie fast mechanisch nach dem Gebetbuch . . . . Das Erste, worauf ihr Blick fiel, war ein Brief, der darin lag. Das Schreiben war versiegelt und trug in Ruben's wohlbekannten Schriftzügen ihre Adresse . . .

Rosalie schrie nicht auf; der nächtliche Gedankenkampf hatte sie zu sehr ermattet. Es konnte ihr kein neuer Schreck etwas anhaben, sie hatte seine Schauer vorempfunden. Noch ehe sie den Brief öffnete, wußte sie ja, daß ihr Kind keinen Vater und sie keinen Mann mehr habe.

Das Schreiben aber lautete:

„Es ist beschlossen und fest beschlossen in mir: ich kehre nicht mehr unter die Leute zurück, die nicht einmal mein Kind im Grabe in Ruhe lassen. Ich kann Menschen nicht ins Angesicht sehen, denen eine Blume auf dem „guten Ort" ein Dorn im Auge blos aus dem Grunde ist, weil andere Leute,

die doch auch Menschen, auch Väter, Mütter, Söhne, Brüder und Schwestern sind, auf ihren „Kirchhöfen" einen Gefallen daran finden .... Ich mag in einem Kerker nicht leben, zu dem ich nicht hinaus darf, um im „ersten Jahre" das Grab meines Kindes zu besuchen. Ich muß hinaus in die freie Welt ... in das Gefängniß deiner „Gasse" kehre ich nicht mehr zurück. Schon längst habe ich mich nach diesem Augenblicke gesehnt, — warum ist er so spät gekommen? Ich bin zu furchtsam gewesen und habe mich an dein „Das darf man nicht!" gehalten. Aber schon als Eugen geboren war, da hätte ich das Kind auf meine Arme nehmen und in die freie Luft aus der Gasse heraus unter ... andere Leute tragen sollen. Was hat es mir geholfen, daß ich den Knaben behütet und beschirmt habe, wie ein Gärtner eine kostbare Pflanze, daß sie mir nicht ausarte und verkrüpple? ... Ein Tag ist doch gekommen, du weißt welcher, da ist das Alles zu Grunde gegangen. Warum habe ich nicht besser Acht gegeben? Warum bin ich mir selbst untreu geworden und habe gestattet, wogegen ich mich mit allen Kräften hätte stemmen sollen? Das werde ich nie aus meiner Seele herausbekommen ...

„Doch ich will dir keine Vorwürfe machen; du leidest ja nicht weniger als ich, ja, noch mehr als ich! Ich bin fertig in mir und weiß, was ich zu thun habe! Du aber bist wie ein Blatt, auf dem schwerer Staub liegt; es kann sich von der Erde nicht so leicht erheben! Dein „das darf man und das darf man nicht!" hängt an dir wie eine Centnerlast ... und hält dich in der „Gasse." Schüttle ihn ab, Rosalie, schüttle ihn ab! Sieh' nicht hinter dich zurück, sieh' lieber, was vor dir liegt. Dein Mann, der dich liebt, sagt es dir: Man darf! Man darf Blumen auf das Grab seines Kindes pflanzen ... und die es verbieten, sind eben Leute, die einen Kerker ger-

bewohnen. Ob sie seit hunderten von Jahren zwischen ihren Gittern leben .... ich bin nicht gebunden, mit ihnen auszuharren und daselbst zu verdorren, ich und mein Kind! ..

„Komm', Rosalie, komm zu mir! Ich erwarte dich und unser einziges Kind Clara an einem Orte, wo es uns wohl ergehen wird! Schließe ab deine Rechnung mit Allem, was dich in der „Gasse" noch hält. An dem Orte, wohin ich dich bringen will und unsere Tochter, da giebt es keine Gasse. Da ist freie Luft, da reißen die Menschen keine Blumen aus den Gräbern. Millionen und Millionen Menschen erwarten dich mit offenen Armen, nicht ein Häuflein von Leuten, die darum unglücklich sind, weil sie nicht frei sein wollen . . ."

In einem Anhange des Briefes setzte er ihr auseinander, wie sie es bewerkstelligen solle, wenn sie ihm, wie er voraussetze und hoffe, in die Freiheit folgen werde. Sie solle Haus und Garten verkaufen, die nöthigen Vollmachten und Papiere finde sie geordnet in einem Fache seines Schreibpultes. Käufer würden sich in großer Anzahl finden, denn das Haus sei ja schon längst ein Gegenstand des Neides gewesen. Zuletzt schrieb er, er selbst hätte sich mit dem Verkaufe und der Regelung aller hierauf bezüglichen Angelegenheiten beschäftigt, aber er habe es nicht vermocht. Ihm sei wie einem Erstickenden zu Muthe gewesen — er habe keine Minute länger verweilen können!

Rosalie legte den Brief ihres Mannes mit der Gewißheit von sich, daß Alles, was sie da gelesen, ihr eigentlich fremd sei und zu ihr in keiner Beziehung stehe. Der Inhalt des Schreibens war betäubender, als ihr Gemüthszustand ertragen konnte. Sie legte den Kopf in ihre Hände und sann nach. Hatte sie das schon irgendwo gelesen? Wer hatte ihr diesen Brief geschrieben? Mehrmals nahm sie das Schreiben zur Hand, bald

auf dieser, bald auf jener Stelle blieben ihre Augen länger haften. Immer fremdartiger und verwirrter erschien es ihr, daß sie einen Brief erhalten, als der Inhalt desselben.

Mechanisch griff sie wieder zu dem Gebetbuch, das vor ihr lag, und schlug es auf. Die erste Stelle, auf die ihre Blicke fielen, lautete in der, dem heiligen Texte gegenüber stehenden, deutschen Uebersetzung:

„Darum traget diese meine Worte auf eurem Herzen und auf eurer Seele; knüpfet sie zum Zeichen um euere Hand, und sie sollen sein ein Stirnband zwischen eueren Augen! Lehret sie eure Kinder, daß sie davon reden, wenn du sitzest in deinem Hause, wenn du gehest auf der Straße, und wenn du dich niederlegst, und wenn du aufstehst . . .“

Sie las die Stelle mehrmals. Das war ihr nicht fremd, das heimelte sie an! Sonst hatte sie plan- und absichtslos derartige Worte der Andacht vor sich hingemurmelt, jetzt traten sie in klarster Verständlichkeit an sie heran. Riesengroß, wie eine Flammenschrift, glänzten die Buchstaben vor ihr. Das war es ja, was sie gesucht hatte, da hatte ja Gott selbst das Sprecheramt für sie übernommen.

„Lehret sie euern Kindern!“ das hatte aus dem Munde ihres sterbenden Knaben zu ihr gesprochen, als er die Hände um ihren Hals schloß und ihr versprach, er wolle nach seiner Genesung „sehr fromm sein.“ Das Kind hätte gelernt, dafür trug sie die Gewähr in sich: das Kind hätte Gott geehrt!

Eine wunderbare Entschlußkraft war mit einem Male über Ruben's Frau gekommen, daß sie im Stande war, ihre Lage zu überschauen. Sie nahm den Brief noch einmal zur Hand, mit einer beinahe kühlen Ruhe las sie ihn wiederholt vom Anfang bis zum Ende.

„Nein, nein,“ sprach sie zu dem Schreiben, als stehe der,

von dem es ausgegangen, leibhaftig vor ihren Augen. „Nein, mein lieber Ruben, du gabst dir umsonst Mühe, mich dahin zu bringen, wohin du willst. Ich bleibe da! Da, wo mein Kind gestorben ist, da will ich leben und sterben! Ich bleib'!"

Von diesem Augenblicke an, wohl dem entsetzlichsten im Leben eines Weibes, war für Ruben's Frau ein neues Dasein angebrochen. Mit einer Bedächtigkeit, die ihr Niemand zugetraut hätte, leitete sie den Verkauf des Hauses ein; sie zog dabei Niemanden zu Rathe; ihr Geist hatte eine Schnellkraft gewonnen, die es ihr möglich machte, die Schwierigkeiten eines solchen Geschäftes zu überwinden. Als eines Tages der Verkauf des Hauses an der schwarzen Tafel des Rathhauses erschien, stutzte erst Alles, dann setzten sich die wildesten Gerüchte wie Bienenschwärme in Bewegung. Die Einen wollten wissen, Ruben Schönmann habe in letzter Zeit so gewagte Geschäfte unternommen, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als Haus und Garten den Rücken zu kehren! Die dunkelste dieser umherschwärmenden Nachreden sagte ihm sogar nach, er habe bei „Nacht und Nebel" auf und davon müssen, um einem Criminalprozesse wegen „falscher Wechsel" zu entgehen. Rosalie, der so etwas zu Ohren kam, wies ohne irgend eine Entrüstung zur Schau zu tragen, auf die einfache Thatsache hin, daß in dem Licitationsedict das Wort: „aus freier Hand" enthalten sei. Ja, aus freier Hand und aus — freier Seele!

Erst allmälig legten sich alle Gerüchte und verstummten endlich ganz. Rosalien's Haltung hatte am meisten dazu beigetragen; die Ehre ihres Mannes, wiewohl der eine Punkt dunkel blieb: warum das Haus so „Knall und Fall" unter den Hammer des Auctionators mußte, ging makellos hervor. Kein Steckbrief streckte hinter ihm seine Fangarme aus; die wenigen

Gläubiger wurden befriedigt. Niemand ahnte den richtigen Zusammenhang.

Am festgesetzten Feilbietungstage saß Rosalie zu Hause und harrte still und gefaßt der Dinge, die da kommen sollten. Nichts von dem, was durch die Seele eines Menschen, der einer engumfriedeten Häuslichkeit den Rücken kehren muß, keine der Qualen, die am Gemüthe einer Frau nagen, die noch bei Lebzeiten ihres Mannes sich Wittwe fühlt, blieb ihr in diesen Stunden erspart. Endlich kam der Rathshausdiener und meldete ihr, Haus und Garten seien soeben um den festgesetzten Preis dem reichen Wollhändler Lazar Winterfeld zugeschlagen worden. Rosalie beschenkte den Mann reichlich, als habe er ihr eine Freudenbotschaft verkündet; dann aber brach sie, überwältigt von dem Uebermaße einer seit Langem nur künstlich beherrschten Fassung, in sich zusammen, und weinte laut und bitter.

„Allmächtiger Gott," drängte es sich ihr betend auf die Lippen, „rechne mir es nicht an, daß ich mit so schwerem Herzen aus diesem Hause scheide! Da sind ja meine Kinder geboren worden, da habe ich mit Ruben gelebt, da endlich ist mein Eugen gestorben. Rechne es aber auch ihm nicht an, der so an mir handelt, und wenn er im Unrecht ist, so schreibe ihm das zu gut, was ich vielleicht mehr im Rechte bin. Du allein weißt, daß ich nicht anders kann!"

Es währte noch einige Zeit, bis die ihr von Ruben übertragenen Angelegenheiten zum Abschlusse gediehen waren. In all' ihrem Leide kam sie doch zuweilen ein Gefühl von Befriedigung darüber an, daß Ruben selbst die Ordnung eines so schwierigen Geschäftes nicht besser hätte leiten können, als es ihr gelungen war. Eines Tages war sie im Stande, das aus dem Verkaufe des Hauses gelöste Geld, nach Abzug der

Mitgift, die sie ihrem Manne zugebracht, an ihn zu schicken. Es war ein langer Brief, den sie ihm dazu schrieb; aber wer ihn las, hätte daraus nicht schließen können, daß ihn eine Frau geschrieben, die ihre ferneren Lebenswege von denen ihres Mannes getrennt hatte. Er war in einem geschäftsmäßigen Tone abgefaßt; sie setzte trocken auseinander, wie sie es angefangen habe, um den Hausverkauf unter so günstigen Bedingungen zu Stande zu bringen, auch wie sie bei Eintreibung ausstehender Capitalien verfahren sei. Wenn sie trotzdem seine Zufriedenheit nicht erlangen sollte, so möge er bedenken – daß sie ein Weib sei, das bei einem solchen Geschäfte nur auf seinen eigenen Verstand wäre angewiesen worden, der bekanntlich ohne den des Mannes wie ein Lahmer, dem die Krücke fehle, sich bewähre ...

Das war die einzige bittere Stelle aus der ihr Seelenzustand hervorbrach.

Am Schlusse des Briefes hieß es:

„Was wir jetzt anfangen werden, ich und Clara, das lass' dich nur wenig besorgen, Ruben! Wir haben, wovon wir leben werden. Ich weiß, daß dich das sehr bekümmern wird. Aber du kannst es mir glauben, ich habe genug und übergenug und brauche nicht mehr. Dir nachgehen, an den Ort kommen, wo du jetzt bist, kann ich nicht. Frag' nicht warum? Ich darf nicht!“ —

Nun erwartete die ganze „Gasse,“ nach abgeschlossenem Hausverkaufe werde Rosalie ihrem Manne nachfolgen; aber zu Aller Erstaunen blieb sie, und lange vor der, für die Räumung des Hauses bestimmten Frist bezog sie ein alleinstehendes, fast ödes Häuschen draußen in der Vorstadt, hart an der Straße, die zum „guten Ort“ führt. Die Frau des Mannes, dessen Wohnung als ein Palast in der „Gasse“ galt, und die gleich

einer „Prinzessin" bedient wurde, zog in Begleitung einer einzigen Magd in die entfernte Vorstadt — schweigend, thränenlos, keines Rathes bedürftig, noch in ihrem Unglücke stolz!

Stolz! Auch nicht das leiseste Fünkchen dieser Flamme lohte in ihrer demüthigen, gramvollen Seele. Was die Leute dafür hielten, war eher in sich selbst versunkene Demuth, wie sie ein großes Unglück nicht selten erzeugt. Rosalie hatte von der Stätte des Reichthums, die sie so heldenmüthig aufgegeben, keinen Frieden mitgenommen in die Entbehrung; ein dunkler Schatten war ihr nachgeglitten, der ihr zu jeder Stunde des Tages und der Nacht gespenstisch den Gedanken vorspiegelte: „Was wirst du thun, wenn Ruben eines Tages wiederkommt und Clara von dir begehrt?"

Und daß ihr dieser Kampf um das Kind noch bevorstand, das sagten ihr tausend Stimmen; sie kannte Ruben's überschwengliche Liebe für die Kinder zu gut, als daß sie zweifeln konnte, er werde sein Recht auf das Einzige, was ihm noch geblieben, geltend machen. Wenn das Kind dann mit seinem Vater gehen wollte — hatte sie das Recht, es zurückzuhalten, durfte sie es ihrem Manne verweigern? Und was blieb ihr dann zu thun übrig? Rosalie gerieth mit sich in Widersprüche, die den Stachel der Unruhe immer tiefer in ihr Gemüth drückten. Sie zitterte, den letzten und einzigen Zweck zu verlieren, für den sie ihr Leben noch ertrug; sie bebte vor dem Anblicke des wiederkehrenden Mannes!

Zudem mußte sich Rosalie es selbst gestehen, daß das Kind mit Widerstreben die Entbehrungen ihres jetzigen Lebens ertrug. Clara litt sichtlich darunter; mit dem nur einer Mutter eigenthümlichen Auge bemerkte sie, daß das Aussehen des Kindes die üppige Fülle, den Glanz seiner Schönheit verloren hatte. Der allzu rasche Wechsel der äußern Lebensumstände

war für das verwöhnte Kind ein zu gewagter Uebergang; Rosalie hatte ihm zu viel zugetraut.

Noch ein anderes Geständniß, das sich ihr unter noch nagenderen Schmerzen entrang, hatte für sie etwas Demüthigendes und Entsetzliches zugleich. Das Kind hing mit einer Zärtlichkeit an dem abwesenden Vater, von deren Innerlichkeit und Stärke sie bis dahin keine richtige Vorstellung hatte. Im Vergleiche damit war Clara's Liebe zur Mutter fast Gleichgültigkeit und Kälte. Wenn Rosalie es nun hörte und sah, wie das Kind in gradezu unerschöpflicher Weise sich mit der Abwesenheit des Vaters beschäftigte, wie es oft das am entferntesten Liegende mit dem Vater in Verbindung brachte, wie alle seine Gedanken nur aus ihm ihre Nahrung zogen, dann überfiel sie zuweilen eine Empfindung von Ermattung und sie mußte sich sagen, etwas zu Gewaltiges unternommen zu haben! Nicht selten jedoch ging diese Empfindung in ein Gefühl von Wuth über; sie hätte dann Blatt für Blatt und Wurzel um Wurzel jener Zärtlichkeit für den Vater aus dem Gemüthe des Kindes reißen mögen . . . und wäre sein Leben selbst darüber verblutet. Dann folterte sie ihren Geist wieder mit Vorwürfen, daß sich ihre Sinnesart so sehr geändert habe, um nur dem Schatten eines solchen Wunsches in sich Raum zu gönnen. Aber der Gedanke kam zu oft und ließ sich nicht mehr abweisen; je öfter er erschien, je offener fand er die Pforten ihrer Seele; er nahm zuletzt alleinigen Besitz von einem Gebiete, das ihm Niemand streitig machte!

Eines Abends, vor dem Schlafengehen, bemerkte Rosalie, daß sich das Kind neben dem Bette auf die Knie warf und in dieser Stellung das Nachtgebet verrichtete. Sie horchte hoch auf; Clara sprach das deutsche Gebet, wie sie es schon in ihrer ersten Kindheit gelernt hatte, und wie es Rosalie ihr selbst zu

unzähligen Malen abgehört hatte. Nach der gewöhnlichen Bitte für Vater und Mutter und für sich, daß ihr Schlaf behütet sein möge, warf sich das Kind, nachdem es aufgestanden, wieder auf die Knie und rief mit gefalteten Händen und einer Innerlichkeit, die Rosalien wie ein schneidendes Messer durch die Seele fuhr:

„Und mach' lieber Gott, daß der Vater bald wieder zu mir kommt." —

Am folgenden Tage, um dieselbe Nachtstunde, als das Kind sich wieder anschickte, am Bette knieend das Schlafgebet zu verrichten, sprang Rosalie hinzu und hob es mit beiden Händen auf.

„Du bist schon zu groß, Clara," sagte sie aufgeregt, „das Gebet paßt nicht mehr für dich. Ich will mit dir das eigentliche Nachtgebet lernen. Aber dabei kniet man nicht ... weil man das nicht darf. Ich will es dir vorsagen ... horch' auf!"

Das Kind richtete die großen glänzenden Augen auf die Mutter; mehr, als ihre seltsame Rede, mochte es die ungewohnte Heftigkeit ihrer Geberden befremden.

Rosalie begann zuerst mit dem erhabenen „Schma'h Jisroel" (Höre, o Israel), indem sie dem Kinde Wort für Wort dieses göttlichen Zuspruchs laut und langsam vorsprach, und es sich von ihm wiederholen ließ. Hierauf, um das Kind nicht zu ermüden, sagte sie blos die Verse: „Er schläft nicht und schlummert nicht, der Hüter Israels," und: „Zu meiner Rechten ist Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir Uriel, und hinter mir Raphael, und über meinem Haupte die Herrlichkeit des Herrn" — und rief dann, indem sie auf das Bett zeigte:

„Jetzt lege dich sogleich!"

Wieder sah das Kind mit fragenden Augen die Mutter

an, deren Thun und Reden es nicht begriff; es zögerte, ihrem Gebote Folge zu leisten.

„Ist das das Ganze?“ meinte Clara.

„Ja!“ sagte Rosalie.

„Steht auch etwas vom Vater darin?“

Rosalie wagte nicht, dem Kinde eine Antwort zu geben.

Da stürzte das Kind, noch ehe seine Mutter es hindern konnte, wieder an dem Bette auf die Knie hin, und rief unter hervorbrechenden Thränen, die mehr als jedes Wort darthaten, was in diesem Augenblicke in seiner Seele vorging:

„Guter Gott im Himmel! Wenn du mich lieb hast, so schicke den Vater bald zurück! Lieber Gott, thu' mir den Gefallen!“

Mehr, als sich sagen läßt, war Rosalie über das Gehörte erschrocken. Dann aber flog sie zu dem Kinde, hob es in ihre Arme und küßte es heftig.

„Ich bitte ja auch Gott,“ rief sie schluchzend, „daß er uns den Vater wieder zurückgeben soll. Aber, weißt Du ... ob er zurückkommen will, dein Vater?“ —

Von Ruben war indessen keine weitere Nachricht eingelaufen, — ja, Rosalie zitterte einer solchen entgegen. Sie kannte nicht einmal den Ort, wo er gegenwärtig weilte. Da brachte ihr eines Tages der Postbote einen Brief, der ihre Adresse in den bekannten Schriftzügen ihres Mannes trug.

Der Brief enthielt, ohne alle Anspielung auf das Vorgefallene, in leidenschaftslosem Tone die Zustimmung Ruben's zu Allem, was Rosalie bezüglich des Hauses und der sonstigen übrigen Angelegenheiten zu thun für gut befunden hatte; sie hätte es viel vortheilhafter zu Wege gebracht, als es ihm selbst gelungen wäre. Am Schlusse hieß es: „In deinem ganzen Briefe sagst du mir nicht, ob das Kind meiner denkt. Soll ich

denn annehmen, daß Clara nicht mit einem einzigen Wörtchen nach mir fragt? Das kann ich nicht glauben. Hast du ihr denn nichts gesagt? . . "

Mit diesem Briefe stieg Rosalien's Unruhe aufs Höchste; sie hatte nun die Gewißheit, daß Ruben zurückkehren wolle. Schon die Sehnsucht nach dem Kinde werde ihn wieder der Heimath zuführen, auch wenn er es nicht versuchen werde, noch einmal einen Angriff auf ihren so bestimmt ausgesprochenen Entschluß zu unternehmen. Wenn er nun wirklich erschien? — Und wieder stieg jener Schatten gespenstisch vor ihr auf und glitt ihr auf Schritt und Tritt nach . . der Schatten jenes Gedankens, daß sie das Kind wappnen und rüsten müsse gegen den zauberhaften Einfluß seines Vaters, und daß ihr das nur gelingen könne, wenn sie ihm die Grundsätze der frühern Erziehung aus dem Dasein risse und es befähige, am Kampfe, den sie selbst so siegreich bestanden, allen Lockungen zum Trotz, sich gleichfalls zu betheiligen.

Mit dem Nachtgebete hatte Rosalie begonnen; im dunkeln Drange, daß sie durch Unterricht und Lehre nach den noch lebendigen Wurzeln im Gemüthe ihres Kindes graben müsse, ging sie weiter. Sie berief wieder jenen Lehrer, der ihren Eugen für das dreizehnte Geburtsfest vorbereitet hatte, und trug ihm auf, sich Clara's „anzunehmen," wie sie beinahe schamhaft meinte. Der Lehrer versprach, das Möglichste zu leisten, wiewohl er Rosalien nicht verbarg, er fürchte von Seiten des Kindes einen Widerstand, der nicht in den Fähigkeiten desselben — sondern in der früheren Erziehung liege. Mit erschreckender Heftigkeit verwies sie ihm jedoch die üble Meinung, die er von dem Kinde habe, seine Sache sei, ihrer Tochter Unterricht zu ertheilen; was habe er sich darum zu kümmern, ob sie wolle oder nicht? . . Ein Kind müsse wollen. Der Lehrer fügte sich

dem so trotzig ausgesprochenen Gebote dieser Frau und begann den Unterricht. Zuerst solle er das Kind beten lehren, heischte sie von ihm, das Gebet sei für sie von größter Wichtigkeit, alles Andere verschwinde einstweilen davor. „Beten, nur beten!" wiederholte sie so oft, daß der Lehrer sich zuweilen eines Grauens nicht enthalten konnte.

Er hatte sich übrigens nicht getäuscht; bei Clara's Unterricht trat die nämliche Erscheinung ein, die er schon bei Eugen beobachtet hatte. Das Kind bewältigte nur mit Mühe die Schwierigkeiten der ersten Anfangsgründe; es war, als thürme sich jeder Buchstabe des heiligen Alphabets wie ein unübersteiglicher Berg vor ihm auf. Keine jener Künste, wie der Lehrer sie in solchen Fällen aus seiner Erfahrung nahm, wollte bei dem Kinde Ruben Schönmann's gelingen. Clara stemmte einen Widerstand entgegen, der über die Leistungsfähigkeit des Lehrers ging. Das sonst heitere Wesen des Kindes verwandelte sich in einen häßlichen Stumpfsinn, sobald die Unterrichtsstunde nahte. Seine Seele war nicht dabei; verwirrt und angstvoll schweiften seine Augen umher. Unmuth in jeder Geberde, verbissenen Trotz auf den Lippen, so trat das Kind dem Lehrer entgegen, der nach Rosaliens Willen das Herz seiner Schülerin neu besaiten sollte. Rosalie that Alles, wodurch sie den erlahmenden Eifer des Lehrers zu beleben glaubte, denn lange war sie der Meinung, die Schuld sei an ihm, wenn die Fortschritte des Kindes so weit hinter ihrer fieberhaften Erwartung blieben. Aber endlich mußte sie sich selbst gestehen, in Clara stecke ein Trotz und ein Widerstand, der alle Mühe des Lehrers zu Schanden mache . . .

„Das hat sie von ihm," seufzte sie oft schwer gedrückt, „das ist sein Blut!"

So waren viele Wochen vergangen, der Frühling war

ins Land gekommen und ein Jahr verflossen, seitdem man den armen Eugen draußen auf dem „guten Ort“ begraben hatte. Ruben hatte nicht wieder geschrieben.

Seit einiger Zeit fragte übrigens das Kind nicht mehr so häufig nach dem abwesenden Vater, kaum daß er noch in seiner Erinnerung zu leben schien. War dasjenige eingetroffen, was Rosalie als den eigentlichen Zweck ihres Lebens verfolgte? Hatte das Kind seinen Vater vergessen? . . . Erst jetzt wurde Rosalie mit entsetzten Blicken gewahr, welche Veränderung mit Clara's Charakter vorgegangen. Das Kind war wortkarg, störrig und verdrossen, nicht nur dem Lehrer, sondern auch ihr gegenüber. Es lachte nicht mehr; sich selbst schien es zu einem freudlosen Dahinsiechen verurtheilt zu haben.

„Wie geht das nur zu,“ hielt Rosalie oft mit sich selber Rath, „daß mir das Kind so unter der Hand und vor meinen Augen ganz anders wird, als ich erwartet habe? Soll ich einhalten? . . .“

Eines Abends, zu später Stunde, sprach das Kind zum ersten Male, seitdem es den Unterricht des Lehrers genoß, das Nachtgebet aus dem Buche. Rosalie horchte auf, von einer Empfindung durchtönt, wie sie in ihrem verstörten Gemüthe schon lange nicht geklungen hatte! Das Kind betete selbstständig zum ersten Male aus dem Buche der heiligen Sprache Gottes! Jedes Wort, das über Clara's Lippen kam, war eine Engelsstimme von Oben, eine Botschaft, daß von nun an Friede und Ruhe, wie es in jenem Gebete so schön heißt, auf ihre müden Augenwimpern fallen werde!

Ein leises Pochen an der Thür unterbrach sie in dieser gedankenvollen Stimmung

Noch ehe sie antwortete, war eine dunkle Gestalt in Zimmer getreten.

„Ruben!“ schrie Rosalie auf und hielt entsetzt beide Hände vor ihr Angesicht.

Clara aber warf das Buch, aus dem sie so eben gebetet, von sich und stürzte mit dem Rufe: „Endlich der Vater!“ dem Heimgekehrten in die Arme. Minuten lang hielt Ruben das Kind umfaßt; es hatte sich an ihn fest geklammert und schien mit ihm Eines werden zu wollen in diesem Augenblicke.

„Rosalie!“ rief er, indem er das Kind aus seinen Armen ließ und trat näher zu ihr, indem er die Hand entgegenbot. „Da bin ich, Rosalie!“

Sie aber schauderte vor seiner Berührung; mit gellender Stimme rief sie:

„Ich kann nicht, Ruben, ich kann nicht! Ich bleibe bei meinem Eugen!“

Ruben fuhr mit der Hand über die Augen; die Erinnerung an den todten Knaben erfüllte ihn mit einem Wehe, das er vielleicht nie so brennend empfunden hatte, als grade jetzt.

„Rosalie!“ sagte er nach einer bangen Weile mit mildem Vorwurfe in seiner unsicheren Stimme, „empfängst du so Einen . . . den du seit beinahe einem Jahre nicht gesehen hast?“

„Als was kommst du, Ruben?“ rief sie mit einem Male, indem sie die Hände vom Angesichte fallen ließ.

Ruben erschrack im Innersten vor dem entsetzlichen Aussehen seiner Frau; er trat scheu zurück.

„Als was kommst du, Ruben?“ rief sie noch einmal, indem sie sich jetzt in ihrer ganzen Gestalt von ihrem Sitze erhob.

„Ich bin gekommen, um dich und Clara abzuholen!“ sagte er leise.

„Ich kann nicht, Ruben . . ich darf nicht!“ schrie Rosalie mit äußerster Anstrengung.

„Ein Jahr ist lang,“ erwiderte Ruben, „und da habe ich

geglaubt, du müßtest dich in der Zeit geändert haben. Wie ich aber sehe und höre — stehst du noch immer auf dem alten Standpunkte."

„Ich will's, ich will's, Ruben!" stöhnte Rosalie.

„Ist das ein Haus für Ruben Schönmann's Frau?" rief er nun mit erhobener Stimme, indem er seine Blicke in der ärmlichen Wohnung herumschweifen ließ.

„Besser so, als . . ." unterbrach ihn Rosalie.

„Und das ist ein Aussehen für Ruben Schönmann's Kind!" rief er wieder, indem er Clara's Gesicht von dem Lichte der einzigen Kerze bescheinen ließ. „Armes, gutes Kind!" sagte er wehmüthig und streichelte die Wangen seiner Tochter. „So hast du nicht ausgesehen, als ich dich verlassen habe. Hat das nur ein Jahr aus dir machen können? Damals haben deine Wangen frischen Rosen geglichen, jetzt sind sie blaß und abgezehrt! Großer Gott im Himmel! wie ist das nur zugegangen?"

Das Kind schmiegte sich an Ruben an und flüsterte ihm fast unhörbar zu:

„Lass' mich nicht mehr aus dem da lernen!" indem es auf das weggeworfene Buch hinwies.

Ruben hob das Buch auf und warf einen Blick hinein.

„Rosalie!" rief er, indem er sie bei der Hand nahm, „komm' mit, komm' mit mir!"

„Ich kann nicht, Ruben; ich sag's dir ja!" schrie sie übermäßig, „ich hab's ja meinem Eugen versprochen."

„So lass' das Kind wenigstens mit mir gehen!" sagte Ruben nach einer langen Weile in stockenden Lauten, und richtete einen Blick voll Angst auf seine Frau.

Ruhiger, als es sich von Rosalien in diesem Augenblicke erwarten ließ, rief sie:

„Frag' sie doch selbst, ob sie mitgehen will."

Auf Ruben's Antlitze zeigte sich der furchtbare Kampf, der in seiner Seele vorging. Seine Lippen zuckten, seine Stirne war hoch geröthet, aber seine Wangen erdfahl. Die entscheidende Frage wollte nicht über seinen Mund.

Endlich rief er: „Clara, willst du mit deinem Vater gehen?"

Mit einem Schrei, der wie ein Jubel innerer und äußerer Erlösung klang, stürzte das Kind in die Arme seines Vaters.

Als Ruben hierauf nach Rosalien sah, lag diese in tiefer Ohnmacht . . .

Spät in der Nacht, als sie aus diesem Zustande erwachte, stand Ruben neben ihr und hielt ihre Hand mit der seinen umschlossen. Sie aber entwand sie ihm, indem sie nur die Augen öffnete. Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Ich kann nicht! ich darf nicht, Ruben!" flüsterte sie wie traumverloren.

Weiter ward kein Wort mehr in der kleinen Stube gesprochen. Noch vor dem Morgengrauen verließ Ruben mit seinem Kinde das Haus.

Rosalie war allein!

Viele Jahre nachher kamen in regelmäßigen Zeitläufen unter Rosalien's Adresse Briefe an, die aus einem der Erziehung von Mädchen gewidmeten Kloster in einer Vorstadt

Wiens geschrieben waren; sie blieben aber unbeantwortet. Endlich verstummten sie ganz.

Eines Tages empfing Rosalie ein mit vier großen amtlichen Siegeln nebst der Unterschrift eines Pfarrers versehenes Schreiben aus Wien, das den „Todtenschein Richard Schönmann's“ enthielt. Ruben's Grab ist nicht auf dem „guten Orte“ der Wiener Gemeinde! — —

In der „Gasse“ lebt eine Frau, gesegnet und gepriesen von Allen, die ihr wohlthätiges Wirken kennen. Wo ein krankes Kind in brennender Fieberhitze liegt, da erscheint sie ungerufen und wartet seiner. Keine Mutter hat so weiche Hände, keiner stehen so linde, tröstende Worte zu Gebote, keine weiß das sieche Kind so sanft zu betten und zu legen, als diese Frau. Wenn sie kommt, fährt über das gramvollste Antlitz ein Strahl von Hoffnung, die Kinder lächeln sie unter Schmerzen an. Oft gelangen auf ihren Kreuz- und Querzügen durch die halbe Welt herumziehende Bettler, in der Sprache des Ghetto's „Schnorrer“ genannt, mit Frauen und Kindern in die Gasse, die, den Keim schwerer Krankheiten in sich bergend, in der für solche Gäste bestimmten Gemeindeherberge, unfähig sich weiter aufzuraffen, darniederliegen. Wo Niemand aus Furcht und Scheu Hand anzulegen wagt, da erscheint jene Frau und pflegt die Kranken und Elenden, und richtet sie wieder auf. In Nacht und Sturm wird sie oft gerufen, um irgend einer sterbenden Frau in der Gasse ihren letzten Beistand zu bieten. Sie scheint keinen Schlaf zu kennen; kaum daß an den Fensterladen geklopft und die Bitte, daß sie da und dorthin kommen möge, ausgesprochen wird, ist sie auch bereit und tritt den oft beschwerlichen und langen Weg an. Dann spricht sie mit der Sterbenden die letzten Gebete, und manche Mutter, deren brechender Blick auf die um ihr Bett herumstehenden Kinder

fiel, hat vor ihrem Scheiden zu ihr gesagt: „Nicht wahr, Rösel, wenn ich nicht mehr bin, so wirst du dich auf die da umsehen?“ — und ist so fragend mit einem befriedigten Lächeln hinübergeschlummert.

Die Sprache des Ghetto's hat für Frauen, die sich einem solchen Liebesdienste weihen, eine eigenthümliche Bezeichnung. Sie nennt sie „Seelenfängerin.“ Ruben Schönmann's Frau ist eine solche Seelenfängerin.





Gottes Annehmerin.

Es war grade am sogenannten „Bußsabbat," der wie ein
unerbittliche Wacht vor dem Eingange des großen Versöhnungs
tages steht, und der alte Rabbiner sollte eben seine Predig
beginnen. Oben vor der heiligen Lade stand ein mit eine
weißen Tuche bedecktes Betpult statt der Kanzel. Seit ach
undfünfzig Jahren war der alte Mann es gewohnt, an diese
Sabbat seine Gemeinde anzureden und sie für den „furch
barsten" aller Tage, den „Jom Kippur," vorzubereiten. Vo
erst wollte er jedoch die heiligen Thorarollen, woraus soeb
der Wochenabschnitt vorgelesen worden war, der Lade zurü
geben; denn bei dieser Gelegenheit genoß er die Ehre des „Au
und Einhebens" der pergamentenen Gottesbücher. Langsa
schritt er die Stufen hinan; schon wollte seine Hand d
schweren Vorhang zurückschieben, der die heilige Lade bedec
da taumelte er, die Thorarolle entsank seinem Arme, und
stürzte an den Stufen nieder.

Ein Schrei des Entsetzens tönte durch die ganze G
meinde. Die zunächst Stehenden eilten hinzu; man hob d

alten Mann auf, den man beschädigt glaubte; aber man überzeugte sich bald, daß ihm seltsamer Weise kein Unheil widerfahren war. Nun erst legte sich die gewaltige Aufregung, die sich aller Gemüther, namentlich droben in der „Weiberschul'," bemächtigt hatte. Die Thora wurde von einem Andern in die Lade gestellt; der Rabbi winkte Ruhe und stellte sich an das als Kanzel dienende Betpult. Eine tiefe Stille lagerte sich über das Gotteshaus. Wie er aber zu reden anfangen wollte, versagte ihm die Stimme; er beugte sein weißes Haupt auf das Betpult nieder und begann bitterlich zu weinen. Nie war ein solches, aus der Seele kommendes Weinen in diesen Räumen vernommen worden; es rührte den tiefsten Schmerz des Gemüthes auf und zugleich fühlte sich Alles von Schauern überflogen. Es war etwas geschehen, was mit furchtbarer Beredsamkeit selbst zu dem verstocktesten Sinne sprach; dieser alte Mann, der statt zu predigen, weinte — war das nicht ein Anblick von tief bewältigender Natur?

„Redet nicht, Rabbi," rief ihm Einer, dem selbst die hellen Thränen über die Wangen rannen, aus der Gemeinde zu, „redet nicht und schont Euch! Wir haben genug gehört und gesehen!"

Da erhob er sein weißes Haupt vom Betpulte, das ehrwürdige Antlitz war von Todesblässe überflogen. Mit der einen Hand stützte er seinen Kopf, mit der anderen schob er den Betmantel zurecht, der ihm von der Schulter hinab gefallen war. Seine Lippen zuckten; es war sichtbar, daß er mühsam nach sprachlichem Ausdrucke rang.

„Wehe geschrieen!" rief er endlich mit äußerster Anstrengung. „Wehe über mich! Ich bin jung gewesen und bin auch alt geworden, und niemals ist das Wort Gottes aus meinem Herzen gewichen und von meinen Lippen, nicht bei Tag und

nicht bei Nacht. Meine Zeit ist um und es kommt eine neue. Ich soll die Thora nicht mehr in meinen Händen halten. Wehe über mich! Was hab' ich gethan, daß ich hinfallen muß, wie ein Stück Lehm, darin keine Seele ist?"

Dann verhüllte er sein Haupt mit dem Betmantel, stieg langsamen, aber sicheren Schrittes die Stufen herab und begab sich nach seinem Sitze . . .

Es war ein seltsam verstörter Sabbat; die ältesten Leute der „Gasse" erinnerten sich nicht, einen ähnlichen erlebt zu haben. Wohin man sah, überall begegnete dem Auge ein Zug unnennbarer Traurigkeit; fast war es, als ginge ein unterdrücktes Schluchzen durch die Gemeinde, und als hätte der Unfall, der den alten Rabbiner an geheiligter Stätte getroffen, einen Jeden in der Gemeinde an der wundesten Stelle des Gemüthes berührt. —

Am Abende desselben Tages saßen drei junge Mädchen vor einem Hause in der Gasse und sangen mit vereinten Stimmen ein böhmisches Lied, doch mit so gedämpften, fast zaghaften Lauten, als fürchteten sie, die Luft könne die Klänge weiter tragen, als ihnen lieb war. Sie hatten noch ihre sabbatlichen Gewänder an; am Himmel zeigte sich die blanke Sichel des beginnenden Neumondes; in der Gasse war es menschenstill und fast regungslos.

Plötzlich unterbrach eines der Mädchen den Gesang und rief

„Kinder, hört auf! Es ist vielleicht nicht recht von uns daß wir uns am „Bußsabbat" damit vergnügen, ein böhmisch Lied zu singen. Und dann wißt Ihr doch auch, was heute i der „Schul" sich zugetragen hat?"

Ihre Gefährtin, die ihr zunächst saß, ein großes, sta gebautes Mädchen, mit kühn geschnittenen Augenbrauen, lacht hell auf:

„Ich sag's ja immer," rief sie und schüttelte ihren wilden Kopf leidenschaftlich dazu, „Eine wird einmal Landrabbinerin, und das bist du. Aus lauter Frömmigkeit wirst du mir die Freundschaft noch aufsagen, wie das einmal mein Geschwisterkind Perlchen gethan hat."

„Um Gotteswillen, du „Klippe" (böser Geist), spaß' nicht mit solchen Sachen!" beschwor die Andere, indem sie umsonst versuchte, der übermüthigen Sprecherin mit der Hand den Mund zu versperren.

„Wirst du mich reden lassen!" schrie das kecke Mädchen überlaut. „Und was ist denn das für ein Unglück, wenn man sich von einer guten „Partie" unterhält? Ich fürchte mich vor keinem Manne!"

„Schweig', schweig', Eva!" mahnte die Andere, „es ist doch noch „Bußsabbat" und man darf seinen Mund nicht aufthun zu solchen Reden."

„Ich red', wie ich will!" sagte Eva mit spöttisch abwehrender Geberde; „und etwas abzubüßen haben wir Beide nicht, weder du, noch ich. Das kann vielleicht erst kommen, wenn wir einen Mann haben werden. Bis dahin ist es aber noch weit genug, es sieht sich ja kein Mensch um uns um. Meinst du nicht auch Täubchen?"

Die mit diesem Namen Angeredete war bis jetzt, dem Gespräche abgewandt, dagesessen; das fahle Licht der aufsteigenden Mondessichel war an ihrem Antlitze gleichsam hangen geblieben und hatte demselben einen Ausdruck traumhafter Zerstreutheit verliehen. Das Mädchen zählte etwa sechszehn Jahre, erschien aber in diesem Augenblicke bedeutend jünger.

„Ich werde fasten," meinte Täubchen mit einer Art erschreckenden Ernstes.

„An deinem Hochzeitstage!" ergänzte die übermüthige

Eva nachspottend. „Denn das ist ja merkwürdig, wie man bei uns Juden mit der Freude umgeht. Mein Vater muß einmal im Jahre für seinen Sohn einen ganzen Tag fasten, und warum? Weil er sein Erstgeborener ist! Und wenn meines Vaters Tochter unter die Chuppe (Trauhimmel) gehen soll, muß sie auch am selben Tage hungern und dürsten, und es ist noch von Glück zu sagen, daß man ihr am Nachmittage etwas zu essen vorsetzt. So recht freuen und aus der Seel' herauslachen, daß sich Alles an Einem schüttelt und rüttelt, das kann man bei uns gar nicht. Sag' mir nur, Täubchen, warum nicht?"

Das Mädchen mit dem träumerischen Ausdrucke sah vor sich hin.

„Ich werde fasten, wie es vorgeschrieben ist," wiederholte sie dann, „vierzig Tage lang, Montag und Donnerstag den ganzen Tag, die übrigen Tage, mit Ausnahme des Sabbats, einen halben; denn ich habe gehört, wenn eine Thora zu Boden fällt, so muß die ganze Gemeinde fasten, Klein und Groß, und ich bin schon älter als dreizehn Jahre . . ."

„Du?" unterbrach sie die lustige Eva mit weithin schallendem Gelächter, und trotz des Abenddunkels sah man ihre übermüthig weißen Zähne leuchten.

In demselben Augenblicke wurden die drei Mädchen aufs Aeußerste erschreckt. Ihnen gegenüber in der engen Gasse öffnete sich mit Heftigkeit ein Fensterladen und eine grollende Stimme schalt zu ihnen herüber:

„Erstick' und verstumm'! Wo hast du denn gelernt, daß man am heiligen Bußsabbat solche Sachen reden darf? Und da soll man sich noch wundern, daß heute Vormittag eine Thora auf die Erde gefallen ist?"

„Rettet Euch, Kinder!" rief die übermüthige Eva mit

verstelltem Schrecken; „Pessel mit der Thür" versteht keinen Spaß!"

Und husch! die Mädchen waren auf und davon, als seien sie trügerische Luftgebilde gewesen; die Lustigste unter ihnen hatte sich in ein offenes Haus geflüchtet, während die beiden Anderen in der Gasse auseinanderstoben. —

Für den Augenblick haben wir mit den Mädchen nichts zu thun: bleiben wir bei derjenigen, der der Uebermuth des einen von ihnen einen so sonderbaren Beinamen beigelegt hat. bei der alten Pessel „mit der Thür."

Man wird bereits erkannt haben, daß die alte Frau, von der hier die Rede ist, nicht zu jenen Persönlichkeiten gehörte, denen man mit besonderer Liebe begegnet. Im Gegentheil! Es war ein gewisser Grad von Unerschrockenheit erforderlich, wenn man ungefährdet unter vier Augen mit ihr verkehren wollte. Die alte Pessel war nur eine arme Wittwe, die sich kümmerlich von einem kleinen „Schnittwaarenhandel" ernährte; dennoch war ihre Macht eine gefürchtete, und um ihr ganzes Wesen lag eine Bedeutung, die selbst mancher reichen und angesehenen Frau nicht zuerkannt wurde. Sie war, was man in der „Gasse" eine „Annehmerin" nennt. Wenn irgendwo und irgend wem ein Unrecht geschah, da war es Pessel, die mit ihrer scharfen Zunge für den Gekränkten in die Schranken trat; ohne Scheu und Zagen sagte sie den Leuten die Wahrheit ins Antlitz, und es war, seltsam genug! kaum ein Fall bekannt geworden, daß man ihr das Recht dazu in Abrede gestellt hätte. Die alte Pessel war der Anwalt aller Beleidigten, und wenn sie einmal ihr Urtheil über Jemand ausgesprochen hatte, dann war es, als führen leuchtende Flammen zu ihrem Munde heraus, die Alles, was ihnen im Wege stand, in Staub und Asche verwandelten. Um es kurz zu sagen, sie war das

Gewissen der „Gasse," und wenn ihre Zunge schwieg, so konnte man mit Bestimmtheit behaupten, daß in der Gemeinde sich nichts ereignet hatte, was das Sittengesetz oder, was zuweilen noch schwerer wiegt, die Vorschriften der gesellschaftlichen Ordnung beleidigend herausforderte.

Die alte Pessel hatte niemals Kinder gehabt, und dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, daß sich die ursprüngliche Herbigkeit ihres Wesens immer mehr zur versäuerten Stimmung umbildete, die sie nicht mehr verließ. Aeltere Leute wußten sich noch ihres Mannes zu erinnern, den sie jedoch in der Blüthe seiner Jahre verloren hatte. Dieser war weit und breit der berühmteste „Sarwer" gewesen; keine Hochzeit oder sonstige Festlichkeit konnte begangen werden, ohne daß Gerson Blitz als Aufwärter und Anrichter gerufen worden wäre. Dieses Geschäft bedarf eines feinen und wohlerzogenen Mannes, und so kam es, daß Gerson Blitz, der berühmte „Sarwer," demüthig und ergeben gegen alle Welt war; in den Augen der damals noch jungen Pessel erschien jedoch dieser Charakterzug als hündisch und schmeichlerisch, und sie machte ihm auch kein Hehl daraus, weswegen ihre Ehe mit dem sanften und leise auftretenden „Sarwer" keineswegs zu den rosigsten gehörte.

„Gerson," pflegte sie oft zu sagen, „dein Name ist auch auf dem Berge Sinai ausgerufen worden, und wenn du auch ein „Sarwer" bist, so ist es doch möglich, daß die Väter deiner Väter gradewegs vom König David abstammen. Ich z. B. bin die Tochter eines Kohens (aus dem Stamme der Priester), und der ist ein blutarmer Mann gewesen, wie du das selber weißt, weil du mich genommen hast; aber ich rede mir ein, daß einmal vor Gott weiß wie vielen Jahren mein Urur-großvater als „Hoherpriester" im heiligen Tempel zu Jerusalem

gestanden ist. Danach halte ich mich auch . . und wenn mir Einer, und sei es selbst der Größte in der Gemeinde, ein Unrecht anthut, oder an einem Andern begeht, so denk' ich bei mir: „Was hat er voraus vor mir? Vielleicht haben seine Vorfahren Holz gehackt für den Hohenpriester, von dem ich abstamme . . Du aber benimmst dich gegen die Welt, als wärest du und deine ganze Familie, so lange sie existirt, nichts als „Sarwers“ gewesen, und wenn heute Einer zu dir sagt: „Gerson, leg' dich knapp auf den Bauch, ich will auf deinem Rücken herumtreten!“ so verwett' ich meine Seele, du legst dich hin und freust dich noch, als hätte man dir eine Wohlthat bewiesen. Du bist und bleibst ein „Sarwer.“ —

Alle diese Reden und Vorwürfe halfen jedoch nichts; Gerson Blitz blieb der feine, wohlerzogene Mensch, dessen Pflicht es war, Hochzeitsgäste zu bedienen und sich für seine Geschicklichkeit beloben zu lassen. Er hatte, offen gestanden, kein Verständniß für den „merkwürdigen Stolz“ seiner Frau, die überall ihres Gleichen erblickte, während er die feste Ueberzeugung hatte, daß die Unterschiede in der menschlichen Gesellschaft von Gott eingesetzt und also fest begründet seien. Eines Tages sollte Gerson in einer benachbarten Gemeinde bei einer Hochzeit „Sarwersdienste“ versehen; es war mitten im eiskalten Winter und der unbeugsame Sinn seiner Frau sträubte sich dagegen, den kleinen, schwächlichen Mann allen Unbilden des Wetters preisgegeben zu wissen.

„Gerson,“ sagte sie, „zeig', daß noch nicht Alles in dir erstorben und verdorben ist. Mußt du dein Leben daran setzen, damit reiche Leute sich einer gut angerichteten Hochzeit rühmen können? Bleib' daheim, Gerson, und denke dir, die Welt soll einmal dein „Sarwer“ sein.“ Aber Gerson Blitz hielt sich trotzdem in dem Tiefsten seiner Seele verpflichtet, dem an ihn

ergangenen Rufe Folge zu leisten, bezahlte jedoch diese Treue gegen seinen Beruf mit dem eigenen Leben. Als er von der Hochzeit zurückkam, trug er die Keime einer Todeskrankheit in sich; er legte sich hin und starb.

Am Begräbnißtage war Alles über die seltsame Wandlung erstaunt, die mit Pessels Wesen zauberähnlich vorgegangen war. Es waren Zweifel entstanden, ob sie überhaupt weinen könne, und nun zerfloß sie in Thränen; die rührendsten Klagen entströmten ihrem Munde, sie nannte den Dahingeschiedenen „die Krone ihres Lebens" . . Niemals habe es einen „feineren" Menschen auf der Erde gegeben, nur leider Gottes sei er nicht verstanden worden; nur sie allein habe ihn erkannt und verstanden . . So klagte und weinte sie, und nur Wenige mochten es ahnen, daß hinter der rauhen und abstoßenden Außenseite ihres Wesens ein seltsames Gefühlsleben sich verbarg, das mit eifersüchtiger Scheu über seine eigenen Ausbrüche wachte.

Die alte unbeugsame Natur Pessels trat daher alsbald wieder in ihr Recht. Sie schlug alle Anerbietungen, die man der verlassenen Wittwe machte, mit bitterem Trotze aus; sie beleidigte die Leute, die sich ihr mit dergleichen mildthätigen Absichten nahten. Die „Annehmerin" nannte man sie in der Gasse, und sie war stolz auf diesen Titel. Das Eine stand fest in ihr: um diesen Titel war es geschehen, sobald sie den Menschen das Recht einräumte, Dank von ihr zu heischen. Dagegen sträubte sich der verborgenste Nerv ihres Innern; und so lebte sie in stolzer Genügsamkeit Jahre lang fort, bis ein Ereigniß eintrat, das ihr den anderen Beinamen: „Pessel mit der Thür" zu Wege brachte.

In der Gasse lebten zwei Brüder: stille, unbeachtete Leute, um die sich die Wenigsten kümmerten. Sie waren einfache „Dorfgeher" und kamen oft Wochen lang von ihren Wande-

rungen nicht zurück. Sie trieben in Gemeinschaft mit einander einen Handel mit „Kurzwaaren" in das ferne Gebirge, Niemand wußte, wie es mit ihnen stand. Schweigsam, wie sie Beide waren, verriethen sie sich mit keinem Wort und keiner Geberde, und wurden daher vielleicht mit Unrecht für „Mins" gehalten, die der Welt Sand in die Augen streuen wollten. Namentlich den älteren der Brüder, Zender, hielt man dafür; er hatte sich einmal in einer unbewachten Stunde geäußert: er halte nichts eher von sich, als bis es ihm gelungen, den „Ständer" (Betplatz) seiner verstorbenen Mutter, der in der vordersten Reihe der „Weiberschul'" stand und aus Noth hatte verkauft werden müssen, wieder an seine Familie zurückzubringen. Seit dieser Aeußerung waren Jahre verstrichen und der „Ständer" befand sich noch immer in fremdem Besitze.

Die beiden Brüder lebten übrigens in innigster Gemeinschaft; nie sah man Einen ohne den Andern; sie hatten in der Synagoge ein Betpult zusammen, und zusammen gingen sie auf ihre Wanderungen. Wenn Einer über den Andern sprach, so meinte man stets einerlei Rede zu hören; bis auf einzelne Ausdrücke glichen sie sich darin. Nie kam ein Mißton in diese brüderliche Harmonie; und namentlich von dem Jüngern, der kurzweg „Josel" hieß, ging in der Gasse die Sage um, er sei einmal eine ganze Woche krank gelegen, weil sein Bruder Zender vergessen hatte, ihm „guten Sabbat" zu wünschen. Ueberhaupt stand auf Seiten dieses Zender die überlegene Kraft; er beherrschte den jüngeren Bruder vollständig, und Josel fiel es nie ein, über irgend eine Anordnung im „Geschäfte" Rechenschaft zu verlangen. Josel's Vertrauen in den Verstand seines Bruders ging so weit, daß er die Nothwendigkeit eines Buches, worin sein „Soll" und sein „Haben" verzeichnet stand, gar nicht einsah, und nicht etwa darum, weil

er seinem Gedächtnisse zu viel vertraute. Er schrieb wohl Alles auf, was er sein „Guthaben“ an Zender nennen konnte; aber das stand in keinem Buche. Die Thüre seiner Wohnstube genügte ihm für diesen Zweck; dort hatte er einige unverständliche Zeichen mit etlichen Ziffern daneben angebracht. Das war sein „Buch,“ und statt der Tinte diente ihm hiezu Kreide!

Josel hatte ein einziges Kind im Alter von vier Jahren; seine Frau war kurz nach der Geburt des Mädchens gestorben.

Eines Tages brachte man einen todtkranken Mann in die Gasse. Es war Josel. Auf einer seiner Wanderungen im Gebirge war er von einer steilen Felsenwand gestürzt; Bauern fanden ihn mit zerschmetterten Gliedern am Rande eines wild dahinbrausenden Baches liegen. Er lebte noch und war bei vollem Bewußtsein. Da ihn die Bauern kannten, so bewog er sie mit Anstrengung aller seiner Kräfte, daß sie ihn in die Heimath zu seinem Kinde brachten. Am andern Morgen kam auch Zender an, den die Schreckensbotschaft frühe genug erreicht hatte.

Das war der Moment wo in der alten Pessel die „Annehmerin“ mit aller Gewalt wieder erwachte. Das Elend Josel's ging ihr zu Herzen, mehr noch die verlassene Lage seines Kindes. Ungerufen stellte sie sich an dem Krankenbette des Sterbenden ein, und theilte sich mit Zender, der keine Minute sich entfernte, in die Wartung und Pflege Josel's. Niemand hatte dagegen etwas einzuwenden; man fürchtete ebenso ihren Haß, wie ihre Liebe.

Sabbat war gekommen. Die Wintersonne strahlte freundlich in die Stube, wo der Sterbende lag. Zender war in die Synagoge gegangen. Da bemerkte die alte Pessel, wie sie das Antlitz des bis dahin ruhigen Kranken plötzlich verzerrte

alle Schrecken des Todes lagen darauf. Die Augen waren mit entsetzlicher Erweiterung aus ihren Höhlen getreten.

„Die Thür'," schrie er krampfhaft, „die Thür'!"

Die alte Chaje suchte ihn zu beruhigen, aber die Aufregung des Sterbenden wuchs immer mehr.

„Das Kind hat ja nichts . . . ohne Thür!" knirschte er zwischen den Zähnen, und suchte sich, todtschwach, wie er war, im Bette aufzurichten.

Dann schloß er die Augen und lag einige Minuten in anscheinender Regungslosigkeit da. Mit einem Male öffnete er wieder die Augen, sie waren klar, und schon glaubte Pessel, die Besinnung sei dem Kranken wiedergekehrt. Als sie aber seine Hand faßte, strömte ihr eine eisige Kälte entgegen.

„Pessel," sagte plötzlich Josel mit gänzlich veränderter Stimme, denn sie klang voller und kräftiger, als sie sie jemals vernommen, „Pessel, gieb mir deine Hand darauf, du wirst mein Kind nicht vergessen, denn man nennt dich nicht umsonst die „Annehmerin". Vor Allem aber gieb Acht auf die Thür' . . . man hat mir groß Unrecht gethan . . . die Thür' . . ."

Noch ehe er den Schlußsatz vollenden konnte, war er todt.

Anfangs war die alte Pessel trotz ihrer starken Natur aufs Aeußerste erschrocken. Sie hatte zwar ihren „Sarwer" sterben gesehen, aber wie ganz anders waren die letzten Augenblicke dieses feinen und wohlerzogenen Menschen, verglichen mit denen, die sie soeben erlebt hatte? Sie hatte ein Vermächtniß vernommen, — hatte es ihr der Fiebertaumel eines mit dem letzten Strohhalm des Daseins Ringenden zugerufen? Sie fühlte etwas wie kalte Schauer über sich hinrieseln; aber die alte Pessel war kein Weib der Furcht. Sie wußte nur das Eine in diesem Augenblick: daß Jemand ihre „Annehmerschaft" aufgerufen hatte und daß auf den Lippen eines Todten noch

die Worte schwebten, die ihr ein hilfloses Kind auf die Seele banden.

Nach diesem Kinde sah sie sich also zuerst um; sie hob es auf ihre Arme und stellte sich mit ihn grade vor die Leiche hin

„Hast du schon einmal „Schmah Jisroel" gesagt?" fragte sie indem sie dem kleinen Mädchen fest in die großen Augen sah

„Alle Tage zweimal," antwortete das Kind, nicht ohn Verwunderung die strenge Frau mit dem starkknochigen Antlit anblickend.

„So sag's!" gebot Pessel.

Ohne Widerstreben ließ sich das Kind herbei, die verlangt Gebetformel Wort für Wort herzusagen.

„Jetzt ist's gut," meinte dann Pessel, „jetzt hast du deinen Vater einen Gefallen gethan; denn er hat es vielleicht doc noch gehört, wie gut du dein „Schmah Jisroel" kannst. Vo künftig an wird er dich nicht mehr hören. Dafür aber werd ich deine Mutter sein, und du wirst mein Kind sein, und wen du mir folgen und gehorchen wirst und wirst mich als dein Mutter ansehen, so sollst du es niemals empfinden, daß dei Vater Josel und deine Mutter draußen auf dem „guten Ort liegen. Uebrigens weiß ich nicht, ob es nicht überhaupt besse wäre, wenn wir Beide unser Haus da draußen hätten, du be deinen Eltern, und ich bei meinem guten „Sarwer."

Das Kind schien von dieser Rede sehr erschreckt; es begann heftig zu weinen, und auch die alte Pessel hatte die Auge voll Thränen, aber sie wurde ihrer bald Herr.

„Du kannst weinen," sagte sie, indem sie das Kind in ein Ecke der Stube setzte: „was soll aber ich damit? Mein Kop muß jetzt stark sein, damit ich nicht vergesse, was dein Vate (mit dem der Friede sei) mir aufgetragen hat. Ich weiß nich

ob das die Kräfte der alten Pessel nicht übersteigen wird; aber wenn ich verhüten kann, daß der Name Gottes entheiligt wird, soll ich mich dagegen aufthun und sagen: Lebendiger König im Himmel, warum suchst du dir nicht andere heraus, die stärker sind und mehr ertragen können, als deine alte Annehmerin?"

Wie man sieht, hatte die seltsame Frau, während sie sich mit dem Kinde des todten Mannes so „ausredete," bereits den hellen Punkt gefunden, der ihr als Leitstern für ihr zukünftiges Thun dienen sollte. Ein Sterbender hatte ihr ein Unrecht geklagt; an ihm konnte es nicht mehr gut gemacht werden; aber es war eine Waise da, und das Unrecht an Waisen begangen, das nannte sie einfach eine „Entheiligung des göttlichen Namens."

Für die alte „Annehmerin" umschlossen diese wenigen Worte eine wunderbare Gefühlswelt, in deren Tiefe zu blicken, uns kaum gegönnt ist. Seltsame Wandlung der Zeiten! Was einst für ungezählte Jahrhunderte die Zauberformel bildete, das ist ein fast klangloser Begriff geworden, der sich jetzt selten mehr über die Lippen, noch weniger durch die Herzen schleicht. Entheiligung des „Namens!" Was barg sich hinter diesem Worte? Wenn Einer hinging und seinen Nächsten verrieth, wenn das Weib, die Krone des Hauses, von den guten Geistern der Zucht verlassen ward, wenn mitten in der Familie der Hader sein Haupt erhob, daß es weithin sichtbar ward und die Augen der Gerechtigkeit auf sich zog: immer war es die Ueberzeugung, daß der „Name" nicht entheiligt werden dürfe. Und ohne Geheiß, fast nur dem Walten eines Naturgesetzes, dem der Selbsterhaltung folgend, gab sich das Gemeindewesen der „Gasse" das Wort, die grauenhafte Wunde, die an seinem Innern fraß, vor Aller Augen zu verbergen, daß die

da „draußen“ nicht gewahrten, wie da „drin“ der Name des rächenden Gottes entheiligt wurde.

Als ein riesiges Band, das Himmel und Erde mit einander verknüpfte, reichten diese Worte durch das ganze Leben der „Gasse“; Geschlechter vererbten sie auf Geschlechter, und auch unsere alte Pessel, die Annehmerin, hatte ihren Antheil davon erhalten!

Wir würden übrigens der Wahrheit gradezu entgegentreten, wenn wir behaupten wollten, es habe der alten Frau dabei eine Persönlichkeit vorgeschwebt. Sie dachte nur an Eines: wenn das Unrecht herauskommt, was dem todten Manne angethan worden, wie fange ich es dann an, daß das „Criminal“ davon nichts erfährt? In ihrem Kopfe wirbelten in dieser Beziehung die krausesten Vorstellungen durcheinander; sie war nämlich fest überzeugt, daß die „oben“ nur darauf warteten, mit gieriger Hand zuzugreifen, wenn sich in der „Gasse“ irgend etwas ereignete, und so war es kein Wunder, wenn ihr schon jetzt alle Schrecken der strafenden Gerechtigkeit vor Augen schwebten. Polizeileute mit hochgeschwungenen Schwertern, und zwischen ihnen ein gefesselter Mann, dessen Ketten schauerlich rasselten . . . Und der gefesselte Mann war ein Kind der Gasse!

Vorläufig that also die alte Annehmerin nichts, als das am Todtenbette Josel's Vernommene in die geheimnißvollste Kammer ihrer Seele verschließen. Sie sprach mit Niemanden davon: sie verrieth sich mit keiner Geberde. Nur einmal fragte sie das Kind Josel's, indem sie es auf den Schooß nahm:

„Perlchen, mein Herz, weißt du etwas von einer Thür'?“

Das Kind starrte sie verwundert an.

„Hat dein Vater, mit dem der Friede sei, niemals von einer Thür' gesprochen?“

Das Kind verneinte entschieden eine Frage, deren Sinn es gar nicht begriff.

„Aus dir werde ich auch nichts herausbringen," klagte Pessel, indem sie das Kind mit heftiger Geberde von sich stieß. Dann aber hob sie es wieder auf und bedeckte es mit Küssen.

„Und wenn ich mit der Thür' auf dem Rücken durch halb Böhmen wandern müßte," rief sie leidenschaftlich, „so muß ich dir doch dein Recht verschaffen."

Als die „Schiwe," die siebentägige Trauer, vorüber war, nahm Pessel das Kind und begab sich mit demselben zu Zender. Es war ihr doch seltsam auf das Gemüth gefallen, daß er sich während der ganzen sieben Tage um das verlassene Kind seines Bruders nicht gekümmert hatte. Sie erklärte sich diesen Umstand damit, daß Zender's Trauer um den Bruder eine fast namenlose war; er hatte sich am Tage der Bestattung wie ein Verzweifelnder geberdet . . .

An einem Sonntage machte sich also Pessel mit dem Kinde auf den Weg. Zender wohnte am entgegengesetzen Ende der Gasse in einem ärmlichen Hause. Sie traf ihn, wie er grade die Gebetriemen vom linken Arme streifte; wie er aber das Kind Josel's erblickte, schrie er laut auf und Thränen entstürzten seinen Augen.

„Der ganze Josel," meinte er, indem er das Kind auf die Arme nahm; „grade solche Augen hat er auch gehabt."

Dann streichelte er dem Kinde die blassen Wangen.

„Wirst du deinen Vetter Zender auch gern haben, Perlchen, mein Leben?" fragte er im zärtlichsten Tone, der auch in dem Gemüthe der alten Pessel wiedertönte.

„Nun, Zender," sagte sie nach einer geraumen Weile, „was gedenkst du mit dem Kinde anzufangen?"

„Was ich mit ihm anzufangen gedenke?" antwortete Zender,

indem er das kleine Perlchen hastig, fast allzu hastig, auf den Boden setzte. „Kann ich denn überhaupt daran denken, etwas anzufangen? Ich meine, du sollst das einsehen."

„Ich versteh' dich nicht, Zender," sagte Pessel ganz verwirrt.

„Du hast ja selber Kinder gehabt, Pessel," meinte Josel's Bruder, „und da wirst du wissen . . ."

„Ich habe keine Kinder gehabt," rief die alte Annehmerin mit einer gewissen schmerzlichen Herbigkeit.

„Was thut das auch zur Sache?" meinte Zender. „Aber so viel wirst du doch wissen, daß, wenn man schon sechs Kinder sein eigen nennt, die alle gesunde und frische Mäuler haben, so macht ein siebentes, was dazu kommt, schon einen großen Unterschied."

„Ich möcht' so etwas nicht zählen," sagte Pessel, aufs Neue durch die Reden Zenders in Verwirrung gebracht. „Ich mein' nämlich, wenn Gott Einem den Segen ins Haus stellt, so darf der Mensch es sich nicht beifallen lassen, nachzusehen ob's nicht zu wenig ist. So ist es mit Kindern. Wie du sie zählst, so zählt sie dir Gott nach, und ehe du dich umsiehst, kann dir Eines oder das Andere fehlen."

„Gott soll mich behüten und beschützen!" rief Zender erschrocken. „Was redest du da, Pessel, und wie kann dir nur einfallen, daß mir meine sechs Kinder zu viel sind?"

In der Seele der alten Pessel begann von diesem Augenblicke an ein eigenthümliches Gedankenleben; wie aus der Tiefe eines Brunnens, kamen allmälig helle Lichter an die Oberfläche ihres Denkens; es war ihr, als hätten unsichtbare Stimmen aus weiter Ferne ihr zugerufen, von nun an die Worte dieses Mannes wie ein angezweifeltes Gewicht auf der feinsten Wage zu prüfen!

„Sag's also kurz, Zender," rief sie mit Einem Male, „deines Bruders Waise ist dir zu viel, du hast an dir genug zu tragen?"

Zender's Augen schwammen voll Thränen; er ergriff die Gebetriemen, die noch auf dem Tische lagen.

„Pessel," rief er betheuernd, „ich schwör' dir's bei den Köpfen meiner sechs Kinder, ich bin ein armer Mann —"

„Lebendiger Gott!" schrie Pessel, ihm den Arm zurückhaltend, „bin ich denn ein Richter, daß du dich zum Schwören anschickst?"

Sie war aufs tiefste erschüttert.

„Du willst mir ja nicht glauben, Pessel," sagte er.

Nach einer geraumen Weile schickte sich die alte Annehmerin zum Weggehen an. Sie hob das Kind Josel's wieder auf den Arm; das Herz war ihr wie von eisernen Reifen umspannt.

„Das kleine Perlchen werd' ich einstweilen bei mir behalten," sagte sie, indem sie die Thürklinke ergriff; „ich seh' ja doch, der oben im siebenten Himmel will schon, daß die alte Pessel auch wissen soll, was eine Mutter ist. So will ich sie einstweilen bei dieser Waise vorstellen. Bist du's zufrieden, Zender?"

„Das kann dir gar nicht unvergolten bleiben, Pessel; Kinder und Kindeskinder werden davon sprechen, wenn du längst nicht mehr bist, was du an einem fremden Kinde gethan hast."

Pessel ging; Zender gab ihr bis an die Hausthüre das Geleite. Erst da kam es ihr in den Sinn, daß sie mit dem Oheim der angenommenen Waise noch nicht über die Hauptsache gesprochen hatte. Die Worte kamen ihr nur schwer über die Lippen.

„Zender,“ sagte sie, „ich muß mit dir noch von etwas reden, was du vielleicht nicht weißt. Einige Minuten vor seinem Tode hat dein Bruder Josel von einer Thür gesprochen und hat dabei ausgerufen: es wär' an ihm und an seinem Kinde ein großes Unrecht begangen worden. Ich muß immer daran denken, daß er etwas hat sagen wollen, was vielleicht für die Zukunft seines Kindes von großem Nutzen sein könnte. Warum hätte er in Einem fort: die Thür, die Thür! ausgerufen, wenn er nicht etwas damit gemeint hätte? Vielleicht hat er dort eine Schuld aufgeschrieben gehabt, und da solltest du, weil doch ein Kind da ist von ihm, dafür sorgen, daß es nicht zu Schaden kommt?“

Ein stilles, trauriges Lächeln schlich über die Gesichtszüge Zender's.

„Was bist du doch für ein Narrele, meine gute Pessel,“ sagte er bedächtig, ohne auch nur in einem Worte eine höhere Erregtheit zu zeigen, „daß du dir solche Dinge in den Kopf setzest? Weiß ich denn nicht selbst am besten, wie es um ihn gestanden ist? Woher soll Josel, mein Bruder, sich so viel erübrigt haben, um es als Schulden an die Thüre zu schreiben? Josel war ein armer Mann, wie ich einer bin, und wenn ich heute sterbe, wer nimmt sich meiner sechs Kinder an?“

In diesem Augenblicke wußte die alte Pessel in der That nicht, was sie Zender antworten sollte. Sie fühlte, daß er die Wahrheit sprach, und doch — es regte sich kein Mitleid in ihr, es rieselte etwas Erkältendes aus den Worten Zender's und drang nicht an ihr Herz. Darum behielt sie ihr kühles Bewußtsein, und nach einer Weile fiel sie wieder in den früheren Gedankengang.

„Er hat aber doch so bestimmt von einer Thür gesprochen,“ meinte sie, „und er war damals grade so bei Vernunft, wie

ich und du. Es muß etwas Besonderes mit der Thür zusammenhängen, und das wird aus meinem Kopfe nicht herausgehen, als bis ich es gefunden habe."

„Lass' das gut sein, Pessel," meinte Zender mit demselben traurigen Lächeln um die dünnen Lippen. „Du hast meinen Bruder Josel nicht so gekannt wie ich. Er hat immer einen schwachen Kopf gehabt, und da darf es dich nicht Wunder nehmen, daß er wenige Minuten vor dem Tode nicht stärker geworden ist. Mit der Thür magst du Recht haben; aber was wird es gewesen sein? Er hat sich vielleicht die zwei „Jahrzeiten"*) von Vater und Mutter aufgeschrieben gehabt, um sie nicht zu vergessen, und wie der Todesengel an sein Bett getreten ist, da mag er an die Thür gedacht haben; aber auf Schulden hat er in diesem Augenblicke nicht seine Gedanken gerichtet. Sein Kopf ist dafür zu schwach gewesen."

Es überkommt die Seele zuweilen ein ahnungsvolles Schauen und Empfinden, das wie ein Blitz niederfährt, und gleich diesem wieder in das nächtige Dunkel zurückfährt. Während Zender so sprach, war es für die alte Annehmerin, als ginge sie in lauter Licht, alle Wege waren aufgehellt und auch nicht der kleinste Punkt in dem wirren Gedankenleben, das sie seit dem seltsamen Vermächtnisse Josel's führte, blieb ohne Beleuchtung. Jetzt wußte sie, was sie wissen wollte, jetzt war es ihr klar geworden, warum der Sterbende sich so entsetzensvoll an die . . . Thüre geklammert hatte. Da stand er vor ihr, der „den Namen Gottes" entweiht und entheiliget hatte . . .

So mächtig war das Gefühl der tiefsten Entrüstung über sie gekommen, daß ihr selbst das armseligste Wort versagte. Den eigenen Bruder, der im Grabe lag, der Verachtung preis-

*) Die Todestage der Eltern und Verwandten.

geben, Schlechtes von dem zu reden, der mit ihm von einer Mutter gesäugt worden war, Denjenigen noch im Andenken verkleinern, dem er früher Bruderliebe geheuchelt hatte, das konnte nur Einer, auf dessen Gewissen etwas von einer schweren Schuld lastete.

„Er hat's ausgelöscht," schrieen gewaltige Stimmen in ihr, „er weiß, was dort geschrieben war, all' sein Reden und Schwören hilft ihm nichts. Er hat's gethan."

Aber sie sprach diesen Gedankensturm nicht aus; sie konnte den Mann mit ihren scharfen, grauen Augen nur anstarren; aber die Heftigkeit, womit sie das Kind Josel's immer fester an sich drückte, hätte Zender sagen können, was in der alten Frau in diesem Augenblicke vorging.

„Noch Eines, meine gute Pessel," sagte er, und wieder legte sich die Traurigkeit des frühern Lächelns um seine Lippen. „Du nimmst jetzt das Kind zu dir, und ich mein', es ist bei dir so gut aufgehoben, wie bei einer wirklichen Mutter. Wenn du übrigens für das Kind manchmal ein Kleid oder ein Paar Schuhe bedarfst, so weißt du, bei wem du so was zu holen hast. Gott hat mir zwar sechs Kinder geschenkt, aber wenn man so viele zu bekleiden hat, so wird auch noch Manches für Josel's Kind übrig bleiben. Viel wird es nicht sein, denn du kennst das Sprichwort: Kurz geschorene Haar' sind bald gebürstet."

Da konnte die alte Annehmerin sich nicht enthalten, mit aller Herbigkeit ihres Wesens auszurufen:

„Ja, Zender, ich werde die Mutter dieses Kindes sein, und wie eine Mutter werde ich darüber wachen. Und wie eine Löwin werde ich dastehen, wenn man da meinem Perlchen ein Unrecht wird anthun wollen. Das aber sag' ich dir, Zender, wer die Thür auf dem Gewissen hat, von der dein Bruder

Josel in seiner letzten Stunde gesprochen hat, dem wird diese Thür ein starkes, eisernes Thor sein mit großen Schlössern und Riegeln daran, und ins „Gan Eden" (Paradies) kommt der nicht hinein." —

Von diesem Augenblicke an war das Leben der alten Pessel gleichsam von zwei Gewalten, die gegenseitig sich jeden Fußbreit Landes streitig machten, gleichmäßig beherrscht. Haß hieß die eine, Liebe die andere. Was sie von der einen im reichlichsten Maße auf das Kind übertrug, das gab sie mit gefüllten Scheffeln von dem andern an Zender zurück.

Den Leuten in der „Gasse" kam es übrigens als etwas Selbstverständliches vor, daß Pessel der verlassenen Waise sich angenommen hatte. So hatte sie selbst, urtheilte man, auf ihre alten Tage ein Wesen um sich, dessen sie sich erfreuen konnte. Sonderbar genug erblickte man hie und dort in diesem Schritte der „Annehmerin" den fürchterlichsten Eigennutz. „Sie hat ihren „Sarwer" zu Tode geplagt," hieß es, „sie wird das Gleiche auch an dem armen Waisenkinde versuchen."

Aber so sind die Menschen! Dafür, daß ihnen die werkthätige Pessel eine Last abgenommen hatte, nämlich die Sorge für ein hülfloses Kind der Gemeinde, bezeugten sie ihr Lob oder Tadel, je nachdem es in ihrer Stimmung gegen die alte Frau lag; wenn sie aber in geheimnißvollem Tone auf den Gegenstand zu sprechen kam, der ihr seit dem Tode Josel's als ein noch nicht angetretenes Vermächtniß im Gemüthe lag, auf eine Thüre nämlich, dann hatte man für diese „fixe" Idee der alten Frau nur eine mitleidige Miene oder meistentheils ein rohes Gelächter, und bald hieß es nicht mehr, die „Annehmerin," sondern „Pessel mit der Thür," als ob die alte Frau nie einen andern Namen getragen hätte!

Pessel nämlich ruhte nicht; sie forschte und fragte, und wo

ihr irgendwo ein Licht erschien, das ihr auf die Spur des Zusammenhanges der Thüre mit den letzten Worten Josel's verhelfen konnte, darauf ging sie mit einem Eifer los, den selbst ihr Alter nicht zu ermatten im Stande war. Bald vorsichtig, bald leidenschaftlich verfolgte sie ihr Ziel, das aber, je näher sie es gekommen glaubte, schattengleich schwand. Und ein Schatten von einem Schatten war es, wenn sie die Leute fragte, ob sie nicht wüßten, daß Josel irgend ein Vermögen hinterlassen habe, ob sie nicht erfahren hätten, daß ihm Jemand etwas schuldig geblieben?

„Was fragst du mich?" hieß es dann gewöhnlich, „frag' doch lieber seinen Bruder Zender, der muß dir die beste Auskunft geben können."

„Zender weiß von nichts," bemerkte sie dann mit einer gewissen lauernden Miene, „und er selbst ist ein armer Mann."

Seltsam! Die Ueberzeugung im Herzen hegend, daß der Bruder Josel's eine Gewissensschuld in sich trage, hatte ihr Mund doch Scheu, den Verdacht auszusprechen, der lichterloh in ihrer Seele brannte.

Einmal entfesselt, wußte sie, ließ sich die Flamme nicht mehr bändigen; sie ergriff Alles, was ihr im Wege stand, und das konnte und durfte sie um des „göttlichen Namens" willen nicht zugeben; die Sünde wäre dann auf ihr Haupt zurückgefallen!

„Wenn du also auch dieser Meinung bist," entgegnete man ihr, „was willst du dann? Zender ist ein frommer Mann; wäre der im Stande, seines Bruders Waise ein Unrecht anzuthun? Die Sache ist, daß ein Mann mit sechs Kindern ein armer Mann ist, und du siehst es ja mit deinen eigenen Augen, wie er sich plagt und abmüht, um Brod für seine Familie ins

Haus zu schaffen. Thut das Einer, wenn ihn nicht die Noth dazu zwingt?"

Ja! das sah die alte Annehmerin freilich mit ihren eigenen Augen! An jedem Freitag Nachmittag, wenn sie selbst draußen vor ihrem Laden stand, kam Zender vorüber, einen schweren Pack auf dem Rücken, dessen Wucht ihn bis zum Boden niederzubeugen schien, und wischte sich vor ihrem Angesicht den Schweiß von der Stirn. Wie kummervoll er aussah! Das ganze Elend eines „Dorfgehers," der oft die ganze Woche keinen warmen Bissen zu sich nahm, stand dann lebendig vor ihr. Wenn Pessel das sah, dann flüchtete sie sich in das Innere ihres Ladens, dann schlug ihr das Herz vor stürmischer Aufregung, und oft saß sie da, ihr Antlitz mit den Händen bedeckend, und mußte bitterlich weinen.

„Und er hats doch ausgelöscht!" riefen dann die unversöhnlichen Geister in ihr, „und er hats doch gethan und kein Anderer, denn er hat seinen Bruder im Grabe beschimpft." —

Eines Tages kam das kleine Perlchen aus der Schule und fragte sie:

„Warum heißen sie dich Pessel mit der Thür?"

„Wer hat mich so geheißen?"

„Vetter Zender's Eva, die neben mir sitzt."

„Also in deines Vetters Haus nennt man mich auch so?"

Mehr sagte Pessel nicht; aber als sie in der Nacht das Kind zur Ruhe gebracht und mit ihm das Schlafgebet gesagt hatte, blieb sie gegen ihre Gewohnheit am Bette sitzen, anscheinend in tiefe Gedanken versunken.

Plötzlich sagte sie:

„Perlchen, ich habe noch mit dir etwas zu reden. Schlaf' nicht ein."

Die Stimme der alten Pessel zitterte vor innerer Bewegung, die sonst so sicher und muthig klang.

„Soll ich dir sagen, Perlchen, warum sie mich „Pessel mit der Thür“ heißen?“

Das Kind öffnete trotz seiner Schlaftrunkenheit die großen, glänzenden Augen und richtete sie fragend auf das Antlitz der Pflegemutter.

„Ich will dir das jetzt sagen, Perlchen,“ fuhr sie fort, „und ich glaube auch, du wirst mich verstehen. Dein Vater, mit dem der Friede sei, war ein armer Mann; aber einmal hat er etwas gefunden, ich glaube, es war ein Stück Gold, und damit er es nicht wieder verliert, hat er es irgendwo an einem versteckten Orte aufgehoben; auch hat er mit Kreide auf die Thür geschrieben, wo es zu finden sein wird, wenn er den Ort einmal vergessen sollte. Weißt du noch, Perlchen, die Stube, wo du früher gewohnt hast, und die Thür dort? . . .“

Das Kind nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Also wie dein Vater, mit dem der Friede sei, im Sterben war, da hat er nur mir allein anvertraut, daß dort auf derselben Thüre aufgeschrieben steht, wo er sein Stück Gold aufgehoben hat. Wie ich aber zu der Thüre hingehe und will nachsehen, was dein Vater dort aufgeschrieben gehabt, was meinst du, Perlchen, habe ich dort gefunden? . . Nichts, gar nichts; alles war ausgelöscht, und . . darüber ist dein Vater gestorben.“

Der märchenhafte Charakter, in den sie die Wirklichkeit zu kleiden verstanden hatte, ergriff die Aufmerksamkeit des Kindes mit bannender Gewalt.

„Und weil ich jetzt forsche und nachsuche, ob ich denn doch nicht das Versteck finde, wo dein Vater seinen Fund aufgehoben hat, und weil ich die Leute auf und ab frage, ob sie mir nicht sagen können, was auf der Thüre aufgeschrieben ge-

wesen, und weil mir mein Herz darob bricht, und weil alle meine Gedanken bei den letzten Worten deines Vaters Josel stehen geblieben sind — darum heißen sie mich: „Pessel mit der Thür." Und jetzt weißt du, wie es mit mir steht."

„Weiter!" meinte das Kind, weil ihm das Ende des Märchens noch nicht gekommen schien.

„Das Geschichtchen ist aus!" sagte die alte Pessel tonlos, denn mehr als je war die Erfolglosigkeit ihres bisherigen Thuns an sie herangetreten.

Nach einer Weile aber rief sie mit großer Heftigkeit:

„Perlchen, schlaf' noch nicht ein, ich habe dir noch etwas zu sagen."

Das Kind horchte wieder auf.

„Wer hat mich dir „Pessel mit der Thür" geheißen?"

„Vetter Zender's Eva, die neben mir in der Schul' sitzt."

„Von nun an wirst du bei deines Vetter Zender's Eva nicht mehr sitzen, und wirst kein Wort mit ihr reden, und wenn sie mich in deiner Gegenwart so heißt, so kannst du die Hand gegen sie aufheben und sie schlagen . . . Nein, nein, schlage sie nicht, es ist schon Einer da, und der sitzt im siebenten Himmel, und wird eines Tages mich auch „Pessel mit der Thür„ heißen . . . Aber da wird meine Seele lachen und wird sagen: „Ich habe doch Recht gehabt, und ich habe dein Kind angenommen, denn ist nicht eine Waise dein liebstes Kind?"

Helle Thränen rannen über das hagere Antlitz der alten Annehmerin. Das Kind aber, erschreckt durch die dunkeln Worte und die Leidenschaftlichkeit seiner Pflegemutter, versteckte sein Köpfchen hinter die Kissen, bis Pessel nach einer geraumen Weile sagte: „Perlchen, schlaf noch nicht ein!"

Das Kind hub gehorsam seinen Kopf aus den Kissen.

„Hast du Vetter Zender's Eva gern?"

„Wie mich selbst!"

„Ich kann dir nicht helfen, Perlchen, mein Gold, du mußt dir das aus dem Herzen herausreißen, und wenn es dir auch weh thut. Du hast deinen Vater, mit dem der Friede sei, nicht gehört, wie er gerufen hat: die Thür, die Thür ... Und wenn sie dich blutrünstig schlägt, so geh' du still zur Seite und rede nichts! Es wird schon eine Zeit kommen! .. Für jetzt müssen wir aber alle Beide schweigen!" —

Seit dieser nächtlichen Besprechung mit dem Kinde Josel's waren fünf Jahre verflossen. Für Pessel war diese Zeit schattengleich entwichen, kaum daß sie bemerkte, daß die Waise indessen aus einem verkümmerten Wesen eine Blüthe geworden war, auf der die Augen der Gasse mit Behagen ruhten. Noch immer ging Zender an jedem Freitag Nachmittage mit dem schweren Packe des „Dorfgehers" an ihrem Laden vorüber, noch immer war seine Miene tiefbekümmert; nichts in seinem Wesen verrieth, daß eine günstige Aenderung seiner Lage eingetreten war, die sich auch äußerlich kundgeben mußte. Namentlich an solchen Tagen fuhr es ihr oft wild durch den Kopf: war sie im Recht, war sie im Unrecht? Der Bau der sittlichen Weltordnung schien dieser alten Frau auf unsicheren Grundlagen zu ruhen, der Ausklang ihres müde gewordenen Lebens schien ihr nur von der Lösung der Frage abzuhängen: wer hatte die Schrift des armen Mannes von der Thüre weggelöscht? War es Zender? Und wenn er es war, warum zögerte das Verhängniß, über denjenigen hereinzubrechen, der auf seinem Gewissen Flecken trug, schwärzer als die finstere Nacht?

„Lebendiger Gott!" rief sie zuweilen in der Angst ihres Gemüthes, von Schauern überflogen, „hast du mich darum zu deiner Annehmerin gemacht, daß ich jetzt auf meine alten Tage

wie eine Trunkene umherwandeln muß, die nicht weiß, was Wahrheit ist und was Lüge? Warum läßt du mich in solcher Finsterniß gehen? Hätte ich vielleicht nicht auf Josel's letzte Worte hören sollen? ..."

An einem Sabbatmorgen kam Pessel sehr früh in die Weiberschul'. Der Gottesdienst hatte kaum begonnen, und darum waren die meisten Sitze noch leer. Allmälig füllte sich der Raum mit festtäglich geschmückten Frauen, die geschäftig plaudernd und geräuschvoll eintraten und sich noch Manches mitzutheilen hatten, ehe sie die Gebetbücher aufschlugen. Hie und da schlug die Frage: „Wo hält man?" an Pessel's Ohren, und mitten in ihrer Andacht konnte sie sich nicht enthalten, darüber grollend nachzudenken, wie verdorben die heutige Welt sei, die nicht mehr verstehe, aus einem angefangenen Worte die Gebetstelle zu errathen, die von dem Vorbeter unten bei den Männern grade angestimmt wurde. Zu ihrer Zeit war das anders gewesen. — Da rauschte eine in Seide gehüllte Gestalt an ihr vorüber.

„Wer war das?" fragte Pessel ihre Nachbarin, da grade das „Leinen" oder der Vortrag des Wochenabschnittes aus den fünf Büchern Moses beginnen sollte.

„Kennst du die nicht?" lautete die Antwort. „Das war Zender's Frau."

„Die in einem seidenen Kleide?"

Alles Blut drängte sich ihr zu Kopfe. Sie sollte in dieser Stunde noch mehr erfahren.

Sie sah, wie Zender's Frau, rauschend in ihrem seidenen Kleide, sich durch die Betplätze drängte und endlich in der vordersten Reihe, hart am Gitter, da wo die vornehmsten und reichsten Frauen der Gasse saßen, sich niederließ.

„Wie kommt die auf diesen Platz?" fragte Pessel wieder.

„Pessel, wie kommst du mir nur vor?“ meinte die Nachbarin achselzuckend, „du redest, als kämst du aus Amerikum! Weißt du denn nicht, daß Zender den Sitz um baare zweihundert Gulden gekauft hat? Er hat früher seiner Mutter gehört; jetzt hat er ihn für seine Frau erworben.“

„Ist er's denn im Stande zu thun?“

„Wie fragst du nur, Pessel? Man sagt, Zender wird nächstens ein großes Gewölbe auf dem „Ring“ aufmachen.“

Plötzlich stieß die Nachbarin, die so gesprochen hatte, einen schrillenden Schrei aus: die Frau, die neben ihr saß, war in Ohnmacht gesunken; es war unsere alte Pessel.

Die Frauen drängten sich herbei; eine von ihnen trug ein wohlriechendes Wasser bei sich, womit man die Ohnmächtige besprengte. Als sie wieder die Augen aufschlug, lauteten ihre ersten Worte:

„Die Thür', die Thür'!“

„Soll Einer nur sagen,“ flüsterte eine der jungen umherstehenden Frauen, „wie sie zu dieser fixen Idee gekommen ist?“

„Narrele,“ bemerkte ihr eine ältere mit der Miene tiefer Erfahrung, „kannst du mir sagen, woher überhaupt eine Krankheit kommt? Es ist eine Krankheit, wie jede andere.“

Als Pessel sich einigermaßen erholt hatte, begehrte sie, nach Hause geführt zu werden. Es litt sie nicht mehr an einem Orte, und war es selbst der ihrem Gott geweihte, die Luft mit Zender's Frau zu athmen, die in einem Kleide sich blähte, das nicht ihr gehörte, und einen Sitz einnahm, der mit dem blutigen Erbtheile einer Waise gekauft ward.

Allein gelassen mit Perlchen, ihrem Pflegekind, rief sie dieses zu sich. Das Mädchen stand tief erschrocken vor dem fast unheimlichen Anblicke, den die alte todtblasse Frau bot. Sie saß in einem morschen Lehnsessel, die Arme kraftlos herab-

hängend, während unter den graugewordenen Brauen die Augen fieberhaft leuchteten.

„Perlchen," sagte sie schwach, „wie alt bist du eigentlich heute?"

„Weißt du das nicht? Auf Sukkoth (Laubhüttenfest) werde ich vierzehn und ein halbes Jahr alt."

„Und wie ich dich zu mir genommen habe, warst du ein vierjährig Kind!"

Dann drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust.

„Ich versteh' mich auf Gott nicht mehr. Kann Er warten, oder kann ich mich nicht gedulden? Seit zehn Jahren warte ich Stunde und Minute, daß Er, der gelobt und gepriesen sei, sich mir zeigt, und was muß ich erleben? Es ist alles ärger geworden, und ich geh' noch immer in der alten Finsterniß."

Sie schwieg hierauf eine geraume Weile, und saß dann mit geschlossenen Augen da, so daß Perlchen glaubte, sie schliefe. Plötzlich fuhr sie mit einem lauten Schrei auf; sie umklammerte die Hände des Mädchens und rief mit Tönen des tiefsten Entsetzens:

„Perlchen, mein Kind, ich glaub', ich werde sterben. Ich fühl's schon, wie mir der Tod vom Herzen heraufkommt. Dann wirst du allein auf der Welt dastehen, und ich werde allein in der Erde liegen. Aber ich will noch nicht sterben, ich darf nicht ... und Gott läßt noch immer auf sich warten ..."

Allmälig beruhigte sie sich wieder; ihr Auge verlor den schreckhaften Glanz.

„Perlchen," sagte sie, das Haar und die Wangen des Mädchens streichelnd, „erinnerst du dich noch an jene Nacht, wo ich dir von dem Stück Gold erzählte, was dein Vater, mit dem der Friede sei, einmal gefunden hat, und wie er's auf die

Thür geschrieben hat, um den Ort, wo er es versteckt, nicht zu vergessen?“

„Als wenn es heute geschehen wäre!“

„Damals habe ich dir gesagt, ich könnt' den Ort nicht auffinden, wie ich auch forsche und suche, weil Einer die Schrift ausgelöscht hat von der Thüre. Soll ich dir etwas verrathen? Von heute an kenne ich den Ort, und weiß auch, wer die Schrift deines Vaters ausgelöscht hat ...“

„Ich weiß es auch,“ sagte Perlchen tonlos.

„Lebendiger, großer Gott! was sagst du da?“ schrie die alte Frau mit dem ganzen Aufgebot ihrer tief leidenschaftlichen Natur. Drohend, hoch aufgerichtet, mit brennenden Augen stand sie vor dem Mädchen da.

Seltsamerweise zeigte sich Josel's Kind in diesem Augenblicke nicht erschreckt. Es sagte:

„Ich habe ihn schon damals errathen!“

„Um Gottes Willen, red' nicht weiter und verstumm' lieber, ehe du deine Lippen wieder aufmachst!“ rief die alte Pessel in namenloser Aufregung. „Du versündigst dich, und bringst auch mich in eine Sünde, wie du nur daran denkst, einen Namen zu nennen.“

Perlchen begann zu weinen.

„Habe ich nicht auf dein Geheiß meines Vetters Eva die Freundschaft aufgesagt?“ sagte sie. „Hast du gesehen, daß ich ein Wort mit ihr geredet habe, seitdem du es mir verboten hast?“

Das Wesen der alten, sonderbaren Frau hob sich unter diesen Worten, als würde es von gewaltigen Fittigen erfaßt. Ihr Antlitz hatte in diesem Augenblicke einen Ausdruck, den man nie und nimmer der herben und vergällten Annehmerin zugetraut hätte; sie sah jünger aus, dabei waren ihre scharf aus-

geprägten Züge von einer feinen durchsichtigen Röthe überflogen. Perlchen meinte, niemals eine schönere, alte Frau gesehen zu haben.

„Perlchen, mein Kind," sagte sie, und jeder Ton ihrer Sprache verrieth, daß er sich den unnahbarsten Tiefen ihres Gemüthes entrang. Sie hatte die Hand auf den Kopf des Mädchens gelegt, und sah ihr durchdringend, jedoch ohne Aufregung in die Augen. „Perlchen, von heute an mache ich mein Verbot zu nichte, du kannst mit ihr umgehen, wo und wie es dir gelüstet, und brauchst dich nicht zu kümmern, ob sie mich Pessel mit der Thür heißt, oder mir einen andern Namen giebt ..."

„Ist das dein Ernst?"

„Du weißt, Pessel hat nie einen Spaß verstanden!"

Ahnte das Kind, daß das Wesen der alten Frau in diesem Augenblicke von dem hohen Gedanken der „Gottesheiligung" berührt worden war? Ahnte es, was in Pessel vorgegangen sein mußte, ehe es sich zu dem Entschlusse aufraffte, den sie so eben aussprach? Es lag eine unsagbare Ehrfurcht in der Bewegung, mit der das junge Mädchen ihre welke Hand erfaßte und sie küßte.

Von diesem Tage an schien sich überhaupt eine merkwürdige Veränderung in der alten Pessel vorzubereiten, die sogar den Leuten in der Gasse nicht entging. Sie kam jetzt selten oder nie auf ihre „fixe Idee" zu sprechen; sie erschien jetzt den Meisten als vollkommen gesundet. Die „Annehmerin" trat zwar hie und da noch mit großer Gewalt in ihr hervor, aber ihr Ton hatte die frühere schneidende Herbigkeit verloren; eine Art Ruhe ging jetzt von ihr aus, und doch hatte es in ihrem Gemüthe niemals stürmischer getobt, als gerade seit jenem Sabbat.

Die Woche darauf eröffnete Zender sein großes Gewölbe

mit Schnittwaaren „oben auf dem Ringe“ unter den Haller
des Platzes. Eine alte Jugendfreundin Pessel's, die Frau des
Gemeindeschlächters, kam zu ihr und erzählte Wunderdinge von
der Pracht und Herrlichkeit, die sich da draußen in Zender's
Waarenlager aufthat. Pessel's Lippen zuckten nicht einmal be
dieser Schilderung, die sie sich bis auf die geringsten Kleinig
keiten ausmalen ließ.

„Hat Zender auch eine gute Thüre an seinem Gewölb
machen lassen?“ unterbrach sie mit einem Male die geschwätzig
Erzählerin.

„Eine gute Thür? Wie verstehst du das, Pessel?“

Auf dem Antlitze der Nachbarin stand leserlich die Ver
muthung, daß Pessel aufs Neue in den unverbesserliche
Fehler ihrer kranken Einbildungskraft zurückgesunken sei.

„Ich meine nur,“ sagte Pessel mit einem Lächeln, das ih
sonst nicht eigenthümlich war, „eine feste Thür ist zu Allen
gut; man kann darauf mit Kreide seine Schulden aufschreiben
und dann schützt sie Einen vor Dieben.“

Ein anderes Mal kam dieselbe Freundin zu Pessel, un
nach manchem Hin- und Herreden sagte sie unerwartet:

„Pessel, die ganze Welt wundert sich über dich, daß d
dir für dein Perlchen nicht mehr von ihrem Vetter Zende
geben lassest.“

„Mehr?“ frägte die alte Annehmerin, und ihre Auge
schossen wie in den vergangenen Tagen wildverhaltener Leiden
schaftlichkeit ein dunkles Feuer von sich. „Mehr? Habe ich den
schon etwas verlangt oder angenommen?“

„Man sagt doch, er hat schon oft zu dir geschickt und di
schöne Sachen oder auch Geld für Perlchen angetragen, du abe
hast Alles ausgeschlagen; und jetzt, wo Zender ein Mann i

der Gemeinde ist, solltest du dir's überlegen, ob du Recht thust, die Stolze zu spielen."

„Die Stolze? Ich soll stolz sein? Ich bin demüthiger wie ein geschlagen Kind. Ich wart' nur darauf, daß mir Gott zu meiner Thür verhilft."

„Du kommst immer auf deine alten Reden zurück!" meinte die Freundin, verlegen lächelnd.

„Ich bin nur Gottes Annehmerin!" sagte Pessel mit starker Betonung. „Ich begehr' meine Sach' nur von Gott!"

„Was hast du aber gegen Zender? Wer dich so reden hört, meint, er muß wenigstens dir ein Kind einmal gemordet haben. Wie schickt es sich, sich mit einem Manne zu verfeinden, den man bei einer Gelegenheit ganz gut brauchen kann?"

Pessel lächelte fein, ohne alle Bitterkeit.

„Du weißt, die alte Pessel hat von jeher ihre Gedanken und Launen gehabt, wie kein Anderer in der Gasse," sagte sie ausweichend. „Auf seine alten Tage dreht und wendet man sich nicht um, wie ein Trenderl. Lass' mir mein Trenderl!" —

Mit unheimlichen Gefühlen im Herzen ging die alte Jugendfreundin von Pessel hinweg. Später sprach sie sich gegen ihre nächste Umgebung mit der grimmigsten Entrüstung darüber aus, daß man überhaupt das Kind Josel's bei der „Annehmerin" gelassen habe. Das sei in der Gemeinde unerhört! und wenn man das Mädchen in den schlechtesten Dienst stellen würde, so wäre sein Geschick noch immer besser, als seine Jahre bei Pessel mit der Thür zuzubringen, wo sie selbst in Gefahr stehe, nach und nach in Pessel's Krankheit zu verfallen. Man solle um Gottes Willen darauf dringen, daß Zender sich des Kindes annehme; es werde nichts Gutes herauskommen, wenn man noch länger zögere, und ein Waisenkind sei auch ein Mensch.

Das böse Gerede ging dann auch wie giftiges Unkraut

zwischen Frühlingssaaten ganz üppig auf. Hier und da ging der Name des armen Waisenmädchens über die Lippen der Gasse; hier und da dachte man sogar ernstlich daran, mit der alten Pessel ein ernstes Wort zu reden; heftiger erregte Gemüther drangen sogar mit überzeugender Beredtsamkeit darauf, mit Gewalt vorzugehen. Aber es war eigenthümlich, welche Scheu sich Aller bemächtigte, wie schüchtern man sich im entscheidenden Augenblicke von der Sache, wenn man sie zum Abschlusse gebracht glaubte, abwendete!

So blieb die alte Pessel im ungestörten Besitze ihres Perlchens.

„Lange kann sie so und so nicht mehr leben," tröstete man sich endlich. „Wie sie aber einmal die Augen schließt, wird Zender zeigen, daß ihm seines Bruders Kind doch etwas werth ist."

Mittlerweile war wieder Jahr zu Jahr gekommen; zum nächsten Laubhüttenfeste trat Perlchen ihr achtzehntes Jahr an! Pessel schien diesen Fortgang der Zeiten gar nicht zu bemerken; unverwandt blickte die alte Frau in die dämmernden Gebilde der Zukunft, die sie noch erleben wollte. Dabei nahmen ihre Kräfte sichtlich ab; nur mühsam hielt sie sich aufrecht und konnte oft Tagelang nicht in den kleinen Laden hinab, der ihr und Josel's Kinde einen armseligen Unterhalt gewährte.

In einer Nacht wachte sie mit einem Male mit einem lauten Gelächter aus dem Schlafe auf. Perlchen, die ihr zur Seite schlief, fragte sie, gleichfalls erwacht, um die Ursache dieser sonderbaren Freude.

„Denk' dir nur, Perlchen," sagte sie immer munterer werdend; „wen glaubst du, hab' ich im Traum gesehen? Keinen anderen als meinen „Sarwer." Du hast ihn nicht gekannt, Perlchen, den feinen wohlgezogenen Menschen; ich sag' dir

Perlchen, solche Menschen werden gar nicht mehr geboren, wie mein Sarwer war. Und grade so, wie er vor zwanzig Jahren ausgesehen hat, so ist er da neben mir auf meiner Stube gesessen und hat mit mir gesprochen. Ich hör' ihn noch, wie er zu mir sagt: „Pessel, du bist gegen die Menschen nicht demüthig genug, du meinst immer, es muß Alles nach Deinem Kopfe gehen." Und darüber, daß mein „Sarwer" mir das gesagt hat, habe ich laut auflachen müssen, und bin darüber aufgewacht."

Dann stützte sie gedankenvoll längere Zeit ihren Kopf mit beiden Händen.

„Perlchen," sagte sie dann, „du wirst einsehen, daß wenn mein feiner Sarwer den Muth hat, jetzt wo er schon zwanzig Jahre todt ist, so mit mir zu reden, so hat das etwas zu bedeuten. Ich brauch' dir nicht zu sagen, was?"

Dann richtete sie sich mühsam im Bette auf.

„Wein' nicht," sagte sie streng, „und betrüb dir dein Herz nicht. Ich hab' vielleicht schon zu lange gelebt, und wenn Einem Gott ein Gemüth gegeben hat, wie mir, so paßt man gar nicht in diese Welt. Was hab' ich davon, daß ich mich erkühnt habe, als „Gottes Annehmerin" zu gelten? Hat es mir Freude gebracht, haben mich die Menschen darum mehr geliebt? Mit meinem Manne habe ich in Unfrieden gelebt, so lang' er auf Erden war, warum? Weil ich das Unrecht nicht leiden gekonnt, daß Er, der der feinste Mensch war, Anderen hat dienen müssen, und sich bücken und beugen, und darum habe ich ihm sein Leben verbittert. Und so habe ich auch keinem Menschen Freude gebracht; denn es lastet schwer auf dem Gemüthe, wenn Einen Gott zu seiner Annehmerin gemacht hat. Dann geht es von Einem aus wie Feuer und Flamme, die Alles verzehren, was Einem im Wege steht, oder wie im Winter

der grimmige Frost, wovon alles zu Eis erstarrt. Man soll die Welt gehen lassen, wie sie will, denn sie ist wie ein scheues Pferd, das man im Laufe aufhalten will. Sei kein Narr, und lasse das Pferd laufen, Perlchen! Eine Gottes Annehmerin muß auf Alles gefaßt sein, auf Undank und auf Bosheit, und daß man sie zuletzt auslacht, wie einen Hochzeitsnarren, der der Welt seine Späße vormacht . . ."

„Verkleinere dich nicht selbst!" rief das Mädchen tieferschüttert, „du hast das um mich nicht verdient."

„Ich soll mich nicht verkleinern?" sagte Pessel fast höhnisch. „Wer hat sich denn so groß gemacht, wie ich? wer hat sich über seine Kräfte hinausgehoben, als ich? Und worin habe ich etwas um dich verdient? Ich habe dich zu mir genommen, wie du ein hülflos Kind warst, und habe dir zu essen und zu trinken gegeben —"

„Warum hat das kein Anderer gethan?" rief Perlchen und hielt inne.

„Wie verstehst du das, Perlchen?" schrie die alte Annehmerin, in deren Antlitz sich eine plötzliche Umwandlung vorbereitete. „Wen meinst du damit?" rief sie, Angst und Entsetzen in allen Zügen ihres hageren Gesichtes.

Perlchen neigte sich zu ihrem Ohre, und flüsterte ihr etwas hinein.

„Still, still, um Gotteswillen kein Wort weiter," rief die alte Frau, „du weißt doch, warum wir Beide schweigen müssen!"

Seltsames Spiel in den Seelen zweier Menschen! Wie ein zweischneidiges Schwert lag ein Geheimniß zwischen ihnen; sie konnten es aussprechen und wachten doch eifersüchtig über jeden Hauch ihres Athems!

Erst gegen Morgen beruhigte sich die alte Frau so weit,

daß sie mit aller Schärfe ihres ganz klar gewordenen Bewußtseins sagen konnte:

„Und ich hab' doch Recht gehabt, und Gott wird mir einmal auch Recht geben! Dafür heiße ich ja Pessel und die Annehmerin! .. Und was wäre geschehen, wenn ich mich hätte hinreißen lassen, und wäre mit der Thür deines Vaters auf dem Markt erschienen und hätte allen Leuten zugerufen: „Der und der hat die Schrift ausgelöscht und hat ein armes Waisenkind um sein Vermögen gebracht!" Hast du dir schon vorgestellt, was dann geschehen wäre?" — —

So war jener „Bußsabbat" gekommen, an welchem dem altersschwachen Rabbiner der Unfall widerfahren war, daß ihm die heilige Thorarolle aus den Armen entglitt.

In der furchtbaren Aufregung, die dieser Vorgang sowohl unten bei den betenden Männern, als oben in der „Weiberschul'" verursachte, hatte man das Benehmen der alten Pessel übersehen, das in diesem Augenblicke einen wahrhaft unheimlichen Anblick bot, und die Worte überhört, die sie in den durcheinanderwogenden Tumult gerufen hatte.

Hoch aufgerichtet, wie in ihren jungen Jahren, das hagere Antlitz von einem seltsamen Glanze überflogen, die Augen weit aufgerissen und die Rechte ausgestreckt, so stand sie da, und rief mitten in das Stimmgewirr:

„So hat es kommen müssen, und nicht anders! Er hat geglaubt, der alte Rebbe, weil er fromm ist und gut, derweilen steht die Sünde draußen vor der Gemeinde, und traut sich nicht hinein. Warum weiß er nicht, und hat es nicht gewußt, was mit Josel's Thür geschehen ist? Jetzt auf ein Mal führt ihn Gott darauf, und wirft ihm seine Thora aus den Armen! So soll es allen geschehen, die ihre Augen gewaltsam verschließen und nicht sehen wollen."

Es litt sie nicht länger in dem Bethause. Sie ging von dannen; das dicke Gebetbuch an sich gepreßt, so siegesfreudig und muthig, wie Einer, dem nach geschlagener heißer Schlacht die Siegesbeute winkt.

Zu Hause in ihrer Stube angelangt, rief sie Perlchen zu sich, und legte ihr, sie segnend, die Hände auf ihr Haupt. Dann erzählte sie ihr in wenigen Worten, was sich in der Synagoge zugetragen hatte.

„Und jetzt, Perlchen, mein Kind," sagte sie, und ihre Stimme klang dabei voll und kräftig, wie sie das Mädchen selten vernommen, „jetzt ist mir wohl. Seitdem der alte Rebbe mit der Thora gefallen ist, weiß ich, daß für mich die Zeit gekommen ist. Mein Gott hat mich lange warten lassen, aber die Zeit ist doch gekommen."

„Wie ist dir?" rief das Mädchen, die Augen angstvoll auf die alte Frau gerichtet.

„Wie mir ist? Frag' mich erst, wie mir gewesen ist, seitdem dein Vater, mit dem der Friede sei, gestorben ist. Jetzt aber ist mir wohl! Jetzt wird es sich zeigen, wie die Schrift auf der Thüre gelautet hat . . Was ausgelöscht war, muß jetzt an das Tageslicht treten." —

Von diesem Augenblicke an sprach sie nicht mehr über diesen Gegenstand; sie schien still, in sich gekehrt, dem nur ihr vernehmbaren Brausen des Gedankensturmes in ihrem Innern zu lauschen.

Am Nachmittage nahm sie, wie dies ihre Gewohnheit war, das Gebetbuch zur Hand, und las in den „Sprüchen der Väter."

„Jetzt weiß ich" rief sie überlaut aus, „über was für einen Satz heute der alte Rebbe hätte reden können! Da steht

es ja! man braucht's gar nicht deutlicher. Wie hat das dem großen Gelehrten nur entgehen können!"

Der Satz aber lautete:

„Das Schwert kommt in die Welt wegen Rechtsverzögerung, Rechtsverkrümmung, Verdrehung ... und wilde reißende Thiere nehmen überhand, wo Meineid ist und falsch Schwören und Entweihung des göttlichen Namens ..."

Sie schlug das Buch wieder zu; es hatte ihr nichts mehr zu verkünden!

Es fehlten nur noch drei Tage zum Beginne des großen „Versöhnungstages," der diesmal auf einen Mittwoch fiel. Diese ganze Zeit hindurch blieb Pessel auf ihrer Stube; der kleine Gassenladen wurde nicht geöffnet. Sie aß nur zu Mittag, denn der Fall der heiligen Thora legte ihr ein vierzigtägiges Fasten auf. Sonst herrschte in der kleinen Stube ein fast feierliches Stillschweigen. Wenn die alte Annehmerin nicht betete, saß sie in sich gekehrt in dem Lehnstuhl und ihre Augen leuchteten dann in einem unnennbaren Glanze.

Am Vortage der „Versöhnung" fastete Pessel nicht; sie müsse ihre Kräfte für den „großen Berg" aufrecht erhalten, dessen Besteigung ihr bevorstand, sagte sie. Nachmittag begehrte sie ihre weißen Kleider und eine frisch gewaschene weiße Haube, denn, sagte sie, einmal im Jahre hat man „Vortritt" bei dem König der Könige, und da muß man ganz anständig erscheinen. So saß sie dann, gehüllt in die feierliche weiße Kleidung, lang zuvor, ehe die Feier des furchtbarsten aller Tage begann.

Perlchen mußte mit der sogenannten „dritten Mahlzeit" sich hasten; als sie geendigt, sagte Pessel:

„Und jetzt laß uns gehen, Perlchen."

„Schon? Man hat ja noch nicht in die Schul' gerufen —"

„Ich habe mit dir noch früher einen Gang zu machen. Beeil' dich!"

Perlchen erschrak.

„Was erschrickst du," sagte die alte Pessel mit merkwürdiger Ruhe. „Noch ehe der Jom Kippur eingeht, sollst du erfahren haben, wer die Schrift an der Thür deines Vaters ausgelöscht hat."

Lautlos schritten dann die Beiden durch die in diesem Augenblicke noch menschenleere Gasse, das junge schreckensbleiche Mädchen neben der alten hageren Frau. Vor einem stattlichen Hause in der Nähe des Ringplatzes blieb Pessel stehen.

„Da wohnt ja Vetter Zender," flüsterte Perlchen.

Pessel entgegnete nichts, mit festem Tritte schritt sie in das Vorhaus. Von oben herab schlugen lustige Stimmen an ihr Ohr, da schien es, als ob die alte Frau zögere, ihren Gang fortzusetzen. Doch alsbald ermannte sie sich und stieg die Treppe hinan, die in Zender's Wohnung führte.

Zender saß noch inmitten seiner Familie bei der „dritten Mahlzeit," als Pessel mit Perlchen in die Stube trat. War es der Anblick der schreckhaften alten Frau in ihren weißen Gewändern, oder etwas Anderes — den Blicken Pessel's entging es nicht, daß eine merkwürdige Veränderung in seinen Zügen vorgegangen war; er war von seinem Stuhle aufgesprungen.

„Pessel," rief er endlich mit einem mühsamen Lächeln, „wie kommst du grade jetzt her?"

Dann gebot er einem seiner Kinder, einen Sessel für Pessel herbeizurücken.

Die alte Frau winkte jedoch abwehrend.

„Laß gut sein, Zender," sagte sie, „ich bin nicht gekommen,

um mich bei dir niederzusetzen. Ich bin gekommen, um mit dir im Geheimen ein Wort zu reden."

Das alles hatte sie mit äußerlicher Ruhe gesprochen; auch nicht ein Muskel in ihrem Antlitze zuckte dabei; sie schien vollkommen unbewegt.

„Jetzt?" meinte Zender, aber seine Linke, die auf den Tisch angelehnt war, zitterte während dieses Wortes, wie von einem Krampfe ergriffen.

„Warum nicht jetzt?" sagte Pessel, die grauen scharfen Augen auf ihn richtend. „Du weißt, wir stehen am Eingange des Jom Kippur, da muß man sich eilen, daß man in das Thor kommt, bevor man es schließt. Und grade, wenn man etwas auf dem Herzen hat, so soll man es sich vor diesem großen Tage herunterreden."

Zender versuchte etwas zu reden; aber es klang ganz unverständlich. „Komm'," rief er endlich mühsam, indem er sich erhob. „Mit dir, das weiß ich noch aus früherer Zeit, muß man ganz besonders umgehen."

„Perlchen, mein Kind, bleib indessen hier, bis ich mit deinem Vetter mich ausgeredet habe," sagte Pessel.

Jetzt erst hob Zender seine Augen auf und richtete sie auf das junge Mädchen, das sittsam an der Thüre stehen geblieben war.

Eine Leichenblässe bedeckte sein Antlitz. —

In einer dritten Stube angelangt, fragte Zender:

„Was willst du, Pessel?"

„Verriegle erst die Thüre!" gebot die alte Annehmerin.

Wieder verirrte sich ein mühsames Lächeln auf die dünnen Lippen Zenders.

„So überaus wichtig ist das, was du mir mitzutheilen hast?"

„Ich habe nur eine Frage an dich, Zender," sagte Pessel,

indem sie sich niedersetzte, „und die muß vor dem Jom Kippur beantwortet werden."

„So rede!" sagte Zender, schwer aufathmend.

Pessel schwieg eine geraume Weile.

„Ich will dich nur fragen, Zender," sagte sie dann, mit feierlichem Nachdrucke jedes ihrer Worte betonend, „ob du mir nicht erklären kannst, warum dem alten Rebbe am vorigen Sabbat die heilige Thora aus den Händen gefallen ist?"

„Mich fragst du um das? Der Rebbe wird alt und schwach, da ist ihm das Unglück widerfahren," meinte Zender mit mehr Sicherheit in der Stimme.

Pessel schüttelte den Kopf.

„Das ist es nicht, Zender!" sagte sie, indem sie aufstand und hart an ihn hintrat. „Ich will dir's erklären. Die Thora ist darum in den Staub gefallen, weil es in dieser Gasse eine Thür giebt, und auf dieser Thüre ist vor vierzehn Jahren eine Schrift gestanden, und diese Schrift hat Einer ausgelöscht . . ."

„Die alte Narrethei," murmelte Zender zwischen den Zähnen.

„Um Gottes Willen, Zender," rief Pessel, die sich plötzlich von ihren Kräften verlassen fühlte, „du nennst das Narrethei? Draußen warten deine sechs Kinder, sie werden dich um „Verzeihung" bitten wollen, ehe du in die „Schul" gehst; sie werden zu dir sagen: Vater, vergieb uns, daß wir gegen dich ungehorsam gewesen sind in diesem Jahre, und dich gekränkt haben . . Leg' uns eine Buße auf, welche du willst, wir werden sie ertragen, aber verzeih' uns, wie ein Vater seinen Kindern verzeiht . . ."

Die Stimme der alten Frau brach vor innerer Erschöpfung.

„Ich versteh' dich noch nicht, Pessel," sagte Zender, dem die Schweißtropfen auf der Stirne standen.

„Noch nicht?" rief die alte Annehmerin, in schmerzlicher

Zorne sich wieder aufrichtend. „So sieh' mir ins Gesicht, und beantworte mir die Frage: Wer hat die Schrift an Josel's Thüre ausgelöscht?"

„Pessel!"

Es war der Aufschrei eines Todtwunden, den eine rauhe Hand an der feinsten Stelle seines Leidens gefaßt hat.

„Gott schrei an, und nicht mich," sagte die unerbittliche Frau. „Ich aber sage dir, Zender! .. der die Schrift ausgelöscht hat, der geheuchelt und betrogen hat, der ein Waisenkind um sein kleines Habe gebracht, der Schuld daran trägt, daß einem achtundsiebzigjährigen Manne die heilige Thora aus der Hand fällt . . der steht jetzt vor mir!" —

„Schweig', um Gottes Willen schweig'!" stöhnte Zender, die Hände vor sein Gesicht drückend.

„Schweigen!" rief Pessel mit fast übermenschlichem Tone, „ich hab' also noch nicht lange genug geschwiegen? Vierzehn Jahre des blutigsten Schweigens sind nicht genug? Nein, Zender, und wenn ich mich an deine Füße anklammern müßte, wie ein wildes Thier, das dich im Walde überfällt, jetzt halt' ich dich, jetzt muß ich reden."

Zender vermochte nicht zu sprechen; ein krampfhaftes Zucken flog über seine Lippen.

„Soll ich dir sagen, warum ich so lange verschwiegen habe, was mir mein Herz schon am Sterbebette deines Bruders Josel verrathen hat? Weil ich den Namen Gottes nicht habe entweihen wollen, weil ich nicht gewollt habe . . ."

„Martere mich nicht, Pessel," bat Zender, die Hände wie bittend emporhebend.

Aber die alte unerbittliche Annehmerin fuhr fort:

„Was brauchst du dir heute Nachts deinen Sterbekittel anzuziehen und dein „Sterbehäubel," und dich vor alle Leute hinzu-

stehen, und an die Brust zu schlagen, damit sie dein Sündenbekenntniß hören? Denk' dir, du stehst schon vor Gott und der „Jom Kippur" hat schon angefangen! Wie heißt es doch in dem Sündenbekenntniß? Wir haben Arges ersonnen in Lug und Trug, Spott und Hohn . . ."

„Laß mich jetzt reden, Pessel," rief Zender mit einer gewaltsamen Anstrengung. Sein Zustand bot in diesem Momente einen erschütternden Anblick. Die Augen weit offen, mit keuchender Brust, rieselnde Schweißtropfen auf der Stirn, so saß er da, den schrecklichen Augen der alten Annehmerin ausgesetzt.

Eine drückende Stille wob in der Stube. Hörbar war nur das schwere Athemholen Zender's, das den furchtbaren Kampf seines Innern verrieth. Endlich fuhr Zender mit der Hand über das Angesicht; als er sie zurückzog, sah Pessel, daß er weinte.

„Ich hab's gethan!" rief er schluchzend, „ich habe die Schrift ausgelöscht!"

„Weine dich erst aus, Zender," sagte Pessel ruhig.

Aber Zender rief, das Antlitz von Thränen überströmt:

„Laß mich reden, du Gerechte . . . laß mich reden, damit meine Seele wieder frei wird."

„So red' denn," sagte Pessel.

Noch einmal sprach er das Bekenntniß seiner Schuld aus; es schien ihm wohlzuthun, es zu wiederholen.

„Willst du wissen, wie Alles gekommen ist?" rief er. „Aus meinem Stolz ist Alles gekommen, der hat mich zu dem gemacht, was du in mir siehst."

Dann brach er wieder in lautes Schluchzen aus, und erzählte hierauf in abgebrochenen, von Schmerzensrufen durchzitterten Worten:

„Du weißt, Pessel, mein und Josel's Vater ist einmal ein reicher Mann gewesen; wie er aber gestorben, da war nicht so viel übrig, daß wir die Mutter hätten ernähren können. Da haben wir Alles verkauft, was uns noch aus der guten Zeit geblieben war, das Haus und die Betstätte der Mutter droben in der Weiberschul. Besonders die Betstätte! .. hat uns Brüder schwer gekränkt, denn sie hat uns an den einmaligen Glanz unserer Familie erinnert, wie unsere Mutter noch vorn am Gitter in der Weiberschul bei den reichen Frauen gesessen ist .. und jetzt war ihr Stand ganz unten an der Thüre neben dem Weibe des Schuldieners und neben den Schnorrerweibern, die man aus Mitleid über Sabbat beherbergt. Das hat uns Brüdern das Herz abgedrückt, und der Mutter auch. Sie ist aus lauter Kränkung darüber gestorben . . ."

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Seitdem ist mein und Josel's Sinnen und Trachten auf nichts anders gerichtet gewesen, als wie wir die Betstätte unserer guten Mutter wieder an uns bringen könnten. Und es muß daran etwas Gutes gewesen sein, denn das Glück hat sich uns Brüdern wieder zugewendet und es war Segen in Allem, was wir unternommen haben. Die Leute in der „Gasse" haben nichts davon bemerkt, denn erst, wenn es uns geglückt wäre, die Betstätte der Mutter zurückzukaufen, da haben wir hervortreten wollen und sagen: Seht! So was kann nur Zender und sein Bruder Josel."

Er mußte wieder inne halten, seine Stimme war zu leisem Weinen herabgesunken.

„Die Ersparnisse meines Bruders habe ich in Aufbewahrung gehabt; kein Mensch und kein Buch hat darum gewußt, nur seine Thüre ... Darauf hat er meine Schuld an ihn mit Kreide aufgeschrieben. Du weißt, wie es ihm, zur Buße

gesagt, ergangen ist. Mit zerschmetterten Gliedern, aber noch lebend, haben sie ihn nach Hause gebracht, den guten treuen Bruder."

Seine Augen irrten in diesem Augenblicke angstvoll in der Stube umher; er war an den Wendepunkt seines schweren Bekenntnisses gelangt.

„Pessel," rief er scheu und bedeckte wieder sein Antlitz, „noch heute weiß ich nicht, wie die schwarze Stunde über mich Herr geworden ist. Aber wie ich so dagesessen bin am Krankenlager Josel's, da ist mir der Gedanke vor- und nachgekrochen wie ein böses Gewürm: Josel hat zweihundert Gulden bei dir . . Das ist gerade so viel, als die Betstätte der guten Mutter kosten möchte! Kein Mensch weiß um das Geld als die weiße Kreide auf der stummen Thür . . Der Gedanke ist von mir nicht mehr gewichen; von Minute zu Minute ist er in mir gewachsen; er hat meine ganze Seele ausgefüllt, daß nichts mehr Platz darin gefunden hat . . Und einmal, wie mein armer Bruder im Schlafe daliegt, gegen die Wand gekehrt, da bin ich hingegangen zur Thüre und . . habe meine Schuld ausgelöscht . . ."

„Wein' dich erst aus," sagte die alte Frau, „und red' erst wenn es dir möglich ist."

„Nein! Laß mich nur weiter reden. Als du zu mir gekommen bist, mich zu fragen, was mit Josel's Kinde zu geschehen hat, da war ich schon auf alles vorbereitet; denn wenn Einen die Sünde schon gefaßt, dann ist es, als wären in der Seele hundert Lichter angezündet, wo früher nur eines gebrannt hat . . . Im Voraus habe ich jedes meiner Worte und mein Benehmen gegen dich zurechtgelegt, wie ein Kaufmann, der seine schlechte Waare an den Kunden bringen will. So habe ich gelogen und betrogen, geheuchelt und falsche Thränen vergossen, und habe doch im Innersten die Ueber-

zeugung gehabt, daß mich dein Auge durchsieht. Um dich und die Welt irre zu führen, habe ich mich Jahre lang als ein armer Mann gestellt, Jahre lang habe ich meine Ungeduld hingehalten und habe die Betstätte der guten Mutter nicht gekauft, und doch war merkwürdiger Weise ein Segen in all meinem Thun und Gebaren . . . Meinst du, ich hätte der Waise indessen nicht zurückzahlen können, was ich ihr schuldig war? Aber ich habe mich vor dir gefürchtet, du Gottes Annehmerin, und so ist Alles gekommen . . ."

„Du bist fertig, Zender," sagte Pessel, während er für eine Weile inne hielt.

„Fertig? Daß Gott erbarm! wie ich fertig bin!" stöhnte Zender.

Da stand die alte Annehmerin auf, hoch aufgerichteten Leibes schritt sie zur Thür hin und schob den Riegel daran zurück.

„Ich will das Kind rufen —"

„Welches Kind?"

„Deines Bruders Kind."

„Ich kann ihm nicht ins Auge sehen, Pessel," schrie Zender.

„Du mußt das Kind um Verzeihung bitten, ehe der Jom Kippur eingeht."

Noch einmal zuckte es wie ein fahler Blitz über die Gesichtszüge Zender's; es war das letzte Aufbäumen seiner Natur.

„So laß sie kommen!" rief er tonlos.

Die alte Pessel durchschritt die zwei vorderen Stuben und rief nach Perlchen.

„Da hast du Josel's Kind," sagte Pessel, indem sie mit Perlchen an der Hand in der Thüre erschien.

Kaum war Zender ihrer ansichtig geworden, rief er mit erstickter Stimme:

„Mein Kind! verzeih' mir, mein Kind!" und gebrochen im innersten Wesen, fast ohnmächtig, sank er vor den Füßen Perlchen's zu Boden. —

Der alte Rabbi überlebte nicht lange den „Fall der Thora." Noch ehe vierzig Tage vergangen waren, hatte ihn, ohne daß eigentlich eine Krankheit ihn heimgesucht, der Tod ereilt. Man erzählte sich, daß die alte Pessel, als sie die Nachricht erhielt, er liege im Sterben, einen der Vorsteher der „heiligen Brüderschaft" zu sich bat, und ihn beauftragte, dem alten Rabbi Folgendes zu sagen: „Er könne ruhig sterben . . Pessel „mit der Thür," die Gottes-Annehmerin, lasse ihm sagen, die Thora habe sich wieder aus dem Staube erhoben!" —

Aber noch in demselben Jahre trug man auch sie auf den „guten Ort" hinaus.

Einige Zeit darauf ward in der Gasse eine große Hochzeit gefeiert. Zender's ältester Sohn und Perlchen waren das Brautpaar.

Zender selbst ist bis an sein Lebensende ein stiller gedrückter Mann geblieben.





Die Augen der Mutter.

Aus einem Käfige, der am offenen Fenster stand, sang ein Canarienvögelchen hell und lustig in die Gasse hinaus. Drin in der Stube und es war ein traulich aufgeputztes, gar heimliches Stübchen, schienen zwei Menschen, ein blasses Mädchen und ein schmächtiger junger Mann dem Gesange des Vogels mit einem Gefühle andächtigen Ernstes zu lauschen. Hie und da rauschte ein Blatt des Buches lauter, das dem Mädchen auf dem Schooße lag — sonst schien Alles in dem engen Raume bis auf die leise pochende Uhr an der Wand den Athem anzuhalten, um den Jubel des beschwingten Sängers über sich ergehen zu lassen.

„Ephraim, mein Bruder!“ rief das blasse Mädchen.

„Was willst du, Veilchen?“ fragte der Angeredete nach einer Weile.

„Eines möcht' ich wissen, ob der „Canari“ auch weiß, daß heute Sabbat ist?“

„Das ist eine Frage wie von einem Kind!“ meinte zögernd der Bruder.

„Immer ist etwas kindisch, worauf die gescheidten Männer nicht gleich eine Antwort finden können," rief Veilchen in einem Tone beginnender Gereiztheit. „Warum soll er's nicht wissen? So ein Vogel zählt auch Tage und Stunden und sieht mit seinen Augen in der Stube herum. Die ganze Woche hat er wenig oder gar nicht gesungen und ist still dagesessen. Heute hat er eine Kraft in seiner Stimme, daß ich fast erschrecke. Woher kommt ihm das? Und an jedem Sabbat ist es so; glaub' nur nicht, daß ich das nicht schon längst bemerkt habe. Soll ich dir sagen, was meine Meinung darüber ist?"

Ephraim antwortete nichts.

„Die ganze Woche über," fuhr das Mädchen fort, „sieht sich das Vögelchen in unserer Stub' um und kann nichts weiter erblicken, als Woch' und lauter Woch'! Heute sieht es, wie prächtig ich meine Lampe geputzt habe und meint es ist lauter Gold, was ihm da entgegenglänzt, und auf dem Tische liegt das weiße Sabbattuch. Besonders die weiße Leinwand muß ihm in die Augen fallen. — Meinst du nicht auch, Ephraim, mein Bruder?"

„Wart' einen Augenblick, Veilchen," meinte Ephraim und stand auf. Er war an das offene Fenster zum Käfig getreten.

In diesem Augenblicke verstummte der Gesang des Vogels.

„Jetzt hast du ihm seinen Sabbat verstört!" rief das Mädchen mit überquellender Heftigkeit und in der Hast, mit der sie diese Worte ausgestoßen, war das Buch ihrem Schooße entglitten.

Ephraim wandte sich um; er sah die Schwester mit eigenthümlich traurigen Augen an. „Ehe ich dir antworte," sagte er gelassen, „thu' mir den Gefallen und heb' das Buch auf, woraus du soeben gebetet hast. Man muß etwas Heiliges

nicht fallen lassen und wenn so etwas unserer Mutter zugekommen, so hat sie das Buch geküßt . . Küss' es auch, Veilchen, mein Kind."

Veilchen that, wie ihr der Bruder geheißen hatte. Dieser demüthige Gehorsam stach seltsam gegen den Aufschrei ab, wie ihn das Mädchen kurz zuvor ausgestoßen.

„Und nun will ich dir sagen, Veilchen, mein Kind, was meine Meinung ist, warum der Vogel grade heute so hell und lustig singt. Ich weiß aber nicht," sagte er und hielt zögernd inne, . . . „ob dir diese Meinung recht sein wird."

Veilchen sah den Bruder mit ihren braunen Augen forschend an; nur ihre Lippen zuckten etwas.

„Du redest so merkwürdig ernst," sagte sie und versuchte zu lächeln, „als ob ich . . . keinen Spaß gemacht hätte. Darf ich denn nicht fragen wollen, ob so ein Vogel auch etwas vom Sabbat weiß?"

„Es giebt ernsthaftere Sachen auf der Welt . . . Veilchen," meinte Ephraim und hielt wieder inne. —

„Du erschreckst mich, Ephraim," sagte das Mädchen.

„Narrele," sagte Ephraim und ein flüchtiges Lächeln verschwand alsbald von seinen Lippen. „Ich, zum Beispiel, habe eine andere Meinung über den Gesang des Vogels als du. . . Ich denk', Veilchen, mein Kind, unser Canarienvögelchen muß etwas davon wissen, . . . daß es bald ein anderes Quartier haben wird."

„Du willst ihn doch nicht verkaufen oder verschenken?" schrie das Mädchen entsetzt und mit einem gewaltsamen Rucke hatte sie den Bruder von dem Käfige entfernt, auf dessen Stäbe sie wie schützend ihre beiden Hände legte.

„Verkaufen werde ich ihn nicht, und auch nicht verschenken," meinte Ephraim, dessen gemessene Ruhe einen seltsamen Gegen-

satz zu der leidenschaftlichen Erregtheit seiner Schwester bildete. „Werde ich etwas unternehmen, was dir ein „gebrochen Herz“ macht ... Aber nur ein Wort brauche ich zu sagen ... und ich wette, wer der Erste seine Hand in den Käfig steckt und ihn weit aufmacht und zu dem Vögele sagt: flieg fort, wohin dich deine Flügel tragen . . . das ist Veilchen, meine Schwester.“

„Niemals, niemals!“ rief das Mädchen mit großer Entschiedenheit.

„Veilchen,“ sagte Ephraim fast bittend, „ich habe vor mir selbst ein Gelübde abgelegt. Du wirst nicht wollen, daß ich es breche.“

„Ein Gelübde?“ fragte die Schwester.

„Veilchen,“ sagte Ephraim und neigte sich ganz nahe zu dem Mädchen, so daß ihre Stirnen fast auf einander ruhten, „ich habe vor mir selbst gelobt, wenn er, . . . unser Vater . . . zurückkommt, so gebe ich unserem Vögelchen die Freiheit. Es soll frei sein wie Er.“

„Ephraim!“ schrie das Mädchen.

„Er kommt zurück, er ist schon auf dem Wege.“

Veilchen schlug ihre Arme um den Hals des Bruders. Minutenlang hielten die Geschwister sich so umfaßt. Indeß hatte der Vogel seinen jubelnden Gesang wieder begonnen.

„Hörst du ihn, wie er wieder singt,“ sagte Ephraim und streichelte die Haare seiner Schwester. „Er weiß, daß er bald hinaus und in's Freie kommt.“

„Ein Vater, der aus dem Criminal kommt!“ rief Veilchen und riß sich von ihrem Bruder los.

„Er hat's abgebüßt, Veilchen!“ sagte Ephraim leise.

Veilchen hatte sich abgewandt; nach einer schwer drückenden Weile drehte sie sich wie von einem Wirbel erfaßt, rasch

um und zeigte ihrem Bruder ein gegen die sonstige blasse Farbe fast hochroth glühendes Angesicht. Ihre Augen glänzten von einem wilden Feuer, dabei zitterte sie am ganzen Leibe. So hatte Ephraim sie noch nicht gesehen.

„Ephraim, mein Bruder," sagte sie mit jener tonlosen Langsamkeit, wie sie grade der heftigsten Erregtheit eigenthümlich ist. „Du kannst mit dem Vogel thun, was du willst. Du kannst ihn freilassen, oder auch, du kannst ihm den Hals umdrehen. Aber ihm werde ich niemals in's Gesicht sehen, von mir wird er kein liebes Wort hören. Er hat unsere Mutter unglücklich gemacht, . . . unsere gute, gute Mutter, er hat sich und uns um die Ehre gebracht. Das kann ich nicht vergessen . ."

„Spricht so ein Kind?" sagte Ephraim mit bebender Stimme.

„Ja, wenn sich das Kind seines Vaters zu schämen hat!" rief Veilchen.

„Dann hast du leider vergessen, was unsere Mutter auf dem Sterbebette zu dir und mir gesagt. Weißt du noch, wie sie noch einmal die Augen aufgeschlagen hat . . . wie sie sich gewaltsam in die Höhe gehoben und gesagt hat: „Kinder, mein „Andenken" wird Euch beistehen, und auch Eurem Vater." Veilchen, hast du das vergessen?"

Wer etwa eine Stunde später in ihre Stube eingetreten, dem wäre ein wahrhaft ergreifendes Bild entgegengekommen. Veilchen saß auf dem Schooße ihres Bruders, die Arme um seinen Hals geschlungen, während dieser mit einer Zärtlichkeit, wie sie nur ein älterer Bruder für seine Schwester in gleicher Reinheit empfindet, die Haare des Mädchens glättete, Worte flüsternd, die zu heimlich klangen, als daß sie ein anderes Ohr, als Veilchens, hätten berühren können.

Der Käfig am Fenster stand leer . . .

In der Nacht, die diesem Sabbate folgte, blieb Ephraim bis gegen zwölf Uhr wach. Veilchen selbst schlief; aus der benachbarten Kammer konnte er die tiefen Athemzüge ihres gesunden Schlafes belauschen. Draußen in der „Gasse“ waltete die tiefste Nachtruhe. Da ging Ephraim zu dem alten Schranke, der neben der Thüre stand, schloß ihn leise auf und holte ein dickes Buch hervor, das er vor sich auf den Tisch legte. Er schien aber nicht lesen zu wollen. Zwischen einzelnen Blättern lag Papiergeld, und nur diesem schien sein Augenmerk und das flüsternde Zählen seiner Lippen zu gelten. Er war grade an das letzte weiße Blatt gelangt, als er mit feinem Ohr draußen vor dem Fenster ein Rascheln wie von schleichenden Tritten vernahm. Erst zuckte er erschreckt zusammen, sein Zweites aber war, das Buch mit dessen Inhalt wieder dem alten Schranke zu vertrauen. Dann trat er ans Fenster und öffnete es.

„Bist du es . . . Vater?“ rief er in die Nacht hinaus.

Es erfolgte keine Antwort.

Ephraim wiederholte seine Frage.

Er konnte, wie sehr er seine Augen anstrengte, in der Finsterniß kein lebendes Wesen entdecken. Da rief es dicht vor ihm:

„Mach' kein' Lärm . . . und lösch' erst das Licht aus.“

„Vater, um Gottes Willen, du bist's . . .“ drängte es sich aus Ephraim's Munde hervor.

„Still!“ flüsterte es draußen . . „lösch' erst das Licht aus.“

Ephraim schloß das Fenster und verlöschte das Licht. Dann tappte er mit fast unvernehmbaren Schritten durch die Stube in das finstere Vorhaus hinaus. Eben so leise schob er den Riegel des Hausthores zurück. In demselben Augenblicke legte sich eine schwere Hand auf die seine.

„Vater, Vater!“ rief Ephraim und suchte die fremde Hand an seine Lippen zu drücken.

„Mach' kein' Lärm,“ gebot die Stimme des Mannes. Leise an der Mauer hintastend, die Hand des Vaters in der seinen haltend, so kam Ephraim mit ihm in die Stube.

Veilchen schlief noch immer . . .

Es gab eine Zeit, wo die Rückkehr des „wilden Ascher“ in sein Haus unter ganz andern Umständen erfolgte. Auf derselben Schwelle, die er jetzt scheu und zaghaft, fast wie ein Dieb, der an fremdes Eigenthum sich gewagt, überschritt, stand vor achtzehn Jahren eine schöne Frau, die ihm mit hochgerötheten Wangen einen zappelnden Knaben entgegenhielt, damit er sich schon aus der Ferne überzeuge, Mutter und Kind seien wohlauf und gesund. Weit und breit konnte man in ganz Böhmen „Gasse“ auf und „Gasse“ nieder suchen, bis man ein schöneres und glücklicheres Paar fand. Von Ascher hieß es, er sei ein „Barjin“ wie es keinen zweiten in der Welt mehr gebe, eine jener tüchtigen und unternehmenden Naturen, denen kein Baum zu hoch und kein Graben zu tief ist, um hinauf- und hinüber zu kommen. Er bewies dies am schlagendsten dadurch, daß er die Liebe seiner Frau Gudule gewann, deren Augen förmlich weltberühmt waren. Von ihnen hieß es nämlich, wer lange in diese Augen hineinsehe, dem erscheine die Welt ganz anders! Man konnte nämlich an nichts Böses denken, wenn man an Gudule's Augen dachte.

Auch für Ascher hatten in den ersten Jahren seiner Ehe diese unergründlich braunen und treuen Augen seiner Frau, in die er länger als jeder Andere blicken konnte, den vollsten Zauber ihrer Gewalt. Später behauptete er von denselben Augen, sie wären an seinem Unglücke schuld. Und es verhielt

sich in der That so; es läßt sich mit wenigen Worten kurz erzählen.

Gudule stammte nicht aus der Gemeinde, in der Ascher einheimisch war. Ihr Vater war ein reicher Randar auf einem Dorfe in „Unterböhmen," das ganz abseit von dem bewegten Treiben der großen Gemeinde lag. Dennoch war der einsame Randarhof mit seiner schönen Tochter ein Ort, wohin sich sämmtliche „Jungen" wie zu einem Stelldichein zur Beschau einfanden. Sonderbar! Niemand fand vor Gudule's Augen Gnade als der „wilde Ascher" — vor dem sie am meisten gewarnt worden war.

Noch ehe die Verlobung stattgefunden hatte, war eines Tages auf dem Randarhofe ein Brief eingetroffen, der jedoch keine Unterschrift trug. In dem Briefe hieß es, nachdem mit weitläufigen Umschweifen auseinander gesetzt war, warum der unbekannte Schreiber sich bewogen fühle, dem Randar einen Freundschaftsdienst zu erweisen: „Behüten Sie Ihr liebes Kind davor, das Weib eines — Spielers zu werden, denn das ist Ascher, und schlagen Sie diesen Rath nicht in den Wind."

Der Randar gehörte zu jenen bequemen, breitwuchtiger Naturen, die selbst die Annäherung eines Gedankens, den si in ihrem Gehirne verarbeiten sollen, mit einer Art Schrecke erfüllt. Er sollte die Vorstellung, daß Gudule's Mann ei Spieler sei, durch alle Gewinde und Krümmungen und Weg bis an den äußersten Rand der Zukunft durchdenken kön nen? Treu dieser Natur gab er den Brief des unbekannte Schreibers, als ob ihn dessen Inhalt nichts angehe, seine Tochter zum Lesen und er schien wirklich so recht gethan z haben. Denn nachdem Gudule das Schreiben bis zu End gelesen, sagte sie blos:

„Vater! das geht mich allein an."

Und dabei verblieb es auch. Erst am Hochzeitstage, eine halbe Stunde vor der Trauung, als der Trauhimmel draußen im Hofe bereits aufgerichtet stand, brachte es der Randar über sich, der Mahnung jenes unbekannten Briefschreibers mit einigen Worten zu gedenken. Er nahm den künftigeu Schwiegersohn bei der Hand und führte ihn bei Seite.

„Aden" (Eidam) sagte er zu ihm, „ist es wahr, daß du ein Spieler bist?"

„Schwär!" (Schwiegervater) entgegnete Ascher darauf mit derselben Freimüthigkeit, „die Augen Gudule's werden mich davor behüten."

Ascher hatte keine Unwahrheit gesprochen, als er seinem Schwiegervater diese Versicherung gab. Es war ihm vielleicht heiliger Ernst dabei, und es erging ihm wie Jedem, der Gudule's Augen gegenüber einmal gestanden war.

Nirgendwo vielleicht hat man ein feineres Gefühl für die Anzeichen jener grauenhaften Krankheit, deren Geschichte auf — einem Kartenblatte steht, als unter den Leuten in der „Gasse." Unsichtbar deutende Finger sind dort überall auf den „Spieler," an welchem, wie es im Sprichwort heißt, kein „Bröfele" Segen ist, gerichtet, und warnen vor ihm. Trunk und Schlemmerei fordern wenige Opfer, aber fast jede „Gasse" weiß von Einem oder Mehreren eine Geschichte zu erzählen, die mit dem Kartenblatte anfängt und mit unheimlichen Ende aufhört.

Darum war die Aufmerksamkeit der Leute mit einer Art Spannung auf die fernere Entwicklung eines Charakters wie Ascher's gerichtet; man verfolgte mit einem Gefühle künstlerischen Behagens jeden seiner Schritte und Tritte, denn aus

langer Erfahrung weiß die „Gasse,“ daß man einem Spieler nicht „trauen“ darf.

Als ahnte es Ascher, daß Aller Augen auf ihm lagen, so hütete er sich mit einer beinahe zur Schau getragenen Absichtlichkeit irgend einer der über ihn gehegten Voraussetzungen Recht zu verschaffen. Es hatte wenigstens den Anschein; nichts deutete darauf hin, daß er selbst in heimlichster Stille den Lockungen jenes Lügengeistes folgte. Sein Geschäft blühte — und Gudule hatte ihm einen Sohn geboren.

„Nun, Gudule, mein Kind,“ fragte damals der Randar seine Tochter, als er zur Gevatterschaft seines ersten Enkels gekommen war, „hat der Brief Recht gehabt?“

„Was für ein Brief?“ meinte die Wöchnerin.

„Nun . . worin man mir angezeigt hat, daß mein Schwiegersohn, dein jetziger Mann ein Spieler ist.“

„Von so einem Briefe willst du noch reden?“ meinte Gudule — und das war auch eine Antwort.

Drei Jahre später kam Gudule's Vater wieder auf Besuch. Sie trug ihm diesmal sein zweites Enkelkind, ihr kleines Veilchen entgegen. Er herzte und küßte die Kinder und hing um Veilchen's Hals ein dreifach geschlungenes Perlschnürchen, „damit das Kind einmal wisse,“ meinte er, „daß es einen Großvater gehabt hat.“

„Und wo hast du deine Perlen, Gudule?“ fragte er dann, „die du von deiner Mutter, mit der der Friede sei, bekommen hast? Sie hat darauf so große Stücke gehalten.“

„Die, Vater?“ entgegnete Gudule und erblaßte, „die hat mein Mann nach Prag zu einem Goldschmied gegeben, er soll ein neues „Schlößchen“ daran machen.“

„So?“ sagte der Randar.

Trotz seiner schwerfälligen Behäbigkeit war ihm in Gu-

dule's Antlitz ein Zug von leidender Abgespanntheit aufgefallen — der ihm bis an die Seele griff. Er sprach aber nichts darüber; nur als er beim Abschiede die „Mesuseh“ an der Thüre küßte, sagte er zu Gudule, die, das kleine Veilchen im Arme, das Geleite ihm gab, mit einer von seltsamer Weihe durchzitterten Stimme:

„Gudule, mein Kind, das Schlößchen an dem Perlschnürchen, was ich deinem Veilchen mitgebracht habe, das kann an die zweihundert Jahre aushalten . . . Du brauchst es darum deinem Manne nicht mitzugeben, damit er ein neues daran macht.“

Und ohne sich noch einmal umzuwenden, ging der gemächlich starke Mann von dannen. Er kam auch nie wieder auf Besuch. Ein Jahr später erhielt Gudule ein Schreiben von ihrem ältesten Bruder, der ihr meldete, der Vater sei gestorben und sie möge sich „Schiwe setzen“ (die siebentägige Trauer begehen). Er habe seit seinem letzten Besuche bei ihr in einem fort gekränkelt, aber sie alle hätten deß nur wenig geachtet, weil sie seine gute Natur kannten. Erst in den letzten Wochen sei eine merkliche Abnahme seiner Kräfte eingetreten, dazu sei ein Fieber gekommen und er habe zu phantasiren angefangen. Als man ihn einmal fragte, ob man nicht Gudule kommen lassen solle, habe er gesagt: „Sie soll das Schlößchen von Veilchen's Perlenschnürchen nicht weggeben.“ Und noch eine Stunde vor seinem Tode habe er mit lauter Stimme nach dem Briefe begehrt. Welchen Brief? Keiner habe ihn verstanden. „Gudule weiß, wo er liegt,“ habe er endlich mit leisem Kopfschütteln gesagt. Das sei sein letztes Wort gewesen.

Hatte der alte Randar bei seinem letzten Besuche im Hause seines Schwiegersohnes richtig gesehen? Auch ohne die fehlende Perlenschnur hätte ihm die ganze „Gasse“ schon lange das

Geheimniß verrathen können, daß die Warnung jenes unterschriftslosen Briefes eine Wahrheit — und Gudule die Frau eines Spielers geworden war.

Mit der ganzen Gewalt eines Gewässers, das jahrelang in den Tiefen des Berges geruht, war die alte, niemals gebrochene Krankheit an Ascher herangekommen. Das erste Anzeichen hiervon erhielt Gudule, als ihr Mann einmal von einer seiner Geschäftsreisen früher zurückkehrte, als er ihr vorhergesagt. Gudule hatte ihn darum auch nicht erwartet.

„Warum bist du mir mit den Kindern nicht entgegengekommen?" rief er verdrießlich; „gönnt man mir diese Freude auch nicht mehr?"

„Ich . . . gönn' dir keine Freude?" vermochte Gudule zu fragen, indem sie tief erschrocken ihre Augen zu ihrem Manne aufschlug.

„Was siehst du mich so mitleidig an?" fuhr er heftig auf.

Ascher liebte seine Frau; als er die Wirkung seiner rohen Worte auf Gudule's Angesicht gewahrte, umfaßte er sie liebreich.

„Sag selbst, Gudule," sprach er, „ein Mensch der sich die ganze Woche plagt und anstrengt, muß er nicht das Gesicht seines Kindes wie ein ihm von Gott geschicktes Geschenk betrachten, wenn er es zuerst beim Eintritte in sein Haus zu sehen bekommt?"

Wunderbar! In diesem Augenblicke durchzuckte Gudule die erste Ahnung — daß ihr Mann einer Lüge fähig sei. Mit riesigen Lettern trat nun der Inhalt jenes Briefes vor ihre Seele; sie wußte, welches Geschick ihrer harre . . . und ihrer Kinder.

Von da ab traten in Ascher's Leben alle jene Erschei-

nungen hervor, wie sie das Treiben eines „geborenen" Spielers beinahe mit kunstgerechter Regelmäßigkeit überall darbietet. Vor Allem machte sich die Zerrüttung seines Gemüthes merkbar. Verstörtheit und lustige Aufgeräumtheit wechselten mit einer erschreckenden Schnelligkeit in ihm ab. Er konnte das Einemal an Gudule und seinen Kindern allen Liebreiz und Zauber der Welt erblicken, während er ihnen das andere Mal stumm, gleichgültig und verdrossen gegenübersaß. Gudule wurde es bald klar, daß das „Geschäft" ihres Mannes in seinen Grundvesten erschüttert war. Was sie aber am meisten erschreckte, war, daß Ascher mit Hintansetzung aller Scheu seine „religiösen" Pflichten vernachlässigte. Freitag spät in der Nacht heimzukehren, wenn der Sabbat schon längst in die „Gasse" eingekehrt war, gehörte zu den regelmäßig sich wiederholenden Vorfällen. Ja es traf sich einmal, daß er in bestaubten Kleidern von einer seiner Geschäftsreisen am frühen Sabbatmorgen zurückkehrte, während draußen die Leute, festtäglich geputzt, in das Bethaus gingen.

Dennoch wurde nie, auch nicht das leiseste Wörtchen der Klage, aus Gudule's Munde vernommen. Im Grunde ihres Gemüthes gehörte sie zu jenen stolzen und adeligen Naturen, wie sie unter allen Lebensbedingungen in der „Gasse" und auf dem einsamen Randarhof sowohl, als auf den Höhen der bevorzugten Menschheit zur Entwicklung gelangen. Hatte sie nicht den Rath jenes wohlmeinenden Briefes in den Wind geschlagen? Was wollte sie klagen und jammern, da nun die Saat aufgegangen war? Es lebte eine kaum erklärliche Scheu in ihr, ihrem Manne die Leidenschaft vorzuhalten, der er von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde mehr und mehr verfiel. Eher wäre sie gestorben, als daß sie das Wort „Spieler" über ihre Lippen gebracht hätte. Und dann! —

— Sah' es Ascher ihr nicht an den Augen an, was sie in der Seele litt?

Von denselben Augen nun behauptete Ascher, sie trieben ihn immer weiter und weiter in sein Unglück! . . .

„Was siehst du mich so an, Gudule?" konnte er oft bei der geringfügigsten Gelegenheit fragen . . .

Manchmal, wenn er nach seiner Behauptung eine „besonders gute Woche" gehabt, brachte er für die Kinder Kostbarkeiten mit, die den Werth eines gewöhnlichen Geschenkes weit überstiegen. Gudule machte aber von diesen Gegenständen weder für sich noch für die Kinder irgend einen Gebrauch; sie verwahrte sie im Kasten und gestattete sich nie ihren Anblick, besonders . . . als sie bemerkt hatte, daß Ascher unter irgend einem Vorwande all' dieses glänzende Geschmeide wieder an sich nahm, um es mit anderem zu vertauschen — oder auch nicht mehr zurückzuerstatten.

„Gudule!" sagte er einmal, als er in besonders aufgeräumter Stimmung sich befand, „warum läßt du alleweil den Schlüssel im Kasten stecken, wo du so theure Sachen aufhebst?"

Und wieder schlug Gudule ihre unergründlich braunen Augen zu ihm auf.

„Du siehst mich schon wieder . . . so an!" fuhr er mi[t] einem Male heftig auf.

„Der Kasten ist sicher," sagte Gudule fast lächelnd. „Warum soll ich ihn versperren?"

„Du meinst, Gudule —" schrie er, indem er die Han[d] wie zu einem Schlage aufhob. Dann sank er in den Stuh[l] zurück und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Gudule, mein Herz!" rief er, „ich bin nicht werth, da[ß] deine Augen auf mich sehen. Ueberall, wo ich gehe und steh[e], sehen sie mich an . . . und das ist mein Unglück. Mach' ic[h]

schlechte Geschäfte, wo es immer ist, so fragen mich diese deine Augen: Warum hast du dich eingelassen, und denkst nicht an Weib und Kind? . . . Dann bin ich wie von einem bösen Geiste geplagt. Ich möcht' daß du mich wieder so ansiehst, wie du mich als Braut angesehen hast — so glücklich, so merkwürdig schön! Dann denk' ich mir: Einmal muß sich das Glück doch mit der ganzen Faust packen lassen . . . dann wird auch meine Gudule wieder die Augen aufheben können. Und so komme ich aus einem Unglück ins andere. Sieh' mich lieber gar nicht an, Gudule! —"

Es war eine jener selbstanklagenden Stimmen, wie sie zuweilen aus der leidenden Seele solcher Menschen fast ohne äußeren Anstoß hervorbrechen. Schon war Gudule so weit gekommen, daß sie diesen Aufschrei seines Gewissens nach seinem eigentlichen Werthe schätzte. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Ascher in dieser Minute die vollste Wahrheit gesprochen, für die nächste Zukunft war sie ihr ein inhaltsloser Schall.

So waren Jahre dahingegangen. Die Kinder wuchsen allmälig heran. Ephraim war in sein fünfzehntes Jahr getreten, Veilchen war ein zwölfjähriges blasses Mädchen. Nach dem Ausspruche der „Gasse" waren es die merkwürdigsten „Kinder von der Welt." Gudule erzog sie mitten in dem wüsten Leben, an das sie die Ehe mit dem Spieler kettete, daß sie Spiegelbilder ihres eigensten Wesens wurden. Die Leute wunderten sich, wie aus Ascher's Kindern so etwas werden konnte.

Sie waren ihrer Mutter vollständig „nachgerathen," sie trugen dieselbe adelig stolze Natur wie ihre Mutter zur Schau. Mit den anderen Gespielen in der „Gasse" verkehrten sie nicht; es war, als ob sie nicht zu ihnen gehörten, als trennte sie ein

unübersteiglicher Wall. Diese Absonderung trug ihnen der ge=
meine Sinn bitter nach. „Meint sie," hörte Gudule oft neben
und hinter sich flüstern, „weil ihr Vater ein Randar war, so
sind ihre Kinder etwa Prinzen? Sie sollt' daran denken, daß
ihr Mann nichts Anderes wie ein Spieler ist."

Wie ganz anders hätte dieses bittere Urtheil gelautet,
wenn die Welt gewußt hätte . . . daß die Kinder allein Gu=
dule's einzige Vertraute waren. Was ihr eigener Vater nie
vernommen, das legte sie in die jungen Seelen ihrer Kinder
nieder. Ihnen entging keine Thräne ihrer Mutter; sie wußten,
wenn der Vater Verlust, wenn er Gewinn gehabt; sie kannten
alle Stimmungen seines zerrütteten Gemüthes und hatten in
dieser furchtbaren Schule häuslichen Elends eine Wahrheit des
Begreifens erlangt, die sie in den Augen eines jeden Andern
als frühreif erscheinen lassen mußte.

In den Naturen der beiden Kinder war übrigens schon
frühzeitig ein seltsamer Gegensatz hervorgetreten. Ephraim war
von einer fast weiblichen Milde, während Veilchens Wesen
ganz entgegengesetzt dem sanften Klange ihres Blumennamens
gleichsam verschlossene Lippen hatte, die auf Trotz und Willens=
stärke hindeuteten.

„Mutter," sagte sie einmal, „glaubst du, daß er noch lang
spielen wird?"

„Veilchen, wie kannst du so reden?" rief dagegen Ephraim
erschrocken.

Da fiel Veilchen der Mutter stürmisch um den Hals un
hielt sie krampfhaft zuckend einige Minuten umfaßt. Es wa
als wolle das Kind all' den verhaltenen und mühsam zurü
gedämmten Schmerz um seine eigene zerstörte Kindheit in d
einen Umarmung ausströmen.

„Mutter!“ rief sie dazwischen, „du bist zu gut gegen ihn. Niemals, niemals werde ich so gegen ihn sein.“

„Ephraim,“ sagte Gudule, „red' doch deiner Schwester zu, wenn ich nicht mehr da bin. Veilchen ist im Stande und trägt ihrem eigenen Vater Haß nach. Darf das ein jüdisches Kind?“

„Warum ist er so schlecht gegen dich?“ knirschte Veilchen mit den Zähnen . . .

Endlich kam der letzte vernichtende Schlag.

Nachdem Ascher einige Wochen abwesend gewesen war, langte eines Tages ein Schreiben unter Gudule's Adresse — aus einer Strafanstalt in der Nähe Wiens an. In dem Briefe wurde ihr in Ausdrücken der äußersten Schonung mitgetheilt, ihren Mann habe das „Unglück“ betroffen, eine falsche Unterschrift auf einen Wechsel gesetzt zu haben. Sie werde ihn jetzt durch fünf Jahre nicht zu sehen bekommen. Gott möge sie trösten. Der Brief trug die Unterschrift: „Von einem Leidensgefährten Ihres Mannes.“

Gudule erging es wie dem alten Randar, ihrem Vater, nachdem er den letzten Abschied von ihr genommen. Sie brach innerlich zusammen, und ohne daß das an ihr nagende Todesleiden merkbare Spuren aufwies, waren ihre Tage gezählt.

An einem Freitagabende, kurz nachdem das Friedenslicht der siebenzinkigen Lampe angezündet worden, berief Gudule die Kinder zu sich an den Lehnstuhl, von dem sie den ganzen Tag nicht aufgestanden war. Ein seltsam leuchtendes Lächeln auf ihren Lippen, ein eigenthümliches Glänzen ihrer noch immer schönen Augen, dazu ein befremdendes Auf- und Niederathmen ihrer Brust . . . sie erschien ihren Kindern so verwandelt!

„Kinder,“ sagte sie, „stellt Euch da zu mir, Jedes auf eine Seite. Ephraim, du zur Rechten, und du, Veilchen, zu meiner

Linken. Ich möcht' Euch einmal ein klein' Geschichtchen erzählen, wie man es Kindern erzählt, die man in Schlaf bringen will. Soll ich?"

„Mutter!" riefen die Kinder aus einem Munde und beugten sich zu ihr herab.

„Ihr müßt mich frei reden lassen, Kinder," meinte sie mit demselben befremdenden Lächeln auf den Lippen, „wenn ich mein Geschichtchen gut erzählen soll —"

„Hört, Kinder," fuhr sie nach einer Weile fort, „jeder Mensch, und sei er der schlechteste, — wenn er auf Erden nur ein einziges Gutes gethan hat, so „genießt" er droben im siebenten Himmel sein „Sechus,"*) das heißt, das Andenken an das Gute, was er auf dieser Welt gethan hat, wird ihm von Gott dem Allmächtigen als „besonderes" Verdienst angerechnet."

Gudule hielt inne. Plötzlich nahm ihr Gesicht einen gegen früher durchaus veränderten Ausdruck an. Ihr Athem ging mühsam, aber ihre braunen Augen leuchteten in Einem fort.

Mit kaum vernehmbaren Lauten fuhr sie fort: „Als Jerusalem, die heilige Stadt, zerstört ward, da sind sie alle aus ihren Gräbern aufgestanden ... die heiligen Aeltervāter Abraham, Isaac und Jakob ... und auch Moses und Aaron, sein Bruder ... und David, der König ... und alle haben sich vor Gottes Thron niedergeworfen und haben geweint: „Gedenkst du denn nicht mehr, was wir gethan haben? . . . Willst du denn unsere Kinder . . . bis auf den unmündigen Säugling vernichten und zermalmen?" Aber der Allmächtige war unerbittlich. Da ist Rahel, die Aeltermutter, gekommen . . . Wie Gott sie erblickt, da verhüllte er sein Angesicht und weinte. „Geh' fort," sagte er, „ich kann dich nicht erhören." . . . Sie aber hat gerufen:

*) Die erste Silbe dieses Wortes wird kurz gehaucht ausgesprochen.

,Denkst du nicht mehr der Thränen, die ich geweint, bevor ch meinen Josef und Benjamin geboren habe . . . Und denkst u nicht mehr, wie man mich draußen an der Schwelle des elobten Landes begraben hat . . . und nun soll ich mit diesen neinen Augen es ansehen, wie meine Kinder erschlagen . . . vie sie in die Gefangenschaft geführt werden?" . . . Da hat Gott gerufen: „Um deinetwillen will ich deiner Kinder wieder jedenken" . . . .

„Wollt Ihr wissen," rief sie plötzlich mit erhöhter Stimme, wie das „Sechus" aussieht? Das sieht wie ein Engel aus und teht nicht weit von Gottes Thron . . . Den Vorzug vor Allen, Allen — hat aber seit Rahel, unserer Aeltermutter, as „Sechus" einer Mutter . . . Wenn sie gestorben ist, fliegt s ohne Verweilen in den Himmel hinauf, noch bevor der Leib kalt geworden ist, und stellt sich dort unter den Andern uf. „Wer bist du?" fragt Gott. „Ich bin das „Sechus" iner Mutter," lautet die Antwort, „und sie hat Kinder hinter- assen." „So steh' du Wache für sie!" sagt Gott. Und so oft s den Kindern dann gut geht so hat das „Sechus ihrer Mutter" s bewirkt, und wenn es böse über sie kommt . . . so ist es vieder der Engel, der da sagt: „Vergißt du, daß diese Kinder eine Mutter mehr haben?" . . . und es geht vorüber". . .

Gudule's Stimme war bis zum Verlöschen schwach gewor- en. Sie hatte die Augen geschlossen; den Kopf nach rückwärts gesunken, athmete sie schwer . . .

„Seid ihr noch da, Kinder?" flüsterte sie fast unvernehm- ar nach einer Weile. Angstvoll beugten sie sich zu ihr hinab. Da schlug sie noch einmal die Blicke auf.

„Ich seh' Euch noch" . . . brachte sie mühsam zwischen den ünnen Lippen hervor . . . „dich, Ephraim, und dich, mein

kleines Veilchen . . . ich bin gewiß, mein „Sechus“ wird Euch künftig zur Seite stehen . . . Euch und auch Eurem Vater . . .“

Das waren Gudule's letzte Worte. Als die Kinder, die den Tod noch nicht kannten, sie beim Namen riefen, ihre erkalteten Hände mit heißen Küssen bedeckend, noch immer des Glaubens, sie sei ihre lebende Mutter mit den unergründlich braunen Augen . . . athmete sie nicht mehr . . . .

Wer es zu sagen vermöchte, was den vom bösen Wetter niedergeworfenen Halm mehr in die Höhe richtet, ob der belebende Windhauch, der von außen kommt, oder die eigenste aus den Tiefen der mütterlichen Erde geheimnißvoll in die Wurzeln strömende Kraft? Es war ein erquicklicher Anblick diese beiden Kinder zu sehen, wie sie allmälig unter der Wucht des doppelten Schlages, der sie getroffen, ihre Häupter aufhoben, wie sie mitten in ihrer Verlassenheit einen Halt gewannen den man ihren schwachen Kräften nicht zugetraut hätte. Diese Erscheinung erfüllte die „Gasse“ mit Verwunderung. Sonst fiel ja der Apfel nicht weit vom Baume — und sie stammten ja von einem Spieler ab! Oder lebte etwas von ihrer Mutter Gudule in ihnen?

Nach dem Tode Gudule's war deren ältester Bruder, der jetzige Besitzer des Randarhofes, gekommen, um über das fernere Schicksal seiner Schwesterkinder endgültig zu entscheiden. Er wollte, daß Ephraim und Veilchen mit ihm nach „Unterböhmen“ auf seinen Hof gingen, wo er schon genügende Beschäftigung für sie in Bereitschaft hatte. Der Mann brachte viel Mitleid mit; da aber in diesem Jahre der „Haber“ sehr schlecht gerathen war, so mochte sein Antrag, so ernstgemeint er gestellt war, nicht sehr überzeugend klingen. Die Kinder sprachen sich entschieden dagegen aus. Ohne sich verabredet zu haben, war

ie wie aus einem Munde der Meinung, der Oheim möge sie ieber in der alten Heimath belassen.

„Wenn der Vater einmal zurückkommt,“ sagte Ephraim, „so muß er uns doch irgendwo zu finden wissen. Zu dir, Vetter Gabriel, wird er aber nicht kommen —“

Nun schien der Oheim wenigstens darauf zu bestehen, daß Veilchen mit ihm gehe, da er noch mehrere Töchter habe, denen ie in der Hausarbeit Gesellschaft leisten könne. Aber das Kind ief, sich an Ephraim anklammernd, mit einem Aufflammen ihrer rotzigen Augen und einer Entschiedenheit in Stimme und Geerde, die den schlichten Mann mit einer Art Schauder erüllten:

„Vetter, du hast genug an deinen Töchtern zu tragen, leg' ir mit mir keine neue Last auf, und eher lauf' ich in die weite Welt, ehe ich mich von meinem Bruder trennen werde.“

„Und was wollt Ihr denn anfangen?“ schrie der Oheim, achdem er von seinem Erstaunen über Veilchen's „merkwürdiges“ Benehmen sich allmälig erholt hatte.

„Siehst du, Vetter Gabriel,“ sagte Ephraim mit einer plötzchen Röthe auf seinem abgegrämten Gesichte, „siehst du . . h habe es mir überlegt, das wird das Beste sein! Veilchen wird das Haus führen und ich . . . ich fange ein „Geschäft“ an.“

„Du ein Geschäft?“ rief der Oheim und brach in eine laute Lache aus. „Kannst du mir nicht sagen, wie mein Haber m nächsten Wochenmarkte stehen wird? Ein Geschäft? . . . und womit, mein Jüngelchen?“

„Vetter!“ sagte Ephraim — „wenn ich Alles zusammenehme, was uns zurückgeblieben ist, so kriege ich so viel heraus, um ein kleines Geschäft anzufangen. Andere in unserer Lage haben es ja auch nicht anders gethan . . . Und dann —“

„Was dann?“ rief der Oheim aufhorchend.

„Dann wird uns auch das „Sechus" unserer Mutter beistehen," sagte Ephraim leise.

Dem bäuerlichen Manne wurden die Augen feucht; er hatte seine Schwester sehr geliebt.

„Soll ich leben und gesund sein!" rief er, indem er mi der Hand über seine Augen hinfuhr, „Ihr Kinder seid gan meiner Schwester Gudule ihre Kinder. Mehr sag' ich nicht.

Dann riß er, wie von einer plötzlichen Eingebung erleuchtet die schwere Brieftasche aus dem Rocke.

„Da!" . . . . rief er fast außer Athem, „da sind hunder Gulden für dich, Ephraim, damit kannst du schon Etwas an fangen und brauchst nicht das Bissele zu verkaufen, was Euc übrig geblieben ist. . . . Da . . . steck' das Geld ein . . . de Haber ist zwar heuer nicht gerathen, aber für Gudule's Kind thu' ich's gern . . . Steck' ein, Ephraim . . . Gott wird d Glück und Segen dazu geben."

„Vetter, Vetter!" rief Ephraim und brachte die Hand d Oheim's an seine Lippen, „so viel soll mein eigen sein —?"

„Nicht wahr, mein Jüngelchen, es ist viel . . . ." mein Gudule's Bruder, indem er mit seiner Hand einen klatsche den Schlag seinem eigenen gewaltigen Schenkel versetzte. „I glaub' auch, es ist viel. Damit kannst du schon etwas anfang . . . . und weißt du was? Der Haber ist heuer in Böhm schlecht gerathen, dafür steht er aber in Mähren um ganze zw Groschen billiger . . . Greif' zu, Ephraim, mein Kind, da lä sich ein Geschäft machen —"

Plötzlich fuhr es wie eine schwarze Wolke über seine lache den Züge.

„Es ist viel Geld, Ephraim, was ich dir da gebe . . . hat's mancher Große nicht beisammen," sagte er, nachdenkl zögernd; „wie aber . . wenn du's ver —"

Er sprach das Wort nicht aus, denn er fühlte etwas in seinem Arme, als wäre dort eine scharfe Nadelspitze hineingefahren.

„Vetter Gabriel!“ rief Veilchen, denn sie war es, die den Arm des Oheim's berührt hatte, und die Wangen des Kindes brannten lichterloh; dabei waren ihre Lippen mit jenem Trotze aufgeworfen, die ihre weißen Zähne wie die eines jungen Raubthieres erscheinen ließ. „Vetter Gabriel!“ rief sie, „wenn du Ephraim nicht traust, so nimm dein Geld wieder zu dir .. ohnehin nehmen wir's nur von dir, weil du der Bruder unserer Mutter bist . . . Ephraim wird dir's auf einen Kreuzer wieder zurückgeben . . . . Ephraim spielt nicht . . . . du sollst keinen Groschen daran verlieren —“

Mit fast blödem Kopfschütteln betrachtete der Oheim das vor ihm stehende sonderbare Kind. Etwas wie Entrüstung wollte in ihm aufsteigen, ein zorniges Wort drängte sich dem sonst gutmüthigen Manne auf die Lippen. Aber es blieb dort wie festgebannt; er konnte seinen Blick von dem Antlitze des zwölfjährigen Kindes nicht abwenden.

„Soll ich leben und gesund sein,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „sie hat ganz Gudule's Augen.“

Und mit einem abermaligen gewaltigen Klatsch auf seinen Schenkel rief er lustig:

„Es bleibt also dabei, gut . . . Wenn Ephraim mir das Geld nicht zurückzahlt, so nehm' ich dich beim Wort, du wildes Mädel . . . denn du hast für deinen Bruder gut gestanden, und dann nehme ich dich zu mir und halt' dich da . . . bis du bei mir bleibst. Ist dir das recht . . . du kleine Klippe —?“

„Ja! Vetter!“ sagte Veilchen.

„So gieb mir einen Kuß, Veilchen.“

Das Kind besann sich erst einen Augenblick, dann legte es seine Wange an des Vetters Gesicht.

„Hab' ich dich jetzt, du kleine Klippe," rief er und küßte sie ein über das andere Mal. „Ist es aber recht, seinen Vetter so herunter zu zanken?"

Dann nahm er Abschied, nachdem er Ephraim noch manche Aufklärung über den Preis des Habers in der Gegenwart und die Aussichten desselben für die Zukunft gegeben hatte, — er schloß aber auch Wolle und Hasenfelle und noch andere „Artikel" in diese Belehrung ein — und fuhr von dannen . . .

Es war ein seltsames Dreinschauen und Verwundern in der „Gasse," als der kaum fünfzehnjährige Knabe gleichsam den ersten Anschnitt in den noch ungepflügten Acker des „Geschäftes" versuchte. Viele spöttelten und machten sich über den „großen Kaufmann" lustig, aber ehe das Jahr noch ganz um war, konnten die scharf beobachtenden Augen der „Gasse" gewahren, daß Ephraim eine „glückliche" Hand habe. Was er angriff, hatte nach allgemeinem Urtheil einen merkwürdigen Schick; er bewegte sich mit einer Ruhe und Gelassenheit, gegen die die ruhelose Beweglichkeit mancher „Großen" mit all ihren Kunststücken und eingelernten Listen nicht recht aufkam. Wenn Ephraim mit seinem blassen, traurigen Gesicht auf irgend einem Bauerngehöfte erschien, um nach einer Partie „Wolle" oder dergleichen Erkundigungen einzuziehen, dann war es, als ob ihm ein unsichtbarer Bote vorausgefolgt wäre, um ihm die Herzen des Bauers und der Bäuerin zu öffnen.

„Nur du allein bekommst die Sache so wohlfeil," hörte er namentlich manche Bäuerin ihm versichern, zu der mit unbewußter Beredtsamkeit seine dunkeln Augen gesprochen hatten.

Schon längst war aller Spott über den kleinen „Barjin"

verschwunden, denn die Menschen lassen schließlich den Erfolg gelten, wenn sie ihn erst zu bewundern angefangen haben.

Als der Vetter Gabriel nach zwei Jahren wieder einmal kam, um sich nach den Kindern umzusehen, konnte ihm Ephraim in wohlgezählten Reihen Baargeld das Capital auf den Tisch legen, das ihm der Oheim vorgestreckt.

„Treibst du so mit deinem Vetter Spaß?" rief Gudule's Bruder mit gewaltig großen Augen, beide Hände auf die Schenkel stemmend, „wie hast du's angefangen, schon so viel zurückzulegen? — Weißt du, daß das sehr viel ist?"

„Ich hab' Glück gehabt, Vetter," sagte Ephraim bescheiden.

„Hast du vielleicht ... gespielt?" brach es mit aller Rohheit aus dem Mund des bäurischen Vetters hervor.

„Vetter," schrie Veilchen, und eine kleine Faust spielte hart an den Augen Jossef's, daß er sie erschrocken schließen mußte. Aber das Kind mit den Zügen, die so sehr an seine Schwester Gudule gemahnten, mußte es dem Manne angethan haben.

„Ephraim!" rief er lustig, seine Hände wie abwehrend gegen Veilchen ausstreckend, „ich geb' dir einen guten Rath. Nimm einmal das kleine Klippele aufs Dorf mit — vielleicht brauchen sie dort einen jungen Wolf."

Dann steckte er das Geld ein.

„Nun, Ephraim," sagte er, „Gott mag dir ferner Glück und Segen geben. Mir aber wirst du es nicht verdenken, wenn ich das Geld nicht länger bei dir lasse, — ich brauch's! und in Haber, das weißt du, läßt sich jetzt ein gutes Geschäft machen. Von dir aber gefällt es mir außerordentlich, daß du ein so guter Zahler bist. Nur nicht zu viel borgen! ist alleweil mein' Maxim, das bringt Einen um, und frißt sich durch ein Geschäft, wie eine Ratte durch eine Getreidescheuer."

Mitten auf dieses keimende und sprossende Leben warf nur die Gestalt in dem fernen Gefängnisse ihren anhaltend dunklen Schatten. Es war eine Traurigkeit in den Seelen dieser beiden Kinder, die vor keinem Sonnenblicke, wie freundlich er auch ihre Gegenwart beleuchten mochte, weichen wollte. Wenn Ephraim von seinen Geschäftsreisen matt und zerschlagen in sein kleines Hauswesen eintrat, dem Veilchen mit einer Anstelligkeit vorstand, als wäre sie d'rin, wie die Leute meinten, alt geworden, da begrüßte ihn kein Lächeln, so wenig er eines auf den Lippen hatte. Ephraim erzählte wohl der Schwester, wo er gewesen und wie es ihm ergangen, aber selbst durch das Unbedeutendste klang jener Ton unaussprechlicher Traurigkeit, wie sie so schwer heimgesuchten Gemüthern innewohnt.

Mittlerweile war auch mit Veilchen eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Natur baut und entwickelt sich mitten unter den Zerstörungen menschlicher Leidenschaft ja oft schöner, je grauenhafter diese gewüthet hat. Veilchen war schon lang das blasse Kind mit den trotzigen Lippen nicht mehr, die klein „Klippe," die dem Vetter Gabriel mit so überwältigender Wildheit in den Arm gefallen war. Alles an ihr war milder un weicher geworden, und schon wurden Stimmen in der „Gasse" kund, die in Erinnerung an Gudule's Schönheit behaupteten die Tochter „gebe" der Mutter noch etwas vor. Wie auf ei vor ihren Augen vorgegangenes Wunder wurde auf das schön Mädchen geblickt; schon flatterte hie und da ein heißer Wunsc um die Fenster jenes Hauses, das die Geschwister bewohnten. Aber die Tochter des „Spielers," des Mannes, der im Kerke seine Leidenschaft verbüßte! — selbst das gierigste Auge senkt sich vor dieser Betrachtung . . Die herrliche Knospe war ebe nur aufgebrochen, um ihre Düfte ungekostet in alle Luft z verstreuen.

Ephraim war es nicht entgangen, daß sich der Charakter seiner Schwester in einer Art entwickelt hatte, wie er es in seiner weichen Gefühlsweise niemals für möglich gehalten hatte. Wie der Trotz ihrer Lippen und das wilde Aufflackern ihrer Blicke sich gemildert hatte, so war auch in ihr ganzes Wesen eine Milde und Ruhe gekommen, für die der Unerfahrene keine Erklärung fand. Unterwürfig und demüthig nahm Veilchen die leiseste Andeutung ihres Bruders wie einen Befehl hin, er war ihr Vater und Mutter zugleich, und nie sind Eltern aufmerksamer von einem Kinde bedient worden, als dieser Bruder von seiner Schwester, die doch nur um drei Jahre weniger zählte als er.

Eines Tages brachte ihr Ephraim einen jungen Canarienvogel, den er selbst von einer Bäuerin sich zum Geschenke erbeten hatte. Stundenweit trug Ephraim den Käfig mit dem unruhig flatternden Thierchen. Als er ihr den Vogel übergab, und ihr dabei sagte, wie sie ihn zu warten habe, da äußerte sich ihre Freude in fast überschwänglicher Weise. Bald küßte sie den Bruder, bald die hölzernen Stäbe des Käfigs . . .

„Was hast du nur, Veilchen!“ rief Ephraim verwundert.

„Laß mich nur, Ephraim,“ rief sie mit leuchtenden Blicken, „du sollst sehen, wie ich das Vögelchen zum Sprechen bringen werde . . . wenn du nicht da bist . .“

Nur in einem Punkte fand Ephraim seine Schwester ungefügig und widerstrebend — in Bezug auf den abwesenden Vater. Die leiseste Nennung seines Namens machte das ganze Wesen des jungen Mädchens erzittern. Dann kam wieder jenes unheimliche Zucken der Lippen, das für ihn schon in den Tagen der Kindheit erschreckend war, und was Ephraim gesänftigt und gebannt glaubte, brach mit der wilden Heftig-

keit eines plötzlichen Gewitters ohne allen Uebergang aus ihr hervor.

Es war klar, Veilchen haßte denjenigen, der ihr das Leben gegeben hatte.

So war es gekommen, daß Ephraim fast Scheu trug, des Vaters anders als nur in sich zu gedenken. Nicht einmal von der Mutter sprach er gerne mit Veilchen; selbst die entfernteste Erinnerung stand zu sehr in Verbindung mit der dunklen Gestalt — hinter den fernen Gefängnißmauern . .

Kehren wir nun zu der Nacht zurück, in der Ephraim seinem Vater das Haus öffnete.

Wie war das nur so gekommen? Tausendmal hatte er in seinen stillen Gedanken die Rückkehr des Vaters durchgedacht — und nun durfte er nicht einmal das Licht anzünden, um die Gesichtszüge des Langentfremdeten näher zu betrachten. Still und flüsternd, wie er gekommen war, so blieb Ascher den übrigen Theil der Nacht; er hatte sich an das Fenster hingesetzt, und sein Arm lag auf derselben Stelle, wo vordem der Käfig gestanden hatte. Der Vogel hatte die Freiheit aufgesucht und schlummerte jetzt vielleicht unter dem von Nachtlüften umspielten Laubdache irgend eines grünen Waldes; nur er, der gleichfalls Freigelassene, schloß kein Auge, und er war doch in sicherer Hut, im Hause seiner Kinder!

So war der Tag herangebrochen. Die ersten Strahlen des noch hinter den Bergen weilenden Lichtes färbten sich bereits an den Fensterscheiben. Auf der „Gasse“ wurden Tritte hörbar, hie und da öffnete sich knarrend ein Hausthor, während von der äußersten Ecke her in langsam wiederkehrenden Pausen das Hammerklopfen des Schuldieners bereits erscholl, ein Zeichen des bald beginnenden Gottesdienstes. Denn der heutige Tag war ein Fasttag, der eigentlich mit Sonnenanbruch beginnt.

In diesem Augenblicke richtete sich Ascher in die Höhe. Er trat rasch von dem Fenster zurück. Aber schon war Ephraim an seiner Seite.

Vater, mein lieber Vater!" rief er aus der ganzen Fülle seines Gemüthes und haschte nach der Hand des früheren Häftlings.

„Mach' keinen Lärm," sagte dieser, indem er einen scheuen Blick auf das Fenster warf, in demselben unheimlich flüsternden Tone, mit dem er den Eintritt in das Haus begehrt hatte.

Wie fremd stellte sich Ascher seinem Sohne dar, als dieser ihn nun in dem grauen Dämmerlichte des anbrechenden Tages näher beschauen konnte! Ephraim konnte sich ihn in seinen stillen Gedanken nie anders als abgegrämt und abgezehrt vorstellen, und nun sah er einen großen, wohlbeleibten Mann vor sich, der von ganz anderswo herzukommen schien, als aus der feuchten Luft eines Gefängnisses!

Dabei schien er größer geworden; breiter und kraftvoller, als er selbst in seinen besten Jahren ausgesehen hatte.

„Ist es ihm so wohl bekommen . . .?" mußte Ephraim in sich sagen . . . „und wie hat unsere Mutter in ihren letzten Tagen ausgesehen!"

Mit gewaltiger Anstrengung rang er die Empfindung nieder, die ihm vom Herzen heraufquoll.

„Liebster," sagte er mit Thränen im Auge, „willst du dir's jetzt bequem machen? Du hast die Nacht über nicht geschlafen, wirst müde und abgemattet sein. Du bist ja zu Hause . . . Vater!"

„Laß nur gut sein," sagte Ascher mit der Hand abwehrend, „unser Einer weiß, daß man die Nacht noch ganz anders zubringen kann."

„Unser Einer!“ Ephraim fuhr es mit der Spitze eines zweischneidigen Messers durch die Seele.

„Du kannst aber krank werden, Vater,“ bemerkte er schüchtern.

„Ich und krank! Wo fällst du aus?“ lachte Ascher heiser, „es ist kein Aederchen in mir, das sich traut, krank zu werden.“

In demselben Augenblicke erscholl der Hammer des Schulklopfers an der Thüre des nächsten Hauses. Der Schall mochte für den starken Mann von erschütternder Wirkung sein; ein krampfhaftes Zucken befiel seinen ganzen Körper; dann warf er wieder einen jener scheuen Blicke nach dem Fenster, den Ephraim bereits an ihm bemerkt hatte, und sprang dann in einem Satze nach der Thüre, deren Klinke er ergriff.

„Vater, was ist dir?“ rief Ephraim angstvoll.

„Sieht der Schulklopfer immer herein, wenn er vorüber kommt?“ fragte Ascher, die aus ihren Höhlen unheimlich liegenden Augen nach dem Fenster gerichtet.

„Niemals, Vater,“ betheuerte Ephraim.

„Laß mich sehen — wart' . . .“ flüsterte Ascher.

Dröhnend erschollen die drei bekannten Schläge an der Thür des eigenen Hauses, dann legte sich der Schatten einer vorüberschreitenden Gestalt an die gegenüber liegende Wand. Wie ein Seufzer der Erlösung kam es aus Ascher's Brust.

„Er hat doch nicht hereingesehen . . .“ murmelte er vor sich.

Dann ließ er die Thürklinke los und trat wieder in die Mitte der Stube an den Tisch, auf dessen Kante er eine seiner Hände legte.

„Ephraim . . .“ sagte er nach einer Weile wieder in jenen

unterdrückt lautlosen Tonfalle, der ihm eigenthümlich zu sein schien, „gehst du nicht auch in die „Schul?"

„Nein, Vater," entgegnete Ephraim; „ich gehe heute nicht."

„Sie werden aber wissen wollen," meinte Ascher, und ein häßlicher Zug spielte dabei um seine Mundwinkel, „sie werden wissen wollen, was für einen Gast du bei dir aufgenommen hast. Warum gehst du nicht und thust ihnen den Gefallen . . .?"

„Vater!" rief Ephraim gefoltert.

„Dann sei so gut," sagte dieser, „und laß dort an beiden Fenstern die Vorhänge herunter . . . Was brauchen die in der „Gasse" zu wissen, wer dein Gast ist? Sie sollen sich um das kümmern, was in ihren eigenen Häusern vorgeht . . . Aber sie wären ja nicht von dem „auserwählten" Volke, wenn sie nicht wissen müßten, was in dem geheimsten Stübchen deines Gehirns vorgeht. Deswegen muß man auch die Vorsicht gegen sie übertreiben . . . man ist niemals sicher vor ihren feinen Nasen . . . und ihren scharfen Augen." . . .

Ephraim schob die Vorhänge vor beide Fenster. Draußen war es indessen lichter Tag geworden.

„Die Vorhänge sind zu weiß . . ." murmelte Ascher und er rückte den Stuhl, auf dem er sich niederließ, so, daß er mit dem Rücken gegen die Fenster saß.

Ein minutenlanges Stillschweigen waltete jetzt zwischen den beiden Männern. Ephraim hatte die Gebetriemen um die Hand gelegt und betete leise vor sich hin. Es war ihm, als stehe jedes Wort der heiligen Sprache, in der schon Rahel nach der frommen Sage verkündigte, sie werde der Schutzengel ihres Volkes sein, zu seiner eigenen Lage in besonderer Beziehung . . .

Ein eisig kalter Gedanke bemächtigte sich seiner mit einem Male.

Warum betete nicht auch der Vater?

„Bist du bald fertig, Ephraim?“ unterbrach ihn plötzlich die heisere Stimme Ascher's.

„Ja, Vater,“ sagte Ephraim, indem er mit eiliger Hast begann, die Gebetriemen von Kopf und Arm loszulösen.

Ascher saß noch immer, den Rücken gegen die Fenster, die Blicke auf die Thüre gerichtet, als wollte er sie keine Sekunde aus dem Gesichtskreise verlieren.

„Warum fragst du nicht, wo ich mein Gepäcke gelassen habe?“ rief er.

„Ich will's dir selbst hertragen, wenn Du mir sagst, wo du es gelassen hast,“ meinte Ephraim in aller Unbefangenheit.

„Ueber so etwas muß ich lachen,“ rief Ascher, und ein häßliches Gelächter, ähnlich mehr dem Röcheln eines Fieberkranken, drang aus seinem Munde. „Ich kann dir nur sagen, Ephraim, der stärkste Riese von der Welt müßt' sich die Schultern ausrecken, wenn er all' das Gepäcke, das ich mit mir führe, auf sich nehmen wollt'!“

Nun erst verstand Ephraim seinen Vater ganz.

„Mach' dir keine Sorgen, Vater“ . . . meinte er innig.

„Wirst du mich vielleicht ernähren wollen?“ rief dagegen Ascher mit einem Hohne, dessen Schneidigkeit den menschlichen Ursprung verleugnete.

Ephraim's Herzschlag stockte. Da wurde in der angrenzenden Kammer, wo Veilchen schlief, ein Geräusch hörbar.

„Ist denn noch Jemand bei dir?“ rief Ascher, dessen Ohr aufs feinste geschärft war, aufspringend, und wieder hatte ein Zittern den starken Mann befallen.

„Vater, es ist ja nur dein Veilchen,“ sagte Ephraim.

Eine ungeheure Angst schien sich Ascher's bemächtigt zu haben. Die eine Hand krampfhaft um die Stuhllehne geballt, fuhr er mit der anderen über die Stirne. Dabei athmete er schwer. Ephraim bemerkte mit Schrecken, wie grauenhaft verändert das Gesicht seines Vaters in der einen Sekunde sich darstellte. Es war fahl geworden.

Da ging die Thüre auf und Veilchen trat heraus.

„Veilchen!" rief ihr Ephraim entgegen . . . „das ist der —"

„'s Gott's willkomm'!" sagte das Mädchen tonlos und trat einige Schritte näher. Wollte sie ihm die Hand reichen? Sie hatte sie ausgestreckt, aber ihre Augen waren gesenkt. Dann blieb sie plötzlich stehen und wandte sich mit einer hastigen Geberde um.

„Gudule!" schrie Ascher entsetzt und sank kraftlos auf den Stuhl . . .

War es der Glanz dieser jungfräulichen Schönheit, wie sie dieser unglückliche Vater niemals in solcher Fülle an seinem Kinde zu sehen gehofft hatte? Oder vielmehr die außerordentliche Aehnlichkeit mit der Frau, die ihn einst geliebt und der er dann das Herz gebrochen hatte? Die Nennung ihres Namens, das Entsetzen, das aus diesem Aufschrei klang, sprach für den Eindruck, den die Erscheinung des Mädchens auf dieses aus allen Bahnen getretene Gemüth hervorgebracht . . .

„Veilchen!" rief Ephraim kummervoll, „was hast du gethan?"

„Ich kann nicht, Bruder, ich kann . . ." stöhnte sie und wankte gegen die Kammer zu.

„Sieh' dir ihn nur an," bat Ephraim, indem er sie bei der Hand ergriff.

„Laß mich, Bruder!“ rief sie und suchte sich von ihm loszuringen ... „ich denk an die Mutter!“ ...

Mit einem Male richtete sich Ascher in die Höhe.

„Wo ist mein Stecken,“ schrie er, „ich will meinen Stecken haben, den ich mitgebracht ... Wo ist er? Ich will fort ... fort.“

„Vater, du wirst doch nicht ...“ rief Ephraim.

Da wandte sich auch Veilchen um.

„Vater,“ sagte sie mit zuckenden Lippen ... „Du wirst doch früher etwas essen wollen, bevor du wieder fortgehst.“

„Ja, essen will ich,“ schrie er, in dessen Kopfe eine neue Reihe von Vorstellungen sich festgesetzt zu haben schien, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. „Wein her ... Wirthshaus auf ... aber vom besten ... ich hab' einen Durst, daß man ihn bis nach Paris hören könnt' ... Wein her ... und Bier und was sich sonst noch herbeischaffen läßt ... stellt mir Alles zusammen ... und dann will ich fort.“

„Geh', Veilchen,“ flüsterte Ephraim seiner Schwester zu, „und bringe Alles, was er will.“

Als Veilchen zur Stube hinausgegangen, schien Ascher etwas ruhiger geworden. Er ließ sich wieder auf den Stuhl nieder, und stützte dann beide Hände vor sich auf die Kante des Tisches.

„Ja,“ sagte er, noch immer in hoher Aufregung, die früheren Aeußerungen im Selbstgespräche fortsetzend, „ja, ich will mich noch einmal bei meinen Kindern erlaben, ehe ich wieder den Stecken zur Hand nehme ... Man sagt, es bringt Glück, wenn Einem sein eigenes Kind früher einschenkt ... und ich will wieder Glück haben, es mag wollen oder nicht ... Die guten Kinder! da plagen und martern sie sich, weil ich's nicht verstanden habe, ihr Vater zu sein, und laufen hin

um mir Essen und Trinken zu bringen . . . und ich habe ihnen doch nichts mitgebracht als einen hölzernen Stecken . . . Aber ich will's ihnen wieder zurückzahlen, so wahr mir Gott helfe . . . ich will sie wieder reich machen . . . Ich habe ja nichts als den hölzernen Stecken . . . und Geld muß ich dazu haben . . . ohne Geld ist kein Spiel — und kein Glück . . ."

Allmälig war in die aufgeregten Züge Ascher's eine gewisse Nachdenklichkeit getreten, seine Lippen waren zusammengekniffen, die Stirne hatte sich in krause Falten gelegt, während die Augen mit gläserner Unbeweglichkeit in eine Art unsichtbaren Gedankenlebens zu starren schienen. Ephraim hatte sich bis dahin regungslos verhalten; es war klar, der Vater wußte nicht, daß er anwesend sei. Von Schauern durchrieselt, jedes Haar auf dem Kopfe gesträubt, ließ er die sonderbaren Reden über sich ergehen . . . Etwas in ihm wollte frohlocken, aber ein Anderes riß ihn wieder in die bodenlosen Abgründe des Entsetzens. Da sah er, wie sich die Augen seines Vaters langsam nach dem Kasten richteten, der in einer Ecke der Stube stand, und daselbst haften blieben.

„Warum er nur den Schlüssel stecken läßt," hörte er ihn zwischen den Lippen murmeln . . . „Gudule hat's auch nicht anders gemacht, und das hat er von ihr . . . Ich muß es ihm doch sagen, wenn er zurückkommt . . . man darf einen Schlüssel niemals stecken lassen . . . niemals . . . unter keinen Umständen . . ."

Der Eintritt Veilchen's unterbrach den unheimlichen Gedankengang des alten Spielers. Ephraim athmete auf.

„Bringst du?" rief Ascher, und seine Augen begannen lüstern zu funkeln, während Veilchen die unter der Schürze verborgenen Flaschen auf den Tisch stellte und Gläser herbeiholte.

„Jetzt schenk' ein," rief er gebieterisch, „und hüt' dich, daß du nichts verschüttest . . . sonst geht das Glück über."

Mit zitternder Hand vollzog Veilchen diesen Befehl; trotzdem ward auch nicht ein Tropfen verschüttet; es schien in dem Auge des Vaters, das jede ihrer Bewegungen verfolgte, eine geheimnißvoll bannende Kraft zu liegen. Dann ergriff er das Glas und leerte es in einem Zuge bis auf den Grund. Sein Gesicht hatte sich höher gefärbt; er schenkte sich selbst das zweite Glas ein.

„Trinkst du nicht auch, Ephraim?" . . . rief er, nachdem er auch dieses geleert.

„Ich trink' nicht, Vater . . ." stotterte Ephraim . . . „es ist heute Fasttag."

„Was für ein Fasttag? Ich weiß von keinem. Ich hab' auch gefastet," lachte er hierauf heiser, „zweimal in der Woche bei Wasser und Brod, und das bekommt dem Magen. Ein Fasttag und dazu im hohen Sommer! An einem so langen Tage, wo die Sonne schon um drei Uhr in der Früh' aus dem Bette ist, und um acht Uhr am Abend sich noch bedenkt, ob sie sich niederlegen soll . . . Was geht mich der Fasttag an?"

Sein Gesicht nahm nun eine von Minute zu Minute höher steigende Röthe an; er hatte bereits ein drittes und viertes Glas geleert, eine unbedeutende Neige war noch in der Flasche geblieben. Schon begannen seine Reden den Faden des Zusammenhanges zu verlieren, seine Zunge lallte und die Augen schimmerten bereits in jenem gläsernen Glanze, der einem unheimlichen Zustande vorangeht. Ephraim vermochte diesen Anblick länger nicht zu ertragen. Von jener natürlichen, fast heiligen Scheu geleitet, die das Wort der Bibel schon an dem Sohne kennt, der hinging, um mit abgewandten Augen d

„Blöße" seines Vaters zu bedecken, winkte er seiner Schwester, daß sie sich entfernen möge. Dann schlich auch er aus der Stube.

Draußen im Vorhause fielen sich die Geschwister, keines Wortes mächtig, in die Arme. Beide weinten bitterlich, keines konnte durch geraume Zeit das bezeichnende Wort finden, das den Jammer ihrer Lage ganz in sich faßte.

Endlich sagte Veilchen, noch immer am Halse ihres Bruders: „Ephraim, wie kommt er dir nur vor?"

„Er ist krank, meine ich . . . . ." sagte Ephraim mit von Schluchzen unterdrückter Stimme.

„Das soll krank heißen?" rief Veilchen bitter. „Ephraim, Bruder, wenn das krank heißt . . . so ist auch jedes wilde Thier krank . . .!"

„Veilchen, um Gotteswillen schweig, schweig, er ist ja doch unser Vater!"

„Bruder!" schrie nun das Mädchen im vollen Ausbruche ihrer Gefühle, indem sie sich neuerdings in Ephraim's Arme warf . . . „Wenn die Mutter auch das noch erlebt hätte!"

„Laß, laß, Veilchen, mein Gold!" bat Ephraim weinend.

„Ephraim, mein Bruder!" rief das Mädchen und schüttelte in wilder Verzweiflung den Kopf, „ich glaub' nicht an das „Sechus!" Wenn man all' das erlebt, und es bricht Einem nicht das Herz davon, tausendmal in einem Athem, so verliert man den Glauben . . . Ephraim, mein Bruder, was soll aus uns werden?"

„Schweig, schweig, Veilchen, du weißt nicht, was du redest..." sagte Ephraim, „ich glaub' d'ran, weil es die Mutter selbst gesagt hat . . . du mußt d'ran glauben."

Veilchen schüttelte aber wieder den Kopf.

„Ich glaub' nicht mehr d'ran," stöhnte sie, „ich kann nicht."

Ephraim ging nun mit leisen Schritten zur Thüre, und legte sein Ohr daran; er horchte. Drin war Alles still, in der Stube regte sich kein Laut. Ein neues Gefühl von Schrecken überlief ihn. Warum war es drin so still? . . . . Behutsam öffnete er die Stubenthüre, daß sie nicht in ihren Angeln knarrte. Da saß der Vater mit tief auf die Brust gesunkenem Kopfe, die Arme schlaff herabhängend, im Lehnstuhle und schlief.

„Still, Veilchen," flüsterte er, indem er die Thüre ebenso vorsichtig wieder schloß, „er schläft . . . ich glaube, es wird ihm gut bekommen. Laß auch nicht einen Laut von dir hören . . ."

Veilchen hatte sich auf einen Holzblock neben der Küchenthüre gesetzt, und weinte still vor sich nieder. Indessen ging Ephraim, der kein Wort der Beruhigung mehr für seine Schwester fand, vor das Haus, um daselbst Wache zu stehen, damit kein unberufener Störer in den Schlaf seines Vaters greife. —

Die Glocken läuteten zu Mittag; aus der Kirche kamen buntgeputzte Schaaren von Bauern und Bäuerinnen, von denen manche dem ihnen wohlbekannten Jüngling einen freundlichen Gruß zuwinkte. Aber er konnte nur mit dem Kopfe nicken, sein Herz war zu beladen, und ein Lächeln an diesem Tage hätte ihm eine Sünde gedünkt. Er ging wieder ins Haus hinein, und horchte an der Stubenthüre. Es herrschte drin noch die frühere Stille; mit unhörbaren Schritten entfernte er sich wieder von der Thüre.

„Er schläft noch immer," flüsterte er seiner Schwester zu. „Denke dir nur, Veilchen, was geschehen wäre, wenn wir den Vogel noch hätten . . . Er hätte vor dem lauten Geschmetter kein Auge schließen können."

„Ephraim, warum erinnerst du mich d'ran!" rief Veilchen und brach in neues Schluchzen aus. „Wo mag der Vogel jetzt sein? . . ."

Ephraim setzte sich neben die Schwester und reichte ihr die Hand. Und so saßen die Geschwister noch lange nebeneinander; der Bruder die Schwester tröstend und aufrichtend, das Mädchen verzweifelnd und gebrochen. Oft sprachen sie kein Wort miteinander.

Endlich regte es sich drin in der Stube, Schritte wurden vernehmbar. Ephraim sprang auf und stellte sich wieder an die Thüre, um zu lauschen.

„Er ist wach!“ winkte er der Schwester zu, und leise trat er in die mit Vorsicht geöffnete Thüre.

Ascher ging mit schweren Schritten die Stube auf und nieder.

„Hat dir der Schlaf geschmeckt, Vater?“ fragte Ephraim schüchtern.

Ascher blieb vor dem Sohne stehen. Sein Antlitz war noch immer hoch geröthet, aber seine Augen hatten die gläserne Farbe verloren; er blickte klar und scharf.

„Ephraim, mein Sohn,“ sagte er wohlwollend, fast wohlgemuth. „Ich weiß, du bist ein tüchtiger Geschäftsmann geworden, wie es kaum einen zweiten giebt . . . Glaub' nur nicht, daß ich nicht Alles weiß. Der Weg von Wien hierher ist weit, da kann man mehr hören, als man in einem Tage verzehren kann . . . Aber einen Rath will ich dir geben, der ist in deiner Lage nicht um Tausende von Gulden zu verachten: Laß nie einen Schlüssel in deinem Kasten stecken!“

Ephraim sah zu seinem Vater mit einem Ausdrucke von Verblüfftheit auf. Redete er irre oder waren es die Geister des genossenen Weines, die so aus ihm sprachen? In demselben Augenblicke wurden vom äußersten Ende der „Gasse“ jene drei Schläge des Hammers wieder hörbar, die die Leute zum Abendgottesdienste beriefen. Wie am Morgen, so war auch diesmal

die Wirkung der vernommenen Töne auf den starken Mann erschütternd. Sein Gesicht verfärbte sich wieder und nahm einen Ausdruck von Angst an; er zitterte vom Scheitel bis zur Fußspitze. Dann warf er wieder einen lauerndeu Blick gegen die geschlossenen Fenster.

„Nichts als Klopfen und Klopfen!" murmelte er. „Sie möchten Einem die geheimsten Gedanken aus dem Gehirne heraushämmern, wenn sie nur könnten . . . Möcht' nur wissen, von wem sie das gelernt haben . . . Vor einer Glocke kann man das Ohr verschließen, man braucht blos die Hand davor zu halten . . . aber mit dem Hammer kommen sie an jede Thüre und jagen Einen auf . . . Wer giebt ihnen das Recht dazu? . . . Und wenn ich grade nicht hören will? . . ."

In horchender Stellung stand er dann einen Augenblick still.

„Glaubst du, daß er noch lange ausbleibt?" fragte er mit ängstlichem Tone zu Ephraim hinüber.

„Wer, Vater?"

„Der Hammer —"

„Er ist schon an dem vorletzten Hause!"

Jetzt erdröhnten die drei hölzernen Schläge an der Thüre des eigenen Hauses.

Ascher athmete tief auf; er fuhr mit der Hand nach der Stirne, es standen Schweißtropfen darauf.

„Gottlob!" rief er halblaut, „das ist nun auch vorüber . . . und kommt wieder erst am Morgen . . . Morgen! Der Narr von Schulklopfer weiß nicht einmal . . ."

Der unausgesprochene Gedanke schien seinem Körper wieder die alte Schnellkraft zurückgegeben zu haben.

„Ephraim, mein Sohn!" rief er und schlug in überströmend lustiger Stimmung auf den Tisch, „du sollst bald gewah

werden, was du für einen Vater hast. Jetzt plagst und marterst du dich ab, läufst dir die Füße wund, um ein Hasenhäutchen aufzutreiben und um Gotteswillen zu bitten, daß dir der Bauer sein Bissele Wolle verkauft. Ephraim, mein Sohn, das wird bald aufhören, verlass' dich d'rauf . . . Ich will dich reich machen, und für Veilchen will ich einen Mann aussuchen, in halb Böhmen sollen alle Mädchen mit Neid auf mein Veilchen sehen und grün und gelb darüber werden . . . Ascher's Tochter soll eine Mitgift erhalten, wie eines Rothschild's Tochter. Nur Eines brauche ich dazu, und dann kommt's . . . in einer Nacht!"

„Was, Vater?" fragte Ephraim leise schauernd.

„Glück, Glück, Ephraim, mein Sohn!" fuhr es stürmend aus ihm heraus. „Was ist der Mensch ohne Glück? Stell' Einen, der kein Glück hat, mitten in ein Faß Gold, deck' ihn von oben bis unten mit Gold zu . . . wenn er herauskriecht und du durchsuchst seine Taschen, so hat er Kupferkreuzer darin."

„Und — wirst du Glück haben, Vater?" fragte Ephraim unbefangen.

„Ephraim, mein Sohn!" sagte der alte Spieler mit einem pfiffigen Lächeln, „ich will dir etwas sagen. Es giebt Menschen, deren ganzes Thun und Trachten ist nur darauf gerichtet, wie sie sich das Glück zu eigen machen. Wie Andere sich darauf verlegen, Doktor zu werden oder eine Hose zu Stande zu bringen, so studiren dir diese Leute das, was man Glück nennt . . . und von denen hab' ich es erlernt . . ."

Er hielt inne, als hätte er sich von seinen eigenen Reden zu weit fortreißen lassen, und blickte dabei dem Sohne forschend in die Augen. Der Ausdruck einer unentweihten Seele, der von Ephraim's Antlitz mit voller Reinheit sprach, mochte ihn überzeugen, daß er nicht verstanden ward.

„Laß das gut sein!" rief er lustig, mit der Hand durch

die Luft fahrend, „was kommen soll, das wird kommen; das kann kein Mensch aufhalten ... Gieb mir lieber etwas für den Durst, Ephraim."

„Vater ..." stammelte dieser, „glaubst du nicht, es wird dir schaden?"

„Sei kein Narr, Ephraim!" rief Ascher, „du kennst nicht meine Natur. Und dann, hast du nicht selbst gesagt, daß heute ein Fasttag ist, an dem man nichts essen darf? Habe ich Essen von dir verlangt? Mit dem Trinken ist es aber etwas Anderes! . . Das kann der Vogel im Walde nicht lassen, wie erst der Mensch! ..."

Ephraim begriff, daß er seinem Vater grade heute keinen Widerstand entgegensetzen durfte. Er ging zu Veilchen hinaus, die in der Küche das Abendmahl bereitete, und sagte:

„Geschwind, Veilchen, geh' und hol' frischen Wein!"

„Für ihn?" rief das Mädchen, indem sie mit dem Finger fast drohend nach der Stubenthüre wies.

„Laß, laß, Veilchen!" bat Ephraim.

„Und du fastest?"

„Faste ich nicht auch für ihn?" meinte Ephraim.

Die volle Weinflasche in der Hand, betrat Ephraim wieder die Stube; er stellte sie auf den Tisch, auf dem noch die Gläser von dem am Morgen genossenen Trunke herum standen.

„Wo ist Veilchen, deine Schwester?" fragte Ascher, der wieder mit starken Schritten die Stube auf- und abmaß.

„Sie kocht, Vater."

„Sag' ihr, sie soll einen Mann und eine Mitgift von mir bekommen, daß sie in halb Böhmen darüber grün und gelb werden."

Dann trat er an den Tisch und leerte rasch hinter einander drei volleingeschenkte Gläser.

„So," sagte er, indem er sich mit seiner ganzen Wucht in den alten Lehnstuhl warf ... „jetzt will ich erst meine Nachtruhe halten. Ich brauche Kraft und gute Augen, und die bekommt man nur durch Schlaf. Ephraim, mein Sohn," fuhr er nach einer Weile mit lallendem Ton fort, die Augenlider nur mühsam gegen die hereinfallenden Strahlen der Abendsonne erhebend ... „sag' dem Schulklopfer, ich glaube, er heißt Simon, er kann morgen in der Frühe sechs Schläge auf die Thüre thun, ich könnt's vertragen ... und Veilchen sag', ich will ihr einen Mann aussuchen, einen so schönen hat ihr Auge noch nicht gesehen ... und sag' ihr auch, an ihrem Hochzeitstage, da soll sie eine Perlenschnur um den Hals haben, wie eine Königin, ... nein, nein, wie ihre Mutter Gudule ..."

Wenige Minuten drauf lag er in tiefem Schlaf. —

Es war in später Nachtstunde. Ueberall waltete Ruhe und Frieden.

Nachtfrieden! Es tönt ein so weicher Klang aus diesem Worte, mit so linden Fittigen umrauscht es dich ... nur aus dem Worte Heimath klingt und tönt ein verwandter Ton, das Süßeste in sich bergend, duftend wie eine Blume aus dem Garten des längst verschlossenen Paradieses. Heimath und Friede! Du ruhst in sicherer Hut, die Athemzüge deiner Kinder gehen so ruhig, so vertrauensvoll ...

Laß ab, laß ab!

Es ist zu spät. Neben dem Frieden der Nacht hausen nur durch eine dünne Wand getrennt, ihre bösen Geister. Die nimmer ruhenden, heimathlosen, heimathzerstörenden Gäste der Seele! Sie schütteln ihr rabenschwarzes Gefieder, sie fliegen auf; es ist der Pfiff des Geiers, der auf die frommen Tauben niederfährt ...

Sieht dich kein Auge . . . sieht dich dein eigenes nicht? Laß ab!

Es ist zu spät . . .

Weit offen steht das Fenster, der Riegel hat nicht geklirrt, als er ihn zurückschob . . . Die bösen Geister sorgten dafür, daß der leiseste Ton erstarb; was während des Tages knarrt und rauscht, nimmt ein Flüstern an . . . selbst das laute Eisen hielt an sich . . . sie hatten zu ihm gesagt: Schweige und verrath ihn nicht.

Auch der Schlüssel, der im Kasten steckt, läßt sich lautlos im Schlosse herumdrehen. Tastende Hände suchen nach dem dicken Buche, das dem scharfen Auge vorher nicht entgangen war. Haben sie es gefunden? Ist keine Stimme da, die mit der Gewalt des rollenden Donners ruft: „Verflucht ist die Hand des Vaters, die nach dem Gute seines Kindes die räuberischen Finger ausstreckt? . . .“

Sie hat es gefunden, die gierige Hand! Jetzt noch ein Sprung durch das offene Fenster hinaus in die Nacht . . .

In diesem Augenblicke fällt Lichtschein durch eine Thürritze der Kammer, in der Veilchen schläft . . . Rasch geht die Thür auf, eine blasse Mädchengestalt erscheint auf der Schwelle . . . sie trägt ein brennendes Licht in der Hand . . .

„Gudule!“ schreit er entsetzt, und stürzt entseelt zu ihren Füßen.

* * *

Ascher war gerettet worden. Der fürchterliche Schlag, der ihn beim Erscheinen Veilchen's in jener dunklen Nacht niedergeschmettert, hatte seiner Lebenskraft nichts anzuthun vermocht. Er war erwacht; treue Kindesliebe hatte über ihn

die Fittige ausgebreitet und ließ sein dem Untergange geweihtes Dasein nicht verfallen. Aber als ihm nach vier Wochen grauenvoller Fieberträume, die oft in stiller Nacht jedes Haar auf dem Kopfe seiner treuen Wächter emporsträubten, wieder einigermaßen das Denken aufdämmerte, da sahen sie einen alten Mann vor sich . . sein Haar war weiß wie Schnee geworden.

Was Veilchen dem gesund heimkehrenden Vater verweigert hatte, das erstattete sie dem Kranken und Hilflosen mit jener voll ausströmenden Liebe, deren Geheimniß alles Versenken in die Natur nicht zu ergründen vermag. Was in jener Nacht eine verschlossene, dem Lichte und der Wärme scheu abgewandte Knospe war, das hatte sich noch in derselben Nacht in seltener Schönheit entfaltet. Nie haben weichere Hände die Stirne eines Fieberkranken gefühlt, nie hat eine süßere Stimme mitten in die grauenhaften Träume eines erhitzten Gehirns hineingetönt.

Auf dem Krankenlager, behütet und geschützt von Ephraim und Veilchen, hatte sich in dem Gemüthe des alten Spielers eine Läuterung vorbereitet, die für sein ganzes übriges Dasein gelten sollte.

Seltsam war es, daß er von dem Ereignisse jener Nacht, mit Allem, was ihr vorangegangen, auch nicht ein leise dämmerndes Bewußtsein hatte. Selbstverständlich hüteten sich die Kinder auch nur mit einem halb angeklungenen Worte all' dessen zu gedenken, wie der Vater zu ihnen zurückgekehrt — und daß Ephraim das dicke Buch mit der Baarschaft neben dem Entseelten gefunden . . .

Welch' ein Paar herrliche braune Pferde, an eine schwerfällige Kutsche gespannt, stehen eines Tages vor dem Hause Ascher's? Man sieht es ihnen an, der Haber ist in diesem

Jahre gut gerathen. Vetter Gabriel ist gekommen, um sein erstes Enkelchen, das Gudule heißt, und mit seinen Augen schon jetzt an die Großmutter gemahnt, zu sehen. Denn Keiner als Ephraim durfte der Mann seiner einzigen Tochter werden. Da sitzt er, der gutmüthige schlichte Mann, in jeder Falte seines ehrlichen Gesichtes Glück und Behagen, hie und da noch immer, wie es seine Gewohnheit ist, voll gewaltthätiger Absichten gegen seine eigenen Schenkel. Veilchen nennt er noch immer sein kleines „Klippele."

„Nun Veilchen, mein Klippele," sagte er, „willst du mir noch immer nicht erlauben, daß ich mit meinem Nathan deinetwegen rede? Ich meine schier, der Jung' hält's gar nicht mehr aus?"

„Vetter," sagt Veilchen darauf, und eine tiefe Röthe streift über ihr noch immer blasses Gesicht, in einem so ernsten Tone, daß darob der lachende Zug aus dem Antlitze des Vetters verschwindet — red' lieber nichts mit ihm. Ich bleib' bei meinem Vater!"

Veilchen wird allem Anschein nach dieses Wort halten.

Hatte sie es als Selbstbuße sich auferlegt, weil sie in der verzweifelten Bitterkeit ihres Herzens sich vermessen, den Glauben an das „Sechus" ihrer Mutter von sich zu stoßen? Oder war es etwas Anderes?

Das Frauenherz ist ein seltsam verzagtes Ding.

Es baut nicht gerne auf dem Grunde, das die Trümmer eines andern Glücks in sich birgt.





Christian und Lea.

Durch die „Gasse“ sieht man zuweilen, namentlich wenn die Sonne etwas kräftiger sich über die Häuser und Dächer legt, zwei alte Menschen wandeln: ein trippelndes, gebeugtes Mütterchen und einen nur wenig strammer auftretenden eisgrauen Mann. Sie gehen Hand in Hand, was einen gar wehmüthig ergreifenden und doch wieder heiter stimmenden Anblick bietet. Wo sich ein Hinderniß dem Gange der Beiden entgegenstemmt, da ist es das eisgraue Männlein, welches zuvor jeden Stein, worauf seine Begleiterin mit dem Fuße treten könnte, hinwegräumt; der Stock, den er noch kräftig zu handhaben weiß, ist in beständiger Bewegung. Nichts entgeht seinen noch immer scharfen Blicken; dem Kinde, das über den Weg läuft, ruft er schon von Weitem ein kräftiges Halt zu; wo ein breites, vorspringendes Haus einen etwas zu behäbigen Schatten wirft, weicht er aus, und leitet das alte Weibchen lieber an jene Stellen, woran sich die Sonne besonders liebreich gelegt hat. Nur wenn zufällig das Mittagläuten von der Kirche her ertönt, bleibt er stehen, zieht seine Hand aus der seiner Be-

gleiterin, und fährt damit, sich bekreuzigend, während er in der andern Hand die vom Haupte genommene Pelzmütze hält, über Gesicht und Brust. Das Mütterchen aber trippelt weiter. Will es seinen Begleiter in der Andacht nicht stören? Klingen und tönen ihm diese ehernen Laute nicht auch wie Mahnrufe zum Aussprechen eines stillen Gebetes . . .? Er hat es geendigt; mit behasteten Schritten hat er sie wieder eingeholt. Beider Hände haben sich wieder gefunden, sie setzen ihre Wanderung weiter. Vor einem kleinen einstöckigen Hause, dem letzten in der Gasse, endet ihr Gang. Es ist die Wohnung des alten Paares!

Fast dünkt es uns ein Frevel, daß wir die Geschichte von Christian und Lea, so heißen in der Gasse die beiden alten Leute, wieder erzählen wollen. Wer eine Blume nicht gerne von ihrem Stengel reißen mag, sondern sie lieber an der Stelle beläßt, wohin sie mit ihrem Dufte und Blühen gehört, der wird uns begreifen. Und die Geschichte von Christian und Lea ist eine solche, die man mit einer gewissen Scheu hüten und bewahren sollte, daß sie nicht muthwillig abgepflückt und hinterdrein den Winden der Vergessenheit anheimgegeben werde, die sie hierhin und dorthin tragen können — wo man si[e] vielleicht nicht versteht.

Es hatte Tage lang geregnet, dazu waren lauwarme Frühlingswinde gekommen, die den Schnee im nahen Isergebirg[e] zur vorzeitigen Schmelze brachten. Der kleine Bach, der gleic[h] hinter der Gasse fließt, und sonst so friedlich und stillselig seine[n] Weg geht, daß er den Kindern, die ihn durchwateten, kau[m] die Knöchel näßt, hatte plötzlich die Manieren eines reißende[n] Stromes angenommen, was, so lange Menschen es gedenke[n] konnten, niemals geschehen war.

Trübschlammiges Wasser wälzte sich unter und über de[n]

hölzernen Steg, der sonst ein überflüssiges Bedürfniß schien; noch aber dünkte Jedem die Gefahr so ferne, daß Niemand daran dachte, das kleine baufällige Haus, worin Wolf Ungar, der Gemeindediener, mit Weib und Kind wohnte, und das hart am Rande des Baches stand, könnte ernstlich beunruhigt werden.

Wolf Ungar, der Gemeindediener, wohnte übrigens in jenem Hause nicht allein; sein Nachbar unter demselben Dache war der Schustermeister Johannes Wurma, oder wie er in der Gasse kurzweg hieß: Jan Schuster. Auch dieser, dem seine Ehegattin jüngst gestorben, hatte ein Kind, aber weil er dem Trunke ergeben war, nahm er in der Achtung Wolf Ungar's keine hohe Stufe ein. Oft wenn Wolf vor Tagesgrauen, wenn noch die Sterne am Himmel funkelten, aufstand, um mit seinem hölzernen Hammer die schlaftrunkene Gasse zum Gottesdienste wachzurufen, taumelte ihm der trunkene Schuster entgegen. Dann empfand der Gemeindediener ein Gefühl von Abscheu, das einen etwas aristokratischen Beigeschmack hatte. Er wußte in diesem Augenblicke mit aller Klarheit, daß er einem „auserwählten" Volke angehöre, dem es ein Gräuel ist, in den Wirthshäusern die Nächte durchzuschlemmen.

Wolf Ungar wollte am nächsten Morgen frühe aufstehen, denn es war „Fasttag der Königin Esther," der schon mit Tagesdämmerung beginnt. Mitten in der Nacht wachte er auf und wunderte sich darüber; denn, pflegte er später immer zu sagen, sein Hammer und sein Schlaf seien pünktlich wie eine Uhr, die nicht zu spät und zu frühe gehe. In demselben Augenblicke fuhr auch seine Frau aus dem Schlummer.

„Hörst du nichts, Sarah?" rief er.

„Ich hab' gerad' meine gute Mutter gesehen, die da draußen

auf dem guten Ort' liegt," meinte sie, indem sie sich in die Höhe richtete.

Eine unerklärliche Ahnung nöthigte Wolf Ungar, das Bett zu verlassen; er zündete mit Hilfe eines Schwefelfadens Licht an, was eine geraume Zeit in Anspruch nahm. Beim ersten Aufflackern der Kerze schrie sein vierjähriges Töchterchen, die kleine Lea, die neben der Mutter im Bette lag, angstvoll und in Tönen, wie er sie noch niemals vernommen:

„Christian! Christian!" und schlug dabei mit den Aermchen um sich.

Während Sarah, die Mutter, das Kind zu beruhigen bemüht war, fuhr Wolf Ungar in seine Kleider und zündete eine Kerze in der Laterne an, er wußte selbst nicht warum. Er war nicht schlaftrunken, im Gegentheile, alle seine Sinne befanden sich in einer Aufregung, die ihn fähig machte, in diesem Augenblicke mehr zu errathen, als er sonst bei vollstem Bewußtsein gesehen hätte. Dann ging er an das Fenster und wollte, gleichfalls von einem unerklärlichen Antriebe gedrängt den hölzernen Laden aufriegeln. Diese sonst leichte Hantierung gelang ihm aber diesmal nur mit großer Schwierigkeit als er es endlich zu Stande brachte, taumelte er vor Entsetzen zurück. Seine Hand triefte von eiskaltem Wasser.

„Sarah! nimm das Kind auf! das Wasser ist da," schrie er; ein anderer gellender Schrei folgte diesem Rufe, dann ward es in der Stube grauenhaft still. Aber selbst in diesem Momente der gräßlichsten Angst hatte weibliche Fürsorge das nächste Bedürfniß nicht übersehen. Mit Blitzesschnelligkeit hatte Sarah ein großes Tuch aus dem Kasten gerissen, das sie um sich und das Kind warf.

„Und jetzt wohin, Wolf?" keuchte sie mit kreideweißen Lippen.

Wolf ging mit der Laterne voraus; sie wollten durch das Vorhaus, aber schon traten sie in tiefes Wasser, das unter der Thürschwelle sich seinen Eingang erzwungen hatte. Er öffnete die Thüre nur zur Hälfte, aber das kalte, mit aller Macht hereinströmende Element drängte ihn bei Seite. Wolf Ungar war ein beherzter Mann, und hatte nicht umsonst in der Armee gedient. Er rief seinem Weibe zu, ihm muthig zu folgen, und hoch hielt er die Laterne empor, damit sie den Weg nicht verfehle.

Da rief die kleine Lea wieder, und in noch ängstlicheren Tönen als früher:

„Christian! Christian!"

Dieser Ruf ging den Beiden tief an die Seele; sie wußten nun, was diese Schreckenslaute aus dem Munde ihres Kindes zu bedeuten hatten.

„Weck' sie, Wolf," schrie Sarah, „weck' sie, sonst gehen sie zu Grunde."

„Ich kann nicht, Sarah!" schrie er dagegen, „unser Leben steht auf dem Spiel . . ."

„Ich geh' nicht," rief sie, „und wenn ich auch selbst ertrinke."

Da begann Wolf Ungar aus Leibeskräften den Namen „Jan! Jan!" zu rufen, indem er dabei mit riesiger Gewalt an der Thüre, die in die Wohnung des Schusters führte, rüttelte. Kein Laut antwortete von innen.

Schliefen die Unglückseligen? waren sie bereits ertrunken? Endlich gab die Thüre nach; mit emporgehobener Laterne leuchtete Wolf in der Stube umher, in der das Wasser bereits schuhtief stand. Ein einziger Blick genügte ihm, sich zu überzeugen, daß hier alle Weckrufe vergebens seien. Jan, der Schuster lag in bleiernem Schlafe, aus dem ihn kein Rütteln und

Schütteln ermuntern konnte. Da besann sich Wolf Ungar nicht lange, und griff nach einem blondlockigen Kindeskopfe, der aus der Umhüllung einer Bettdecke mit verwundert offe= nen Augen zu ihm aufsah. Mit dem Knaben in dem einen Arme, mit dem andern die Laterne emporhaltend, so wankte Wolf Ungar aus der Stube. Das Alles war das Werk jener wunderbaren, im Menschen schlummernden Thatkraft, die mit ganz anderem Maße gemessen sein will, als das ruhige Werk überlegter Besonnenheit.

„Hast du das Kind, Wolf?"

„Gott soll weiter helfen," keuchte Wolf.

So traten sie in die Nacht hinaus und in die eiskalte Wasserfluth, die ihnen schäumend und heulend entgegenschlug; sie reichte ihnen bis an die Kniee. Wolf ging voran, Sarah folgte ihm. Hülferufen und Angstschreie aus den anliegenden Häusern! die Ueberschwemmung war wie ein tückischer Dieb in das Heiligthum des Schlafes gedrungen.

„Fürcht' dich nicht! Sarah, mein Gold!" rief Wolf, „wir werden leben!"

„Ja Wolf," lallte sie dagegen mit vor Frost klappernden Zähnen, „wir werden leben bleiben."

So setzten sie ihren Weg fort, den tiefsten Schrecken im Herzen und das gläubige Wort hoffender Zuversicht auf den Lippen. Das Wasser schäumte um sie und schoß an manchen Stellen bis an Brust und Hals empor. Aber sie rangen sich glücklich hindurch; schon fühlten sie die kalte Fluth blos noch an den Knöcheln, jetzt hatten sie die höhergelegene Stelle erreicht, wo die Synagoge stand, bis wohin das Wasser nicht dringen konnte. Sie standen hochaufathmend auf festem Boden.

Nun erst schauten sie hinter sich. Welch' ein Fluthen und Wogen! Die Nacht begann allmälig dem Morgengrauen z

weichen. Ein fahler Schimmer flog über die weite Wassermasse; sie konnten jetzt deutlich auch ohne Laternenschein das kleine Haus gewahren, aus dem sie soeben entronnen waren. Im nächsten Augenblicke gewahrten sie nichts mehr. Ein dumpfes Krachen, wie von zusammenbrechendem Gebälke schlug an ihr Ohr; dazwischen grauenhafte Todesschreie, dann ward Alles still. Die Geburtsstätte ihres Kindes, das Haus, worin noch vor kurzer Zeit sechs Menschenleben geathmet, war verschwunden, die Fluth hatte es untergraben, nachdem es selbst zuvor für Jan Schuster und dessen Frau zum Grab geworden war.

So seltsam geartet ist die Menschennatur, daß die beiden auf so wunderbare Weise Geretteten in diesem Momente nur ein Gefühl jubelvollen Dankes empfanden. Aber gleich darauf rief Sarah:

„Hast du das Kind, Wolf?"

„Ja! Was willst du mit ihm?"

„Gieb mir den Knaben," rief sie, „die Last wird dir zu stark."

„Hast du denn nicht schon unsere Lea?"

„Ich kann auch zwei Kinder haben," schrie sie überlaut, und verbarg den ihr von Wolf dargereichten Knaben unter dem Tuche, das auch ihr Töchterchen umhüllte.

Das Alles ward in so rascher Aufeinanderfolge gesprochen und ausgeführt, daß es kaum so lange dauerte, als es hier erzählt wird.

Der Morgen war allmälig angebrochen. Sarah hatte sich, am ganzen Leibe zitternd, auf eine der Stufen niedergesetzt, die zur „Weiberschul" hinaufführen. An ihrer Brust schliefen die Kinder, und die warmen Athemzüge der Schlummernden thaten ihr wohl.

„Heut' brauch ich die Leute nicht wach zu klopfen," sagte

Wolf Ungar mit bitterem Lächeln, „mein Hammer ist in die die Iser gefallen, es soll mir ihn Einer holen."

Dann entrang sich ein aus tiefster Seele kommender Seufzer seinen Lippen.

„Nichts als das nackte Leben!" wimmerte er.

„Red' jetzt nichts, Wolf!" gebot ihm Sarah, indem sie eine abwehrende Bewegung machte, „du weckst mir sonst die Kinder."

Nach einer Weile rief Wolf:

„Was lasse ich dich da in der kalten Luft frieren? Ich hab' ja den Schlüssel zur „Schul" bei mir. Gott der Lebendige weiß, warum ich grade den Schlüssel zu mir genommen habe, und den Hammer habe ich vergessen."

Das Gotteshaus war schauerlich still und die Schritte der Beiden, wie sie jetzt durch die Betpulte oder Ständer hingingen, hallten dumpf in den leeren Räumen. Wolf geleitete seine Frau zu den Stufen des „Almemors," wie jene gemauerte Erhöhung heißt, die die Mitte der Synagoge einnimmt, und hieß sie daselbst sich niederlassen, nachdem er zuvor die schwere Altardecke vom Tische genommen, und sie ihr unterbreitet hatte.

Trotz seines Kummers konnte er dabei einen leichten Witz nicht unterdrücken.

„Du kannst von dir sagen, Sarah, und dich rühmen, was kein Weib in der Gasse von sich sagen und rühmen kann. Du hast einen Platz in der Männerschul'."

Ueber Sarah's erschöpfte Züge flog ein leichtes Lächeln. Dann verfiel sie in tiefes Sinnen. Plötzlich fuhr sie aus ihrer kauernden Stellung auf; das blasse Licht der Morgendämmerung, wie es jetzt durch die Fenster der Synagoge fiel, ließ die Gegenstände ringsum in ihren Umrissen erkennen.

„Warum kommen denn noch nicht die Leut'?" rief sie, „der Morgen ist ja schon da."

„Sie werden heut' nicht kommen," warf Wolf tonlos hin.

„So laß' uns „Schul'" halten, Wolf!" rief Sarah in eigenthümlicher Aufregung.

Wolf Ungar glaubte im ersten Augenblicke, der Schrecken sei dem armen Weibe zu Kopfe gestiegen, und voll Entsetzen streckte er die Hand gegen sie.

„Was red'st du, Sarah?"

„Ich will, daß wir beide Schul' halten," rief sie, und trotz des zwitterhaften Lichtes konnte Wolf gewahr werden, wie ihre Augen brannten und leuchteten. „Ich will, daß du die Thora aus der Lade herausnimmst, Wolf, wir sind vor Gott und der Welt allein!"

„Sarah!" schrie Wolf Ungar im tiefsten Schmerze auf.

„Du meinst, ich rede im Wahnsinn?" meinte sie nun ruhiger. „Thu mir den Gefallen, Wolf, und nimm eine Thora aus der Lade heraus. Es wird doch keine Sünde sein?"

Da Wolf sie so gelassen sprechen hörte, faßte er wieder Muth.

Er stieg die Stufe zu der Lade hinan, worin die Thorarollen in einer Reihe neben einander standen, schlug den schweren Vorhang zurück, und nahm eine der vordersten in die Arme.

„Gieb sie her, damit ich sie küsse," rief Sarah.

Wolf reichte ihr die mit einem sammtnen bunten Mäntelchen umkleidete Thorarolle, auf die sie mehrmals ihre Lippen drückte.

„Und jetzt ziehe sie aus, Wolf, und blättere sie auf, als möchte man grade „leinen" wollen" (den Wochenabschnitt vorlesen).

Wolf that, wie sie ihm hieß.

„Was willst du jetzt, Sarah?“ rief er nach einer bangen Weile.

„Jetzt sollst du mir auf die Thora etwas schwören, Wolf!“ rief sie mit erhobener Stimme. „Willst du?“

„Ich will.“

„So schwöre mir, daß ich diesem Knaben, den ich da an meiner Brust liegen habe, eine Mutter sein darf, weil er doch keine hat, und du willst ihm ein Vater sein, weil der seine jetzt todt im Wasser liegt, und willst mir nichts darein reden, wenn ich ihn wie mein eigenes Kind aufziehe und ernähre, und du willst dein Wort halten, und wenn die ganze Welt aufsteht und dir beweist, du hast Unrecht gethan, und willst mir niemals einen Vorwurf daraus machen, daß ich mich dieses armen Kindes angenommen. Schwör' mir dazu auf die heilige Thora!“

Sarah hatte sich, während sie dieses sprach, erhoben; sie stand jetzt dicht neben ihrem Mann.

„Bedenkst du nicht, Sarah,“ sagte er, schwach widerstrebend, „daß Jan Schuster der Vater dieses Kindes war?“

Sie aber rief mit wundersam erhöhtem Tone, der das Innerste ihres Mannes mit namenloser Bewegung ergriff:

„Das Kind ist mein, als hätte ich es selbst geboren . . . und jetzt schwöre mir zu!“

Wolf legte die Finger auf das geheiligte Pergament.

„Ich hab' geschworen, Sarah!“ sagte er leise.

„Jetzt ist mir leichter, Wolf,“ sagte sie und bückte sich zur Thora herab, um sie zu küssen, „ich meine, jetzt ist Alles überstanden.“

Dann setzte sie sich wieder auf die Stufe und verblieb von nun an im tiefem Schweigen. Die Kinder schlummerten ruhig unter der deckenden Hülle.

Noch an demselben Tage ward für Wolf Ungar's Unterkunft ausgiebig Sorge getragen. Von allen Seiten regte sich Mitleid und Theilnahme für ihn. Auf Gemeindekosten wurde ihm in einem der Gemeinde gehörigen Hause eine Wohnnng angewiesen, während die Frauen in der Gasse es sich angelegen sein ließen, Sarah mit Kleidungs- und Einrichtungsstücken zu versehen. Das Gemüth dieses armen Weibes war jedoch auch in diesem Falle eigen geartet. Sie nahm von den ihr dargebrachten Geschenken nur so viel, als sie, die ihr Alles verloren hatte, nicht entbehren zu können glaubte. Sie wies Alles beharrlich zurück, was ihr nicht im Einklang mit ihrer gegenwärtigen Lage schien, und mancher reichen Frau in der Gasse kam es wie unzeitiger Stolz vor, wenn die Gemeindedienerin eine bunt bebänderte Sabbathaube oder sonst ein Putzstück ablehnte. „Ich will aus meinem Unglück kein Geschäft machen," sagte sie, „dazu bin ich nicht Schnorrerin genug!" Nur für „ihre Waise" schien es, als könnte sie nicht genug an Kleidung und Wäsche zusammenbringen, und was sie für ihr eigenes Kind entschieden abwies, das nahm sie mit leuchtenden Augen, ja mit den Geberden einer gewissen Habgier für das angenommene fremde Kind an! „Ein Waisenkind hat einen großen Mund," meinte sie, „und es geht viel hinein; wo ein Kind, das Eltern hat, Einen Löffel ißt, davon braucht ein Waisenkind zwei, und das kommt daher, daß ein Kind mit Eltern schon von dem bloßen Gedanken, daß es an ihrem Tische sitzt, satt wird, während einer Waise selbst der beste Bissen so schmeckt, als hätte man dabei das Salz vergessen." Sie konnte, die sonst Schweigsame, ganz redeselig werden, wenn sie für „ihr Waisenkind" zu sprechen kam; ihr volles Herz fand dann Ausdrücke für die Lippen, die ihnen sonst nicht geläufig waren. Man glaubte eine ganz Andere vor sich zu haben, wenn sie sich

Christian's annahm, in so eigenthümlichem Feuer glänzten ihre Augen und kamen die Worte aus ihrem Munde.

Für „ihr Waisenkind!"

Als Wolf Ungar in jener Nacht seinem Weibe den Eid auf das heilige Gottesbuch geleistet, da hatte ihn vielleicht der geheime Gedanke dabei geleitet, der raschen That ihres Herzens würde ein Augenblick der Ernüchterung folgen. Er baute dabei auf die tagtäglich zu machende Erfahrung, daß die meisten Menschen, die mit einem gewissen leidenschaftlichen Zuge vom Wohlthun erfaßt werden, dann um so eiliger sich demselben entziehen, sobald es ihnen als andauernde Pflicht Bedingungen und Beschwerlichkeiten auferlegt. Darin hatte sich aber Wolf Ungar gewaltig geirrt; an dem Ernste, womit Sarah an die in jener furchtbaren Stunde übernommene Verpflichtung ging, konnte er bald gewahr werden, daß sie sich wirklich vor Gott und Menschen als Christian's zweite Mutter ansah.

Trotzdem saß die Heiligkeit des geleisteten Eides zu tief in Wolfs Seele, als daß er gewagt hätte, offen gegen Sarah's Beginnen aufzutreten. Er ließ sie gewähren, und namentlich in der ersten Zeit, wo er noch unter dem Eindrucke des erst jüngst Erlebten stand, verrieth auch nicht ein Wort, nicht eine Geberde, daß er der eingegangenen Verpflichtung mit einigem Widerstreben gedachte.

Dennoch fehlte es nicht an Stimmen, die bald offen, bald aus sicherem Verstecke hinter Sarah zischelten, und das Allerwenigste, was man ihr vorwarf, war, daß sie unklug gehandelt, und sich eine „Last" aufgebürdet habe, die sich mit ihren Verhältnissen als Frau eines Gemeindedieners nicht vertrüge. Hie und da wurde schon der Rath, und oft mit den wohlmeinendsten Redensarten, laut, daß sie nicht früh genug sich des fremden Kindes entschlagen könne, das doch im Grunde

sie so gut wie gar nichts angehe. Jetzt sage man noch nichts, was werde sie aber anfangen, wenn das Kind größer würde, wenn sie selbst noch Kinder erhielte? Zu dem Allen schüttelte Sarah den Kopf, und nichts in ihrem Wesen verrieth, daß von all' den Reden und Rathschlägen auch nur die oberflächliche Außenseite ihres Gemüthes wäre berührt worden.

Eines Tages kam ihre Babe (Großmutter) Breindel auf Besuch. Das war ein unerhörtes Ereigniß, denn die alte Frau war wegen ihres Hochmuthes für Sarah ein Wesen, dem sie sich stets nur mit einem Gefühle ehrfurchtsvollen Grauens zu nähern wagte. Die Babe Breindel lebte von ihrem Gelde, d. h. von den etlichen hunderten Gulden, die ihr Mann hinterlassen, und bedurfte daher keines Menschen. Ihr blasses strenges Gesicht zeigte einen gewissen Trotz, der wohl aus der Unabhängigkeit ihrer Lage herstammte, und man konnte ihr nur wenige Züge nacherzählen, die nicht von einer gewissen Härte und Starrheit zeigten. Sie kam nie oder selten aus ihren zwei Stuben, die ihr gleichfalls als Erbe nach ihrem Manne geblieben, und nur am Sabbat war es ihren Kindern und Enkeln gestattet, sie daselbst heimzusuchen, um sich von ihr „benschen" zu lassen. Dann saß sie da in ihrem Lehnstuhle, eine sechsreihige Granatenschnur um ihren Hals geschlungen, eine goldgestickte Haube auf dem Kopfe, und ganz in weiß gekleidet, und empfing die Wünsche der Ihrigen, wie eine geborene Königin die Huldigungen ihrer Unterthanen.

Sarah war eben damit beschäftigt, eines der Kleidungsstücke, die sie von den Leuten sich erbeten, für Christian anzupassen, als die Babe Breindel eintrat. Sarah's Munde entfuhr ein leichter Schrei.

„Was erschreckst du," rief die Babe, deren Ohr und Auge nichts entging. „Seh' ich denn schon so aus, daß die Leute

vor mir zu erschrecken brauchen? Ich hab' einmal in meinem Leben auch ein anderes Gesicht gehabt."

Sarah wußte aus langer Erfahrung, daß man diesen spitzen Stachelreden der Großmutter nur mit Gleichmuth begegnen müsse, und so schwieg sie, und führte die alte Frau ehrerbietig zu einem Sitze. Es berührte sie aber doch schmerzlich, daß die Babe ihrem Töchterchen, dem einzigen lebenden Urinigel (Urenkel) in der ganzen Familie, keinen Blick der Aufmerksamkeit schenkte. Das deutete auf eine tiefe Verstimmung, deren Ursache nicht schwer zu ergründen war.

Nach einer Weile fragte die Babe, die grauen kalten Augen auf Sarah richtend:

„Wo ist dein Mann, Sarah?"

„Er ist aufs Dorf gegangen, Babe! Ein Bauer, der einen alten kupfernen Kessel zu verkaufen hat, hat ihn zu sich bestellt."

„Hat denn dein Mann es noch nöthig, aufs Dorf zu gehen und alte kupferne Kessel einzuhandeln?" meinte die Babe, ihre schmalen Lippen zu einem spöttischen Lächeln zusammenzwängend, „die ganze Gasse redet ja davon, daß Wolf Ungar gesonnen ist, nächstens seinen Posten als Gemeindediener aufzugeben; er soll irgendwo einen großen gewaltigen Fund gemacht haben, davon will er als ein Millionär leben — sagt die ganze Welt."

„Ich weiß nichts davon, Babe," sagte Sarah in der Unbefangenheit ihres Herzens.

„Es muß aber doch so sein," fuhr die Babe mit unbarmherziger Beredtsamkeit fort, „und die Welt ist nicht auf den Kopf gefallen. Wolf Ungar lebt von dieser Welt, sie giebt ihm zu essen und zu trinken . . . wie kommt es dann, daß der nämliche Wolf Ungar, dem Gott schon ein Kind gegeben, damit nicht

zufrieden ist, sich noch eines an die Füße bindet, und das ist nicht einmal sein eigen Fleisch und Blut?"

So unbegrenzt und bedingungslos war zu jener Zeit die Ehrfurcht, mit der ein Enkelkind seinem Ahn gegenüber stand, und mochte es noch so sehr mit strafenden Worten überhäuft werden, daß es uns nicht verwundern darf, wenn Sarah den schneidigen Reden ihrer Großmutter nur stummes Anhören entgegensetzte.

„Warum redest du nicht?" rief die Babe nach einer drückenden Weile.

„Babe," meinte Sarah, „mein Mann hat mich gern, und hat nur gethan, um was ich ihn gebeten habe."

„Also bist du die gewaltige Reiche?" rief die Babe mit wahrhaft vernichtendem Spotte. „Wo hast du denn deine Perlen und deine goldenen Halsketten? und warum ziehst du aus dieser Stube nicht aus, wo du auf Gemeindekosten ausgehalten wirst? Wer sich fremder Kinder annimmt, muß ein eigen Haus für sie haben. Warum läßt du dir so ein Haus nicht bauen?"

Sarah hätte reden, stundenlang reden können, um der Babe zu beweisen, wie unrecht sie thue, in diesem Tone fortzufahren; dennoch kam über ihre Lippen nicht das kleinste Wörtlein einer Klage. Sie fühlte wohl, die alte Frau war noch nicht zu Ende, das Bitterste und Schneidigste mußte erst ausgesprochen werden. Woher sollte sie den Muth nehmen, auch diesem zu begegnen? Die Babe ließ nicht lange darauf warten.

„Ich hab' gehört," fuhr sie fort, „das Kind, was du bei dir aufgenommen hast, hat einen Namen . . . Möchtest du mir nicht sagen, wie das Jüngel heißt?"

„Christian heißt er," sagte Sarah unsicher.

„Und du willst das Kind ansehen wie eine Mutter?"

„Ja, Babe!" sagte Sarah tonlos.

Da stand Breindel auf. Ihr blasses, schmales Angesicht hatte einen merkwürdigen Ausdruck in diesem Augenblicke; vielleicht hätte selbst ein herzhafter Mann ihm nicht standgehalten. Lang und hager, wie sie war, gestaltete sie sich jetzt noch um eine Kopfeslänge höher. Dabei spielte es um ihre Mundwinkel wie funkelnde Messerklingen.

„So lang als unsere Familie in der Welt existirt, ist der Name in unsern Stuben nicht gehört worden," sagte sie . . „Weißt du noch, nach wem dein eigenes Kind, die kleine Lea heißt? Vielleicht hast Du es schon vergessen."

„Nach wem sie heißt? Nach meiner guten Mutter draußen auf dem guten Orte," rief Sarah leise.

„Und da willst du den heiligen Namen, den schönen Namen, den deine Mutter in Ehren geführt . . . und Gott der Allmächtige allein weiß es, was du an ihr verloren hast . . den willst du in deinem Hause, in deiner jüdischen Stube zusammen mit Jan Schusters Kind nennen lassen? Das Kind meiner Tochter kann den Sohn eines Trunkenbolds auf ihrem Schooß sitzen lassen? Und der noch dazu . . . so einen Namen hat?"

„Babe," rief Sarah erschüttert und Thränen entstürzten ihren Augen.

„Was soll ich jetzt noch weiter in deiner Stube thun?" fuhr die alte, unerbittliche Frau fort. „Du wirst doch nicht begehren, daß ich dir auch Jan Schusters Jüngel benschen soll?"

Damit wandte sie sich zum Fortgehen. Sarah schluchzte vor sich hin; das schien doch einige Wirkung auf das Gemüth der alten Frau hervorzubringen. Wie alle stolzen Seelen, denen es nur um die Behauptung eines gewissen Rechtes zu thun ist, liebte sie den Anblick der Demüthigung und Ein-

chüchterung. In der halboffenen Thüre wandte sie sich um
ınd sagte zu Sarah, die ihr unwillkürlich nachgeschritten war:
„Sarah, mein Leben! Du siehst da die sechsreihige Gra=
ıatenschnur an meinem Hals. Sie ist zwar für eine Andere
bestimmt, wenn man mich auch einmal da hinaustragen wird,
ıber sie soll dein sein, morgen, übermorgen, zu welcher Stunde
du willst — nur darf der Name von dem Kind Jan Schusters
n deiner Stube nicht mehr genannt werden. Hast du mich
verstanden?“

Als die Babe sich entfernt hatte, befand sich die Frau des
Gemeindedieners in der schmerzlichsten Verwirrung. Die alte
Breindel in ihrem unnahbar stolzen und unabhängigen Wesen
hatte ihr bisher als eine Persönlichkeit gegolten, deren Aus=
prüche unbedingte Verehrung fanden. Die Babe mußte Recht
haben, wie wäre sie sonst — die Babe gewesen? Und doch!
ein seltsamer Zwiespalt ließ sich in ihrer Seele nicht mehr zum
Schweigen bringen. Was ihr in jener verhängnißvollen Stunde,
da sie kaum das nackte Leben aus den Fluten gerettet, wie
eine Eingebung von oben in den Sinn gekommen, worauf ihr
Mann einen heiligen Eidschwur geleistet, das sollte sie nicht
halten dürfen? Warum war ihr eigenes Kind aus der grauen=
haften Gefahr hervorgegangen? War das nicht ein deutlicher
Fingerzeig, ein Lichtstrahl in der Finsterniß?

Wie wohl hätte es dem armen Weibe gethan, wenn in
diesem Augenblicke irgend eine rathende Stimme ihr zur Seele
ertönt wäre! Es war ihr, seitdem die Großmutter fort war,
als hätte die Welt in der kurzen Spanne Zeit ein anderes
Aussehen erlangt. Was früher licht war, das stellte sich ihr
jetzt verdüstert und trübe dar; was sie in ihrer Herzenseinfalt
als so leicht erreichbar sich gedacht, das war jetzt zu einem un=
übersteiglichen Abgrunde geworden, in dessen Tiefen der Groll der

alten Großmutter tobte. Und nicht das allein war es. Ein=mal über das andere Mal übergoß sie zugleich Flammenröthe und tiefes Erblassen. Wie wenn ihr Mann des zugesagten und zubeschwornen Wortes vergaß? . . .

Draußen im Hofe unter dem weitastigen Nußbaume spielten die zwei Kinder; Sarah konnte jeder ihrer Bewegungen mit dem wachenden Auge einer Mutter folgen. Wie sie so ver=traut neben einander saßen; wie schön sich das blondlockig Köpfchen des fremden Kindes neben dem schwarzhaarigen ihre Lea ausnahm! Das Herz ging ihr vor inniger Wallung über sie mußte die Kinder in unmittelbarer Nähe haben. Sie rie den Namen ihres Töchterchens, dann wollte sie den des fremde Kindes rufen. Aber der Laut erstickte in ihrem Munde; di Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Hatte die Babe Breindel nicht gesagt, der Name dürfe i einer jüdischen Stube nicht ertönen?

Der ganze Jammer einer Seele, die in ihrer Reinheit a der wundesten Stelle gefaßt wird, kam über sie. So viel wa ihr klar, sie mußte rasch und ohne Zaudern des angenommene Kindes sich entledigen, wenn die Großmutter ihren Gehorsam den sie zu fordern berechtigt war, loben sollte. Dachte sie dabe an die blitzende, sechsreihige Granatenschnur? Auch nicht de leiseste Gedanke stahl sich zu dem funkelnden Geschmeide hin über. Fast stand die Absicht, dem Willen der Babe Folge z leisten, in ihr fest — aber schon der nächste Augenblick stimmt nicht mehr zu dem früheren. Es kamen ihr Zweifel in de Sinn. Die Großmutter hatte ihr Beginnen unbedingt ve dammt, konnte es nicht Stimmen in der Gemeinde geben, di es ebenso unbedingt billigten? Sarah dachte nach, bei wem si sich Rathes erholen könnte; denn ein Rath mußte ihr werde Schon war sie so weit gekommen, daß sie die Sprache ihre

eigenen Herzens nicht verstand; sie war sich selber fremd geworden. Seltsam! Sie konnte sich wahrscheinlich selbst nicht Rechenschaft geben, warum ihre Gedanken immer und immer aufs Neue auf den kleinen Mann zurückkamen, der in der Gasse allgemein „Klein-Mendelsohn" hieß.

Eigentlich nannte er sich aber Kalmann Würzburg und war ein vertrocknetes dürres Männchen, dem die Natur, wie dem berühmten Berliner Philosophen, an der Rückseite eine etwas zu weitgehende Wölbung verliehen hatte. Das war jedoch nur der äußerliche Grund, der Kalmann Würzburg zu seinem zweiten Namen: Klein-Mendelsohn verholfen hatte.

Dieser Kalmann stand nämlich im Geruche sogenannter „aufgeklärter Ideen," die zu jener Zeit noch keineswegs allerorts in den Gassen als Saatkorn der Zukunft aufgegangen. Man rühmte ihm eine ungeheure Gelehrsamkeit nach; er sollte seiner Zeit der „feinste" Schüler der Prager Talmudschule gewesen sein, von dessen Fragen und Antworten damals, also nach fast dreißig Jahren, in Böhmen und Mähren von Mund zu Mund sich fortpflanzende Traditionen berichteten. Er hatte ein eigenes großes Haus in der Gasse und war nie verheirathet gewesen. Die Leute kamen ihm übrigens nicht gerne in den Weg, wiewohl er mannigfach Gutes that. Viele „Dorfgeher" lebten gleichsam nur durch ihn; sobald der Sonntag angebrochen war, kamen sie zu ihm, um einige Gulden abzuholen, mit denen sie dann ihre beschwerliche Wochenfahrt antraten; am Freitag brachten sie ihm wieder das Darlehen, ohne daß er ihnen jemals an Interessen irgend etwas anrechnete. Bei diesem Aus- und Rückzahlen war es zumeist, daß er Aeußerungen that, die ihm besonders den Zunamen Klein-Mendelsohn zuzogen. Wenn er das Geld aus dem Kasten nahm, ließ er es nie an sarkastischen Bemerkungen über den „Stand" der „Dorf-

geher“ fehlen, denen er, wie er sagte, das Geld nur mit Widerstreben vorstreckte. Jeden Sonntag und Freitag konnten sie es hören, wie er über ihre „Hasenhäutchen und Kattuntüchel“ mit einer Art Verbissenheit loszog, und nebstbei vom Segen der „freien Arbeit auf dem Acker“ sprach, wovon die Meisten übrigens sehr wenig verstanden. Wenn er manchmal recht grimmig wurde, konnte er auch mit der Aeußerung nicht zurückhalten, ein einziger Bauer sei ihm lieber als alle Dorfgeher in Böhmen und Mähren. Diese und ähnliche Reden, sowie die vielen deutschen Bücher, die man bei ihm sah, hatten um Klein-Mendelsohn einen eigenthümlichen Zauberkreis gezogen, dem sich nur derjenige nahte, der seiner Hülfe unumgänglich bedurfte. Ob Kalmann Würzburg rechtgläubig nach dem landläufigen Ausdrucke dieses Begriffes war? Niemand hatte etwas Uebles von ihm gesehen — aber Keiner hätte auch den kleinsten Finger aufgehoben, wäre er genöthigt gewesen — es zu beschwören!

Zu diesem Kalmann Würzburg drängte es die Frau des Gemeindedieners. Gefragt, warum es sie grade zu diesem Manne zog, hätte Sarah wahrscheinlich nicht antworten können. Sie ging zu ihm, weil sie noch eine andere Stimme als die ihrer Großmutter vernehmen wollte.

„Kommst um Geld?“ schnarrte Klein-Mendelsohn, indem er sein riesiges Haupt, das ein Sammetkäppchen bedeckte, aus dem vor ihm aufgeschlagenen Folianten verdrießlich hervorhob.

„Um Geld?“ Sarah erschrak bis ins Innerste ihrer Seele. Sollte Kalmann Würzburg von der sechsreihigen Granatenschnur ihrer Großmutter etwas wissen?

Die Blässe, die ihr Antlitz bedeckte, bestärkte Klein-Mendelsohn noch mehr in der Voraussetzung, daß Sarah um ein Darlehen gekommen war.

„Hat dein Mann sich auf Hasen verlegt?“ schnarrte er nochmals, indem er die Tischlade aufzog, in deren Innerem Silber- und Kupfergeld zu sehen war. „Wieviel soll's sein?“

Mit einer Herzhaftigkeit, die Niemand diesem armen Weibe zugetraut hätte, fiel Sarah, während er in die Hand bereits einige Silberstücke genommen hatte, ihm in den Arm.

„Ich komm' nicht um Geld, Herr Kalmann,“ sagte sie, mühsam nach Athem haschend, „ich komm' um etwas Anderes.“

„Dein Mann verlegt sich also nicht auf Hasen? Ist's vielleicht ein kupferner Kessel?“ fragte Klein-Mendelsohn spöttisch.

Da begann es vor Sarah's Augen zu flimmern; was an zurückgedämmten Wehe in ihr lag, suchte nach einem gewaltsamen Durchbruch.

„Herr Kalmann!“ rief sie unter hervorstürzenden Thränen; „ich komme um einen Rath zu Ihnen und Sie beleidigen mich dafür!“

Klein-Mendelsohn wurde ernst.

„Steht es so mit dir?“ sagte er, indem er die Tischlade wieder zurückschob. „Womit kann ich dir sonst helfen? Aber erst setze dich.“

Es dauerte eine geraume Weile, ehe Kalmann Würzburg aus der von oftmaligem Schluchzen unterbrochenen Erzählung Sarah's das Verständniß des seltsamen Falles erhielt, dessen Beurtheilung ihm oblag. Als sie geendigt, und ihn nun mit ihren feuchten Augen anblickte, die mehr fragten, als ihr Mund noch hätte sprechen können, da wurde Klein-Mendelsohn in seinem Lehnstuhle unruhig; er rückte hin und her und schob das Sammetkäppchen auf seinem Kopfe bald nach vorn, bald nach rückwärts. Fiel ihm die Antwort so schwer? Dann sah er wieder starren Blickes in den aufgeschlagenen Folianten, aber seine Gedanken waren nicht bei den krausen Buchstaben;

sein sonst verdrießlich saueres Antlitz hatte in diesem Augenblicke eine merkwürdige Wandlung erfahren.

„Die Babe hat dir also gesagt," meinte er, „daß man ein solches Kind nicht bei sich behalten, ja daß man nicht einmal seinen Namen aussprechen darf?"

Sarah vermochte nur mit dem Kopfe zu nicken.

„Und willst du der Babe folgen?"

„Muß ich?" fragte Sarah ihrerseits.

Ein sonniges Lächeln überflog das Antlitz Klein-Mendelsohn's. Im Stillen bewunderte er die Feinheit dieser einfachen Frau, die mit ihrer Frage der Achtung für die Ahne nicht nahe trat, und doch zugleich ein Aussprechen ihrer Rathlosigkeit enthüllte.

„Ich frag' dich aber etwas Anderes," begann er nach einer Weile. „Wenn heute oder morgen der Bürgermeister mit dem Geistlichen kommt, und die sagen: Gieb uns das Kind heraus, es ist unser! Gieb es heraus! Wirst du dich da nicht trennen müssen von ihm? denn du kennst „sie" noch nicht, wie sie sind. Deine Babe Breindel kommt noch mehr unter ihnen als unter uns vor. Wäre es also nicht besser, du thust früher, was sie vielleicht später von dir mit Gewalt fordern werden?"

Kalmann Würzburg schwieg; er wollte dem Gedankengange Sarah's freie Entwickelung gewähren. Sie aber rief mit einem Ausdrucke, der Klein-Mendelsohn's Wesen wunderbar ergriff:

„Aber bis dahin werde ich doch das Kind behalten dürfen? Mein eigenes Kind spielt mit ihm, und ich gebe ihm zu essen. Darf das nicht geschehen? Und weil Jan Schuster's Kind verlassen auf der Welt dasteht, und Keiner hat sich gemeldet, der ihm einen Löffel Wasser reicht, und weil ich einen Schwur gethan habe, und mein Mann auch, vor der heiligen Thora,

daß ich seine Mutter sein will dafür, daß mir der allmächtige Gott mein eigenes Kind wiedergegeben hat —"

„Red' nicht weiter!" unterbrach sie Kalmann Würzburg, indem er in seinem Lehnstuhle unruhig sich bewegte, „ich verstehe dich so, als wärest du ein Gefäß hellen Wassers, in welches man bis auf den Grund sehen kann."

Dann warf er, wie von Grimm erfaßt, sein Käppchen zu Boden und sprang auf. Er schien vergessen zu haben, daß eine Frau aus der Gasse in seiner Nähe war, und er barhäuptig vor ihr stand.

Der kleine bucklige Mann ging mit langen Schritten in der Stube auf und nieder; selten mochte sich sein Wesen in so ungeheurer Wallung befunden haben. Er hielt ein Selbstgespräch mit sich, das nur halbverstanden zum Ohre Sarah's gelangte. Dabei durchsäbelte er die Luft mit den zwei außer allem Verhältnisse dünnen Armen, so daß Sarah ernstlich fürchtete, Klein-Mendelsohn sei etwas „zugestoßen."

„Immer die Babes! überall die Babes!" schrie er vor sich hin. „Wenn Einer nur um eine Linie über die Schnur hinausgehen will, gleich ist die Babe da!"

Er klappte dabei den aufgeschlagenen Folianten mit einer Heftigkeit zu, als hätte er ihm ein- für allemal das Lebenslicht ausblasen wollen.

„Auf meine Babe lasse ich nichts kommen," erlaubte sich Sarah leichten Tones zu bemerken. „Die meint es gut mit mir."

„Und wie soll ich das verstehen, daß du dann doch zu mir kommst?" rief Klein-Mendelsohn mit Zorn, die großen grauen Augen auf Sarah richtend.

„Ich weiß es selbst nicht mehr," stammelte Sarah, „mir scheint, es war wegen dem Kind."

Da wurde Klein-Mendelsohn wieder sanft und ruhig. Er mäßigte seine Schritte und blieb endlich vor einem offenen Bücherkasten stehen. Mechanisch griff er nach einem kleinen Buche, das zu oberst stand; er mußte sich auf die Fußzehen stellen, um es in die Hand zu bekommen. Er schlug es auf und blickte hinein; ängstlich bewachte Sarah jede seiner Bewegungen. Plötzlich erhellte ein Strahl von Freude sein Antlitz; das Buch zitterte in seiner Hand.

„Du willst einen Rath von mir," sagte er hastig, „und wenn ich Monate lang darüber hätte nachdenken wollen, es wäre mir kein besserer eingefallen, als wie er da in dem Buche steht."

Die Frau des Gemeindedieners sah ihn nach diesen Worten mit verwunderten Augen an.

„Ist das Buch — in heiliger Sprache?" fragte sie zagend.

„Du kannst dich darauf verlassen," sagte Klein Mendelsohn lächelnd, „es sind die „Sprüche Salomo's," die ich in der Hand halte."

„Und wie kommen die zu mir?" fragte sie wieder.

„Das will ich dir erklären. Wie du wissen wirst, war König Salomo ein sehr weiser Mann, von dem man noch jetzt viel lernen kann. Das Buch, was ich da habe, enthält ganz merkwürdige Dinge, und wenn du willst, giebt es auf jede Frage eine Antwort. Es steht auch eine für dich d'rin."

Sarah's Seele spiegelte sich in diesem Augenblicke in der feinen Röthe, mit der sich ihr Antlitz bedeckt hatte. Es war eine Empfindung über sie gekommen, als stünde sie mitten im Gebete — und das Gebet stand in dem Buche, das Kalmann Würzburg in der Hand hielt.

„Hör' an, was da gleich zu oberst steht," begann er wieder. „Höre aber gut zu, damit du dir den Spruch merkst."

„Ich höre,“ flüsterte sie leise.

„Sei nicht allzu gerecht,“ — las Kalman vor, „und grüble nicht zu viel, du könntest sonst verderben.“ Hast du das verstanden?“

Eine geraume Zeit hindurch vermochte Sarah, in ihrer tiefsten Bewegung keines Lautes fähig, auch nicht einmal ein Zeichen ihres Verständnisses von sich zu geben. Ihre weitgeöffneten Augen strahlten ein Licht aus, wie es Klein-Mendelsohn in seinem freudlosen Dasein niemals auf einem Menschenantlitz erblickt hatte.

„Hast du mich verstanden?“ fragte er nochmals.

„Sei nicht allzu gerecht,“ kam es langsam und fast feierlichen Tones über ihre Lippen. „Nicht wahr, das geht meine Babe an? „Und grüble nicht zu viel!“ das ist für mich besonders geschrieben? Und das letzte geht Jan Schuster's Kind, das arme verlassene Waisenkind an! Wer denn sollte verderben und verkommen, als Christian, Jan Schuster's Kind?“

„Du hast mehr im Kopf, Sarah, als ich und Tausende meines Gleichen.“

Sarah lächelte wie traumverloren.

„Und grüble nicht zu viel,“ sagte sie halblaut vor sich hin.

„Ist dir jetzt wohl, Sarah Ungar?“ meinte Klein-Mendelsohn.

„So wohl wie noch nie in meinem Leben,“ sagte sie mit leuchtenden Blicken. „Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe!“

Mehr als eine halbe Stunde nachher saß Kalmann Würzburg vor dem Folianten, den er wieder aufgeschlagen hatte, ohne dem Inhalte desselben die geringste Aufmerksamkeit zu widmen. Seine grauen Augen starrten in's Weite. War ihm selbst in der stattgefundenen Unterredung ein Geheimniß gelöst worden

von dessen Dasein er erst wußte, seitdem dieses arme Weib aus seiner Stube fort war?

Mitten aus aller Beklommenheit ihres Herzens hatte nun die Frau des Gemeindedieners den freien Ausblick in die Zukunft gewonnen, die Besprechung mit Klein-Mendelsohn hattte sie merkwürdig gestärkt. Es war ihr immerfort, als tanzte lustiger Sonnenschein hinter ihr her, oder vielmehr, es war der gute Rath aus dem Prediger Salomon's 1. 18, der in ihrem Herzen saß und in ihrem Gemüthe nachtönte.

Klein Mendelsohn hatte übrigens nicht umsonst das Wort von „ihnen" fallen lassen, die ihr natürliches Recht auf das Waisenkind eines Tages geltend machen könnten. Auch in diesem Punkte mußte Sarah zur Klarheit gelangen. Sie zog am nächsten Tage ihre schöne Sabbathaube an, kleidete den kleinen Christian in ein sauberes Gewand, und begab sich mit ihm auf den Weg zum Bürgermeister.

Der Bürgermeister, seines Standes ein ehrsamer Töpfermeister, riß die Augen verwundert auf, als ihm Sarah unter vielem Stammeln und Stottern die Frage vorlegte, ob sie das Kind werde behalten dürfen.

„Warum solltest du's nicht behalten dürfen," meinte er. „Was sollen wir mit dem Kinde anfangen? Die Kriegssteuern haben Alles aufgegessen, was in unserer Kasse war, und nun tanzen die Mäuse und Ratten auf dem leeren Boden herum. Man nimmt uns unser Geld und unsere Kinder macht man zu Soldaten, woher sollen wir also für die Waisenkinder etwas nehmen?"

Es lag in diesem Beweisgrunde eine Rohheit, die der

armen Frau innerlichst wehe that. Sie beherrschte sich aber und bemerkte nur schüchtern:

„Wird aber Keiner etwas dazu sagen?“

„Wer soll etwas dazu sagen?“ spottete der Bürgermeister unter Lachen.

„Ich meine — der Herr Dechant!“ flüsterte Sarah fast unhörbar.

„Der?“ lachte der Bürgermeister, „der läßt dich in Ruhe, und vor dem brauchst du dich nicht zu fürchten. Er muß ja froh sein, wenn das Kind des ertrunkenen Schusters nicht vor seiner Thüre zu betteln braucht. Auch der hochwürdige Herr hat nichts Uebriges.“

Wundersame Wandlung der Zeiten! Noch hatte die „streitende“ Kirche nicht überall ihre Wachtposten aufgestellt und ihre Lugwarten aufgerichtet, von denen aus mit fast fieberhaft geschärftem Auge darauf geachtet werden muß, damit Niemand aus „Reih' und Glied“ trete; noch waren am hellichten Tage die dunkeln Spukgestalten nicht erschienen, vor deren Anblick der Friede und die Verträglichkeit wie aufgeschreckte Tauben davonfliehen! Die Kanzeln und die „Bierhallen“ waren noch unberührt geblieben von der Beredtsamkeit Jener, die mit finstern Stirnen und Unheil verkündenden Fäusten das freie Staatsleben als „Aufkläricht“ und den Frieden unter den Menschen als die „Niedertracht“ eines betrunkenen Jahrhunderts bezeichnen!

Sarah durfte das Kind also behalten. Der Staat in der Person des Herrn Bürgermeisters gestattete es ihr, und auch die „Kirche“ hatte nichts dagegen einzuwenden.

Auf dem Heimwege hatte Sarah allerlei Gedanken.

„Es ist doch merkwürdig,“ lautete einer davon, „daß ihnen“ nicht mehr um das Kind zu thun ist. Sie stoßen es

aus sich hinaus und wissen nicht einmal, was ich mit ihm anfangen werde. Vielleicht wird das Kind ein Dieb oder überhaupt ein schlechter Mensch bei mir? Habe ich ihnen denn die Hand darauf gegeben, wie ich es mit ihm halten werde? Und wenn, Gott behüte! einem jüdischen Kinde zustoßen möchte, was Jan Schusters Kinde zugestoßen ist, möchte man bei uns sein eigen Fleisch und Blut so leicht verlieren? Kann denn der Knabe bei mir nicht wirklich verloren gehen?"

Dieser Gedanke machte Sarah's Seele in den geheimsten Tiefen erbeben. Verloren! Nicht in dem Sinne, daß das Kind in einem Walde voll hoher Bäume nicht mehr die Fußtapfen findet, die es zu dem heimathlichen Hause zurückführen, sondern verloren in dem Sinne, daß es verdorben und zerstört auf Abwegen irrt, losgelöst von jeder Zucht, an Gemüth und Sitte verdorben und erstorben! Wie, wenn dies das Ende ihres Bemühens und Wohlthuns wäre? Wenn sie frevelhaft daran gehandelt, in die Geschicke eines Menschenlebens einzugreifen, es an sich heranzuziehen, und dann zusehen zu müssen, wie es sich unter ihren Händen zu einer verfehlten und verkommenen Schöpfung gestaltete?

Und wieder legte sich die Weisheit des Salomonischen Spruches, der, seitdem sie ihn vernommen hatte, tröstend und aufrichtend vor ihr einherschritt, auf ihre Lippen. „Grüble nicht und sei nicht allzu gerecht, du könntest sonst leicht verderben."

Mit froher Zuversicht lebte das Bewußsein von der übernommenen Verantwortlichkeit in ihr auf.

„Ich werde das Kind gerne haben, wie mein eigenes," so klärte sich in ihr allmälig alles Bangen und Fürchten, „und kann eine Mutter für ihr Kind mehr thun, als es gerne haben? Ich meine, ein solches Kind, das muß gedeihen. Es soll mir

Einer sagen, ob etwas wachsen und in die Höhe kommen kann, wenn man die Sonne von ihm fernhält?"

Man sieht, Sarah hatte einen Erziehungsplan fertig, den sie nicht in ihrem Kopfe, sondern in ihrem Gemüthe ausgearbeitet hatte. Sie war mit sich eins über einen Punkt, an dem bis jetzt die vornehm aufgeblähte Buchweisheit noch immer zu Schanden geworden ist. –

Wir haben bisher von den Kindern nur wenig gesprochen.

Wer aber vermöchte sich der Gabe zu rühmen, in dem Zauberwalde jener eigenthümlichen Welt, die das Beisammensein zweier Kinder bildet, Weg und Straße zu finden? Anscheinend führen lichte Bahnen hindurch, Sonnenlicht glänzt auf jedem Blatte und man glaubt deutlich das Wachsthum der jungen Bäumchen erlauschen zu können. Weil man den Wald nicht rauschen hört, geräth man auf den Fehlschluß, es sei Alles still in diesen Räumen, und doch läßt sich fast mit Bestimmtheit annehmen, daß das lautlose Gedeihen der Menschenpflanze von denselben, wenn nicht heftigeren Stürmen heimgesucht wird, als der fertige Baum, über dessen Wipfel die wilden Elemente der Natur unbeschränkte Macht ausüben.

Es war merkwürdig, wie schwer, fast mit Widerwillen das fremde Kind sich in die Liebe fand, mit der die ungewohnte Heimath es umgab. Trotzdem seine Geburtsstätte nur durch einen schmalen Gang von der durch die Fluthen zerstörten Behausung Wolf Ungar's getrennt war, schien sich Christian bei seinen Pflegeeltern ungemein fremd zu fühlen; er war verschlossen und heimtückisch, und besonders gegen Sarah bewies er sich von einer hartnäckigen Gemüthsart, die lange Zeit hindurch selbst ihrem milden Wesen nicht weichen wollte. Meist hielt er sich schmollend und grollend in einer Ecke der Stube auf, und dort war es, wo die kleine Lea, seine alte Ge=

spielin, ihn aufsuchen mußte, wenn sie für ihre Puppe eine
männlichen Beihülfe bedurfte. — Was ging in dem Kinde vor
War es bangende Sehnsucht nach dem in den Fluthen unter
gegangenen Vater? Die fremde Luft, die es athmete? die eigen
thümlichen Laute eines Idioms, welche es jetzt unausgesetzt ver
nehmen mußte?

Wem dieses Benehmen des Kindes am tiefsten zu Herze
ging, war seltsamer Weise nicht Sarah, sondern ihr Mann
Wolf Ungar liebte seine Frau, wie man das Weib seine
innersten Neigung liebt; er hatte auf die „Thora" geschworen
daß er mit keiner Bewegung in die Verpflichtung eingreife
wolle, die sie in jener düstern Nacht vor der heiligen Bundes
lade sich aufgebürdet hatte. Was hatte sie nun davon? Vo
dem bösen Gerede abgesehen, das diesen Schritt Sarah's fü
einen unüberlegten, ja in der „Gasse" unerhörten bezeichnet
war ihm das Kind eine Last, das ihm überall im Wege stan
auf das er eifersüchtig werden konnte, wenn er sah, welc
vergebliche Mühe Sarah, sein Weib, sich gab, um das verstock
Gemüth des fremden Knaben für sich zu gewinnen.

Er kam einmal dazu, als Christian mit geballter Fau
nach Sarah ausschlug. Da konnte er sich nicht enthalten, i
grimmig aufzuschreien und seinen mühsam zurückgehalten
Empfindungen Luft zu machen.

„Das hat man davon," rief er, ein über das andere M
auf den Tisch schlagend, „wenn man sich „ihrer" annimmt. D
Blut kann sich nicht verläugnen, und was Jan Schuste
Kind ist, das kann nicht werden, was meine kleine Lea wi
Das hat Gott so eingerichtet und Ungleiches soll sich mit U
gleichem nicht mischen. Du wirst es schon erleben, Sar
das Kind, das jetzt nach dir ausschlägt, wird einmal, wenn
größer geworden . . ."

„Versündige dich nicht, Wolf!“ rief ihrerseits Sarah, die großen, erschrockenen Augen auf ihren Mann richtend, „und denk' lieber an deinen Schwur.“

Dann gegen das Kind gewendet, rief sie in jenem Tone, mit dem man Kindern oft die unverständlichsten Fragen vorlegt, um ebenso unverständliche Antworten zurück zu erhalten:

„Ist das auch wahr . . . Christian?“

Da zuckte über das Antlitz des Knaben ein namenloser Schmerz hin; seine trotzig verschlossene Miene hatte sich verloren, seine Brust hob sich krampfhaft, und ehe es sich Sarah versah, erfüllte lautes, von heftigem Schluchzen unterbrochenes Weinen die kleine Stube.

„Was ist dir, Christian?“ rief Sarah.

Und das Kind lief auf sie zu, umschlang ihren Leib mit seinen Armen und legte laut schluchzend sein Köpfchen in ihren Schooß.

Sie beugte sich liebreich über ihn, streichelte sein blondes Haar, nannte ihn zu verschiedenen Malen bei seinem Namen, und versuchte in ihrer liebreichen Weise ihn zur Ruhe zu bringen. Aber es währte eine lange Weile, bis es ihr gelang. Das Kind schlief endlich, von Weinen erschöpft, in ihren Armen ein.

Was bedeutete dieser Schmerzensschrei des Knaben? Wolf Ungar, in dessen Gemüthe sich, wie gesagt, eine gewisse Säure über den unüberlegten Schritt seiner Frau gebildet hatte, sah darin einen neuen Beleg für seine Behauptung. Das Kind fühlte, es paßte in diese „ungleiche“ Umgebung nicht hinein, es war von anderer Art, und wollte gewaltsam, wie ein eingesperrter Vogel aus seinem Käfige. Nicht so dachte Sarah! Mit der den Frauen, namentlich solchen, die bereits Mütter geworden, eigenthümlichen Ahnungskraft errieth sie mehr, als sie es klar wußte, daß mit dem Kinde etwas tief Bedeutsames vor=

gegangen sein mußte. Die Wandlung war so rasch und unver
muthet eingetreten, und zwischen der früheren Verstocktheit
Christian's und seinem lauten, schmerzlich gezogenen, kaum zu
stillenden Weinen lag ein solcher Abstand, daß Sarah mit rich
tigem Gefühle nur dem äußern Anstoße nachzudenken hatte
der das Alles bewirkt.

Hatte das Kind die rauhen Worte ihres Mannes verstan
den? Das ließ sich schwer annehmen. Und selbst wenn es si
verstanden, warum lief es dann weinend auf sie, und verbar
schluchzend seinen Schmerz in ihrem Schooße?

In der Nacht stand Sarah auf; sie zündete Licht an un
ging damit zu Christian's Lagerstätte. Zu ihrer Verwunde
rung fand sie das Kind wach, es blickte sie mit seinen große
tiefblauen Augen an.

„Warum schläfst du nicht, Christian?" fragte sie und leg
ihre Hand auf seine Stirne, um zu erproben, ob er fiebere.

Und wieder vermochte das Kind vor Schluchzen und Weine
nicht zu antworten, und wieder konnte es nicht eher zur Ru
gelangen, als bis es sich müde geweint und von Sarah's linde
Worten in den Schlaf geredet worden ward.

Etwas wie eine Lösung des Räthsels, das ihr diese kin
liche Seele aufgab, schwebte vor Sarah's Gedanken; war
aber die richtige? Täuschte sie sich nicht? Es wollte sie bedünke
daß sie auf der rechten Fährte sich befand. Seltsam! wer
sie des Kindes und der befremdenden Wandlung gedachte,
mit ihm vorgegangen, nannte sie es stets in und mit sich sel
im Gespräche bei seinem Namen — und plötzlich stand die lan
gesuchte Wahrheit wie ein flammendes Licht vor ihrer Seele

Der Name war es gewesen! Seit die Babe Breindel
so gebieterischer Weise bewiesen hatte, daß der Name des Kind
in Wolf Ungar's Stube nicht mehr genannt werden dürfe, w

er auf Sarah's Lippen wie eingesargt gewesen. Trotzdem sie den Knaben behielt, über den Willen der alten Frau sich hinwegsetzend, war doch grade dieses Gebot in ihr zurückgeblieben, wie das kleine Samenkorn eines Unkrautes unversehens zwischen der grünen Saat verbleibt und emporschießt. Ein namenloses Kind, mußte sie sich aber sagen, hat keine Heimath! Das einzige Eigenthum, das Christian von seinen Eltern übernommen — das hatte sie ihm aus unverzeihlicher Scheu vor den Worten einer alten Frau vorenthalten! Nun wußte sie es wohl, wie sie die vermeintliche Verstocktheit und Verschlossenheit des Knaben sich zu erklären habe: das Kind hatte, als sie ihm endlich in unvermutheter Weise seinen Namen gab, erkannt, daß es bis dahin ein fremder, aus Mitleid geduldeter Gegenstand ihres Hauses gewesen war! Wäre ihr eigenes Kind, die schelmische Lea, in einem ähnlichen Falle nicht einer gleichen Umwandlung und Verschlimmerung anheimgefallen?

So rang sich das einfache Gemüth dieser Frau allmälig aus den Nebeln hervor, die ihr klares Fühlen bis jetzt noch umhüllt hatten; sie gewann schrittweise die Kraft und Fähigkeit, die Eigenthümlichkeiten des fremden Kindes zu erfassen und sie in Einklang zu bringen mit den Plänen für die Zukunft desselben — Gedanken und Träume, die in immer deutlicherer und faßbarerer Gestalt an sie herantraten, um nicht mehr von ihr zu weichen!

Es giebt eine Kraft im Menschengemüthe, die aus unsichtbaren Quellen ihre Nahrung zieht und oft das Schwerste verrichtet: die Kraft, vor dem Gebilde der Zukunft nicht zu erschrecken. Was wäre die Begeisterung für eine Sache, an die man sein Herzblut setzt, ohne diese geheimnißvoll wirkende Fähigkeit, die Schrecken der Gegenwart über den winkenden Sternen der Zukunft zu übersehen? Ein Irrwischlicht im

moorigen Sumpf, ein kurzer Wintertag mit darauf folgender eiskalter Nacht! Nur Wenigen ist diese Kraft verliehen, und sie sind nicht die Glücklichen dieser Erde . . Denn sie umhüllt ein Wehe, das so alt ist wie die Menschheit selbst: das Wehe, offene Augen zu haben für das Licht, es mit vollen Zügen einzusaugen, während es den Andern eine strahlende Zucht=ruthe dünkt, der sie mit feiger Erniedrigung und Zerknirschung zu entgehen glauben.

Auch Sarah trug einen Theil dieses Wesens in sich; aber sie ging in ihm nicht unter, sondern sie hob immer höher ihren Kopf auf. Sie wußte, daß sie noch nichts erreicht habe; das Ziel lag so fern, immer Schwereres war zu überwinden, und hatte sie das Eine zum Schweigen gebracht, so trat ein Anderes an die Stelle, das ihre erschöpfte Kraft noch mehr in Anspruch nahm. Sie dachte dabei nicht an äußere Hindernisse für diese hatte sie längst den Bannspruch in sich gefunden, als da waren: der geheime Widerspruch ihres Mannes und die offene Feindschaft ihrer nächsten Verwandten. Es war wei Schwereres zu überwinden, und es sollte schon in der nächsten Zeit unmittelbar an sie herantreten.

Eines Abends im Winter hatte Sarah die Kinder frühe zu Bette gebracht, als es sonst ihre Gewohnheit war. Wol Ungar, ihr Mann, war nicht zu Hause, denn er hatte eine Gang in die umliegenden Dörfer gemacht, der ihn bis zur kommenden Freitag vollauf beschäftigte. Wie sie immer pflegte sagte sie auch diesmal ihrer Lea das Abendgebet in der heilige Sprache der Offenbarung vor, während sie Christian schon in tiefsten Schlafe vermuthete.

Erst betete sie mit dem Kinde die erhabene Formel de „Höre, o Israel," die Lea Wort für Wort ihr nac sprach, dann den wundersamen Bannspruch gegen die Schre

nisse der Nacht, der da lautet: „Zu meiner Rechten steht Michael, zu meiner Linken steht Gabriel u. s. w., und über meinem Haupte ist die Herrlichkeit des Allmächtigen," worauf Lea, noch bevor die Schlußworte verklungen waren, ihre müden Augen schloß.

„Ich möchte auch einmal, daß du mir das vorsagst, was du mit Lea sagst," hörte sie mit einem Male Christian rufen, der aufgerichtet in seinem Bette saß.

„Warum schläfst du nicht, Christian?" fragte sie strenge.

„Ich hab' darüber nachgedacht, was du immer mit Lea zu reden hast, ich kann ich es nicht verstehen, und darum möchte ich, daß du auch jeden Abend zu mir kommst und mir vorsagst."

„Das geht nicht, Christian," sagte Sarah stockend.

„Warum nicht?"

„Weil das, was ich mit Lea rede, dich nichts angeht."

Offenbar war diese Antwort für Christian nicht ausreichend genug.

„Lea ist ja aber kleiner als ich," meinte er nach einer Weile. „Warum sprichst du mit ihr so viel und mit mir gar nichts? Versteht sie denn mehr als ich?"

„Das weiß ich nicht, Christian," rief Sarah, sich besinnend. „Aber Lea muß es sagen und du nicht."

Christian sann eine Weile nach, dann legte er sich wieder auf die Seite und seufzte tief.

„Christian!" rief Sarah.

Das Kind hob seinen Kopf in die Höhe.

„Erinnerst du dich gar nicht mehr, was deine Mutter gethan hat, wenn sie dich ins Bett gelegt hat? Da muß sie auch etwas gesagt haben mit dir, und wenn du nur willst, wird es dir schon einfallen. Erinnerst du dich gar nicht mehr?"

Sie hatte sich an das Bett des Kindes gesetzt und streichelte
dessen blonde Haare.

„Meine Mutter? Du sagst ja, sie ist schon lange todt?"

„Das ist auch wahr, sonst wärst du ja nicht bei mir
Aber weißt du gar nicht mehr, wie sie ausgesehen, und was
sie zu dir am Abend gesagt hat, wenn du schlafen gegangen bist?"

„Nein!" lautete die bestimmte Antwort des Kindes.

„Deine Mutter hat also niemals mit dir .... gebetet?"
brachte Sarah mühsam hervor.

„Meinst du das?" sagte Christian, und ehe es sich Sara
versah, hatte das Kind über Kopf und Brust jenes Zeichen ge
macht, wie sie es so oft von Bauern und Bäuerinnen sah, wen
sie der Weg durch die Gasse führte, die Mittagsglocke erscho
und sie für eine Weile stillestanden!

Sarah war tief erschrocken, all' ihr Blut strömte zur
Herzen zurück. In ihrer Stube! kurz nachdem sie mit ihrer
eigenen Kinde das „S'chma Israel" gebetet hatte! Die Enkeli
der Babe Breindel und das Weib des Gemeindedieners Wo
Ungar! Und so heftig war ihre Erschütterung, daß sie in eine
Art Betäubung dasaß, und keines Wortes fähig war.

Wir können es nicht verhehlen: es war ein Augenblick de
tiefsten Wehes über Sarah gekommen; nicht allein das Hinein
ragen fremder religiöser Vorstellungen in die bisher unan
getastete Welt ihres angeborenen Glaubens war es, was s
erschreckte, es war auch der Gedanke, der sie mit kaltem Schau
überlief, daß das Kind, dem sie eine mütterliche Stätte
ihrem Hause gönnte, schon ein Jahr daselbst weilte ... oh
noch einmal gebetet zu haben!

Noch lange nachher saß Sarah am Bette Christian's, d
mittlerweile eingeschlafen war, und gab sich jenem eigenthü

lichen Sinnen hin, das einem stillen unergründlichen See gleicht, in dessen Tiefe ein Stein fällt.

„Was werden sie von dir denken," tönte eine nicht zu beschwichtigende innere Stimme, „daß du so was in deinem Hause duldest? Hat dich darum deine Mutter geboren, und ist Wolf Ungar darum dein Mann geworden? Schickt sich das für das Enkelkind der frommen Babe Breindel? Ist es denn nicht genug, daß du dem Kinde zu essen und zu trinken und ein Bett giebst, worin es schläft, mußt du ihm noch etwas von deiner „künftigen Welt" geben . . ."

Dann sah sie wieder auf den schlummernden Knaben und lauschte seinen Athemzügen.

„Dulden denn *sie* es?" folgte eine andere Stimme. „Möchten denn sie, wenn meine Lea, was Gott behüten und beschützen möge, an Christian's Stelle wäre und Jan Schuster's Weib hätte sich ihrer angenommen, wie ich mich des Kindes angenommen habe, möchten *sie* meinem Kinde erlauben, was ich dem verlassenen Christian erlaubt habe? Ich sehe es ja, wie *sie* es machen. Wenn eine Prozession vorüberzieht, muß ich mich schnell in ein Haus zurückziehen, damit sie mein Anblick nicht beleidigt, und wenn der Geistliche mit dem Glöckchen zu einem Sterbenden geht und Alles kniet nieder, muß ich mich da nicht verbergen, weil ich nicht knien darf und will? Ob sich Einer wohl finden wird, der ruhig anhört, wie meine Lea das „S'chma Isroel" hersagt, und an der Wand der Stube hängt der heilige Johann von Nepomuck?"

Es läßt sich wohl sagen, daß diese Frau, während sie so sann und grübelte, die Fittige jenes Geistes an sich rauschen hörte, von dem wir gewöhnlich annehmen, daß er sich nur auf die Häupter gewaltig begabter Menschen niedersenkt. Wie sie so dasaß, dieses Weib des Gemeindedieners Wolf Ungar, das

Gemüth in schmerzlichem Ringen und Widerspruche mit sich selbst, hämmerten in ihren Pulsen die Fragen einer Zeit, die ihre Lösung einem glücklicheren Geschlechte bringen wird: die Erbschaft des innerlich und äußerlich frei gewordenen Menschenthums! Oder war dieser lichte Geist an Sarah nur hinangetreten, um sie nach einer Stunde ungeahnter Erhebung eben so schnell wieder zu verlassen?

Es war spät in der Nacht, und die aufgeregte Gedankenfluth wogte und kam noch immer nicht zur Ruhe. Aber Sarah's Gemüth war so geartet, daß es mit bloßen Verneinungen zu keinem Abschlusse gelangen konnte. Sollte sie sich dem Schlummer hingeben, während sie noch nicht wußte — wie sie sich zu Christian's Beten verhalten solle?

Endlich sagte sie zu sich selbst, und nur jener höchste Geist selbst, der eine seiner schwersten Heimsuchungen über diese Frau gebracht hatte, mochte das Licht gewahren, das in Sarah's Seele sich verbreitete, als sie am Ende über das Kind des Schusters Jan in sich gleichsam das letzte Wort sprach:

„Ich hab' das Kind von Gott übernommen, weil er mir das meine erhalten hat. Hat Gott es geduldet, daß ich die Mutter dieses Knaben vorstellen darf, was können denn die Menschen dagegen haben? Und dann! habe ich denn nicht gewußt, was ich mit Jan Schuster's Kind übernommen habe? Darf ich mir also mit Gott im siebenten Himmel einen Spaß erlauben, und vor mir selbst sagen: „Verzeih mir, Vater und König, ich habe nicht gewußt, daß Christian anders zu dir betet, als meine kleine Lea?" Möcht' da nicht Gott mit Recht auf mich böse werden und einmal zu mir sagen: „Du willst eine Mutter sein? wozu bist du denn eine geworden? Wenn du die Sache so verstehst, dann ist es besser, du nimmst das Kind und führst es in den Wald hinaus, und gehst fort und

lassest es mutterseelallein! Weil du das aber nicht willst, so mußt du Christian behalten, wie er ist.“ Ich bin und bleibe seine Mutter!“

Mit diesem Beschlusse schlief Sarah ein, mit ihm wachte sie wieder auf. Noch war keine vollständige Klarheit in ihr Gemüth gekommen; nur das Eine stand in Umrissen vor ihr, daß sie das fremde Kind nicht so wild in die Welt hineinwachsen lassen dürfe. Erst allmälig gewann der Plan, was sie nun mit Christian anzufangen habe, Gestalt und Form. Das Kind, so dämmerte es in ihr wie der junge Tag, wenn er nach überwundenem Zwielicht über die Berge klimmt, das Kind solle beten lernen, solle der Religion seiner Eltern erhalten bleiben, dabei aber in den Frieden ihres Hauses nicht eingreifen dürfen. Wenn Lea ihr „S'chma Isroel“ hersagte, sollte Christian ungestört in seiner Religion beten und Keiner sollte ihm dabei in den Weg treten, und dagegen mußte Christian auch die Gebräuche ihres Hauses achten, und mußte sich fügen! Warum sollte sich das Alles nicht bewerkstelligen lassen?

Schon am nächsten Morgen begab sich Sarah zu der alten Bozena, der Binderswittwe, die einmal ihre Amme gewesen und noch jetzt jeden Freitag und Sabbat zu ihr kam, um die Lichter zu putzen und zur Winterszeit den Ofen zu heizen.

„Bozena,“ sagte sie zu ihr, „du mußt mir einen großen Gefallen erweisen.“

„Was du willst, mein liebes Kind,“ betheuerte die Binderswittwe.

„Du weißt, ich habe des Schusters Jan Kind bei mir,“ sagte Sarah mit einigem Stocken, indem sie ihre Blicke in der Stube umherschweifen ließ, „und ... da hängt bei dir ein Heiligenbild. Wenn nun das Kind einmal zu dir kommt und du fragst es: was stellt das Bild da an meiner Wand vor?

so wird es dir keine Antwort geben können. Bei mir kann der Knabe das nicht lernen; ich weiß damit nicht umzugehen, und das Kind weiß es noch weniger. Und wie soll ich das verantworten, daß Christian am Abend und Morgen nicht einmal weiß, wie er sich ... mit seinem Gott verhalten soll?"

„Und was soll ich da thun?" fragte die alte Bozena.

„Lern' du mit ihm das Beten," sagte Sarah, der eine letzte flüchtige Blässe wie eine Erinnerung an den schwer überstandenen Kampf der letzten Nacht in das Gesicht stieg, „für alles Uebrige laß mich sorgen."

„Den Gefallen kann ich dir thun," sagte Bozena, „schick' das Kind nur zu mir, ich hab' Gebete im Kopfe, daß man von hier aus bis zur Mutter Gottes auf dem Przibramer Berge wallfahrten kann. Eines oder zwei werde ich ihm schon beibeibringen."

Sarah dankte ihr mit innigeren Worten, als Bozena wohl verstand, und versprach ihr als Entgelt für ihre Mühe eine warme Winterhaube, „und wenn sie dieselbe sich vom Munde absparen müßte," setzte sie hinzu.

„Nur mach'," sagte sie zuletzt, als sie schon die Thürklinke in der Hand hielt, „daß ... Christian über uns nicht lacht. Wir werden auch über ihn nicht lachen."

Die alte Binderswittwe versprach auch das, wiewohl sie dieses Versprechen offenbar nicht verstand.

Von nun an schickte Sarah den Knaben täglich zweimal zu ihrer ehemaligen Amme, und jedesmal mußte ihr das Kind berichten, ob es das, was die alte Bozena mit ihm „lernte," auch schon im Kopfe behalten habe. Sie ging auch zu dem Schulmeister des Ortes und bat ihn, er möge um Gotteswillen das Kind in die Schule aufnehmen; er müsse aber auf die arme Waise sein besonderes Augenmerk richten, und Christian

müsse lernen, nicht nur lesen, schreiben und rechnen, sondern auch, wie man sich der „Frommheit“ befleißige, und damit kein schlechter Mensch aus ihm werde!

Von diesem Augenblicke an nahm sie sich vor, jeden Monat einen halben Gulden bei Seite zu legen. Davon sollte Christian's Schulgeld einestheils bestritten werden, die andere Hälfte war für Lea's Unterricht bestimmt, denn auch das Kind sollte so bald als möglich in die Schule geschickt werden, damit es einmal recht lerne, wo „Gott wohnt.“

Voll dieser Gedanken und Pläne trat sie dennoch mit einer gewissen Scheu ihrem Manne entgegen, als er am Donnerstag wie gewöhnlich von seiner Dorffahrt zurückkehrte. Ihre Stimmung war gehoben, fast feierlich; sie hatte in dieser einen Woche die schwersten Kämpfe überstanden — wie sollte sie nun das Alles erst vor dem Manne rechtfertigen, was jetzt hinter ihr lag, und nun da es geschehen war, ihr wie von Gott selbst geschickt vorkam? Und nicht nur ihr dünkte es so; sie wollte auch, daß Wolf es gut heiße, sich damit einverstanden erkläre, daß er ihr, treu seinem Schwure auf die Thora, in diesen Anordnungen auch hülfreich zur Seite stehe.

An demselben Abend betete sie mit Lea, wie sonst, das Nachtgebet. Als sie geendet und die „Herrlichkeit Gottes“ als nächtlichen Wächter an dem Haupte ihres Kindes ließ, begann Christian in seinem Bette mit andächtig gefalteten Händen das Gebet zu sagen, wie es ihn die alte Bozena gelehrt hatte. Sarah lauschte in tiefster Erregtheit!

„Was ist das?“ rief Wolf Ungar, in die Höhe fahrend.

„Still, Wolf!“ winkte ihm Sarah zu.

„Ich will wissen, was da vorgeht in meinem Hause!“ rief dagegen Wolf mit finsterem Angesicht.

„Siehst du denn nicht . . . daß er betet?“

Wolf sprach kein Wort. Gedachte er seines Schwures auf die Thora? Und was Alles damit über sein Haus heraufbeschworen ward? Oder sammelten sich die rothen Wolken eines Sturmes in ihm, der das verborgenste Gebälke und Mauerwerk seines häuslichen Friedens erschüttern wollte?

Zwei Jahre sind verflossen. Treten wir wieder in das Haus des Gemeindedieners Wolf Ungar und seiner Sarah. Was ist aus der Saat geworden, die Sarah ausgestreut? Hat sie ein böser Wind mit seinen Fittigen erfaßt und sie auf dürres Felsgestein gebettet, wo sie nur ein verkümmertes und entartetes Gedeihen erwartete? Ist sie in goldenen Halmen in die Höhe gewachsen?

Seht hin! Unter dem weitästigen, mit Früchten beladenen Nußbaume, der dem Synagogenhofe einen so kühlen Schatten verleiht, sitzen zwei reinlich, wenn auch ärmlich gekleidete Kinder; es ist unsere schwarzhaarige Lea mit den klugblickenden Augen und der blondköpfige Christian. Die Sonne glitzert so prächtig durch das grüne Laub des Baumes, und so verlockend fällt manchmal eine reife Frucht herab, die es nicht länger in ihrer dumpfen Hülle duldete, und kollert in ausgelassenen Sprüngen zu den Füßen der beiden Kinder! Aber weder Christian noch Lea haben Zeit, sich um Sonnenschein und fallende Nüsse viel zu bekümmern. Christian lernt mit lauter Stimme aus einem abgerissenen Büchelchen, das sehr ernste Dinge enthält, denn es ist der „kleine Katechismus," aus welchem ihn morgen in der Schule der strenge Herr Caplan prüfen wird, und er wird Wort für Wort, ohne daß das kleinste Pünktchen darauf

fehlt, Rechenschaft ablegen müssen. Lea dagegen malt mit einem Griffel auf eine Schiefertafel große Buchstaben hin, die eine entfernte Aehnlichkeit mit jener Schrift haben, wie sich deren noch manche Leute in der „Gasse," die sich an die „teutschen" Buchstaben noch nicht gewöhnen konnten, zum schriftlichen Ausdrucke ihrer Gedanken bedienen.

Der Sonnenschein glitzert schon so lange — und noch immer denkt keines der beiden Kinder daran, den tanzenden Strahlen und dem wunderbar glänzenden Laube nur eine Minute ihres Fleißes zu gönnen. Da fällt eine frisch gelbe Nuß grade auf Christian's Katechismus; er schreckt auf, wirft aber die reife Frucht seiner unweit von ihm sitzenden Gespielin zu.

„Christian!" ruft Lea beleidigt.

Christian brummte etwas vor sich hin, was Lea nicht verstehen kann.

„Ich hab' grade ein so schönes „Lamed"*) gemacht," wehklagte das Mädchen, „und da hast du mir's mit deiner Nuß verdorben."

Christian entgegnete nichts auf diesen Vorwurf; da springt Lea zornig auf und wirft ihm die Schiefertafel vor die Füße die darob in zwei Theile zerbricht.

Nun ist das Aufspringen an Christian gekommen.

„Lea, was hast du gethan?" ruft er erschrocken.

„Warum hast du mich mit der Nuß geworfen?" sagt sie händeringend unter heftigem Schluchzen.

Da Christian die Thränen seiner Gespielin sieht, wird es

*) Die Buchstaben der jüdischen Currentschrift führen eigene Benennungen. Es ist im obigen Falle der Buchstabe L gemeint.

ihm ebenfalls um das Herz weich; so stehen sich eine gute Weile die beiden Kinder gegenüber.

Endlich hebt Christian die zerbrochene Schiefertafel vom Boden auf; mit Aufmerksamkeit betrachtet er die Bruchflächen an den zwei Stücken, paßt sie aufeinander, und mit einem Male ruft er lustig:

„Weine nicht, Lea, die Tafel kann wieder ganz gemacht werden!"

Lea schüttelt ungläubig das schwarzhaarige Köpfchen.

„Was zerbrochen ist, ist zerbrochen!" sagt sie mit Bestimmtheit, die Augen voll Wehmuth auf die Schiefertafel gerichtet.

„Laß gut sein, Lea," tröstet Christian, „und weine nicht. Morgen vielleicht kommt der Drahtbinder und der bohrt vier Löcher in die Tafel, und verbindet die zwei Hälften mit Draht; dann ist sie wieder wie neu."

„Ich weiß gar nicht, wie du so reden kannst, Christian! Wie kann der Drahtbinder etwas ganz machen, was einmal zerbrochen ist? Was zerbrochen ist, das bleibt zerbrochen."

Gegen diesen tiefsinnigen Ausspruch seiner Gespielin einen schlagenden Beweis aufzuführen, war nicht Christians Sache. Er nahm den Katechismus wieder zur Hand und ließ sich auf seinen früheren Platz nieder. Lea dagegen begnügte sich mit der einen Hälfte der Schiefertafel und malte mit kühner Hand die geschnörkelten Zeichen darauf, während allmälig ihre Thränen trockneten.

Von diesen und ähnlichen Scenen war Sarah zu öfteren Malen eine stumme Zeugin gewesen. Sie hütete sich aber jedesmal, selbst mit der kleinsten Bemerkung nicht, hineinzugreifen, denn wie alle fein gearteten Naturen hatte sie eine heilige Scheu, mit plumper Hand die kindlichen Blüthen z

betasten. In solchen Augenblicken überströmte ihr Herz von Dankgefühl gegen das Geschick; das fremde Kind fügte sich so demüthig ihrer Liebe, machte sich nirgendwo als ein nicht in ihr Haus gehöriges Element geltend, und namentlich was Lea betraf, so bestand zwischen ihr und Christian ein Verhältniß, als sollte es ihnen stets dunkel bleiben, daß sie nicht unter einem Herzen gelegen waren.

Was wollte also Sarah noch? Sie sah, wie die Kinder gediehen, und konnte mit den Erfolgen zufrieden sein. Nichts von alledem war eingetroffen, was die Babe und auch noch andere Leute dem Frieden ihres Hauses vorausprophezeit; und doch war sie oft unruhig in ihrem Gemüthe und fühlte sich von Empfindungen heimgesucht, die sie nicht zu bemeistern vermochte. Sie war ungenügsam; denn eben weil sie eine großer Erhebung fähige Natur war, genügte es ihr nicht, daß sich allein gleichsam die Fittige ihrer Seele regten; sie wollte Gefährten im Mitflug haben, und wer stand ihr in dieser Beziehung näher als der Vater Lea's, als ihr eigener Mann, Wolf Ungar?

Es ist wahr, Wolf hatte sich an den Knaben allmälig gewöhnt, aber in dieser Angewöhnung lag keine Liebe; nicht einmal der Keim irgend eines zärtlichen Gefühles. Soweit ihn sein Schwur gegen Sarah verpflichtete, hielt er ihn auch, aber wo sich die Gelegenheit bot, machte er kein Hehl daraus, wie sehr er ihn drückte.

Er konnte sich nicht überreden, daß Alles so hatte kommen müssen, und es gab mehr als eine Stunde, in der er innerlich darob haderte, daß es so gekommen war. Das Kind that ihm nichts zu Leide, war demüthig und folgsam gegen ihn, aber das, was Sarah als Erkenntlichkeit und überquellende Dankbarkeit Christian's bezeichnete, das war ihm unbequem oder er

sah es mit grollenden Augen an. Dagegen war er der strengste Beurtheiler, wenn Christian sich jemals eines Fehlers schuldig machte. „Das ist Jan Schuster's Natur," pflegte er dann ingrimmig auszurufen, „und die läßt sich nicht austreiben. Die ist ihm angeboren und wird ihm bis auf seinen Tod bleiben." Und wenn ihn dann Sarah mit sanften Worten darauf aufmerksam machte, daß alle Kinder, und auch Lea, ihre Fehler haben, ließ er es nicht gelten.

„Wie kommen die Fehler zu ihren Fehlern," bewies er dann mit bitteren Worten, „sie haben ein ganz anderes Blut, und im Blut liegt Alles, was der Mensch thut. Warum siehst du bei uns keine Säufer und Schlemmer? Das Blut macht's, und von da kommt es in das Gemüth. Jan Schuster's Blut ist kein gutes gewesen."

Seltsamer Widerspruch in einer Menschennatur! Zu Hause zwischen den vier Wänden seiner Stube konnte Wolf Ungar das Alles reden, da konnte er seinem Weibe mit aller Bitterkeit des in ihm wühlenden Grolles vorwerfen, daß sie an dem Kinde zu viel thue; wenn er aber hinauskam, und es fiel das leiseste Wort des Tadels über das Benehmen seiner Sarah, da konnte er nicht Worte des Lobes und der Bewunderung für sie finden, da strömte sein Herz über, und der Hauptbeweis, den er gern aller Welt ins Gesicht geschleudert hätte, bestand darin, daß Niemand sein Weib verstehe, und daß es keine zweite Sarah mehr auf der Erde gebe!

Besonders der alten Breindel gegenüber behauptete er diesen Standpunkt. Diese nämlich hatte sich seit ihrem letzten Besuche das fernere Erscheinen Sarah's an Sabbaten und Festtagen in ihrer „jüdischen Stube" verbeten. Wenn Sarah sich wolle „benschen" lassen, hatte sie ihr durch den bösen Mund eines anderen Enkelkindes sagen lassen, so solle sie nur mit

Jan Schuster's Jüngel in die Kirche gehen. Nur am Abende des Neujahrstages und am Vorabende des Versöhnungsfestes gab sie zu, daß Sarah sie in allgemeinen Ausdrücken um „Vergebung“ bitten durfte. Dann aber saß sie da, die alte schreckhafte Frau, und man sah es es ihr an, daß sie von ihrer Enkelin die Bitte um Verzeihung wohl entgegennahm, aber keine zurückerstattete.

Wolf Ungar kränkte es namentlich, wenn er am Sabbat und an Festtagen ohne Sarah zur Babe Breindel gehen mußte, um ihren Segen zu erhalten. Er hatte zuweilen Lea mitgenommen, aber auch das unterließ er, seitdem die Babe ihren Groll gegen Sarah auch auf das Kind übertragen hatte. Als nämlich Wolf an einem Sabbate zum „Benschen“ gekommen war, sagte Breindel, indem sie ihre Hände auf Lea's Kopf egte:

„Warum schickt mir deine Mutter nicht auch ihren Sohn mit?“

Das hatte sie mit so kaltem und einschneidendem Spotte esagt, und Wolf Ungar, dem es im Herzen kochte, konnte sich icht enthalten, zornig auszurufen:

„Babe, das geht zu weit! Was hat euch mein Weib gean, daß Ihr sie in Gegenwart meines Kindes beleidigt! Seht Ihr etwas Schlechtes von ihr? Kocht man in meinem ause Schweinefleisch? Und wenn alle frommen Weiber von er ganzen Welt zusammenkommen und es ist meine Sarah icht dabei, so sage und behaupte ich: Alles ist Lüge und Verellung.“

„So!“ sagte die Babe, und ihr hageres Antlitz hatte einen ahrhaft drohenden Ausdruck angenommen.

„Ich mein nur so, Babe!“ verbesserte sich Wolf Ungar,

der wohl fühlte, daß er der alten Frau eine unauslöschliche Unbill angethan hatte.

„Und ich sage dir, Wolf Ungar!“ rief Breindel mit erhobener Stimme, „so lange als die Welt ist, und so lange als unsere Familie existirt, ist so etwas nicht erhört worden! Aber ich werde es noch erleben, und sollte ich darüber so alt werden, wie meine Urbabe Selde, die hundert und zwanzig Jahr alt gestorben ist. Sie hat die Granatenschnur nicht nehmen wollen, wie ich zu ihr gekommen bin, und habe sie gebeten, sie möchte die Schande von uns wegthun; aber roth wie die Granaten werden die Thränen sein, die sie einmal weinen wird über ihr Unglück, und es wird zu spät sein, und die alte Babe wird Recht behalten haben. Das hörst du von mir, Wolf Ungar, und du kannst es dir aufschreiben wie einen Satz aus den heiligen Propheten. Was gegen die Natur ist, das will Gott nicht, und was Gott nicht will, das ist eine Sünde und die bringt Unglück! Das sagt Breindel, die siebenundsiebzigjährige Frau, und die hat niemals etwas Anderes gelernt, als jüdisch sein. Du kannst übrigens deinem Weib sagen,“ setzte sie schließlich wie zur Beschwichtigung des tief aufgeregten Mannes hinzu, „die Granatenschnur ist noch immer an meinem Hals, und wenn Sarah will, so heiße ich nicht Breindel, wenn ich sie nicht auf der Stelle ausziehe und häng sie ihr um. Das sage, Wolf Ungar, deinem Weib!“

Wolf Ungar war ein herzhafter Mann, er hatte dies bei Gelegenheiten bewiesen, wo Andere eine Beute des Entsetzens wurden. Aber diese dunkle Prophezeihung von den rothen Thränen, die wie Granaten glänzen würden, erschütterte ihn wie noch nie etwas. Der Blitz, der fällt, erschreckt nicht so sehr, als der hinter der grauen Wolke erwartet wird. Von nun an, das riefen tausend Stimmen in ihm, stand diese Wolke

über seinem Haupte — er wußte aber auch, daß Sarah von dem einmal eingeschlagenen Pfade nicht abweichen werde.

Als Wolf Ungar an diesem traurigen Sabbat nach Hause kam, trug er alle Zeichen äußerster Verstörtheit in seinen Gesichtszügen. Beim Essen saß er wortkarg, den Blick in einem fort nach den Augen seiner Frau gerichtet. Dachte er an die düstere Vorhersage Breindel's? Zum ersten Male, seitdem Christian unter seinem Dache war, fühlte er es centnerschwer in seinem Gewissen, daß er Jan Schuster's Knaben an seinem Sabbattische verköstigen mußte. Aber so groß war die Scheu vor dem einmal gegebenen Worte in der Brust dieses Mannes, daß er auch nicht mit der leisesten Bewegung die bösen Geister ahnen ließ, die in ihm tobten.

Es war am späten Abend, der Sabbat war zu Ende gegangen. Wolf kam nach beendigtem Abendgebete aus der Synagoge nach Hause und wollte „Hawdala" machen, wie das Gebet heißt, das jeder Hausvater am Schlusse des Ruhetages verrichtet. Er bedarf dazu eines Wachslichtes, denn „bei den Juden war Licht, Freude und Fröhlichkeit," eines Bechers Wein, denn „Gott ist der Kelch des Heiles," und eines Gewürzbüchsleins, „weil der Sabbat köstlicher als die würzreichsten Pflanzen duftet," und über diese Gegenstände spricht er die vorgeschriebenen Segensformeln. Sonst beeilte sich Lea ihm das Licht und das Gewürzbüchslein zu bringen; weil sie aber aus der Stube gegangen war, öffnete Christian die Tischlade, worin sich diese Dinge befanden, und stellte sie vor Wolf hin.

Erst starrte Wolf den Knaben an, dann versetzte er ihm mit seiner Faust einen so wuchtigen Schlag, daß er taumelnd in die Stube flog.

„Wolf, um Gotteswillen, was hast du?" rief Sarah, die herbeiflog, um das Kind vor weiteren Angriffen zu schützen.

„Von ihm, von ihm," schrie Wolf mit höchster Leidenschaft, „soll ich die Hawdala in die Hand nehmen? Das soll in meinem Hause vorgehen!"

Mit schnellem Blicke erkannte Sarah die Gemüthslage ihres Mannes; sie hatte sich also nicht getäuscht, als sie sein verstörtes Wesen dem Besuche bei der Babe zuschrieb. Sie hieß Christian aus der Stube gehen, sie mußte mit ihrem Manne allein sein.

„Erst mach' die Hawdala," sagte sie so ruhig, als sei nichts vorgegangen, „dann wollen wir mit einander reden."

Wolf ergriff das Wachslichtlein und schüttete Wein in den bereitstehenden Becher, aber seine Hände zitterten und während er die Segensformeln sprach, schwankte das Glas so sehr, daß der Wein überfloß. Am Schlusse des Gebetes goß er den Becher auf die Tischdecke, und verlöschte in der rothen Fluth das angezündete Wachslicht.

„Gut Wochen! gut Jahr!" stimmte Sarah den üblichen Wunsch an.

Aber Wolf Ungar rief mit mächtigem Ungestüm, sich selbst überschreiend:

„Wünsche mir nichts und wünsche dir nichts! Es kann so nichts Gutes daraus entstehen. Wie soll eine gute Woch' und ein gutes Jahr für mich werden, wenn Jan Schuster's Sohn mir das heilige Hawdalalicht reicht? Einer hätte nicht geboren werden sollen, entweder er oder ich!"

Sarah sah ihren Mann mit bekümmerten Augen an, aber dieser Blick entwaffnete ihn nicht.

„Weißt du, was ich grade jetzt zum Sabbatausgange gesagt habe?" rief er wieder. „Euch Weibern muß man ja mit der Schrift in der Hand kommen, sonst glaubt ihr dem Manne nicht. Da sieh' her," schrie er, indem er das Gebetbuch,

das auf dem Tische lag, ergriff und mit hastiger Hand darin blätterte, „da sieh her, ich will es dir Wort für Wort übersetzen."

Und die Worte lauteten:

„Gelobt seist du, Gott unser Gott, Herr der Welt, der da scheidet zwischen Heiligem und Gemeinem, zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Israel und den Völkern, zwischen dem siebenten Tage und den Werktagen —"

„Hast du das verstanden, Sarah?"

„Wort für Wort!"

„Und es brennt nicht wie ein siedender Tropfen Blei auf deiner Seele?"

„Was da geschrieben steht," sagte Sarah fast heiter, „ist heilig. Werde ich mit dir streiten? Du verstehst mehr als ich, und ich bin nur ein unwissend Weib!"

„Und da soll ich Jan Schuster's Sohn —" fuhr Wolf ingrimmig auf.

„Ereifere dich nicht, Wolf," unterbrach ihn Sarah, „das Kind hat ja doch nichts Schlechtes gethan."

„Aber ich bin schlecht," rief Wolf und schlug dabei an seine Brust wie für eine begangene Sünde, „ich bin schlecht, daß ich das zugeben konnte und das Unglück muß über uns hereinstürzen, denn so läßt Gott mit sich nicht umgehen, daß man seinen heiligen Sabbat verschändet und entweiht."

Da flammte eine lichte Röthe in Sarah's Antlitz auf.

„Wolf," sagte sie mit dem vollen Ernste ihres Wesens, „wenn Einer es weiß, daß Gott in der ganzen Sache mit Jan Schuster's Kinde im Spiele ist, so bin ich es. Von der Stunde an, wo wir den Knaben aus dem Wasser herausgetragen, bis jetzt — bis zu deiner Hawdala, habe ich das gewußt. Und du hast großes Unrecht gehabt, sage ich dir, weil

ich weiß, die Sache kommt von Gott, die Hand aufzuheben gegen das arme Waisenkind — und es zu schlagen."

Ihre Stimme sank zu leisem Weinen herab; sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Der Knabe hat mich gereizt," sagte Wolf mit unsicherem Tone, „und es hat mich der Zorn überwältigt, wie ich die Frechheit gesehen habe —"

„Das nennst du ein frech' Wesen," rief Sarah, „wenn Christian dir das Gewürzbüchschen für die Hawdala reicht und will dir dazu das Licht anzünden? Hast du bemerkt, daß das Kind dabei gelacht oder eine Miene gemacht hat, die aussah wie Spott? Hast du überhaupt schon bemerkt, daß das Kind lacht, wenn es etwas sieht an dir und mir, was ihm als Jan Schuster's Sohn nicht angeboren ist? Ich will dir sagen, Wolf, mein Mann, woher das kommt. Weil das Kind gewahr wird, wir lachen auch über sein Heiliges nicht! Und ich meine, Vieles möchte in der Welt nicht geschehen, und es wäre überall Friede und Fröhlichkeit, wenn alle Menschen sich so verhalten möchten. Was ist mein Stolz und meine Freude an Christian? Daß ich sehe, er ist so geworden, wie ich ihn gewollt habe. Und wenn er einmal hinaus wird in die Welt und sie werden ihn mit ihrem Hasse und ihrer Spottlust anstecken wollen, da wird er sagen: Ich habe einmal einen gewissen Wolf Ungar und sein Weib Sarah gekannt, und die haben mir eingeschärft, nicht zu lachen über sie, wie sie mich auch gelehrt haben, daß sie über mich nicht lachen. Und weil mir Gott dieses Kind wie durch ein Wunder zugeführt hat, so ist bei ihm oben, dem Allmächtigen, kein Unterschied zwischen Gemeinem und Heiligem, und Alles ist heilig oder Alles ist gemein, je nachdem es die Menschen nehmen."

Erschöpft von dem vielen Reden sank Sarah in einen

Sessel zurück. Wolf Ungar aber war wundersam ergriffen; niemals, seitdem er Sarah kannte, hatte er ähnliche Worte aus ihrem Munde vernommen. Er fuhr gleichsam willenlos auf dem Strome dieser Rede, die sein Ohr in fast unbezwinglicher Weise festhielt, und fühlte doch andrerseits, daß er einen Ankergrund finden müsse.

„Bist du dessen so gewiß, Sarah?“ fragte er nach einer Weile bebend vor innerer Erregung, „daß Jan Schuster's Kind so wird, wie du dir es vorstellst?“

Sarah schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es noch nicht,“ sagte sie leise.

„Und doch willst du, daß Jan's Kind mir ans Herz gewachsen sein soll?“

„Ich hab' mich einmal zu seiner Mutter gemacht,“ meinte Sarah, „und da muß ich auch hoffen und warten, daß das Kind gut wird.“

Wolf schwieg; seine Stirn war in Schweiß gebadet. Er suchte vergebens nach einem Ausgange aus diesem Wirrsal widerstreitender Gedanken und Gefühle. Da fielen ihm die am heutigen Vormittage beim „Benschen“ gehörten Worte der Babe Breindel ein.

„Es ist gegen die Natur!“ rief er, wie von einer schweren Last aufathmend, „es ist gegen die Natur! Gott will nicht, daß das Lamm weidet neben dem Wolf und der Löwe neben der Taube sitzt. Es ist gegen die Natur und gegen das Blut, und es will sich nicht vertragen; es ist wie wenn du in eine Milch Essig gießest. Und was gegen die Natur ist, davor hat Gott selbst eine Scheu, und es muß Unglück bringen.“

Und da er bemerkte, wie Sarah bei diesen Worten von einem Schauer erfaßt ward, ermannte er sich noch mehr und rief mit der vollen Stärke seiner Stimme:

„Ja! Unglück.. und Gott der Lebendige soll uns beschützen und bewahren, daß es nicht zu bald kommt. Nur glaube nicht, daß es sich besinnen wird, wenn es kommen will. Der Blitz fährt nicht so schnell herunter, als so ein Unglück, und wenn du dann weinen wirst, Sarah, dann sage ich dir: es ist zu spät!"

Sarah war still nach diesen Worten; dicke Thränen rollten über ihre Wangen herab.

Plötzlich richtete sie sich auf.

„Willst du, daß ich das Kind gleich auf der Stelle vor das Haus setze?" rief sie mit wildrollenden Augen. „Willst du?"

„Sarah, um Gotteswillen!" schrie Wolf.

„Soll ich das Kind noch heute in der Nacht fortjagen? sag' ein Wort, und wenn es draußen stürmt und hagelt, als wollt' die Welt untergehen, ich jage ihn fort," rief sie außer sich.

„Darf ich meinen Schwur brechen?" sagte Wolf Ungar tief erschüttert.

„Wolf! Das will ich dir all' meine Tage nicht vergessen!" rief Sarah und sank laut schluchzend in den Sessel zurück.

Wolf Ungar, der Gemeindediener, und Sarah waren in der „Gasse" viel zu geringe Persönlichkeiten, als daß man dem, was in den engen Räumen ihres Hauses sich zutrug, mit anhaltender Aufmerksamkeit gefolgt wäre. Den Meisten war die Erscheinung Christian's innerhalb des Hauswesens ihrer Familie eine Thatsache geworden, über die sie nicht weiter nachdachten. Sie betrachteten den fremden Knaben gleichsam im dienstlichen Verhältniß zu Wolf Ungar stehend, und sie hatten gar nichts dagegen, daß der Gemeindediener sich einen „Vicediener" hielt, der am Freitag Abend die Lichter in der Synagoge anzündete,

und nach dem Gottesdienst sie wieder auslöschte. Nur die Wenigsten ahnten, daß diese einfache, selten beachtete Sarah den ganzen Ernst ihres Lebens an eine Aufgabe setzte, die, je weiter sie sich ihrer Entwickelung näherte, eine stets höher gehende Fluth von Kämpfen herbeirief; die Wenigsten ahnten, mit welcher Wucht dieses fremde, verlassene Kind eines anderen Glaubens an dem Frieden Wolf Ungar's und seiner Frau Sarah hing!

Um jeden Kämpfer für eine Sache des Gemüthes oder eines bedeutsamen Gedankens liegt eine grauenhafte Vereinsamung. Von seiner Stirne leuchtet ein Licht, vor dem die Meisten wie vor einem geheimnißvollen, nicht zu erklärenden Schimmer scheu zurücktreten. Und Sarah kämpfte allein!

Es muß übrigens gesagt werden, daß seit jenem Sabbatabend zwischen den beiden Eheleuten in Beziehung Christian's niemals mehr ein Wort der Erbitterung fiel. Stillschweigend nahm Wolf von diesem Augenblicke die nicht mehr zu ändernde Thatsache hin; er war nicht beschwichtigt, viel weniger beruhigt. Er setzte Sarah keinen Widerstand entgegen, aber er unterstützte sie auch nicht. Er bewunderte ihre Ausdauer und Geduld, aber er that sich auch etwas zu gut darauf, daß er seinen Schwur hielt. Im Uebrigen hielt er fest an dem niemals wieder aus seiner Seele zu bannenden Spruche: was Sarah thue, sei gegen die Natur, und werde nicht gut endigen.

Nur an dem Sterbetage der alten Babe waren die bösen Geister jenes Sabbats wieder in ihm laut geworden; die alte Frau war, ohne daß eine Krankheit vorhergegangen wäre, in das Jenseits hinüber entschlummert. Aber einige Tage vor ihrem Tode mochte sie gefühlt haben, daß ihre Lebensstunden gezählt waren, und sie hatte darum ihre letzten Verfügungen getroffen. Sie that das in einer Weise, daß eigentlich Niemand

ihre Absicht errieth. Erst als sie in der kühlen Erde lag, ergab es sich, daß sie die sechsreihige Granatenschnur, die ihr höher als ein Königsschmuck gegolten, an ein anderes Enkelkind, die Tochter ihres bereits verstorbenen Sohnes, verschenkt hatte. Sarah war leer ausgegangen.

Als Wolf die mit der Granatenschnur geschmückte Frau an einem der nächsten Sabbate in die Weiberschule gehen sah, kochte es in ihm wild auf und er fühlte ein Gelüste in sich, den seiner Sarah von Rechts- und Gotteswegen gehörigen Schmuck vom Halse der Verwandten herabzureißen. Es war nicht Neid, was ihn erfüllte, vielmehr der dunkle Gedanke, daß diese Granaten an einem fremden Leibe ihn immer wieder an die verhängnißvolle Prophezeiung der Babe erinnern müßten. Wie ganz anders stand es um ihn, wenn sein Weib in den Besitz dieser Steinchen gelangt wäre, die ein so rothes Licht von sich warfen? —

Christian war mittlerweile zwölf Jahre alt geworden, während Lea nur um ein Jahr weniger zählte. Der Knabe hatte in der Schule gelernt, was dort zu lernen war, und der Schulmeister sagte, er wisse nicht mehr genug für Christian. Er gab Sarah den Rath, sich um eine andere Beschäftigung für den Knaben umzusehen.

Daran hatte Sarah in ihrer Sorge für das Kind schon lange gedacht; dennoch fiel es ihr schwer, schon jetzt zu einer That zu schreiten, die ihr den Knaben unter fremde Leute brachte. Es lebte in dem Gemüthe dieser Frau eine Furcht, deren sie sich nur schwer entledigen konnte. Christian war erst zwölf Jahre alt — wie leicht konnten nicht plumpe Hände in einem Augenblicke zerstören, woran sie unermüdlich und mit ihrem Herzblute so lange gearbeitet hatte?

Einmal fragte sie, als sie mit den Kindern sich allein befand:

„Christian, hast du einmal schon darüber nachgedacht, was du werden möchtest?"

Noch ehe Christian eine Antwort geben konnte, rief Lea vorlaut:

„Was Christian werden möchte, willst du wissen, Mutter? Ich weiß das schon lange."

„Und mir sagst du es nicht?" meinte Sarah mit einem traurigen Lächeln, und ihre Blicke ruhten eine lange Weile mit durchdringender Klarheit auf dem Knaben.

„Du wirst es nicht errathen, Mutter!" begann wieder Lea, indem sie dem blöde dastehenden Knaben mit der Hand über das erröthende Antlitz fuhr, „aber Christian hat kein Hehl vor mir, und da hat er mir schon, wie der Vater heuer die Suka (Laubhütte) aufschlug, und ich und er haben ihm dabei geholfen, da hat er zu mir gesagt: Weißt du, Lea, was ich am liebsten werden möchte? Und was meinst du, Mutter, möchte Christian werden? — Ein Maurer!"

„Ein Maurer," rief Sarah voll Verwunderung. „Warum grade das Handwerk? Da muß er ja sehr hohe Thürme bauen und ist seines Lebens nicht sicher!"

„Christian weiß schon, warum er ein Maurer werden will und nichts Anderes!" sagte Lea mit geheimnißvoller Miene.

„Laß Christian reden!" meinte Sarah, den Knaben sanft zu sich heranziehend. „Sag' mir," wandte sie sich zu ihm mit schmeichelndem Ausdrucke, „wie bist du grade auf diesen Gedanken gekommen?"

Da neigte sich die kleine Lea zu Sarah's Ohr und flüsterte ihr halblaut zu:

„Weißt du warum? Christian hat mir versprochen, er

will einmal, wenn er groß geworden ist, ein Haus bauen, nur für mich und für sich, und da wollen wir bei einander wohnen, und kein Anderer soll darin wohnen, als er und ich. Und weißt du noch was? Das Haus, was Christian bauen wird, das will er grade an den Bach hinbauen, da wo sein Vater ertrunken ist, und wenn wieder ein Wasser kommt, da wird es uns nichts thun können; denn Christian wird auch eine große Stiege bauen, und darauf werden wir heruntersteigen, und das Wasser wird hinter uns fließen. Und darum will er ein Maurer werden."

Wie ein Blitz flammte es vor Sarah's Seele auf — aber er erlosch alsbald; gleich darauf konnte sie mit ihrem gewöhnlichen sanften Lächeln sagen:

„Schickt sich das, Christian, daß du mir gar nichts verrathen hast? Und mich willst du in deinem Hause nicht wohnen lassen?"

Und als der Knabe, um eine Antwort verlegen, nach rechts und links seine Augen warf, fragte sie ihn mit Ernst:

„Willst du wirklich ein Maurer werden, Christian?"

„Ja," sagte er nun ohne Zögern.

„Und du willst ein tüchtiger Maurer werden," fragte Sarah, indem sie den Knaben noch mehr an sich heranzog, „Einer, der auf Thürme hinaufsteigt und sich nicht fürchtet?"

„Ja," sagte Christian.

„Gut, da sollst du ein Maurer werden!" rief Sarah mit Bestimmtheit, „und ich will trachten, daß du zu einem guten Lehrherrn kommst."

Lea schlug aber freudig die Hände zusammen.

„Nicht wahr, Christian," sagte sie, „wenn du bauen kannst, so baust du gleich das Haus für mich und für dich?"

Als Sarah den Entschluß des Knaben ihrem Mann mit-

theilte, spielte ein eigenthümliches Lächeln von Befriedigung um seine Mundwinkel. Er verrieth nicht, was er dachte, aber Sarah's scharfes Auge irrte nicht, wenn es auf seinem Antlitze las: Es ist gut, daß es so gekommen ist. Wolf versprach mit Emsigkeit sich umzusehen, um den Lehrmeister für Christian sobald als möglich zu finden. Schon nach einigen Tagen verkündete er, der Lehrmeister sei gefunden, aber, setzte er zögernd hinzu, Christian werde viel zu gehen haben, denn der Maurer, zu dem der Knabe in die Lehre kommen sollte, wohne in der benachbarten Stadt, wohin ein guter Fußgeher vier Stunden zu wandern habe.

„Was gackerst du so, indem du mir das sagst?“ meinte Sarah.

„Ich hab' gemeint, Du willst dir den zwölfjährigen Jungen noch nicht entwöhnen, Sarah?“ — —

Am nächsten Montage machte sich Sarah mit dem Knaben auf den Weg nach der benachbarten Stadt. Christian trug das kleine Bündelchen mit Wäsche und Kleidungsstücken, die ihm Sarah aus den Ueberresten der ihr nach der Ueberschwemmung gebliebenen Geschenke zurecht geschneidert hatte. Lea zeigte nicht die geringste Betrübniß; sie gab ihrem alten Gespielen das Geleite über den Synagogenhof und ging dann lustig trillernd wieder in das Haus zurück. Wolf Ungar aber legte die Hand auf den Kopf des Knaben, es blieb unentschieden, was er damit ausdrücken wollte, und ließ ihn dann weiter ziehen.

Auch Christian war nicht so bewegt, als Sarah angenommen hatte. Freute sich der junge Vogel, daß er endlich einmal flügge geworden? War ihm in ihrem Hause die Haft zu enge geworden? Sarah hatte darüber allerlei Gedanken, die jedoch kaum aufgetaucht, wieder hinabsinken mußten in die tiefsten

Vergnisse ihrer Seele. Es war früh am Morgen, und von der Kirchenglocke erscholl das Geläute zur Frühmesse. Sarah war mit dem Knaben durch die ganze „Gasse“ gekommen, da blieb sie vor einem kleinen Häuschen stehen, das die Grenze zwischen der Gasse und dem Ringplatze bildete. Dort wohnte die alte Bozena.

„Willst du nicht noch einmal zu Bozena?“ fragte Sarah.

„Was soll ich dort?“

„Vielleicht sagt sie Dir, was man zu thun hat, wenn man sich auf einen weiten Weg begiebt und hat ein wichtiges Geschäft vor. Frage sie nur — ich werde indessen auf dich warten.“

Christian ging in das Haus hinein und trat erst nach einer Viertelstunde aus demselben.

„Was hat sie gesagt, die alte Bozena?“ fragte Sarah.

„Sie hat gesagt, du wärest die allerbravste Frau in der Welt, und dann hat sie mit mir gebetet,“ erzählte der Knabe.

„Und jetzt laß uns gehen, Christian! Wir haben einen großen Weg vor uns.“

Es war beinahe Mittag, als die beiden Wanderer die Stadt erreichten, in der Christian's künftiger Lehrmeister im Maurerhandwerke wohnte. Ehe Sarah den Weg zu seiner Wohnung einschlug, theilte sie früher den Imbiß, den sie mitgenommen, mit Christian, indem sie ihm die besten und größten Stücke vorlegte, „denn,“ sagte sie, „der Meister soll dir deinen hungrigen Magen nicht ansehen, und nicht meinen, er muß dich füttern, wenn du ihm noch keinen Dienst geleistet hast.“ Dann suchte sie das Haus des Maurers auf, traf ihn daselbst, und da Wolf bereits alle vorbereitenden Schritte für Christians Aufnahme getroffen hatte, ging die Sache schneller von Statten, als Sarah gedacht. Sie erhielt von dem Meister die bün=

digsten Zusicherungen, daß er sich Christians mit aller Sorgfalt annehmen wolle, wogegen sie ihm wieder in des Knaben Namen das Versprechen gab, das Kind werde gut thun, denn es habe ihr niemals Kummer gemacht, und wenn man mit ihm gut umgehe, werde es sich behandeln lassen, wie ein Lamm.

Nun wandte sich Sarah zum Heimgang; das Herz war ihr schwer und überquoll von Thränen. Aber sie hielt an sich, da sie sonst den Knaben zu betrüben fürchtete. Christian zeigte sich jedoch merkwürdig ruhig und gefaßt.

„Bleibst du gerne da, Christian?“ fragte sie ihn mit gepreßter Stimme.

„Ja,“ sagte der Knabe und blieb auf dem Bänkchen sitzen, auf das er sein Bündelchen gelegt hatte.

Sie reichte ihm noch die Hand und ging. Aber als sie schon draußen in der Gasse stand, quoll ihr ein bitterer Gedanke wieder durch das Gemüth. Sie hatte die Augen noch feucht — und drinnen saß das Kind ihrer Angst und Kämpfe, und gab ihr nicht einmal das Geleite. Sollte ihr Mann Wolf Recht behalten, daß ein Blutstropfen nicht dem andern gleiche, daß sich Verwandtes nur zu Verwandtem hingezogen fühle und alles Ankämpfen gegen diese unwiderlegliche Thatsache nur Hiebe sind in die wesenlose Luft?

So ungefähr mochten die bitteren Vorwürfe lauten, die wohl nicht über Sarah's Lippen traten, aber tief drinnen ihren Wiederhall fanden. Sie behastete ihre Schritte, als wollte sie einem Feinde entfliehen, dem sie nicht Stand halten konnte. Da hörte sie hinter sich die Schritte eines Laufenden; als sie sich umwandte, war es Christian.

„Christian, bist du's?“ rief sie halb freudig, halb erschrocken. „Was willst du?“

„Ich habe dir noch etwas zu sagen!“ meinte Christian, vom Laufen völlig athemlos, „wenn Dich Lea nach mir fragt, so sag' ihr', ich werde an sie nicht vergessen, und wie ich einmal aus der Lehre heraus bin, so baue ich ganz gewiß das Haus für mich und für sie. Wirst du ihr es aber sagen?“

Sarah versprach es ihm und ging. —

Tieftraurig und abgemattet kam sie gegen Abend wieder in der Gasse an. Ihre Lea erwartete sie schon am Thore des Synagogenhofes; als sie die Mutter erblickte, rief sie:

„Und Christian? wo bleibt Christian?“

„Ich hab' Christian nicht mitgebracht,“ sagte Sarah. „Weißt du denn nicht, wohin er gegangen ist?“

„Zum Maurer. Und da kann er nicht kommen?“

„Christian wird nicht mehr nach Hause kommen!“ sagte Sarah nach einigem Zögern.

„Nicht mehr?“

Solch einen Schrei aus kindlichem Munde hatte Sarah noch nie gehört; er berührte sie fast schmerzhaft. Sie griff erschrocken nach Lea's Hand; sie fühlte sich kalt wie Eis an.

„Wenn ich sage: nicht mehr, so heißt das so viel, als nicht so bald!“ tröstete Sarah. „Du wirst doch wissen, wenn man Häuser zu bauen hat und hohe Thürme, da kann man nicht so mir nichts, dir nichts von der Arbeit fortlaufen, und der Lehrling und Geselle muß ausharren, bis der Meister sagt: das Haus ist fertig.“

Warum entledigte sie sich nicht des Auftrages, den ihr Christian auf die Seele gebunden? Warum zögerte sie, das Wort auszusprechen, dem Lea, als der letzten Botschaft ihres Gespielen, mit Lust gehorcht hätte? —

Das war ein trauriger Abend und eine noch traurigere Nacht. In der kleinen Kammer, worin Lea schlief, waltete der

volle Jammer eines Kinderherzens, an das der erste und darum echte Schmerz des Lebens getreten war. Sarah hörte, wie ihre Tochter bald still vor sich hin weinte, bald laut ächzte; sie hielt es für das Beste, dem Kinde nicht zuzureden und es seiner Natur zu überlassen. Und sie täuschte sich auch nicht, Lea schlief ein und es war still in ihrer Kammer. Auch Sarah überließ sich dem Schlummer. Da wurde sie plötzlich durch die Angstrufe: Christian! Christian! geweckt, die aus Lea's Kammer drangen. Dann aber ward wieder Alles still.

Ein wunderbares Spiel der Einbildungskraft beschäftigte Sarah's Gehirn. Es kam ihr nämlich vor, es seien ganz die ämlichen Laute, mit denen damals Lea aus dem Schlafe auf-uhr, als die wilden Wasser in jener fürchterlichen Nacht auf as Haus zuliefen, und mit einem Male stand der entsetzliche Vorgang mit allen Einzelheiten vor ihrer Seele. Sie mußte aran denken, daß eigentlich Lea die Ursache war, daß auch Christian vom Untergange gerettet wurde. Wenn Lea da-nals den Namen ihres Gespielen nicht so laut und angst-oll gerufen hätte, wäre es ihnen, ihr und ihrem Manne Wolf . den Sinn gekommen, nach Jan Schuster's Kind sich um-usehen?

Am nächsten Morgen wachte Lea, seltsam genug, mit ellen, fröhlichen Augen auf. Sie nahm in gewohnter Weise hr Gebetbuch zur Hand und betete länger als sonst; denn ge-öhnlich machte ihr Sarah den Vorwurf, sie mache sich nichts araus, wenn sie hie und da einige Blätter „überschluppere." on Christian war keine Rede, weder an diesem Tage, noch ährend der ganzen Woche; es war, als wenn niemals in iesem Hause von einem Knaben gesprochen worden, der doch n so bemerkenswerther Weise in den Frieden desselben eingriff. m Stillen machte jedoch Sarah Bemerkungen über das Be-

nehmen Lea's, die nicht zu Gunsten ihres Kindes lauteten. Wie kam es, daß sie den Gespielen so schnell vergessen konnte, daß er ihr nirgends fehlte? Kam das auch von dem fremden Blutstropfen und bestätigte sich auch an Lea die Thatsache, daß innerlich Fremdes sich niemals auf demselben Wege treffe?

So war es wieder Freitag geworden.

An diesem Tage machte sich die ganze Wichtigkeit Wolf Ungar's als Gemeindediener geltend; da hatte er von früh Morgens bis zum Abend vollauf Beschäftigung mit dem Reinigen und Aufputzen der Synagoge, damit sie die „holdselige Braut," wie der Sabbat in jenem gluthvollen Liede heißt, festlich empfangen könne. Heute gestand er es sich selbst, wie sehr ihm dabei Christian fehle; der Knabe hatte namentlich im Glänzen der messingenen Lampen, die vor dem Pulte des Vorbeters standen, eine Geschicklichkeit entwickelt, die ihres Gleichen suchte. Daran anknüpfend schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, wie schön es sich doch gefügt hätte, wenn „Jan Schuster's Jüngel" sein wirklicher Sohn geworden wäre! Aber Sarah hatte sich diesen Segen „verwünscht," mußte er sich weiter sagen; da sie sich des fremden Kindes mehr wie eine Mutter annahm, hatte sie darauf verzichtet, sich diese Gnade gleichsam zu erbitten. Diesem seltenen Gedanken hing Wolf Ungar fast den ganzen Tag nach; dabei fehlte ihm Christian auf allen Seiten, und seine Beschäftigung ging nur langsam von Statten.

Gegen vier Uhr Nachmittags war Wolf fertig geworden. Er hatte soeben die letzte Kerze auf eine der großen messingenen Hängelampen gesteckt. Da hörte er durch die offene Synagogenthür den Freudenruf:

„Christian! Christian!"

Wie nun Wolf von der Leiter, worauf er stand, herunterstieg, um nachzusehen, was dieser Ruf bedeute, kam ihm scho[n]

Lea entgegen, an der Hand den über und über mit Staub bedeckten Christian führend. Das Gesicht der beiden Kinder leuchtete vor Aufregung und Freude; niemals hatte Wolf solch ein merkwürdig schönes Antlitz gesehen, wie das seines Kindes in diesem Augenblicke; man hätte glauben können, Lea sei mit einem Male um einige Jahre älter geworden.

„Wie kommst du daher?“ fragte er eben nicht unfreundlich den Knaben.

Christian deutete auf die Lampen.

„Wer hätte die anzünden sollen?“ meinte er. Da habe er, so erzählte er weiter, nachdem er die ganze Woche darüber nachgedacht, wie er es anfangen solle, sich Muth gefaßt und den Meister gebeten, ihn für jeden Freitag nach Hause zu entlassen, damit er in der Synagoge seinen alten Dienst verrichte, und der Meister habe ihm auch die Erlaubniß gegeben.

Wolf Ungar starrte den Knaben wie eine aus Nacht und Grauen hervorgetretene Erscheinung an. Mußte er daran denken, in welcher Weise er einmal eine ähnliche Dienstleistung des Knaben von sich abgewiesen hatte? Seine Gedanken verwirrten sich . . .

Mittlerweile war auch Sarah, herbeigelockt durch Lea's Freudenrufe, in die Synagoge getreten.

„Was sagst du zu dem Kinde?“ rief ihr Wolf entgegen. „Er ist gekommen, um die Sabbatlichter anzuzünden.“

„Siehst du, Wolf?“ Nur das Eine vermochte Sarah zu sagen, alles Uebrige behielt sie in sich; aber es mochten Gedanken mit lichtstrahlenden Fittigen sein, die ihr ganzes Wesen in diesem Momente durchrauschten. Sie beugte sich auf den Knaben herab und berührte sein von Anstrengung und Aufgeregtheit rothglühendes Antlitz.

„Und ich!" rief Lea, „ich habe es gewußt, daß er kommen wird."

Wolf Ungar aber schüttelte den Kopf. Wo waren seine Gedanken?

„Es ist gegen die Natur!" murmelte er vor sich hin. Warum mußten ihm grade die Worte der längst entschlafenen Babe auf die Lippen treten?

Von nun an verging kein Freitag und auch kein Vorabend eines Festtages, ohne daß Christian erschienen wäre, um seine gewohnten Dienstleistungen in der Synagoge zu verrichten. Er forschte in keinem Kalender nach, auf welchen Tag der oder jener Feiertag fiel, und doch trug er sie alle im Kopfe und kannte sie auswendig, trotz Wolf Ungar, der in diesen Dingen grau geworden war.

Niemandem in der „Gasse" fiel es mehr ein, darin etwas Besonderes zu erblicken, denn der Sohn des ertrunkenen Schusters war für die Wohlthaten, die ihm Wolf und Sarah erzeigt, zu einiger Erkenntlichkeit verpflichtet. Niemand achtete auch darauf, daß aus dem blondköpfigen, blöden Knaben mittlerweile ein starkknochiger, in die Höhe geschossener Jüngling geworden war, wiewohl es andererseits nicht unbemerkt blieb, daß Wolf Ungar's Lea anfange, ganz gewaltig ihrer Mutter Sarah zu gleichen, die in ihrer Jugend eines der schönsten Mädchen in der Gasse war, so daß sich ältere Leute noch jetzt an ihre merkwürdigen Augen und ihr feines Benehmen wie an den Duft längst verblühter Blumen erinnern konnten.

Eines Tages brachte Christian ein Papier mit, worin bestätigt ward, daß er unter die Gesellen des löblichen Maurer

handwerks aufgenommen ward. Seine Lehrjahre waren vorüber; er übergab seinen ersten Wochenlohn Sarah's Händen; er war siebzehn Jahre alt geworden.

„Warum behältst du das Geld nicht bei dir, Christian?“ fragte ihn Sarah, „du wirst es brauchen.“

Christian schüttelte den Kopf.

„Wozu sollte ich es brauchen?“ meinte er.

„Hast du nicht Kameraden? Du wirst einmal mit ihnen ins Wirthshaus gehen wollen, und da wird es dir an Geld fehlen, oder du wirst dir eine neue Pfeife kaufen wollen, und deine Tasche wird leer sein. Heb' dir also das Geld selber auf.“

Und Christian schüttelte wieder den Kopf.

„Für das Alles,“ sagte er mit einem gewissen geheimnißvollen Tone, „brauche ich kein Geld. Halte es zusammen, bis es viel ist, und dann sage es mir.“

Tagelang konnte Sarah darüber nachdenken, welche Absichten Christian mit dem Ansammeln seines Wochenlohnes verfolge. War es Sparsamkeit, die er in ihrem Hause gelernt hatte? Und Sarah sah neuerdings eine „wunderbare Fügung“ darin, daß Gott das Kind grade ihr zugeführt. „Was wäre aus ihm geworden, wenn Jan Schuster sein Vater geblieben wäre?“ dachte sie oft; „was hätte er da vor sich gesehen? Einen ewig betrunkenen Menschen, dem Weib und Kind um ein Maaß Bier feil waren. Sieht er so etwas vor sich in unserem Hause?“

Nur Lea lächelte, wenn die Mutter diese und ähnliche Gedanken vor ihr offenbarte. Wußte sie mehr von Christian's Absichten?

Es war überhaupt für Lea jene wunderbar geartete Zeit gekommen, wo eine Mutter sich nicht mehr auf das Lächeln ihres Kindes versteht. Wie ein Irrlicht flackert es hie und da

auf, und wenn die Mutter seinem Scheine nachgeht, geräth sie meistens in die Irre. Das ist ein Schauen und Sinnen, so anscheinend wort- und gedankenlos; auf den Lippen blüht es auf, in den Augen leuchtet es wie feuchter Glanz, und wenn du nach der Blüthe haschest, ist es gar nichts gewesen, als ein wesenloser Schatten, und noch weniger als das; denn ein Schatten setzt einen Körper voraus. Nicht der Sturm, der über die Erde braust und den Winterschnee auf ihr schmilzt, bringt den Frühling; wenn eines Tages die Blumenknospe ihre Augen aufthut, haben es Geister in geheimnißvoller Stunde gethan, die nicht brausen und stürmen. Das ist die Zeit, wo die Mutter das Kind ihrer Schmerzen sich plötzlich entfremdet sieht; auf Fragen folgt keine Antwort, und wenn es antwortet, ist es ein traumverlorenes Lächeln, auf das sich die Mutter nicht versteht.

Es war wieder Frühling geworden; in zwei Menschenherzen blühte und duftete seine Pracht, die wenig darnach fragte, ob sie sich daselbst auch ausbreiten dürfe. Gesprochen hatten sie nicht davon, aber tief drinnen, wo kein „Feuer und keine Kohle“ so heiß brennt, da flammte mit der fast unheimlichen Verschwiegenheit der ungebändigten Naturkraft jenes zauberhafte Gefühl, das zum Untergang führt oder zur berauschenden Seligkeit ...

Eines Tages begegnete Wolf jenem Geschwisterkinde seiner Frau, dem die Babe Breindel die sechsreihige Granatenschnur vermacht hatte, und wie gewöhnlich trug sie den ererbten Schmuck mit jener anmaßenden Haltung, als wenn er ihr, wie Wolf sagte, „nicht gehörte.“ Sie kamen während des Einhergehens auf dies und jenes zu sprechen, bis endlich Riwke, so hieß jenes Geschwisterkind, ohne jeden Uebergang mit einem Male sagte:

„Nun, Wolf, arbeitet deine Sarah schon fleißig an der Ausstattung für Lea?“

„Wie kommst du darauf zu reden? das Kind ist erst sechszehn Jahre alt.“

„Man kann mit sechszehn Jahren verliebter sein, als Manche mit fünfundzwanzig; man hat Beispiele,“ meinte Riwke mit rohem Lachen.

„Zum Beispiel!“ sagte Wolf, mehr zerstreut so fragend, als von irgend einem feststehenden Gedanken geleitet.

„Was brauchst du Beispiele, Wolf? Willst du ein Mädchen sehen, welches jeden Freitag am Thor steht und wartet darauf, bis ein gewisser Jemand kommt, und wie die Zwei sich die Hände drücken und sich ansehen, daß man schier meint, morgen wird man die Brautschale vom Kasten nehmen und zerbrechen?“

„Wer kann das sein?“ sagte Wolf Ungar so vor sich hin, denn er schien den Sinn von Riwke's Rede nur leichthin aufgefaßt zu haben.

„Wolf! Wolf!“ schrie Riwke mit eingestemmten Armen, „spiel' du auf deine alten Tage nicht den Heuchler! Die ganze Welt ist nicht blind, und du allein solltest die Augen verschlossen haben? Das rede du ein, wem du Lust hast, ich, Riwke Krakauer, bin kein heurig Kind.“

„Ich versteh' dich wirklich nicht, Riwke!“ meinte Wolf treuherzig.

„So frag Christian und Lea!“ rief das böse Weib und machte sich von ihm fort.

Als Wolf sich aus seiner Betäubung aufraffte, war es zu spät, der frechen Verleumderin das Wort zuzurufen: Du hast gelogen. Er war als ein Trunkener anzusehen, wie er jetzt durch die Gasse schritt, sein Gehirn schmerzte ihn, sein Denken war aus allen Angeln gehoben. Aber seltsam! wie

er an das Synagogenhofthor kam, ward es stille in ihm; der Friede seines Hauses war über ihn gekommen. Dieses Kind, das kaum angefangen hatte die Augen ins Leben aufzuschlagen, in Verbindung zu bringen mit dem Knaben, der an seinem Tische mit den Brocken des Mitleids war aufgefüttert worden! Wolf Ungar's Tochter in einem Athem auszusprechen mit Jan Schuster's Sohn! Hatte sich die Weltordnung geändert und war auseinander gefallen wie ein Spiel Karten?

Es war, wie gesagt, stille in ihm geworden. Der Anblick seines Hauses, das ruhig stille Walten Sarah's und die Unbefangenheit seines Kindes, ja selbst der hölzerne Hammer an der Thür, mit dem er die Leute zum Gebet rief, das Alles grüßte und bewillkommte ihn mit dem Zauber eingelebter Gewohnheit. Es war eine friedselige Stimmung über ihn gekommen, wie er sie seit lange nicht gekannt, ein Gefühl von Mattigkeit, wie sie dem Ausbruch einer gewaltigen Krankheit vorangeht, deren zerstörender Stoff schon eine geraume Zeit im Körper schlummerte.

So kam der Freitag heran. Wolf befand sich wieder in der Synagoge; er fegte und putzte daselbst mit einer Genauigkeit, als sollte es für lange, lan e Zeit das letzte Mal sein. Der Schweiß rann ihm von der Stirne; aber er rastete nicht in seinem Werke. Dazwischen ging er ab und zu in seine Wohnung hinüber, die von der Synagoge nur durch den Ho getrennt war, von einem unerklärlichen Drange getrieben, nachzusehen, was da vorgehe. Sarah traf Vorbereitungen, während Lea in der Küche beschäftigt war, die weißen Sabbatbrote ohne die der Festtag glanz- und farblos wäre, zu bereiten Dieser Anblick gab ihm eigenthümliche Gedanken. Wenn Lea „Barches“ (die Sabbatbrote) backen konnte, so —“; er beendet nicht mehr diesen Gedanken; schon daß er ihn beschleichen

konnte, betrachtete er als eine Sünde, die zu Gott schrie. Am Nachmittage versah Wolf wie gewöhnlich die Hängelampe und Wandleuchter in der Synagoge mit Kerzen. Er hatte zu diesem Behufe eine Leiter an die Wand gelehnt und stand grade auf einer der obersten Sprossen derselben. Da vernahm er hinter sich ein leises Geflüster. Er blickte um sich, da standen auf der Synagogenschwelle, Hand in Hand, Christian und Lea!

Alles Blut drängte sich ihm zum Kopfe; vor seinen Augen flimmerte die blutrothe Granatenschnur der Babe, die jetzt am Halse jener bösen Riwke hing . . . Sie hatte also doch recht, die Trägerin jenes verhängnißvollen Schmuckes?

„Komm heran!“ schrie er mit durchdringender Stimme, daß es durch das Haus schallte, „komm heran.“

Arglos nahten sich die Beiden; Christian legte seine Hand auf eine der Sprossen der Leiter, um sie zu stützen.

„Sie steht nicht fest,“ sagte er.

„Laß ab, laß ab, ... du Teufel!“ schrie Wolf und holte mit der Faust zu einem gewaltigen Schlage aus, der Christian's Haupt treffen sollte.

Aber die Wucht dieses Schlages traf ihn selbst. Indem er sich zu tief hinabgebückt hatte, verlor er das Gleichgewicht und stürzte über Christian hinweg auf den Boden.

Auf das Jammergeschrei der Beiden eilte Sarah herbei; todtenbleich starrte sie den Leblosen an, wie er da auf den Steinplatten lag. Es war kein Zeicheu äußerer Verletzung an ihm; nur ein leises Athmen verrieth, daß noch nicht alles Leben aus ihm geschwunden sei. Während Lea um den Arzt lief, lud Christian die schwere Bürde des Gestürzten auf seine Schultern und trug ihn über den Synagogenhof in die Wohnung.

Aus den Häusern kamen die Leute herbeigerannt, denn Lea's

Jammergeschrei hatte die Schreckenskunde schnell durch die ganze Gasse getragen.

Dem herbeigerufenen Arzte gelang es nach langer Bemühung, den in tiefer Ohnmacht Liegenden wieder zu erwecken. Die Pulse begannen aufs Neue zu schlagen und auf den fahlen Wangen zeigte sich eine leichte Röthe. Grauenhaft sah es aus, wie er mit gläsernen, starren Augen um sich blickte, und dennoch war ihnen nicht die Sehkraft benommen. Christian stand am Fußende des Bettes, in das man den Schwerkranken gelegt hatte. Plötzlich schrie Wolf auf, indem er die Hand zu ballen versuchte.

„Fort da . . . das Unglück . . . fort, die Granatenschnur . . . da steht das Unglück . . . fort!"

Eine neue Ohnmacht schnitt jeden weiteren Ausbruch dieser vulkanisch aufgeregten Natur ab. Als er wieder erwachte, war er ruhig und still, er lag da mit geschlossenen Augen und athmete leichter. Der Arzt glaubte die Gefahr für den Augenblick beseitigt und entfernte sich. Sarah folgte ihm händeringend.

„Wird er leben bleiben?" fragte sie draußen vor der Thür.

Der Arzt zuckte die Schulter. „Es ist ein Unterschied," sagte er mit gedämpftem Tone, „zwischen Leben und Leben, und Manchem wäre besser, er wäre nicht mehr dazu erwacht."

Viele Tage waren vergangen, traurige Tage voll namenloser Pein für Sarah und Lea, und der Arzt konnte noch immer nicht mit Bestimmtheit erklären, daß der Todesengel von Wolf Ungar's Bette gewichen sei. Was Sarah am meisten erschreckte, war, daß Wolf während der ganzen Krankheit auch nicht einen Augenblick hatte, wo seiner Seele das volle Bewußtsein zurückkehrte. Meist lag er theilnahmslos da und schien Niemanden aus seiner Umgebung zu erkennen, tagelang

kam kein Wort über seine Lippen, und wenn er sie öffnete, wurden Laute vernehmbar, die der menschlichen Sprache nicht anzugehören schienen. Nur mit vieler Mühe vermochte Sarah aus diesen wirren und abgebrochenen Tönen einen Zusammenhang zu finden; es waren die nämlichen Worte, die sie am Tage des Unglücks vernommen hatte:

„Das ist das Unglück der Babe . . . die Granatenschnur . . . fort, fort mit dem Unglück . . . Es ist gegen die Natur! . . ."

Aus diesem abgerissenen und sich doch wieder ergänzenden Gedanken erkannte Sarah nur zu leicht, aus welchem Feuerstrome die beständige Fieberhitze des Kranken ihre Nahrung zog. Sie litt unsagbar, und es gab Augenblicke, wo sie in der Nacht, die sich um ihr Sinnen und Denken gesenkt hatte, nichts hörte, als die Stimme der Verwünschung, die sie über ihr eigenes Dasein aussprach.

Eines Morgens rief sie der Arzt auf die Seite.

„Ihr Mann, Sarah," sagte er, „ist, insoweit ärztliche Hilfe dies bewerkstelligen konnte, jetzt hergestellt. Wenn kein weiterer Rückfall eintritt, wird er auch körperlich genesen. Aber ich fürchte, meine Prophezeiung wird eintreffen; er wird essen, trinken und schlafen, aber er wird wahrscheinlich nicht mehr zum vollen Bewußtsein kommen. Sein Kopf hat gelitten. Ich sage Ihnen das voraus, weil ich Sie als eine starke Frau kenne . . . es stehen Ihnen traurige Tage bevor."

Sarah vernahm diese Schreckenskunde mit einer Art stumpfer Neugier; sie weinte nicht, sie beugte ihr müdes Haupt unter den neuen Schlag willen- und widerstandlos; seit dem Unglückstage war ihr die alte Seelenkraft gleichsam abhanden gekommen.

Die traurigen Tage, die der Arzt voraus verkündet hatte, kamen schneller als sie gedacht hatte. Eines Tages konnte

Wolf das Bett verlassen; er war gesund geworden, er aß und trank, aber sein Verstand war der eines Kindes, und nicht einmal ein solcher. Denn das Denken des Kindes geht einer Entwickelung entgegen, Wolf Ungar aber war kindisch geworden mit ergrauten Haaren.

An einem der nächsten Tage ward Sarah vor die „Gemeinde" gerufen. Der Vorsteher verkündete ihr daselbst, wie man sich bei dem Zustande ihres Mannes genöthigt sehe, sich um einen Stellvertreter umzuschauen, da die Gemeinde eines Dieners wohl nicht länger entbehren könne. Das solle jedoch nicht ihr Schade sein. Sie und ihr Mann könnten die ihnen überwiesene Gemeindewohnung so lange behalten, als sie wollten, und was den „Gehalt" betreffe, so solle ihm derselbe auch in Zukunft unverkürzt ausbezahlt werden, „denn," sagte der Vorsteher, „die Gemeinde will von seinem Unglücke keinen Nutzen ziehen, und so lange er lebt, soll es ihm an nichts fehlen."

So lange er lebt! Sarah dankte nicht einmal und wollte sich entfernen, da rief sie der Vorsteher zurück.

„Sarah," sagte er mit strenger Miene, „du siehst, wie die Gemeinde gegen dich gesinnt ist; jetzt mußt du aber auch trachten, daß es in deinem Hause wieder ruhig und „ordentlich" wird. Du bist ein Weib, Sarah, man muß es sagen, man kann gegen dich nichts vorbringen, was auf ein Quentel geht. Aber in deinem Hause geht es nicht so zu, wie es in einem jüdischen Hause zugehen soll. Das muß ich dir sagen."

„Was geht denn vor?" fragte Sarah tonlos.

„Soll ich dir das sagen?" lautete die Antwort des Vorstehers. „Ich meine, das mußt du besser wissen, als ich."

Sarah ging; diesmal dankte sie dem Vorsteher, sie wußte selbst nicht wofür.

Das aber ist meistens das Erschütternde eines großen
Unglücksfalles, daß die Menschen unaufgefordert, oft auch in
bester Absicht, von dem Unglücklichen zu erreichen suchen, was
sie früher zu erlangen nicht das Recht oder die Lust hatten.
Dann erst wagen sich aus ihren tiefsten Verstecken jene Vor-
würfe und Härten hervor, denen nur der Betroffene es an-
hört, wie ungerecht sie sind, ziehen das Gewand des Mitleids
an, und verwunden nur desto mehr. Die Wenigsten bedenken,
daß das Erbarmen wie ein Licht, erquickend und belebend aus
der Seele strömen, nicht aber wie ein Dieb sich schmeichelnd
in dein Haus schleichen muß, um hinterrücks an dein Eigen-
thum die Hand zu legen.

Was wollten denn die Leute von ihr? Zu Hause lag ihr
der Mann in unheilbarem Siechthum, und nun quälte man sie
mit vorwurfsvollen Räthseln, deren Sinn ihrer reinen Seele
unzugänglich war. Wem that Christian etwas zu Leide? zeigte
er sich nicht dankbar für die Wohlthaten, die ihm eine Frau
aus der „Gasse“ erwiesen, und ehrte er damit nicht die „Gasse“
selbst? Was wollten sie alle von Christian?

Trotzdem hätte Sarah unter der Last dieser Anklagen,
die gleichsam gegen das Heiligthum ihres Lebens gerichtet
waren, in kurzer Zeit ihr Haupt erhoben; denn sie war eine
Natur, an der das Gemeine nicht haften blieb. Aber der An-
blick, der sich ihr täglich und stündlich bot, dieser kranke, von
furchtbarer Heimsuchung so schwer betroffene Mann lähmte alle
Schwingen in ihr, und wenn sie sich erhob, so war es das
Flattern eines Vogels, der angstvoll umhersieht, ob der Sturm,
der ihn aus dem warmen Neste verjagt hat, nicht in erneuerter
Gewalt wiederkehrt.

In Wolf's Zustand war keine Aenderung eingetreten; er
lebte in dumpfer Theilnahmlosigkeit seine Tage hin; nur selten

entfuhr ein Wort seinem Munde. Er zeigte für Niemanden eine ausgesprochene Vorliebe oder Abneigung, nicht einmal gegen Christian, den er entweder nicht mehr erkannte, oder stumpfsinnig betrachtete. Daß aber die Fäden seiner früheren Gedankenthätigkeit nicht ganz abgerissen waren, bewiesen die dunklen Worte, mit denen er unvermuthet, ohne allen äußeren Anlaß, oft mitten im Essen, Sarah's und Lea's Gemüther erschreckte.

„Da kommt die Babe mit ihrer Granatenschnur . . . das ist das Unglück . . . fort mit dem Unglück!"

In den letzten Wochen war zu diesen Ausbrüchen innerster Zerstörtheit eine neue Redensart getreten, an der er mit der Zähigkeit eines Kindes hing, dem man ein Spielzeug nicht entreißen kann. Eines Morgens nämlich rief er mit übermenschlicher Kraft ein um das andere Mal, indem er dabei mit der Faust auf den Tisch schlug:

„Auseinanderreißen! Reißt sie auseinander wie einen Fisch!" und das wiederholte er mit einer Art leidenschaftlichen Eigensinns, bis er müde ward, hie und da mit Anknüpfung an die bereits erwähnten, in ihm gleichsam stehengebliebenen Worte vom „Unglücke der Babe und ihrer Granatenschnur."

Eines Freitags kam Christian wieder. Er war meilenweit gegangen, um nach dem Befinden des Pflegevaters zu sehen. Wie aber Wolf Ungar ihn erblickte, schien ein Strahl hellen Bewußtseins seine zerstörte Seele zu erhellen; er schrie auf und ballte gegen Christian drohend die Fäuste.

„Reißt sie auseinander," heulte er, „wie einen Fisch . . das Unglück ist da . . . auseinanderreißen . . . fort, fort!"

Sarah sah kein anderes Mittel der Beruhigung, als daß sie Christian mit dem Finger winkte, sich aus der Stube zu entfernen.

Als sie nach einer Viertelstunde in das Vorhaus hinaus-
rat, fand sie ihn, den Kopf an die Thürpfoste gestützt, bitter-
ich weinen.

„Was fehlt dir, mein guter Christian,“ fragte sie, „und
varum weinst du?“

„Was habe ich ihm gethan,“ rief er unter Schluchzen,
daß er mich nicht leiden kann?“

„Er ist schwer krank,“ sagte Sarah, mit der Hand Christian's
Schulter berührend, „willst du mit einem Kranken rechthaberisch
ein? Und doch mußt du mir einen großen Gefallen erweisen!“

„Sprich!“

„Du darfst jetzt eine Zeitlang nicht kommen, und mußt
ort ... Wenigstens so lange als er krank ist, komm nicht ...
Wenn die Zeit da ist, wo du wieder kommen darfst, werde ich
ir es sagen lassen.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie wieder in
ie Stube zurück. —

Es war Nacht geworden, als Christian aus dem Hause
ing; aber die Nacht waltete nur zwischen Himmel und Erde,
icht in zwei Menschenherzen, über die es mit aller Macht des
lbschiedes gekommen war. Was ringt sich hinter dem Syna-
ogenhofthor von Christian los und gleitet durch die Finster-
iß? Vier Lippen haben es sich in dieser Stunde zugesagt,
vas noch immer heißer als alle Kohle brennt, und unergründ-
cher ist als das tiefe Meer!

Ein Geist der Oede und Verlassenheit lagerte seitdem über
em Hause, in welchem drei Menschenleben Tagen voll unnenn-
aren Jammers entgegensiechten. Man weilt nicht gerne im

Gebiete des Unheimlichen, und so kam es, daß nur wenige in der Gasse, fast nur um einer gebotenen Pflicht zu genügen, in die Wohnung des ehemaligen Gemeindedieners eintraten. Es giebt ein Leid, das mit dem Tageslichte nicht gern verkehrt, und dem es wohlthut, von Menschenaugen nicht beachtet zu werden. Sarah sah nicht gerne die Leute, die ab und zu auf Krankenbesuche kamen, und ging ihnen aus dem Wege wo sie nur konnte.

Und doch bebte ihr muthiges Herz keinen Augenblick unter der Folgenschwere jener freien That, die mit Christian's Aufnahme in ihr Haus ein fast unabsehbares Schlachtfeld voll Kämpfe und Thränen über sie heraufbeschworen hatte. Ihre Seele war fester genietet, als sie selbst es ahnte; sie trug die Gewähr des sittlichen Entschlusses in sich, der selbst eine Offenbarung Gottes im Menschengemüthe wieder zu Gott zurückleitet, von dem er ausgegangen! Statt kleinmüthig ihr Haupt unter die Schicksalsschläge zu beugen und nichtigen Selbstanklagen sich hinzugeben, erhob sie es allmälig wieder in die Höhe, und niemals übersah sie ihre Lage mit größerer Klarheit, als grade jetzt. In ihrer Vereinsamung fanden ihre Gedanken den Weg zu Gott, in inbrünstigem Gebete erbat sie sich von ihm die Genesung ihres Mannes, und daß sie die Kraft nicht verlassen möge, auszuharren bis zu Ende, und vor Allem, an sich nicht irre zu werden.

„Warum hat es mich nicht betroffen, warum grade ihn, den guten, rechtschaffenen Mann?“ sprach es öfters in ihr, wenn sie die Leidensgestalt Wolf's betrachtete. „Was hat er gethan? Die das Kind aufgenommen und erzogen hat, war ja ich, und was kann er dafür, daß ich ihn gezwungen habe, mir einen Schwur auf die heilige Thora zu leisten? Hätte ich ihn nicht auf die Thora sollen schwören lassen?“

Aus dieser Selbstvernichtung erhob sich immer wieder ihr
Gemüth zur freieren Uebersicht ihres Thuns.

„Hätte Kalman Würzburg, den man doch Klein=Mendel=
ohn heißt, mir gerathen, nicht zu grübeln und zu thun,
oozu mich mein Herz getrieben hat? Ich habe das Grübeln
on mir fortgestoßen und bin den Weg gegangen, auf den mich
nein Gott gewiesen hat. Bin ich nicht wie Hagar in der
Wüste? .. Als ihr Kind weggeworfen und verlassen unter dem
Baum gelegen ist, da hat die Stimme eines Engels vom Himmel
erufen: Hebe das Kind auf . . . und soll das eine Schuld
ein, wenn ich Jan Schuster's Kind aufgehoben habe aus
Noth und Elend und bin seine Mutter geworden?“

Und dann strömte es mit lebendiger Gewalt aus dem
Innern dieses Gemüthes, und mitten aus diesen Fragen trug
e ihr Gedankenflug immer höher.

„Lebendiger Gott,“ dachte sie, „du weißt selbst am besten,
oarum du diese schwere Schickung über mich gebracht hast. Ich
oill nicht murren und mich in deinen Willen fügen, denn wenn
in Herz von Kummer überfließt, wie ein zu volles Gefäß,
ann hast du auch die Linderung bereit, um ihm wieder wohl
u thun. Du hast mir ein doppeltes Glück bescheert . . du hast
nir nicht nur ein Kind geschenkt, du hast auch zugegeben, daß
ch Mutterstelle vertreten darf bei einem andern Kinde! Dein
Wille kann nicht sein, daß man mir das als Fehler
der Sünde anrechnet. Hättest du mir sonst den Gedanken
ngegeben? Du hast ja das Kind gut und rechtschaffen werden
assen, wie kaum eins in der Gasse, sollte das nicht ein Finger=
eig von dir sein, daß ich recht gehandelt habe? Und hätte ich
nders handeln können, wenn das Kind von Einem in der
Gasse und nicht Jan Schuster's Kind gewesen wäre? Wie
ommt da das fremde Blut ins Spiel? Du weißt es,

ich habe ihn nicht abwendig gemacht dem Glauben, den sein
Eltern gehabt, weil ich es nicht ertragen könnte, daß Jeman
mein Kind, was du behüten und beschützen mögest, deine
heiligen Religion entführen möchte. Ich habe ihn in Zuch
und Sitte aufgezogen, ich habe über ihm gewacht und e
ist ein rechtschaffener Mensch aus ihm geworden . . Ein
Blume, die auf dem Wege liegt, hebt man auf, damit sie nich
zertreten wird, das frierende Vögelchen nimmt man zu sich
damit es draußen in der kalten Luft nicht umkommt, und ic
hätte mich eines Kindes nicht annehmen sollen, eines Mensche
der ein Bild ist von deinem Bilde und ein Abglanz von deine
Herrlichkeit und Pracht?" —

So betete die starkmuthige Seele dieser Frau in de
Stunden der Betrübniß, und es that ihr wohl. Konnte s
doch dabei nebst dem Leide, das sie täglich und stündlich m
hohlen Augen anstarrte, ihres Christian's gedenken, der au
einen bloßen Wunsch von ihr in die weite Welt gegangen wa
ohne daß sie wußte, wo er jetzt weilte. Warum hatte sie ih
gehen lassen? Und so oft sie des Abwesenden gedachte, kame
ihr aus seiner Kindheit jene Lichttage in die Erinnerung zurü
an denen das eigentliche Wesen des Kindes einer gewissen En
wicklung entgegengegangen war. Vorzüglich ruhte ihre E
innerung auf jenem Abende, wo sie mit Lea das Nachtgeb
verrichtete und Christian weinte, und sie den Entschluß faßt
. . . das Kind zu der alten Bozena zu schicken. Noch je
machte dieser Gedanke ihre Wangen von hoher Gluth en
brennen, sie war stolz darauf, daß sie ihn ausgeführt. We
wäre sonst aus Christian geworden? Wurde er nicht dadur
gleichsam befähigt, jene Doppelstellung im Leben einzunehme
daß er dem Wesen beider Glaubensbekenntnisse nahe gen
stand, um dem einen, dem er durch seine Geburt gehörte, n

ller Kindlichkeit anzuhängen, während ihm der andere das
Berständniß seiner innersten Wesenheit erschloß? . . .

Es waren wieder zwei Jahre vergangen. Für Sarah und
Lea war diese Zeit ein einziger langer Tag voll einförmigen
Leides, dem keine Erhebung und Aufrichtung folgte. Die Eine
vergaß am Krankenbett des Mannes, daß es draußen noch ein
Leben gab, die Andere mit abgehärmten blassen Wangen wußte
wohl von einem Leben da draußen, aber der es ihr bieten
sollte, befand sich in weiter Ferne, und alle Sehnsucht vermochte
ihn nicht herbeizuführen!

In einer Sommernacht saßen Mutter und Tochter, wäh-
rend Wolf in der angrenzenden Kammer schon schlief, beim
Scheine einer einsamen Kerze und nähten — eine traurige Beschäf-
tigung für ohnehin gedrückte Menschen — an den Sterbekleidern
für eine vor zwei Tagen in der Gasse verstorbenen Frau, die
am darauf folgenden Morgen begraben werden sollte. Lange
schwiegen die zwei; eine Jede spann ihre eigenen Gedankenfäden
und die gaben kein heiterfarbiges Gewebe.

Da sagte Sarah:

„Eins wundert mich sehr von Channe Klattauer, mit der
der Friede sei, daß man nach ihrem Tode keine „Tachrichim"
(Sterbekleider) nach ihr gefunden hat. Ich kann doch nicht
denken, weil sie reich war und hat Alles in Hülle und Fülle
gehabt, daß sie darum vergessen hat, auf die letzte Stunde
zu denken?"

„Das ist nur bei uns Juden," meinte Lea, indem sie die
Arbeit ruhen ließ, „daß Einem der Tod vorschreibt, man dürfe
keinen Augenblick sich einen Spaß mit ihm machen. Muß
ich gleich ans Sterben denken, wenn ich meinen Kasten auf-
mache? Christian hat mir erzählt, bei „ihnen" wäre das
anders — —"

„Ein Jeder thut, wie es ihm am besten dünkt,“ unterbrach sie Sarah mit mehr Strenge, als sie sonst in ihre Vorwürfe legte. „Wir Juden sind eben ein geplagt' Volk, und keine Stunde vergeht, wo nicht Tausende am Herzen gebrochen und geknickt werden. Da schickt es sich, daß wir alleweile Den vor Augen haben, dem wir doch nicht entgehen können. Hast du nicht gesehen, daß dein armer Vater, wie er noch gesund war, am Osterabend im Sterbekittel dagesessen ist? Denk' doch, da ist man lustig und trinkt rothen Wein! Meinst du, das haben unsere Weisen so ohne Grund vorgeschrieben?“

Auf diese Zurechtweisung der Mutter hatte Lea nur ein ungläubiges Kopfschütteln zur Antwort. Oder hatte sie Sarah's Worte gar nicht vernommen?

Nach einer längeren Weile ließ Lea wieder die Arbeit ruhen.

„Ob er schon einmal ein ganzes großes Haus gebaut hat?“ meinte sie, wie aus einem Traume sprechend.

„Wer?“

„Christian!“

„Wie kommst du grade auf ihn zu denken?“

„Ich muß d'ran denken, daß er mir als Kind versprochen hat, wenn er einmal groß und sein eigener Herr sein wird, wie er da für mich und für sich ein Haus bauen will!“

„Wie kann man an solche Narreteien denken?“ sagte Sarah strenge, „wenn man grade am Sterbehemde für Chann Klattauer näht? —“

Ein leises Klopfen an die Fensterscheiben unterbrach ihre fernere Rede.

„Mutter, er ist's,“ rief Lea überlaut und sprang zum Fenster.

„Wer, um Gotteswillen?“

„Christian!"

Warum zuckten Todesschauer durch die Glieder Sarah's, warum fühlte sie sich bis in das Innerste ihres Wesens beim Klange dieses Namens erschüttert?

„Geh hinaus," sagte sie nach einer Weile, „und sieh, ob er's ist. Wenn es Christian ist, so führe ihn still herein, daß der Vater nicht aufwacht . . ."

Und er war es, der jetzt Hand in Hand mit Lea in die Stube trat.

„Christian!" rief Sarah in gedämpftem Tone, indem sie auf die Kammer wies, worin Wolf, ihr Mann, lag, „du hast dein Wort nicht gehalten."

„Mutter!" sagte Christian.

Er war das erste Mal, daß er sie so nannte, und es lag eine so mild einschmeichelnde Kraft in dem einen Worte, daß Sarah's ganzes Wesen davon erbebte.

„Ja, Christian!" sagte sie, sich allmälig aufrichtend, „ich habe dich immer als meinen Sohn betrachtet, aber warum folgst du dann nicht, wie ein Sohn seiner Mutter folgen soll?"

„Schläft er?" gab er zur Antwort, scheue Blicke auf die Thüre der Kammer richtend.

Sarah nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Ich will es dir sagen, Mutter," begann Christian mit unsicherer, zu leisem Flüstern herabgedrückter Stimme, „ich habe es nicht länger ertragen können."

Jetzt erst sah Sarah den Sprechenden genauer an. Er sah in seiner Kleidung schrecklich verwildert aus; auch sein Ansicht trug die Spuren tiefer Verstörtheit, wie von durchwachten Nächten oder anhaltender Krankheit. Noch immer hielt er die Hand Lea's zwischen die seine gepreßt.

„Laß sie," rief Sarah von einer plötzlichen Ahnung er=
faßt, „warum siehst du . . . so aus?"

„Kann man anders aussehen," meinte Christian, indem er
die Weisung Sarah's befolgte, „wenn man Tag und Nacht
über die Straßen wandert, um hierher zu kommen? Ich sage
es dir ja, Mutter, ich habe es nicht ertragen können."

„Rede nicht so hoch (laut)," gebot ihm Sarah, deren Miß-
trauen mit jeder Sekunde wuchs. „Du hast etwas in deine
Stimme, Christian, was mich erschreckt und zittern macht
Haben das die zwei Jahre gethan, die du fort warst? Al
Kind bist du nicht so gewesen —"

„Ich verstehe dich nicht, Mutter?" sagte Christian mit s
treuherziger Unbefangenheit, wie sie nur ein Heuchler hätt
erdichten können.

Sarah schüttelte den Kopf.

„Und ich versteh' dein Kommen grade zur Nachtzeit nicht,
meinte sie, „wenn man Menschen erfreuen will, muß man s
erschrecken?"

„Habe ich dich erschreckt, Lea?" rief Christian, die Han
des Mädchens wieder ergreifend.

„Laß ab von ihr, laß ab," rief Sarah, deren Argwoh
zunahm. „Du gefällst mir nicht, Christian!"

„Warum soll ich von ihr lassen?" rief Christian m
glühendem Blicke auf Lea.

„Lebendiger Gott!" Nur das Eine vermochte Sarah
rufen; dann bedeckte sie schaudernd das Gesicht mit beid
Händen. Der Blitz, der ihr als fernes Wetterleuchten einm
schon erschienen und dann von ihr vergessen worden war,
fuhr soeben mit der Unmittelbarkeit elementarer Kraft v
ihren Augen nieder, Alles zertrümmernd, woran sie geba
und bis in das Heiligthum ihres Wesens den vernichtend

Feuerbrand schleudernd! In diesem einen Augenblick durch-
lebte sie rückschauend die Geschichte vieler Jahre und ihr Inhalt
drängte sich in den einen im Innern austönenden Schmerzens-
schrei zusammen: „Ich habe Unrecht und die Welt hat Recht
behalten!“

Als Sarah die Hände vom Angesichte weggab, mochte sie
einen erschreckenden Anblick bieten. Ihre Augen starrten weit
und gläsern vor sich hin und um ihre Mundwinkel zuckte jener
Zug von Entsetzen, der dem Tode abgeborgt ist, und doch dem
vollen Leben gehört. Lea warf sich ihr an den Hals und schrie
angstvoll:

„Warum bist du so erschrocken, Mutter! Komm doch
zu dir!“

Mit fast übermenschlicher Gewalt drückte Sarah die Tochter
an sich; jeder Nerv in ihrem Leibe klammerte sich an das ge-
fährdete, nur in ihren Armen sichere Kind.

„Geh fort, Christian!“ kreischte sie, „geh fort! Du hast
in meiner Stube nichts zu thun!“

Christian hatte die Arme vor die Brust gekreuzt; ein tief-
trauriger Zug von Mitleid spielte um seine Lippen.

„Warum bist du so erschrocken, Mutter?“ sagte auch er,
ich habe dich niemals so gesehen. Du bist immer gut und
freundlich gegen mich gewesen, hast an mir gehandelt, wie sonst
kein Mensch in der Welt, und jetzt mit einem Male kommst
du mir so fremd entgegen und erschrickst vor mir, als wäre
ich wie ein Dieb in dein Haus eingebrochen.“

„Du bist auch ein Dieb!“ unterbrach ihn Sarah außer sich,
und besser wäre es gewesen, ich hätte dich ertrinken und ver-
kommen lassen in der Iser, wie dein Vater ertrunken und
verkommen ist.“

„Das hat meine Mutter Sarah nicht gesagt,“ rief Christian

mit seltsam zitterndem Tone, „das hat die Frau nicht gesagt, die mich auf ihrem Arm getragen und blutige Thränen geweint hat, wie einst ihr Mann die Hand gegen mich aufhob. Meinst du, ich habe damals dein Schluchzen nicht gehört? Ich habe es mir gemerkt, wie sich ein Wirth die Zeche seines Kunden merkt und Alles, was du an mir gethan hast, habe ich mir an einer Stelle aufgeschrieben, wo sie Keiner auslöschen kann. Meinst du, ich weiß nicht, was du um meinetwegen gelitten hast? Ich habe oft über dich nachgedacht, Mutter, besonders wie ich in der Fremde war. Da haben sich meine Kameraden oft über mich lustig gemacht, haben mich „Judenbursch" geschimpft, weil sie gewußt haben, daß ich bei Euch war erzogen worden, aber ich habe mich nie geschämt, und mit Stolz habe ich ihnen gesagt: Und ihr alle zusammengenommen habt keine solche Mutter gehabt! Und nirgends hat es mir so geschmeckt, als an deinem Tische, und nirgends habe ich so geschlafen, als in deinem Hause, und nirgends ist mir so wohl gewesen, als bei dir! Wissentlich habe ich dich nie kränken wollen, und jetzt wirfst du mir vor, ich sei wie ein Dieb in dein Haus eingebrochen und verhüllst dein liebes Gesicht vor mir!"

Seine Stimme klang wie die eines Weinenden; sie brachte eine wunderbare Wandlung in Sarah hervor. Ihre Augen hatten den gläsernen Glanz verloren, der Entsetzenszug um ihre Mundwinkel war verschwunden. Waren es die Worte Christian's, war es die Rückkehr ihres Wesens, das sich von der Gewalt eines unvorhergesehenen Ereignisses aus seiner ruhigen Bahn hatte schleudern lassen?

„Du thust mir sehr wehe, Christian," sagte sie mit zuckenden Lippen.

„Sieh an, Mutter!" fuhr Christian fort. „Ich bin i

guter Arbeit da unten in einer Stadt an der deutschen Grenze
gestanden, da haben sie mich unter die Soldaten nehmen wollen,
weil jetzt überall in der Welt Krieg ist. Wie ich das erfahren
habe, da bin ich auf und davon. Da habe ich eine Sehnsucht
nach Euch in mir verspürt, die war nicht zu stillen. Wenn sie
dich jetzt in den Krieg schicken, habe ich mir gesagt, und du
hast Lea nicht mehr gesehen und weißt nicht, was aus ihr
geworden ist und was aus ihr werden wird — denn Lea
gehört mir und du bist nicht umsonst die Mutter von ihr!
Siehst du, wie mir das Alles eingefallen ist, hat es mir nicht
mehr Ruhe gelassen; ich muß wissen, was aus Lea werden
wird. — Ich kann nicht leben und nicht sterben, wenn ich das
nicht weiß —"

„Schweig, schweig, Christian!" rief Sarah, aufs Neue erschreckt von der Gluth dieser nie gehörten Sprache.

„Aber ich will nicht Soldat werden, ich hacke mir einen
Finger ab, da sollen sie dann sehen, ob ich ein Gewehr laden
kann — ich gehöre in dein Haus, Mutter, und Lea gehört mir.
Ich lasse mir sie nicht nehmen, und hier will ich bleiben, und
will kein Soldat sein."

Sarah saß da, geknickt und gebrochen; sie hörte den gewaltigen Orkan um ihr Haus brausen . . . im nächsten Augenblicke konnten sie Alle, die es beherbergte, unter seinen Trümmern begraben sein.

„Und das Alles," tönten tausend Stimmen in ihr, „hättest
du vermeiden können, wenn du nicht dir, sondern der Welt
gefolgt hättest. Jetzt bricht Alles zusammen!"

Sie seufzte tief auf.

„Das ist die schwerste Stunde meines Lebens! Gott helfe
mir darüber," flüsterte sie halblaut.

In demselben Augenblicke rief Lea, die bis dahin nur die

Mutter und Christian hatte sprechen lassen, nach der Thür weisend:

„Still, der Vater ist erwacht.“

Und in der That drang aus der Kammer, worin Wolf Ungar schlief, die oft gehörte Redensart des kranken Mannes, wie sie schon seit Jahren auf seinen Lippen saß: „Auseinanderreißen — es ist gegen die Natur — das ist das Unglück der Babe — mit der Granatenschnur —“

Niemals hatten diese wenigen Worte, die ihr doch aus langer Gewohnheit zu wesenlosen Begriffen geworden waren, so wunderbar licht und verständnißvoll geklungen! Wie unter einem belebenden Hauche erhob sich die Ermattung ihrer Seele; das war nicht mehr die gebrochene Sarah, die einen Augenblick zuvor in muthloser Bangigkeit ihr Haupt vor dem nahenden Sturme geborgen! Sie hatte sich in die Höhe gerichtet, ein kühner Muth leuchtete aus ihren Blicken, und um ihren Mund spielte ein Zug von Trotz, der auf Unbeugsamkeit eines Entschlusses hindeutete.

„Ja, mein guter Mann!“ rief sie gegen die Kammerthür gewandt, „du sollst bald wieder deine Ruhe haben. Du sollst deinen Schwur nicht zu bereuen haben.“

Und als Christian sie verwundert ansah, sagte sie kurz und bestimmt:

„Du kannst nicht in der Stube bleiben, Christian! Geh hinaus und setz' dich draußen auf die Bank unter dem Nußbaume. — Ich will in einiger Zeit zu dir hinauskommen und dann wollen wir mit einander reden.“

„Darf ich mit ihm gehen?“ fragte Lea.

„Ja, mein Kind, du darfst —“ sagte sie nach einigem Ueberlegen.

Jetzt war sie allein! Erst schlich sie auf den Zehen

die Thüre der Kammer und lauschte. Sie konnte die Athemzüge des ruhig Schlummernden deutlich vernehmen. Dann setzte sie sich an den Tisch in den alten Lehnstuhl, löschte das Licht aus und saß nun da, der Nacht und ihrem Sinnen hingegeben allein, ganz allein! Was in ihr vorging? Wer wollte sich erkühnen, dem Gedankenleben dieser einsamen Menschenseele auf den Grund zu sehen, deren Wehe nur dem Auge des allwaltenden Weltgeistes offenbar vorlag? Da sitzt Sarah, die einfältige Frau eines Gemeindedieners in einer stillen böhmischen „Gasse", aber das was sie denkt, ist mit Flammenzeichen in die Geschichte des Menschenthumes eingetragen, Blut und wieder Blut bezeichnet seine Bahn, und der letzte Athemzug gemordeter und zu Tod gehetzter Geschlechter weht sie an. Lichtere Zeiten und Menschen dämmerten vor ihr auf, sie schüttelt aber den Kopf und wehrt sie mit der Hand ab. Sie sind noch nicht da — Blüthenkelche öffneten sich, die bis dahin verschlossen waren, aber die Menschen schritten noch hinweg über sie . . .

Dann erhob sie sich wieder und zündete die Kerze an. War auch ihrer Seele das Licht aufgegangen? Dann lauschte sie noch einmal an der Schlafkammer ihres Mannes und schlich hierauf unhörbar zur Stube hinaus.

Draußen auf der Bank unter dem Baume saßen die zwei, Christian und Lea. Sie vernahmen es kaum, daß die Mutter vor ihnen stand. Sarah setzte sich an das eine Ende der Bank. Rings herum waltete tiefe, schweigende Nacht.

„Christian," begann Sarah nach einer Weile — „hast du noch eine Erinnerung davon, wie deine Mutter ausgesehen hat?"

„Nein!"

„Was meinst du, wenn deine Mutter heute noch lebte, und du kämest zu ihr, wie du zu mir gekommen bist und sagtest

ihr, was du zu mir gesagt hast — ich meine das mit Lea — was für eine Antwort möchte sie dir geben? Antworte mir nicht gleich und denke nach."

„Ich weiß nicht, Mutter."

„So will ich dir es sagen, Christian! Deine Mutter hätte nur Einen Wunsch, und der wäre, du möchtest einen Stein an deinen Hals binden und dich damit in die Iser werfen, da, bei den Ziegelhütten, wo sie am tiefsten ist."

Christian stieß zwei Namen hervor, die den Inbegriff des Heiligsten für ihn, des Gottessohnes und seiner Mutter, bildeten.

„An dem Schrecken, mit dem du diesen Ausruf thust," sagte Sarah, „sehe ich erst wie Recht ich habe. Deine eigene Mutter, Christian, hätte dir keine andere Antwort gegeben."

Sie legte die Hand auf die Schulter Christians und fuhr in milder, fast geflüsterter Rede fort:

„Christian! mein guter Sohn, du mußt auf und davon, und mußt viele, viele Meilen wandern, bis ein so weites und großes Land ist zwischen dir und uns, daß auch nicht ein Laut von uns zu dir kommt, oder von dir zu uns. Du mußt wandern und wandern und darfst dich niemals umsehen und keinen Augenblick Rast halten. Dann wird dir wohl werden — und auch uns — du mußt fort, mein Sohn Christian!"

„Ich kann nicht, Mutter!" rief Christian, „ich werde es nicht thun! Zum zweiten Male lasse ich mich aus deinem Hause nicht jagen."

„Sprichst du so mit deiner Mutter, Christian?"

Und nach einer längeren Weile sagte Sarah:

„Es ist mir noch ganz gut erinnerlich, als wenn es erst heute geschehen wäre. Als Kinder seid ihr einmal unter demselben Baume gesessen, unter welchem wir jetzt sitzen. Du,

Christian, hast aus einem kleinen Schulbüchelchen gelernt und Lea hat auf einer Schiefertafel etwas geschrieben, ich aber, ich habe euch durch das Fenster belauscht. Da hat Lea ihre Schiefertafel zerbrochen, und wie sie geweint hat, hast du sie getröstet und gemeint, die Tafel läßt sich wieder ganz machen, wenn erst der Drahtbinder kommt. Lea aber hat ausgerufen: „Was zerbrochen ist, ist zerbrochen“ — hörst du mir gut zu, Lea?“

„Ja, Mutter!“ tönte es leise zurück.

„Was zerbrochen ist, ist zerbrochen, das sage ich euch,“ fuhr Sarah fort. „Es läßt sich nicht mehr ganz machen, und der Bruch ist auch nachher zu sehen. Warum habe ich mir das, was Lea damals gesprochen hat, so deutlich gemerkt und vieles Andere ist mir entschwunden? Ich will dir das erklären, Christian. So kindisch die ganze Sache war, so liegt doch darin ein starker Sinn und den müssen wir Beide uns merken. Was du glaubst, Christian, und das, was ich glaube, ich meine das, wie man es mit Gott dem Allmächtigen im Himmel hält, das sind auch zwei zerbrochene Tafeln, zwei Stücke von einer, die einmal ganz gewesen ist. Wer sie zerbrochen hat? und ob es gut war, sie zu zerbrechen? Das kann ich nicht entscheiden, dafür bin ich ein zu unbedeutend Weib. Genug an dem, mein guter Christian, seitdem die alte Tafel zerbrochen ist, ist viel Streit und Herzbrechen in der Welt, jeder hält an seinem Theile fest und darüber sind hunderte und tausende von Jahren schon hingegangen. Auf jedes der zwei Stücke hat aber Gott etwas geschrieben, und daran hält ein Jeder fest, und nur Gott der Allmächtige allein ist im Stande, die zerbrochene Tafel wieder so ganz zu machen, daß, was auf dem einen Stücke geschrieben steht, zu demjenigen paßt, was auf dem anderen geschrieben steht. — Den Tag, wo das geschieht, den werden wir nicht erleben, nicht ich, nicht du, Christian. Willst du aber

wissen, was in unserer heiligen Schrift steht? Tagtäglich beten wir: „Gott wird Herr sein über die ganze Erde, an dem Tage ist Gott der Einige und sein Name — der Einige!" Aber für jetzt ist die Tafel zerbrochen . . .!"

Ein minutenlanges Schweigen folgte den Worten Sarah's. In der würzigen Sommernacht, die rings herum waltete, dufteten und öffneten sich viel tausend Blumenkelche, angeküßt und gekühlt von den Lüften der Nacht. Millionen Augen hatten sich geschlossen zu friedseligem Schlummer, aber auf diesen drei Menschenherzen lag der Bann tiefster Traurigkeit; wenn sie auseinanderschieden, so hat das die bitterste Entsagung geboten. Wird das Wort ausgesprochen werden?

„O! ich versteh dich, Mutter, ich versteh dich ganz!" tönte es von Lea's Lippen.

„Und du, mein Christian?" fragte Sarah, die Hand auf seine heiße Stirn legend.

„Ich möchte, du hättest mich in die Iser fallen lassen, Mutter, da wo sie am tiefsten ist," sagte er mit dumpfer Verzweiflung.

„Sag' das nicht, Christian! sag das nicht. Gott hört so was nicht gerne. Denk du lieber an die zerbrochenen Tafeln und daß von diesem Augenblicke Alles aus und zu Ende sein muß . . . hörst du gut, Christian, Alles zu Ende?"

Christian wollte aufstehen, aber die sanfte Gewalt der auf seiner Schulter liegenden Hand hielt ihn zurück.

„Christian!" rief Sarah mit hervorbrechenden Thränen, „willst du denn deine Mutter nicht anhören? Ich hab dich gepflegt und bewacht, und wenn du krank warst, bin ich an deinem Bette gestanden, und wenn mein Mann dich streng behandeln wollte, habe ich es abgewehrt von dir! Soll ich das Alles jetzt bereuen? Soll ich, willst du der We

ein Beispiel geben, daß man sein Herz verschließen soll wie einen Sack, in den auch nicht das kleinste Erbarmen hineindarf? D'rin liegt der Mann mit dem kranken Gehirn . . wie? wenn er einmal aufwacht und mich fragt: Wo ist meine Tochter Lea? Soll ich ihm sagen, das Kind, das ich bei mir aufgenommen hatte, dem du an deinem Tische einen Platz hast eingeräumt, es hat die Schuld auf sich — daß du deine eigene Tochter nicht mehr dein Kind nennen darfst? Soll ich ihm das sagen, Christian?"

„Genug, genug, Mutter!" rief Christian schluchzend. „Ich habe dich verstanden: Zerbrochen ist zerbrochen."

„Und jetzt geh, mein Sohn Christian und folge dem Rathe deiner Mutter. Wandere, so weit dich deine Füße tragen und schaue nicht zurück. Es müssen Meilen und Länder und Berge liegen zwischen dir uud uns. Dann wird dich Gott beschützen auf allen deinen Wegen — und denk nicht mehr an uns."

Sie hatte die Hand auf seinen Kopf gelegt und es war ein Segen, den ihre flüsternden Lippen dabei sprachen.

Christian war aufgestanden, seine Brust arbeitete heftig.

„Lea!" rief er.

„Christian!"

Minutenlang hielten sie sich umklammert, sie konnten von einander nicht lassen.

Endlich rief Sarah:

„Komm, Lea, mein Kind. Du weißt, wir sind mit dem letzten Anzuge für Channe Klattauer noch nicht fertig — und die Todten können nicht warten. Komm!" — —

In stiller Nacht klirrte der Riegel an dem Thore des Synagogenhofes. Eine Gestalt drängte sich hinaus, Schritte wie die eines Verfolgten wurden in der schlaftrunkenen Gasse hörbar. Auf der Erde gab es ein Menschenglück weniger! —

Durch die „Gasse“ sieht man namentlich an Tagen, wenn die Sonne sich etwas behaglicher über die Häuser und Dächer legt, zwei alte Menschen wandeln, ein gebücktes, trippelndes Mütterchen und einen nur um etwas strammer auftretenden eisgrauen Mann. Sie gehen Hand in Hand — und nur wenn die Mittagsglocke geläutet wird, gleiten ihre Hände auseinander. Vor einem einstöckigen Hause, das hart am Rande des Baches steht, endet ihr Gang.

Es ist Christian und Lea!

Mit zitternden Fingern und trüb gewordenen Augen, mit ergrauten Haaren und Runzeln auf Stirn und Wangen, so hatten sich die Zwei im Winter ihres Lebens wiedergefunden, die im Lenze von einander geschieden waren.

Im Laufe weniger Jahre hatte Lea Vater und Mutter begraben. Dann ging sie in die Fremde, und diente — und sparte Pfennig auf Pfennig und Gulden auf Gulden. Damit ging sie wieder in die alte Heimath.

Eines Tages kam ein altes Mütterchen in der „Gasse“ an und gab sich da den Leuten als Wolf Ungar's und Sarah's Tochter zu erkennen. Es gab nur wenig noch ältere Leute, die sich ihrer zu erinnern wußten, und seltsam genug, nur wenige Tage später traf ein alter Mann ein, der auf Grund seines Heimathscheins sich als Christian, der Sohn des Schusters Johannes Wurma, in der Gasse auch „Jan Schuster“ genannt, auswies.

Einige Wochen später führten Maurer und Zimmerleute das kleine Haus auf, das hart am Rande des Baches steht. Als es fertig und eingerichtet war, bezogen es die beiden alten Leute.

Lacht ihnen nicht nach, vielmehr grüßet sie ehrfurchtsvoll, wenn Ihr seht, wie am Sabbat oder an sonstigen Feiertagen

der alte Christian seiner alten Lea den schweren „Sidur" (Gebetbuch) nachträgt bis zum Eingange der Synagoge, und lacht auch nicht, sondern fühlt Euch gehoben von dem Athemzuge des göttlichen Geheimnisses, das über den weißen Häuptern dieser Greise waltet, wenn Ihr am Sonntage den alten Christian zur Kirche schreiten sehet, mit einem weißen Halstuche, das ihm die alte Lea mit ihren eigenen Händen gewaschen und umgebunden hat. —

In einem alten Buch, das aus der Büchersammlung Kalman Würzburgs, auch „Klein-Mendelsohn" genannt, herrührt, fand sich lange Zeit nachher ein mit vergilbter Tinte geschriebener Papierstreifen, auf dem Folgendes stand:

„Es giebt eine Liebe und eine Einigung unter den Menschen, die ist stärker und gewaltiger als die, von der König Salomo in seinem Hohen Liede spricht. Davon habe ich ein Beispiel bekommen an Sarah, Frau von Wolf Ungar, dem Gemeindediener. In dem Herzen dieses jüdischen Weibes liegt diejenige Liebe, die der Welt einmal den Frieden und die Ruhe wieder zurückgeben wird. Wie kann der Wolf ruhen neben dem Lamm und die Viper neben dem zarten Säuglinge, wenn Gott nicht dafür sorgt, daß noch mehr als eine Sarah Ungar nachgeboren wird!"





Die beiden Schwerter.

In jenem berühmten „Kontrollorgange" der kaiserlichen Burg in Wien, wo Josef der Zweite — warum fährt uns eine so lichte Gluth über das Antlitz, während wir diesen Namen niederschreiben? — seinem Volke in des Wortes weitestem Sinne Gehör gab, standen eines Tages mitten unter einem Haufen von Leuten, die sich aus allen Ständen, Geschlechtern und Provinzen zusammengefunden hatten, ein Mann und eine Frau, Eheleute, wie es schien. Neben dem ungarischen Bauer, der von weiter Pußta hergekommen war, um seinem „Könige" eine Klage wider einen Edelmann vorzutragen, wie er in straffer Haltung dastand, die eine Faust auf den eisenbeschlagenen Fokos gestemmt, den Schafpelz um den riesigen Leib geschlagen, während die andere Hand abwechselnd die beiden kühn aufgeworfenen Schnurrbartspitzen kräuselte, nahm sich jenes Ehepaar gar sonderbar aus! Der Mann, etwa in der Mitte der fünfziger Jahre stehend, hatte nichtsdestoweniger ganz ergrautes Haar; scheu und gedrückt, das dreieckige Hütlein in den krampfhaft zitternden Händen haltend, konnte man

ihm, ohne ihn noch gehört zu haben, eine traurige Geschichte voll Drangsal und Kummer vom Gesichte herablesen. Ein Glücklicher mochte neben ihm nicht lange verweilen. Seine Lippen murmelten beständig und der kleine weiße Kopf bewegte sich wie der Perpendikel einer Uhr, unaufhörlich nach rechts und links, als wollte er beweisen, daß man ihm bisher keinen rechten Ruhepunkt gegönnt hatte. Dagegen bot die Frau neben ihm einen etwas erfreulicheren Anblick. Sie hatte eine verblichen goldene Haube auf, wie sie damals die Frauen in den Ghettos trugen und schien bedeutend jünger als ihr Mann. Ihr Antlitz war noch von jenem rosigen Schimmer überhaucht, den oft die Jugend wie ein Almosen an das reifere Alter abtritt; dagegen schienen ihre Augen viel geweint zu haben. Sie mochten einst schön gewesen sein; wenn sie sich aber jetzt aufhoben, traute man ihnen fast keine Sehkraft zu. Ursprünglich tiefblau, waren sie jetzt blaß und ausdruckslos geworden.

Das Ehepaar hatte einen weiten Weg zurückzulegen gehabt, ehe es in den Kontrollorgang der kaiserlichen Hofburg gelangen konnte. Sie waren in Böhmen zu Hause, und hatten vor vierzehn Tagen ihre Heimath verlassen. In Wien selbst befanden sie sich kaum vierundzwanzig Stunden, und schon standen sie vor dem Antlitze des wahrhaft gottbegnadigten Herrschers, vor dem Fürsten, dessen gesammtes Wesen niemals in seiner ganzen erfrischenden und aufrichtenden Größe erfaßt werden wird, da er das schönste Geheimniß der Schöpfung in sich barg, ein echtes Menschenherz . . . und die Enthüllung von Geheimnissen eben nicht die starke Seite des geschichtlichen Verstandes bildet.

Schon hatte sich der weite Kontrollorgang beinahe geleert, der ungarische Bauer in seinem Schafpelze und unser Ehepaar waren die Letzten geblieben. Der Kaiser näherte sich ihrer

Gruppe. Wer von ihnen sollte zuerst sprechen? Da griff der Bauer ohne vieles Bedenken in den Brustlatz seines Pelzes und brachte die „Supplik“ hervor, die er dem Kaiser entgegenhielt.

Eine Weile ruhten die Augen Josef's wohlgefällig auf der strammen wohlgebildeten Gestalt des Bauers, dann entfaltete er das Papier. Er las es vom Anfang bis zu Ende; seine Züge waren tief ernst geworden. Die Supplik des Bauers war in jenem Latein abgefaßt, wie es eben nur der Feder eines schlichten Dorfnotars in Ungarn entspringen konnte. Warum Lateinisch? Warum in der todten Sprache von Ruinen zu seinem lebendigen deutschen Herzen sprechen? Und dann! Ließ sich noch immer kein Mittel finden, um diesen magyarischen Edelmann zur Ueberzeugung zu zwingen, daß die niedergeborene Creatur Rechte besitze, denen er, der Uebermüthige, beständig den eisenbeschlagenen Stiefel auf den Nacken stemmte?

Nur wenige in ungarischer Sprache lautende Worte hatte der Kaiser an den Bauer gerichtet, sie schienen Gewährung der Bitte zu enthalten; dann wandte er sich mit einer Handbewegung, die den Magyaren verabschiedete, an das aus Böhmen kommende Ehepaar. In demselben Augenblicke stürzten die beiden Leute, Mann und Frau, auf die Knie.

Josef trat einen Schritt zurück.

„Steht auf, steht auf, guten Leute!“ sagte er milde „Was ist Euer Begehr?“

Aber die Beiden waren nicht im Stande, dem kaiserlichen Worte Folge zu leisten. Tiefe Stille herrschte in dem weiten Saale, nur das Schluchzen des auf den Boden hingestreckten Ehepaares war vernehmbar. So währte es eine geraume Weile bis es endlich der Frau gelang, sich aus ihrer halb liegenden

halb knieenden Lage aufzurichten. Ihr Antlitz war thränen-überströmt.

„Wer seid ihr, Mutter?“ fragte Josef, auf den die verwitterte Schönheit dieses Kopfes mit den verblaßten müden Augen einen tiefen Eindruck zu machen schien.

„Ja wohl, Eure kaiserliche Majestät,“ brachte die Frau mühsam hervor, „ich bin eine Mutter und Euer Majestät haben es ganz gut errathen . . . Ich bin eine Mutter, und der da neben mir ist mein Mann, und wir beide sind aus Kojetein in Böhmen . . . und bringen ein großbeschwertes Herz vor unsern allerdurchlauchtigsten Kaiser und Herrn . . .“

„Sprecht Euch aus, liebe Mutter,“ sagte der Kaiser, „darum seid Ihr ja zu mir gekommen.“

„Das ist wahr, Euer Majestät,“ sagte die Frau, indem ihr ein neuer Thränenstrom entstürzte. „Wie soll ich mich aber aussprechen, da ich doch weiß, daß mein allergnädigster Kaiser selbst mir wird nicht helfen können . . .“

„Laßt doch sehen, Mutter,“ lächelte der milde Herrscher, „die Sache ist vielleicht nicht so schwierig.“

„O! Euer Majestät,“ meinte die Frau, „sie ist so schwer und unser Herr Pfarrer zu Hause hat es selbst gesagt.“

„Euer Pfarrer?“ rief der Kaiser verwundert. „Seid Ihr denn nicht . . .“

„Juden, wollen Euer Majestät sagen,“ unterbrach ihn die Frau. „Ja, das sind wir! Ich heiße Gitel und mein Mann da neben mir heißt Schlome . . . Schlome Fingerhut, seitdem wir teutsche Namen bekommen haben.“

„Und wie kommt Ihr dennoch zu einem Pfarrer?“

„Das ist ja eben unser großes Unglück, Euere kaiserliche Majestät!“ rief die Frau traurig, „wer hätte denn mir oder

meinem Mann an der Wiege vorgesungen, daß wir auf unsere alten Tage es werden mit einem Pfarrer zu thun haben?"

„Was ist der Pfarrer für ein Mann!" rief Josef rasch, indem er seine durchdringend blauen Augen auf die Jüdin richtete.

„Gott soll ihn hundert Jahre leben lassen!" sagte die Frau feierlich, und ihre Blicke wandten sich mit einer gewissen Andacht gegen die Decke des Saales.

Josef schüttelte das Haupt. Die sonderbaren Reden der Frau schienen ihn nicht zur Ungeduld zu stimmen, es mochte ihm aus ihnen ein Geist entgegentreten, den er gern begriffen wünschte.

„Sprecht, Mutter!" sagte er, „was ist Euer Begehr?"

„Alles, was Euere kaiserliche Majestät hören wollen, das Alles steht viel besser in dem Papier da aufgeschrieben, was mir unser Herr Pfarrer mitgegeben hat."

Mit diesen Worten überreichte sie dem Kaiser ein in Bittbriefform zusammengelegtes Papier, das der Herrscher mit einer gewissen Hast entfaltete.

„Lesen Sie nicht, Euere kaiserliche Majestät," — rief mit einem Male der Mann, der bis dahin in seiner knieenden, fast am Boden zusammengekauerten Lage verharrt hatte, mit so durchdringend lauter Stimme, wie sie in diesem Saale vielleicht niemals erklungen sein mochte.

Dem Herrscher bot sich ein ebenso sonderbarer als ergreifender Anblick dar.

Derselbe Mann, der einige Sekunden zuvor von dem Gefühle der Furcht, einem Fürsten gegenüber zu stehen, bis zur äußersten Ohnmacht, fast bis an das Todesgrauen gedrängt worden war, derselbe Mann stand jetzt aufrecht, jeden Muskel seines Körpers von einem muthvollen Gedanken geschwellt vor

Josef dem Zweiten. Das dreieckige Hütlein war auf den Boden gefallen, der böhmische Jude schien um eine Kopflänge gewachsen zu sein. Dazu blitzte ein dunkles Feuer in seinen kleinen Augen und sein blasses Angesicht trug in den vielen Furchen die Zeichen eines von innen lohenden Brandes.

„Lesen Sie nicht, Euere kaiserliche Majestät!" rief er also, die Hand wie abwehrend gegen den Herrscher ausgestreckt, „bis ich zuvor gesprochen habe."

„Was ist es, Mann?" sagte Josef der Zweite, noch immer ohne irgend welche Ungeduld. „Faßt Euch! Ihr steht vor Eurem Kaiser, der noch keinem seiner Unterthanen Gehör versagt hat."

„Nun gut, Euer Majestät!" rief der böhmische Jude, „ich komme gar nicht als Bittsteller, ich komme anzuklagen denjenigen, den der allmächtige Gott im Himmel als seinen Stellvertreter auf Erden aufgestellt hat, daß er richte zwischen Gut und Schlecht, zwischen Licht und Dunkel. Und weil Gott einen Menschen so hoch aufgerichtet hat, daß alle andern Menschen neben ihm zu nichts werden, muß er ihm auch etwas von seiner Gerechtigkeit verliehen haben, und die darf kein Stäubchen Unrechtes neben sich dulden, und muß es ausrotten, wie Unkraut aus dem Acker."

Der Mann hielt inne.

Ein leichtes Runzeln fuhr über die hohe Stirne Josefs des Zweiten.

„Alter Mann," sagte er mit einem Anfluge von Strenge, „du sprichst ein großes Wort aus, und weißt vielleicht nicht, was du sprichst. Sprich! Ist dir von einer meiner Behörden eine Kränkung deines guten Rechtes angethan worden? Ich gebe dir mein kaiserliches Wort, es soll dir Genugthuung werden, wenn sich deine Anklage bewährt."

„Euer Majestät," rief der böhmische Jude aus keuchender Brust, und eine aschgraue Färbung überflog sein bis dahin leicht geröthetes Gesicht. „Das Unrecht, das ich erleide, kommt von Eurer Majestät selber . . ."

„Schlome!" schrie das Weib neben ihm in Todesangst und faßte nach der Hand des Mannes.

„Sprich, alter Mann!" sagte Josef milde, der es wohl begriff, daß er mit der Sprache eines hochaufgeregten, gleichsam aus seinen gewohnten Bahnen getretenen Gemüthes nicht allzustrenge ins Gericht gehen durfte. „Ich bin es also, den du anzuklagen hast?"

„Ja, Euer Majestät!"

„Und worin besteht mein Unrecht?" rief der Enkel so vieler Cäsaren mit leicht begreiflicher Hast.

Niemals vielleicht zeigte sich jenes große Herz der ihm gewordenen Sendung würdiger, als grade in diesem Augenblicke. Josef der Zweite, der deutsche Kaiser, der Erbe und Besitzer glänzender Kronen, stand dem böhmischen Juden aus Kojetein Rede und Antwort in einer Sache, in der er als Angeklagter erschien!

„Euer Majestät," begann Schlome mit unbeugsamer Entschlossenheit in Ton und Geberde, „haben das Toleranzedikt herausgegeben. Man sagt, es soll für uns Juden sehr gut sein . . . das Toleranzedikt hat mich um meinen Sohn gebracht!"

Kaum hatte der böhmische Jude diese kühne Anklage ausgesprochen, als auch schon die unnatürliche Gereiztheit, in der sein ganzes Wesen tönte, gleichsam als hätte sie den höchsten Ton einer über alles Maß überspannten Saite erreicht, in ihr grades Gegentheil umschlug. Er taumelte zurück und wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht seine Frau mit kräftiger

Entschlossenheit mit beiden Händen erfaßt und aufrecht erhalten hätte.

„Ich verstehe dich nicht, alter Mann!“ sagte Josef, während sein Auge mehr neugierig als strenge auf der Gestalt der vor ihm Stehenden haften blieb. „Was hat mein Toleranzedikt mit deinem Sohne zu thun?“

Und wieder erhob sich der böhmische Jude zu einer jener gewaltsamen Kraftanstrengungen, denen sein gesammtes Wesen so unähnlich sah. Seine Gestalt richtete sich auf, seine Augen erhielten wieder Feuer, jeder Nerv in seinem Leibe schien auf der Lauer zu stehen.

„Euer Majestät!“ sagte er, indem er einen Schritt vorwärts that, „die Religion ist für den Menschen das Höchste! wer ihm daran greift, der greift an Gott und verletzt die Ehrfurcht, die wir ihm schuldig sind. Das Toleranzedikt von Euer Majestät mag gut und gnädig sein, wer sollte das nicht erkennen? Die Letzten waren wir in den Staaten Euerer Majestät, verflucht und gemieden wie Pestkranke . . . keinen Tag war unsere Existenz sicher; wem es einfiel, der konnte uns beschimpfen, mit dem Fuße treten und aus dem Hause jagen. „Sie sollen erschrecken vor jedem Blatte, das fällt,“ heißt es in der Bibel, und das Wort ist an uns buchstäblich wahr geworden. Wir haben gezittert und gebebt vor dem Großen wie vor dem Kleinen, weil uns Beide weh thun konnten. Unser Recht war in der Hand der Mächtigen wie ein Stück Lehm in der Hand des Töpfers; wir haben nicht die Ehre und Würde gehabt, wie sie selbst der robotpflichtige Knecht genießt . . . Da haben Euer Majestät das Toleranzedikt herausgegeben . . .“

„Und nun?“ fragte Josef und seine blauen Augen leuchteten in einem eigenthümlichen Glanze.

„Wenn man lange krank gewesen ist,“ fuhr der Jude in

erhöhtem Tone fort, „dann thut Einem der kleinste Sonnenstrahl wohl und man fühlt sich davon bis in die tiefste Seele hinein erwärmt. Aber nicht Jeder vermag das zu ertragen. Weil ihm der eine Sonnenstrahl wohlthut, der auf sein Bett fällt, so meint mancher Kranke, er muß auch hinaus in die Freiheit und auf die Gasse, wo er die ganze Sonne und den blauen Himmel über sich hat. Und da kann es sich ereignen, daß der erste Schritt, den er vor das Haus setzt, ihm das Leben kosten kann. Denn draußen lauert der Tod."

Ich fange an, dich zu verstehen, alter Mann!" sagte Josef, „sprich weiter!"

„Das Toleranzedikt, Euer Majestät," rief Schlome Fingerhut, „ist ein solcher Sonnenstrahl, aber die ihn genießen, werden daran zu Grunde gehen! Denn weil die Religion das Höchste für den Menschen ist, so darf auch keine Hand danach greifen und tasten. Das Toleranzedikt, kaiserliche Majestät, wird uns übermüthig machen, wird uns die Lust eingeben, hinaus in die Freiheit und auf die Gasse treten zu wollen . . . In siebzig Jahren wird es gar keine Religion mehr geben."

Josefs Antlitz deckte sich mit einer tiefen Gluth; seine in der Falte des Jabots ruhende Hand fuhr mit einer gewissen Heftigkeit heraus.

„Das also ist es, was dich beunruhigt!" rief er und seine Sprache klang herb, abstoßend, gereizt. „Mein Toleranzedikt wird Euch um Eure Religion bringen?"

„Gnade, Gnade! Euer Majestät!" flehte der böhmische Jude, der erst jetzt inne zu werden schien, daß diesem Tone gegenüber nur das Schweigen der Demuth sich eigne. „Ich redete unbesonnen, ich wußte nicht, wie es mir auf die Zunge kam."

„Entschuldige dich nicht, alter Mann!“ rief Josef mit der Hand abwehrend, „und bedecke dein graues Haupt nicht mit der Schmach der Lüge! Du hast gesprochen, wie jetzt Tausende und Hunderttausende und Millionen deiner Art sprechen. . . . Aber daß du so sprichst, Einer aus jenem Volke, dem ich nur ein Stäubchen Gnade zuwandte, dem ich nichts gab, als worauf es seit Tausenden von Jahren harrte, das beweist mir aufs Neue, daß das edelste Geschöpf Gottes vor Allem die Anlage hat . . . undankbar zu sein!“

„Gnade, Euer Majestät, Gnade!“ wimmerte der alte Mann mit gerungenen Händen.

Der Kaiser hielt inne. Hatte er zu viel von dem Inhalte seines eigenen Herzens — dem böhmischen Juden verrathen? Josef war nicht wortkarg. Er verdeckte nicht gern die Gluth seiner Begeisterung mit der ausgebrannten Asche kalter Bedächtigkeit. Hätte sonst sein Mund in der bittern Todesstunde das Geheimniß offenbaret, alle seine Pläne seien an dem einen Irrthum gescheitert, daß er den Menschen zuviel vertraut — und zugetraut habe?

Mit rascher Bewegung trat er plötzlich von den beiden Bittstellern aus Böhmen hinweg; es hatte fast den Anschein, als wollte er sie ohne Bescheid kurz und übelwollend entlassen.

Da rief die Frau, indem sie neuerdings auf den Boden hinstürzte, so daß sie nur eine Handbreit Raumes zwischen ihrem Haupte und dem Fuße des Kaisers hatte, schluchzend:

„O, kaiserliche Majestät! Wollen Sie eine Mutter so fortgehen lassen, die beständig ein scharfes Schwert über ihrem einzigen Sohne gezückt sieht? Kaiserliche Majestät! schauen Sie doch herab auf den Jammer einer Mutter!“

Der Ton dieser Klage, mit jener Wahrheit der Verzweif-

lung gesprochen, die sich nicht spielen und erheucheln läßt, traf Josef's Gemüth. Huldreich neigte er sich zu der armen Mutter herab; er, der nicht stark genug sich fühlte, die Schmerzensschreie irregeleiteter Nationen von sich zu wehren, wie unanfechtbar er sich auch in seinem Rechte dünkte, wie sollte er dem Jammer dieser Menschenseele gegenüber die Miene strenger Zurückweisung beibehalten?

„Steh' auf, steh' auf," sagte er weich, „du sollst nicht sagen, Frau, du seiest von dem Antlitz deines Kaisers ungetröstet fortgegangen ... Erzähle du mir klar und schlicht, wie es um dich steht. Dein Mann," setzte er mit jenem milden Lächeln hinzu, das seine Zeitgenossen so überaus schön fanden, „dein Mann kommt mir wie ein Fanatiker vor, und mit Leuten solcher Art ist es etwas schwer, sich zu verständigen."

„Kaiserliche Majestät!" schluchzte die Frau des böhmischen Juden, „wie soll ich sprechen, wenn ich so erschrocken bin?"

„So bleibt mir nichts anderes übrig, als mich mit dem Inhalte dieser Bittschrift bekannt zu machen. Es steht doch wohl darin, was dich bedrückt?" fragte Josef, indem er, das entfaltete Papier vor sich haltend, in eine Fensterbrüstung trat.

„Alles, Alles, Eure Majestät!" rief die Frau. „Der Herr Pfarrer hat es ja geschrieben, und der soll hundert Jahre leben!"

Der Kaiser begann zu lesen. Eine athemlose Stille waltete durch den weiten Kontrollorgang. Die Bittschrift des böhmischen Ehepaares war ein umfangreiches Aktenstück, das selbst beim flüchtigsten Durchlesen eine geraume Zeit in Anspruch genommen hätte. Der Kaiser las langsam; bei mancher Stelle, die ihn lebhafter ergriffen zu haben schien, hielt er zögernd inne; dann flog sein blaues Auge n ie suchend über die Beiden hin. Schlome Fingerhut stand wieder, der scheue und gedrückte Jude

da, als der er eingetreten, das dreieckige Hütlein vor sich hinhaltend, während die Frau noch immer in ihrer knieenden Lage verharrte.

Während seiner ganzen Regentenlaufbahn war dem Kaiser kein eigenthümlicheres, ihn mehr fesselndes Schriftstück vor die Augen getreten. Die tollsten Projekte, wie die genialsten Ansichten, größter Aberwitz und planvolle Weisheit waren ihm in den Jahren entgegengetreten, die die Geister seiner Völker mit einer seit den Zeiten der Reformation nicht gekannten Unruhe aufgestört hatten ... Dieser Bittschrift gegenüber, sonderbar ihrer Form und ihrem Inhalte nach, mußte selbst Josef gestehen, daß alles bisher Gekannte und Erfahrene zur Farblosigkeit herabsank. Schon der Eingang des Schriftstückes fesselte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade; es lautete:

„Zwei Schwerter sind seit altersgrauen Zeiten, namentlich aber, seitdem Carolus Magnus sich an jenem berühmten Weihnachtsfeste die abendländische Krone aufsetzen ließ, über alles deutsche Land, ja über die ganze zivilisirte Erde ausgestreckt. Sie stehen als Wache an des Menschen Wiege, sie kreuzen sich über seinem übrigen Leben und begleiten ihn, wenn er stirbt, zu Grabe. Die zwei Schwerter sind die zwei Gewalten auf Erden: Staat und Kirche! Wer dem einen entrinnt, fällt der Schärfe des andern anheim. So ist es Recht und Gesetz gewesen in jenen dunklen Zeiten, als die Menschheit einer kräftigen und ungetheilten Faust bedurfte, wollte sie nicht in ihren bösen und gewaltthätigen Gelüsten ersticken und zu Grunde gehen! Im Laufe der Zeiten mußte aber der unausbleibliche Umstand eintreten, daß Unfriede aufkam zwischen den beiden gezückten Schwertern. Das eine wurde immer gewaltthätiger, das andere dagegen von Tag zu Tag stumpfer; kein Schützer des Rechts und der Bildung, sondern ein Würger fuhr das

eine einher, während das andere sich demüthig in die Ecke duckte und ganz vergessen zu haben schien, daß es doch auch aus Eisen geschmiedet worden. Selbst wenn es den Anschein hatte, daß es sich hie und da dieses seines Ursprunges erinnerte, immerhin ist die Stärke des anderen so anmaßend gewesen; bei allen Anlässen, im Großen wie im Kleinen, hat es sich so bedeutend in die Wagschale gelegt, daß jenes höchstens funkeln, dieses allein aber schneiden konnte. So ist es gewesen bis zu des gottgesegneten Kaisers Ankunft auf dem glanzvollen Throne seiner erhabenen Ahnen; der hat das gute Staatsschwert ergriffen, das schützende, allen gleich gerecht werdende, . . . und seit dieser Zeit datirt sich ein neues Blatt der Menschheit, worauf die Augen des vorurtheilsfreien Weltweisen immer mit Wohlgefallen ruhen werden."

Nach diesem etwas befremdenden Eingange erbat sich der Stadtdechant von Kojetein, „in der innigsten Ueberzeugung, Se. kaiserliche Majestät werde dies nicht ungnädig vermerken," die Erlaubniß, das Wort für eine „arme Judenfamilie" führen zu dürfen, die sich in der größten Noth, nämlich in Gefahr, von den „beiden Schwertern" zu gleicher Zeit erfaßt zu werden, befinde. Er erzählte:

„Kurz nachdem das Toleranzedikt glorreichen Andenkens erschienen, sei eines Abends ein junger Mensch, der Sohn des israelitischen Handelsmannes Schlome Fingerhut zu ihm gekommen und habe ihm in kurzen, aber leidenschaftlichen Worten den Wunsch ausgedrückt, alsogleich in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen zu werden. Die Eltern des jungen Mannes seien ihm schon seit langen Jahren als die frömmsten Leute im Orte bekannt, um so mehr habe ihn also diese Mittheilung ihres Sohnes in Verwunderung gesetzt. Auf die Frage, was ihn denn zu diesem Schritte bewege, der doch so

außerordentlich selten unter seinen Glaubensgenossen vorkomme, habe er in größter Aufgeregtheit, mit flammenden Wangen und leuchtenden Augen geantwortet: „Das Toleranzedikt meines Kaisers Josef des Zweiten.“ Lassen wir hier den Bericht des guten Stadtdechanten von Kojetein in seiner geschriebenen Unmittelbarkeit folgen:

„Ich war über diese Antwort um so mehr erstaunt, als ich sie im ersten Augenblicke nicht begriff. Wie? sagte ich ihm, der Kaiser spricht zum ersten Male, seit dein Volk in seinen Staaten sich befindet, den Grundsatz der Duldung für seine akatholischen Unterthanen aus, und diesen Moment willst du benützen, um aus dem Schooße deiner Religionsgemeinde zu scheiden? „Eben deswegen,“ lautete die Gegenrede des jungen Israeliten, „will ich meinen Glauben ändern. Aus dessen Herzen das Toleranzedikt hervorgehen konnte, der muß die wahre Religion besitzen, und ich will keinen andern Glauben haben, als mein Kaiser Josef der Zweite!“ Auf meine Bemerkung, daß es mir schiene, als handle er grade durch einen derartigen Schritt den erhabenen Absichten des Kaisers zuwider, der doch das benannte Edikt nur zu dem Zwecke herausgegeben, um von den bisher so bedrückten Religionsparteien jeden Zwang und jede Nöthigung zu entfernen, antwortete er kurz und bestimmt:

„Das Toleranzedikt ist auf Gottes Eingebung erfolgt. Gott wollte, daß diese wahrhaft große That aus den Händen eines christkatholischen Herrschers hervorgehe, um anzudeuten, daß er dessen Religion über alle anderen setze.“ Ich gestehe, daß mich diese Aeußerung gradezu verblüffte; es ließ sich gegen die Wahrheit derselben nichts einwenden. Da ich aber sah, daß ich es mit einem jungen, leidenschaftlichen, aufgeregten Menschen zu thun hatte, in dessen Gehirn eine sogenannte fixe

Idee sich bis zur Manie vielleicht festgesetzt hatte, so fragte ich ihn, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, ob er auch der Zustimmung seiner Eltern zu dem beabsichtigten Schritte sicher sei? Er antwortete: „Ich bin vierundzwanzig Jahre alt!" Darauf stellte ich ihm vor, ob er auch sich vergegenwärtigt habe, welchen Kummer er dadurch seinen Eltern verursache, die an dem Glauben ihrer Väter mit der größten Zähigkeit hingen; eine Glaubensänderung sei bald vollzogen, aber er möge bedenken, daß dadurch die zartesten Fäden der Verwandtschaft zerrissen, die innigsten Bande der Natur aufgehoben würden. Da brach er in Thränen aus und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. „Ich habe Alles überlegt, hochwürdiger Herr," sagte er, „aber das Edikt will es so von mir!" Da ich ihn nun in dieser Stimmung sah, versuchte ich noch Eines. Ich fragte ihn: „Soll ich deine Eltern von dem Schritte, den du vor hast, in Kenntniß setzen? Willst du ihn öffentlich begehen? „Er muß im Stillen geschehen," meinte er, und nun hatte ich nicht allzu große Mühe, um ihn zu überzeugen, daß sein Wunsch um Aufnahme in den Schooß unserer heiligen Kirche eine Sache sei, die nach allen Seiten hin in Betracht gezogen werden müsse. Er schien nicht meiner Meinung zu sein, aber er schwieg. Um ihn nicht ganz ohne Hoffnung von mir gehen zu lassen, bestellte ich ihn auf einen der nächsten Tage zu mir ins Haus, selbst der Hoffnung lebend der junge Mensch könne indessen mit sich reiflich zu Rathe gegangen sein."

„Ich weiß," fuhr der Bericht des Kojeteiner Stadtdechanten hier fort, „ich habe bei diesem Anlasse nicht so gehandelt, wie zu handeln es vielleicht von Tausenden meiner Amtsbrüder als heilige Pflicht wäre angesehen worden; aber ich weiß auch, daß dem landesväterlichen Herzen meines großen Kaisers nicht

widerwärtiger ist als die Pest des Proselytismus, die lange genug in unsern Landen gehaust, und daß ich dabei in jenem Geiste vorgegangen bin — den Josef der Zweite seinen Staaten als Signatur aufgedrückt haben will — im Geiste der Duldung!“

„Am bestimmten Tage, zu später Abendstunde, fand sich der junge Mensch wieder bei mir ein. Auf meine vorläufige Frage, ob er seinen Entschluß zu bereuen nicht Gelegenheit gehabt habe, schüttelte er den Kopf. Er war weniger aufgeregt, als das erste Mal, und eine Ruhe sprach aus seinen Gesichtszügen, die mir deutlich kund that, ich würde diesmal einen weit schwierigern Stand haben. Ich täuschte mich auch nicht. Der junge Mensch bewies sich unerschütterlich; er kam stets und wieder auf den Gedanken zurück, er müsse sich zur Religion seines Kaisers bekennen, aus dessen Hand das Toleranzedikt hervorgegangen! Da ich nun nach einem Dispute, der bis tief in die Nacht hinein währte, inne wurde, daß der junge Mensch nach einem unabänderlich gefaßten Plane handle und spreche, stellte ich ihm die Aufnahme in unsre Kirche unter der Bedingung in Aussicht, daß er sich durch vier Wochen einem strengen Unterrichte in der Christlehre unterziehen müsse, worauf er mir mit einer gewissen Schüchternheit eingestand, er habe sich bereits mit dem Katechismus bekannt gemacht, ich möge die Güte haben, sein Wissen einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Dies that ich denn auch und fand es in jedem Betrachte bewunderungswürdig. Dennoch hielt ich es für nöthig, ihn auf neuere vier Wochen hinaus zu vertrösten, fest entschlossen, wenn er sich auch nach diesem Termine unerschüttert bewähren sollte, der Erfüllung seines Wunsches kein weiteres Hinderniß in den Weg zu legen.“

„Am Sonntag Oculi, wieder in später Abendstunde, stellte er sich neuerdings bei mir ein; es waren grade vier

Wochen verflossen. Sein Entschluß war ungebrochen, er bestand darauf mit jener Leidenschaftlichkeit, die er schon bei seinem ersten Besuche an den Tag gelegt hatte. Dennoch erachtete ich es noch einmal als meine Pflicht, ihn einer neuerlichen strengen Prüfung aus den Lehren des Katechismus zu unterwerfen; er bestand sie vortrefflich, ich fand auch nicht die geringste Lück in seinem Wissen. Da glaubte ich in meinem Gewissen nich länger Anstand nehmen zu dürfen, und sagte ihm unbeding die Taufe zu. Da fiel er weinend vor mir auf die Knie un bat mich mit aufgehobenen Händen, die heilige Handlun sogleich an ihm vorzunehmen, aber im Geheimen, und hier au meiner Stube, denn er wolle sich alsbald aus dem Lande ent fernen, um seinen Eltern, die die Sache dennoch erfahre könnten, keine Kränkung zu verursachen, die namentlich fü seine Mutter den Tod nach sich ziehen könnte."

„Ich willfahrte ihm, und vollzog an dem jungen Mensche die heilige Handlung. Es war in der Nacht vom Sonnta Oculi auf den Montag, den der Kalender mit dem heilige „Adrian" bezeichnet, weswegen ich ihm auch diesen Namen be legte, wie dies mein großes Taufbuch aufweist."

„Kurze Zeit darauf war der junge Mensch aus der Gegen verschwunden. Ich begegnete öfters dem israelitischen Handel manne Schlome Fingerhut und dessen Frau, aber nichts i dem Benehmen dieser Leute deutete darauf hin, daß sie ein Ahnung von dem hatten, was mit ihrem Sohne vorgegange Nur erfuhr ich aus näheren Erkundigungen, daß sie die A wesenheit dieses einzigen Kindes, dessen Aufenthalt ihn gänzlich unbekannt sei, schwer ertrügen, und darüber in groß Seelentraurigkeit sich befänden. Zwei Jahre waren vergange die Haare des Juden Schlome waren weiß geworden, man s es ihm an, daß er und seine einst schöne Frau mit eine

Kummer rangen, der stärker war, als ihr Wille. Sollte ich nun hinzutreten, konnte und durfte ich diesen Leuten eine Kunde mittheilen, die für sie die Schrecken des Todes haben mußte, da sie an der Abwesenheit des Sohnes schon so schwer trugen? Ich schloß also das Geheimniß in meine Brust — und schwieg!"

„Vor einem halben Jahre ungefähr," fuhr der Bericht des Stadtdechanten von Kojetein fort, „grade an dem Tage, den die Israeliten den „langen Tag" nennen, weil sie denselben durch vierundzwanzig Stunden von einem Abende bis zum andern mit Fasten und Gebeten begehen, da habe ihn, den Pfarrer, ein zufälliger Gang an der Synagoge vorbeigeführt. Der Abend war bereits niedergesunken, und die Leute strömten in hellen Haufen aus dem Gotteshause. Mit einem Male sei ihm der lange vermißte junge „Adrian" vor die Augen gekommen; er ging, bleich, mit eingefallenen Augen, fast kaum erkennbar, am Arme einer alten Frau, in der er alsbald die Ehefrau des Schlome Fingerhut erkannt habe — und Beide kamen aus einer und derselben Synagoge! Wie von einer höheren Eingebung erleuchtet, habe er „Augenblickes" gewußt, was mit dem Neophyten vorgegangen! Er war reuig wieder in den Schooß seiner Gemeinde zurückgekehrt, und hatte den neuen Glauben verleugnet! In ihm seien Zorn und Grimm gegen ein so freches Thun erwacht, und wenn er diesen Gefühlen nicht alsbald gefolgt sei, so käme das daher, weil er sich bemeistert habe — und weil er die alte Mutter am Arme ihres Sohnes gesehen!"

„Dennoch habe er nach reiflicher Ueberlegung in der Stille der Nacht den Gedanken von sich gestoßen — die „beiden Schwerter" wider das Haupt des „Abgefallenen" aufzurufen. Wie, wenn der junge Mensch blos einem Sehnsuchtsdrange nach

der Heimath gefolgt, wenn er nur aus Liebe zu seinen Eltern jene Religionshandlungen mit ihnen theilte, die er in der Nacht jenes Sonntages Oculi vor ihm auf immer abgeschworen? Um Licht in dieser Sache zu erhalten, habe er beschlossen, keinen auffallenden Schritt vorzunehmen, und vor Allem den jungen Mann zuerst zu hören. Er habe ihn also durch einen Diener zu sich ins Haus bestellt, in der gegründeten Hoffnung, seine Vermuthungen bestärkt zu finden."

„Tage verstrichen," so lauten wieder die eigenen Worte des Pfarrers, „und der junge Adrian fand sich bei mir nicht ein. Ich schickte neuerdings zu ihm, aber auch diesmal folgte er meinem Aufrufe nicht. Da überkam mich ein leichtverzeihlicher Grimm; ich ließ ihm sagen, wenn er nicht morgen in aller Frühe vor mir erschiene, würde ich ihn durch den Stadtvogt ergreifen und ins Gefängniß setzen lassen, von woher er mir wohl Rede und Antwort stehen würde. Der Morgen kam, aber statt des jungen Menschen ließen sich die Eheleute Fingerhut melden, die mich zu sprechen wünschten."

„Niemals in meinem Leben werde ich nun den Vorgang vergessen, der sich vor meinen Augen entwickelte. Die beiden Alten waren gekommen, um mich um Gnade und Schonung anzuflehen. Sie wußten Alles, der Sohn hatte ihnen Alles eingestanden. Er war nicht nur in die Heimath zurückgekehrt, er hatte auch seinen alten Glauben mitgebracht. Er war ein Reuiger geworden, er sah als Verirrung ein, was er in einer mächtigen Aufwallung, in einer alle seine Sinne fesselnden Vorstellung inbrünstig umfaßt hatte. Zwei Jahre planlosen Herumirrens in der Fremde, vielfache Täuschungen, die er erlebt, dazu die Sehnsucht nach den frommen Eltern brachten eine Verwirrung in ihm hervor, die schließlich ihn zu dem Entschlusse drängten, die alte Heimath — und die alte Ge-

meinde aufzusuchen, der er sich doch selbst entfremdet hatte. Wohl wußte er, welche Strafen seiner harrten, aber er war fest entschlossen, Kerker, vielleicht auch den Tod über sich ergehen zu lassen; er wollte büßen und leiden. Das war sein einziges Begehr!"

„In diesem Augenblicke traten die beiden gewaltigen Schwerter in ihrer ganzen Furchtbarkeit vor meine Seele; ich hatte aber auch den Jammer der Alten vor mir, der wohl im Stande war, das härteste Felsgestein zu erweichen. Ich konnte drohen, aber das harte Wort erstarb mir auf den Lippen, wenn ich auf die nassen Augen der Frau, und die verzweifelte Miene ihres Mannes sah. Pflicht und Menschlichkeit stritten in mir gleichzeitig einen schweren Kampf; ich konnte und durfte nicht weichen, während andererseits das Gefühl mir augenblickliche Schonung gebot. In dieser Seelennoth fiel es in mich, wie ein Strahl vom Himmel! In diesem Widerstreite zweier Gewalten kann nur Der den Ausspruch fällen, der das Staatsschwert in Händen hält, nur Josef der Zweite in seiner Hofburg wird in seiner Weisheit und Hoheit, in seiner Erleuchtung und Geistesstärke das Wort sprechen, das entscheidend sein muß."

„Und so beredete ich," schloß der Bericht, „die alten Leute, sich direkt an das großmüthige Herz Ew. kaiserlichen Majestät zu wenden. Von den Lippen meines großen Kaisers soll die Weisung ausgehen, was in dieser schwierigen Angelegenheit zu geschehen habe! Ich selbst will — schweigen und meine Lippen geschlossen halten, bis Eure Majestät gesprochen!"

„Beide Schwerter hängen über dem Haupte eines Schuldigen. Es ist in Gefahr zermalmt und vernichtet zu werden. Soll das Gesetz in seiner ganzen Strenge, soll die milde Deutung in diesem Falle walten? Eure Majestät werden entschei-

den; bis dahin verharrt in tiefster Unterthänigkeit meines großen Kaisers allerergebenster

Johannes Rosinger,
Stadtdechant zu Kojetein in Böhmen."

Josef war mit der umfangreichsten Bittschrift, die man ihm jemals entgegengereicht, zu Ende gekommen. Ihr Inhalt mußte ihn in seltsamer Weise ergriffen haben; er hatte das Papier auf die Brüstung einer Fensternische gelegt, und blickte nun, wie traumhaft verloren vor sich nieder. Was seine Seele wohl beschäftigte? War ihm die Gestalt des ehrwürdigen Geistlichen vor das innere Auge getreten, dessen Schrift so erquickend darthat, daß dem kaiserlichen Gärtner nicht überall ödes Felsgestein entgegenstarrte, daß die ausgestreute Saat hie und da auch auf fruchtbaren Boden gefallen war? Ging über seine Lippen ein unausgesprochenes Dankwort an den wackeren Freund in der entlegenen Provinz?

Es war eine geraume Weile vergangen. Eine volle Stunde währte bereits die Audienz des jüdischen Ehepaares aus Böhmen. Draußen vor dem Kontrollorgang erscholl Waffengeklirr die Wache war eben abgelöst worden. Da fuhr der Kaiser auf. Mit raschen Schritten ging er auf die beiden Bittsteller zu; er hatte die Denkschrift des Kojeteiner Stadtdechanten wieder zur Hand genommen.

„Was ist Euer Pfarrer für ein Mann?" wandte er sich an die Frau, sie mit seinen blauen Augen scharf fixirend.

„Euer Majestät meinen, ob er alt oder jung ist?" fragte die Ehefrau Schlome Fingerhut's zurück.

„Meinetwegen!" lächelte der Kaiser. „Ist er jung?"

„Er ist ein alter Mann, Kaiserliche Majestät," entgegnete die Frau.

„Sonderbar!" sprach Josef halblaut vor sich hin, „d

Alten werden mit mir jung, während von den Jungen der alte Widerstand gegen mich ausgeht."

„Er ist also alt!" rief der Kaiser mit erhöhter Stimme, „hat man in Eurem Orte nie eine Klage wider ihn vernommen?"

„Wer sollte gegen ihn klagen?" meinte die Frau ganz verwundert, „der könnte einem Kinde kein Unrecht thun."

„Er ist also gegen Euch Juden gut?" fragte der Kaiser.

„Gut ist kein Wort, Euer Majestät," sagte die Frau in der ganzen Unbefangenheit ihres Wesens. „Neulich ist ein armer Handwerksbursche von draußen „aus dem Reich" bei uns gestorben; wie man dessen Gepäcke untersucht, hat man gefunden, daß er ein Lutheraner ist. Der Pfarrer war grade nicht zu Hause, und da hat sein Kaplan befohlen, man soll den Todten auf freiem Felde begraben, wie Einen, der an sich selbst Hand gelegt hat. Aber zu derselben Stunde ist der Pfarrer nach Hause gekommen, und da hat er sogleich sein geistlich Gewand angelegt und hat befohlen, man soll das Sterbeglöckchen läuten, und er ist selbst mit der Leiche auf den Friedhof hinausgegangen, und hat den armen Handwerksburschen begraben lassen."

Das Papier in Josef's Händen zitterte. Es war einer jener wenigen Momente in dem Leben des großen Herrschers eingetreten, der wie ein heller Sonnenblick aus trübem Gewölke ihn traf. Er war also verstanden worden!

Eine lautlose Stille waltete neuerdings durch den weiten Kontrollorgang. Josef schien sichtbar mit dem Bescheide zu kämpfen, der im nächsten Augenblicke über seine Lippen treten mußte.

„Majestät! was ist's mit unsrem Sohne?" rief plötzlich mit überquellender Heftigkeit die Frau.

Und auch Schlome Fingerhut richtete sich wieder aus seiner

scheuen Stellung auf, und rief, die Hände unter dem dreieckigen Hütlein gefaltet:

„Kaiserliche Majestät! Sprechen Sie ein Wort der Gnade! ein einziges Wort der Gnade!"

Mit bewegter und doch fester Stimme sagte Josef:

„Ich bedauere es vom Herzen, Euch sagen zu müssen, daß in dem Falle Eures Sohnes ... von Gnade keine Rede sein kann. Sein Schicksal ist dem Gesetze verfallen, und erst wenn dieses gesprochen, kann ich vielleicht mildernde Umstände in Betracht ziehen!"

„Allergnädigster Kaiser und Herr!" rief die arme Bittstellerin aus der tiefsten Seelenangst, indem sie vergessend des Ortes und Desjenigen, vor dem sie stand, mit leidenschaftlicher Wildheit an die goldene Haube auf ihrem Kopfe griff, „was hat eine bittende Mutter mit dem Gesetze zu thun! Das Gesetz ist gut, wo man es braucht."

„Man muß dem Gesetze seinen Lauf lassen," sagte der Kaiser, der nur mit Mühe seiner innern Bewegung Herr zu werden schien.

Die Frau aber, die diesen kaiserlichen Ausspruch nicht verstand, rief im herbsten Tone:

„Um Gotteswillen, mein allergnädigster Kaiser und Herr, was soll dann mit meinem Kinde und mit mir vorgehen?"

„Ich kann dir nicht helfen, Frau!" sagte Josef beinahe tonlos.

„So soll ich also mit meinem Manne nach Hause zurückkehren," rief Schlome Fingerhut's Ehefrau, „ohne Trost, ohne daß ich weiß, ob mir mein Kind bleibt, und ob es nicht morgen vielleicht in den finstern „Kriminal" gesetzt wird?"

„Höre, Frau," sagte der Kaiser, indem er sich um einige Schritte den beiden Bittstellern näherte, „und merke dir, was

ich dir sage. Wenn du nach Hause kommst, so sei dein erster Gang zum Stadtdechanten von Kojetein. Vermelde ihm meinen kaiserlichen Gruß. Er soll schweigen bis ich ihm zu reden gestatten werde. Weiteres hast du nicht zu berichten, bis dahin bleibe Alles beim Alten! Hast du mich verstanden?"

Gitel Fingerhut konnte nur mit dem Kopfe nicken. Vor herabströmenden Thränen vermochte sie das Antlitz des Kaisers in diesem Augenblicke nicht zu sehen, aber es war ihr, als ströme überirdischer Lichtschein von ihm aus.

Dann winkte Josef mit der Hand, welches Zeichen Beide dahin verstanden, daß sie sich entfernen sollten. —

So endigte diese Audienz, eine der längsten vielleicht, die Josef während seiner ganzen Regentenlaufbahn einem seiner Unterthanen gewährte. Sie hatte nicht weniger als eine volle Stunde in Anspruch genommen. In den Wiener „tolerirten" Kreisen unterhielt man sich noch lange davon; es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Kaiser habe von einem jüdischen Ehepaare aus Böhmen die wichtigsten Mittheilungen entgegengenommen, ja man ging soweit, als bestimmte Thatsache zu erzählen, dem Kaiser seien genaue Details über eine zunächst in Böhmen ausbrechende „Judenverfolgung" vorgelegt worden. Niemand ahnte den rechten Zusammenhang, nur Josef allein wußte darum. Seine große Seele allein wußte es auch, was ihn bewogen mit solcher Geduld und Ausdauer, als wäre es die wichtigste Staatsaktion, die beiden jüdischen Bittsteller anzuhören.

Noch an demselben Tage reiste Schlome Fingerhut mit seiner Frau Gitel nach Böhmen zurück. —

Es war im Spätherbst. Die Vorbereitungen zu dem verhängnißvollen türkischen Kriege, aus dem der Kaiser mit der Todeswunde im Herzen zurückkehren sollte, traten in immer

deutlicheren Umrissen hervor. Josefs Gemüth war von einer fast unheimlichen Unruhe beschattet; schon mußte er sich gestehen, daß die künstlich und naturgemäß aufgeregte Volksmeinung weit über die Ufer schlug; sein bannendes Wort zeigte sich ohnmächtig und schon begann jene Reihe von halben, theils beschränkenden, theils wieder aufhebenden Maßregeln, die mit der einen Hand zerstörten, was sie kurz zuvor mit der anderen aufgebaut. Die Vorschatten jenes zwitterhaften Zustandes zwischen Licht und Dunkel, der nach Josefs Hingang über dessen Lande sich ausbreiten sollte, begannen bereits ihr gespenstisches Spiel. Aber noch lebte der Kaiser! noch konnte er hoffen, aus dem allgemeinen Schiffbruche, den seine Pläne erlitten wenigstens das Eine zu retten: den fortwirkenden, wenn auch für jetzt vielfach gebrochenen Geist seiner Grundsätze.

Josef war nach Böhmen gegangen, um über einige, in den nordöstlichen Theile dieser Provinz zusammengezogene Regimenter vor ihrem Ausmarsche nach der türkischen Grenz Musterung zu halten.

Ein regnerischer Herbstabend war eingetreten. Trübe un grau, fast auf die Erde herab, hingen die Wolken, die Weg waren aufgeweicht, und nur mühsam schleppte sich eine unan sehnliche, von zwei müden Bauergäulen gezogene Kalesche d Straße einher. Aus der Ferne erschollen die durch die schwe Luft gedämpften Trommeln der von dem Manöver heim ziehenden Truppen, worein sich von Zeit zu Zeit Trompete geschmetter mengte. Den beiden Offizieren in der offen Kalesche schien die feuchte Luft unangenehm geworden, sie hü ten sich dichter in ihre Mäntel. Der Kutscher, der Knecht ein naheliegenden Bauernhofes, ahnte nicht, daß er in diese Augenblicke den römisch-deutschen Kaiser Josef den Zweit führte. Der andere Herr war der militärische Begleiter d

Kaisers, einem Geschlechte entsprossen, das von den Schlachtfeldern Oesterreichs seine blutigen Wappenschilde geholt hatte.

Josef wollte nach dem benachbarten Schlosse des Grafen Waldstein-Wartenberg, das ihm während der Zeit dieser Herbstmanöver zum Aufenthalte diente.

Ein trübes Stillschweigen waltete zwischen den beiden Herren im Wagen. War es, daß der Kaiser durch irgend einen bei der Musterung wahrgenommenen Mißstand sich verstimmt fühlte, oder daß auch er der geheimnißvollen Gewalt dieses Herbstabends sich ergab — er, der so Mittheilsame, hatte während des ganzen Weges kein einziges Wort an seinen Begleiter gerichtet, der seinerseits wieder Anstand nahm, in die gedrückte Stimmung seines Gebieters mit einer Bemerkung, die vorlaut klingen konnte, einzugreifen.

Die Blicke des Kaisers folgten der langen Reihe von Obstbäumen, die sich zu beiden Seiten der Straße hinzogen. Hie und da lichtete sich der schwere Nebel; und dann konnte das Auge die in dämmerhaften Umrissen nach rechts und links verstreuten Weiler und Dörfer, ferne Thurmspitzen und fabelhaft gestaltete Häusermassen hervortreten sehen.

Mit einem Male brach der Kaiser das bis dahin innegehaltene Schweigen.

„Fragen Sie doch, Graf," wandte er sich an seinen Begleiter, „wie dort der Flecken zur Rechten heißt. Die Thurmspitze blickt so einladend herüber, und ich muß gestehen, ich fühle mich ziemlich müde."

„Kann Er uns sagen, wie der Ort dort zur Rechten heißt?" rief der Adjutant des Kaisers dem Bauernknecht in böhmischer Sprache zu.

„Kojetein, Herr Offizier!" gab dieser zur Antwort.

„Kojetein!“ fuhr der Kaiser auf, „der Name sollte mir bekannt sein; ich muß ihn irgendwo vernommen haben.“

Der Adjutant bemerkte mit Staunen, daß die Züge des Kaisers einen lebhaften Ausdruck angenommen hatten. „Es muß so sein,“ hörte er den Kaiser halblaut vor sich hin rufen; „es ist gewiß so.“

„Fragen Sie doch den Knecht,“ rief der Kaiser hastig, „ob dieses Kojetein ein Dorf oder eine Stadt ist?“

„Eine Stadt!“ wurde dem Adjutanten zur Antwort.

„So sagen Sie dem Kutscher,“ rief Josef, „er solle uns statt nach dem Schlosse des Grafen Waldstein nach Kojetein in den dortigen Pfarrhof bringen!“

Der Offizier zögerte und sah den Kaiser mit einer gewissen Unentschlossenheit von der Seite an.

„Was haben Sie?“ meinte der Kaiser ungeduldig.

„Ich wollte mir nur die Bemerkung gestatten,“ sagte der Offizier in ehrerbietig gedämpftem Tone, „ob es für den müden Zustand Eurer Majestät nicht angezeigter wäre, nach dem mit aller Bequemlichkeit ausgestatteten Schlosse des Grafen Waldstein heimzukehren, als den vielleicht armseligen Pfarrhof zu beehren, der wahrscheinlich nicht in der Lage sein dürfte, Eurer Majestät irgend welche erträgliche Unterkunft zu gewähren.“

„Lassen Sie das, Graf,“ rief Josef lebhaft. „Ich habe in Kojetein einen guten Freund, dem ich einen längst zugedachten Besuch abstatten muß. Zeit und Gelegenheit sind da, ich will sie benützen.“

Der Offizier zeigte eine verlegene Miene; er wußte sich in die sonderbare Rede des Kaisers nicht zu finden.

„Sie möchten wissen,“ rief der Kaiser lächelnd, „wer der gute Freund ist, den in diesem böhmischen Städtchen zu besitzen

ich das Glück habe? Nun, ich kann es Ihnen sagen, es ist der Stadtdechant von Kojetein."

Der Adjutant ertheilte nun dem Kutscher die nöthige Weisung, worauf der Wagen in einen Nebenweg einlenkte, der nach dem kaum eine halbe Stunde entfernten Kojetein führte.

„Sie werden es vielleicht unbegreiflich finden, Graf," wandte sich dann der Kaiser an seinen Begleiter, „wenn ich Ihnen sage, daß ich mich auf den bevorstehenden Besuch bei dem Stadtdechanten recht sehr freue. Er ist mein wirklicher, treuer und wackerer Freund, und je seltener man solchen im Leben begegnet, desto mehr muß man sich beeilen, sie fest zu halten, wenn sie das Geschick uns entgegenführt."

Die Nacht war bereits herabgesunken, als der Wagen, aufgehalten durch den bodenlos schlechten Weg und die eingetretene Finsterniß, die zur Vorsicht mahnte, über das holprige Pflaster des Städtchens Kojetein einherrasselte. Die wenigen Straßen waren bereits menschenleer, hie und da brannte ein Stümpfchen Licht in dem Laden eines Seifensieders oder einer „gemischten Waarenhandlung;" von dem Thurme der Stadtkirche erscholl in langhin verhallenden Klängen das Abendgeläute.

Der Wagen hielt vor dem Pfarrhof, dessen Thore noch weit offen standen.

Josef war, die Beihülfe seines Begleiters freundlich abweisend, mit beinahe jugendlicher Raschheit herabgesprungen.

„Was werden Sie beginnen, Graf," meinte er, indem er sich hierzu der französischen Sprache bediente, „während ich meinem guten Stadtdechanten den Besuch abstatte? er kann vielleicht länger dauern, als Ihnen lieb sein dürfte."

„Ich werde trachten, es mir so bequem als möglich zu

machen," bemerkte der Offizier in derselben Sprache, „der Pfarrhof scheint mir geräumig genug, daß ich hoffen kann, irgendwo ein warmes trockenes Plätzchen zu erobern. Im widrigsten Falle bleibe ich im Wagen."

„Ganz nach Ihrem Gutdünken, lieber Graf," sagte Josef und schritt rasch auf die Hausthüre zu, die er trotz des nächtlichen Dunkels vor sich gewahrte.

In demselben Augenblicke trat eine alte Frau, die Haushälterin des Pfarrers, einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand haltend, über die Schwelle des Hauses.

„Kann ich den Herrn Dechanten sprechen?" fragte der dicht in seinen grauen Mantel gehüllte Kaiser, indem er der Frau näher trat.

Die Haushälterin verneigte sich tief vor dem vermeintlichen Offizier, der sich ihr im flackernden Schimmer ihrer Kerze zeigte.

„Der Herr Dechant ist auf seiner Studierstube," sagte die Haushälterin, sich neuerdings demüthig verbeugend.

„Führen Sie mich zu ihm!" rief der Kaiser.

„Wen soll ich dem Herrn Dechanten melden?" meinte die Haushälterin, indem sie seitwärts trat, um dem vornehmen Fremdlinge den Eintritt in das Haus zu erleichtern.

Sagen Sie ihm," rief der Kaiser nach einigem Nachdenken, „sagen Sie dem Herrn Dechanten, ein alter Freund sei gekommen, um ihn zu sprechen!"

Die Haushälterin warf einen prüfend neugierigen Blick auf den angeblichen guten Freund des Pfarrers; sie diente bereits durch volle dreißig Jahre auf dem Pfarrhofe und konnte sich nicht erinnern, daß der Herr Dechant seine guten Freunde in den Reihen des Militärs habe. Sie entfernte sich, nachdem

sie vorher den Leuchter in eine Mauernische des Vorhauses gestellt hatte.

Nach einer Weile erschien sie wieder.

„Der Herr Dechant erwartet den Herrn Offizier mit Vergnügen,“ meldete sie, die Kerze ergreifend, um dem ihr auf dem Fuße folgenden Kaiser den Weg über die enge Treppe zu beleuchten, die in das obere Stockwerk führte.

Oben angelangt, geleitete sie ihn über einen mit rothen Ziegelsteinen gepflasterten langen Gang, und zeigte ihm endlich am Ausgange desselben eine Thüre, die sie als die Studierstube des Herrn Dechanten bezeichnete.

Ein laut vernehmliches „Herein“ erscholl, nachdem der Kaiser gepocht hatte.

Josef war eingetreten.

Die ehrwürdige Gestalt eines alten Priesters im geistlichen Hausgewande stand vor ihm. Das volle Licht der auf dem Schreibtische stehenden Nachtlampe fiel auf ein mildes von weißen Locken umrahmtes Gesicht, auf dem der Geist, wie er aus jener Bittschrift dem Kaiser so wohlthuend entgegengetreten war, als ein von dem Gotte des Friedens selbst aufgedrücktes Siegel glänzte.

„Sie sind doch der Stadtdechant von Kojetein!“ rief der Kaiser mit inniger Bewegtheit. „Sie müssen es sein.“

„Ich bin der Pfarrer dieses Ortes,“ sagte der alte Priester, indem er den Fremden mit der Hand einlud, auf einem mit rothem Stoffe überzogenen Sopha Platz zu nehmen. „Bin ich im Stande, Ihnen welchen Wunsch immer zu erfüllen?“

„Ich habe mich Ihnen als einen alten, guten Freund anmelden lassen,“ sagte Josef, dem Pfarrer näher tretend. „Kennen Sie mich?“

„Ich habe nicht das Vernügen ...“ meinte der alte Priester, verlegen lächelnd.

„Sie kennen mich also nicht?“ rief der Kaiser lebhaft, „und doch ist es nicht so lange, hochwürdiger Herr, daß Sie sich an mich, als an einen guten alten Freund, mit einer Anfrage gewendet haben. Erinnern Sie sich nicht . . .?“

„Ich wüßte nicht . . .“ sagte der Dechant in steigender Verlegenheit, indem seine Blicke bald an dem Antlitze des Kaisers, bald an dem Hauskäppchen haften blieben, das er in der altersschwachen Hand hielt.

„Und ich ließ Ihnen, hochwürdiger Herr,“ fuhr Josef schalkhaft lächelnd fort, „durch eine arme Frau meinen Gruß vermelden, ließ Ihnen sagen, in der bewußten Angelegenheit sollten Sie schweigen, bis ich Ihnen den Zeitpunkt bestimmen würde, wo Sie reden dürften! Kennen Sie mich nun?“

Das Hauskäppchen entsank den zitternden Händen des Priesters, eine tiefe Blässe hatte sein mildgeröthetes Gesicht überflogen. Er faßte mit der einen Hand nach der Lehne des Stuhles, denn er fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Um des heiligen Gottes willen!“ stammelte er mehr als er sprach ... „wäre es möglich, daß ich hier auf dieser Stube meinen allergnädigsten Kaiser und Herrn . . .“

„Kennen Sie mich nun, Herr Dechant?“ rief der Kaiser, indem er die Hand des alten Priesters ergriff und sie herzlich drückte. „Ich bin gekommen, um meinen alten Freund in Böhmen aufzusuchen, und ihm zu danken für das Vertrauen, das er in mich gesetzt hat.“

Der alte Mann zitterte an jedem Nerve seines Leibes; er war keines Wortes mächtig, und vermochte doch nicht die Augen von dem Antlitze Josef's abzuwenden.

„Erschreckt Sie so der Anblick Ihres guten Freundes?“

sagte der Kaiser mit jenem Ausdrucke wahrhafter Leutseligkeit, wie sie ihm die Herzen Aller, die ihm jemals genaht waren, zu gewinnen gewußt hatte.

„O! Eure kaiserliche Majestät!" rief der alte Stadtdechant mit beinahe feierlicher Andacht die Augen zur Stubendecke erhebend, nach geraumer Weile, die ihm die nöthige Fassung wiedergegeben hatte, „ich segne den Ort und die Stunde, da es mir gegönnt ist, das Antlitz meines allergnädigsten Kaisers und Herrn hier auf meiner Stube zu erblicken. Ich kann jetzt mit dem Patriarchen ausrufen: Ich kann nun mit Freude zur Grube fahren, denn ich habe Josef den Zweiten gesehen."

„Dank Ihnen, Dank, mein wackerer Freund!" rief der Kaiser tief bewegt, „ich weiß es, welch' einen warmen Anhänger ich an Ihnen besitze. Nicht alle Ihre Amtsbrüder gleichen Ihnen . . ."

„Der Geist der Zeit bringt es so mit sich," meinte der Pfarrer bescheidenen Tones.

„Wie verstehen Sie das, hochwürdiger Herr?" rief der Kaiser mit großer Lebhaftigkeit.

Er hatte hiermit auf dem rothen Sopha Platz genommen, und lud durch eine Handbewegung den alten Priester ein, mit ihm den gleichen Sitz zu theilen. Doch der Dechant blieb trotz mehrfacher Aufforderung aufrecht neben seinem Lehnstuhle stehen, das Hauskäppchen verlegen zwischen beiden Händen haltend.

„Wie verstehen Sie das also, Herr Pfarrer?" rief der Kaiser nochmals.

„Der Geist der Zeit," sagte der alte Priester, „bringt es mit sich, daß Licht und Dunkel im unentschiedenen Kampfe miteinander um die Herrschaft streiten."

„Und wem, glauben Sie, wird der Sieg zufallen?" meinte Josef, sich hastig von seinem Sitze erhebend.

„Ich fürchte, kaiserliche Majestät," sagte der Priester leise, „es werden Zeiten kommen, von denen es heißen wird: Wann bricht wieder der Tag an?"

„Was Sie mir da sagen, Herr Dechant!" meinte der Kaiser, indem er sich dichter in seinen Mantel hüllte, „klingt allerdings bitter genug, aber es ist mir nicht neu. Ich höre es täglich von Feind und Freund, und die Buchdruckerpresse sorgt stündlich dafür, daß ich es keinen Augenblick vergesse. Der Geist der Finsterniß, des Widerstandes und des künstlich erzeugten Mißverständnisses regt sich überall; meine Maßregeln werden, als von einem Despoten herrührend, verlästert, ja in einer neulich in Brüssel erschienenen Flugschrift sah ich mich mit Tamerlan verglichen!"

„Gott erhalte, Gott stärke und mehre die Jahre Eurer Majestät!" rief der Stadtdechant mit zitternder Stimme, indem er die Hände feierlich faltete. „Ich bin alt, und das Grab gähnt zu meinen Füßen. Aber ehe ich den Sieg der Feinde Eurer Majestät erlebe, möchte ich lieber heute als morgen sterben."

Die Worte des greisen Priesters ergriffen den Kaiser so sehr, daß seine Augen feucht wurden. Es dauerte eine geraume Weile, bis er seiner Bewegung Herr geworden war.

„Wie kommt es, Herr Pfarrer," sagte er gedämpften Tones, „daß grade Sie ein so gütiger Beurtheiler meiner Maßregeln sind? Ich bin es nicht gewohnt, die Vertheidiger meiner Absichten in Ihrem Kleide zu erblicken."

„Es kommt dies daher, Euer Majestät," entgegnete der alte Priester, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „weil ich, seitdem ich dieses Kleid trage, darauf angewiesen bin, mit dem Volke zu verkehren und dessen Bedürfnisse kennen zu lernen. In der ersten Zeit meines geistlichen Wirkens war es freilich anders

da fühlte ich mich von Hochmuth nicht frei, ich hielt mich in der That für eine geheiligte Persönlichkeit, der nichts Unheiliges nahen durfte. Mit der Zeit kam ich zu einer anderen Ansicht. Ich sah ein, um meiner Gemeinde ein rechter Seelenhirte zu werden, müsse ich vor Allem mich bemühen, Bürger zu sein. Die Gesetze und Anordnungen Eurer Majestät bekräftigten mich in dieser Ansicht, denn ich irre gewiß nicht, daß der Geist dieser Legislation nichts Anderes bezweckt, als alle Mitglieder des Staates allmälig zu dem Bewußtsein zu bringen, sie seien Bürger eines und desselben Landes, alle hätten Pflichten und müßten zum Gedeihen des Ganzen, jeder nach seinem Berufe und Vermögen, beitragen . . ."

„So ist es!" rief der Kaiser lebhaft. „Fahren Sie fort."

„Und doch, Euer Majestät," fuhr der Pfarrer nach einer Pause fort, und die Züge seines Antlitzes nahmen einen erregten Ausdruck an, „muß ich vor meinem kaiserlichen Herrn und Gebieter das Geständniß ablegen, daß mir oft der Gedanke entgegentritt, dem Widerstande, wie er sich jetzt überall regt, liege eine gewisse Berechtigung zu Grunde . . . Doch, Euer Majestät zürnen mir vielleicht, wenn ich mich unterfange, in diesem Tone weiter zu sprechen."

„Fahren Sie nur fort, Herr Pfarrer," sagte Josef, „von Ihnen will ich die Wahrheit vernehmen."

„Euer Majestät!" fuhr der Stadtdechant in erhöhtem Tone fort, „als ich kraft jener Verordnung, die aus Gründen der Nützlichkeit und Sparsamkeit gebot, die Leichen ohne Sarg, blos mit grober Sackleinwand bekleidet, zur Erde zu bestatten, die erste Leiche, und es war grade ein Kind von Bauersleuten, für den letzten Heimgang einsegnete, da sagten es mir die verzweifelten Mienen der Eltern, und die Haltung aller Begleiter dieser armen Leiche . . . daß die besten Intentionen Eurer

Majestät an dem Widerstande scheitern müssen, den das Gemüth und der freie Wille jedesmal entgegensetzen, wenn man mit zu rauher Hand in ihr Heiligthum eingreift . . ."

„Ich habe diese Verordnung zurückgenommen," rief Josef.

„Aber die Gegner Eurer Majestät, die Hasser allen Lichtes," meinte der Pfarrer, „hatten dennoch Zeit gewonnen, aus dem Geiste dieser Verordnung dasjenige herauszulesen, was sie für ihre Zwecke grade bedurften. Von nun an hatten sie das rechte Losungswort: Der Kaiser will Eurem Gewissen Zwang anthun, er will Euch nöthigen, Alles aufzugeben, was Euch bisher als heilig und unangreifbar galt. So hatten sie halb gewonnenes Spiel, und ich fürchte, sie werden es am Ende ganz gewinnen."

„Zugegeben, Herr Pfarrer, daß meine Gegner am Ende Recht behalten mögen, kann und darf mich das abhalten, auf dem Wege fortzuschreiten, den ich zum Wohle meiner Völker als den heilsamen erkannt habe? Wäre jemals etwas Großes und Gedeihliches entstanden, wenn der Herrscher jedesmal die Launen und Eigenthümlichkeiten des Einzelwillens berücksichtigt hätte?"

Der Priester schwieg.

„Sie scheinen nicht meiner Ansicht zu sein, Herr Pfarrer!" rief der Kaiser.

Der Pfarrer schüttelte bedächtig sein weißes Haupt.

„Ich geriethe mit mir selbst in Widerspruch," entgegnete er, „wenn ich nicht im Großen und Ganzen dieser Ansicht beistimmte. Aber der Einzelne ist ein Glied des Ganzen, er ist mächtig und wiegt schwer auf der Wagschale, wenn er das Bewußtsein hat, Tausende und Zehntausende seines Gleichen hinter sich, selbst in unsichtbarer Ferne von demselben Gefühle beseelt zu wissen. Selbst das Beste und Trefflichste fällt auf

unfruchtbaren Boden, und wird wie ein Almosen angesehen, wenn es ungefragt, gleichsam ungebeten den Leuten in die Hand gedrückt wird . . ."

„Wie verstehen Sie das, Herr Pfarrer?" rief Josef, dessen Stimme in diesem Augenblicke fast herbe klang.

„Euer Majestät," sagte der Pfarrer leisen Tones, „haben es für gut befunden, dero Völker nicht zu befragen, ob diese das Gute auch wollen, das ihnen so freigebig und mit vollen Händen dargeboten wird."

„Sie meinen, ich hätte vor Allem Landesversammlungen zusammenberufen und befragen sollen? Was wäre dann das Schicksal meines Protestanten- und Toleranzediktes gewesen? Ich bin der Herrscher eines großen Ländergebietes, bin Gott verantwortlich für das, was ich thue und unterlasse. Aber könnte ich es vor mir selbst verantworten, dasjenige erst von einer Versammlung privilegirter Klassen erörtert zu sehen, was ich selbst, kraft meiner obersten Pflicht, als zweckdienlich und heilsam erachte?"

„Gestatten mir Euer Majestät eine ehrfurchtsvolle Bemerkung!" sagte der alte Priester. „Jeder Versammlung lebt ein geheimnißvoller Zug inne, das Rechte zu treffen und das Unrechte aus sich auszuscheiden. Und selbst zugegeben, die Verblendung, der üble Wille und die Macht eingelebter Gewohnheit hätten sich hier und da den Ansichten Eurer Majestät widerhaarig entgegengestellt, dennoch ist der Geist des Fortschrittes so mächtig, das Licht der Sonne so bezwingend, daß am Ende aus dem Nebel, wie er noch jetzt Viele befangen hält, das Bild der unverfälschten Wahrheit hervorgetreten wäre. Euer Majestät hätten Berather gehabt . . . wo jetzt Uebelberathene stehen, und was kaiserliche Gnade beinahe erzwingen

muß, hätte dann als Volksmeinung leichter in die Gemüther dringen und sich daselbst befestigen können . . ."

Der Kaiser war aufgestanden, es litt ihn nicht mehr auf dem weichen Sitze.

Er ging mit starken Schritten die geräumige Studierstube des Pfarrers auf und nieder, wie es schien von einer mächtigen Gedankenwallung erfaßt. Endlich blieb er vor dem Geistlichen stehen.

„Sie irren, lieber Dechant," sagte er, seine blauen Augen unverwandt auf den greisen Priester gerichtet, „wenn Sie annehmen, daß aus solchen Berathungen immer der Geist der Wahrheit und des Rechtes spricht. Sie hemmen mehr, als sie fördern. Ich will rasch dasjenige erreichen, was Jahrhunderte versäumt haben. Was ich als Recht erkannt habe, soll ungesäumt meinen Völkern zu Gute kommen. Im Leben der Staaten, wie des einzelnen Menschen entscheidet oft ein einziger Moment! Und dann . . . ich habe Völker und Provinzen, aber noch kein Volk und keinen Staat. Das Volk des Staates, wie ich ihn vor Augen habe, muß erst herangebildet und erzogen werden, dazu bedarf es vorläufig der Herrscherhand!"

Die Stimme des Kaisers klang laut, vernehmlich und bestimmt. Der Stadtdechant sah ein, daß er dieser Sprache gegenüber jeden Widerspruch zu bemeistern habe, und so schwieg er.

Josef maß aufs Neue die Studierstube des Pfarrers mit starken Schritten; er schien es nicht beachten zu wollen, daß der Geistliche ein beharrliches Stillschweigen beobachtete. War er der Meinung, der greise Priester sei überzeugt? oder wollte er selbst einen Gegenstand zum Schweigen gebracht sehen, über den er, ein geborener Herrscher, nicht gerne Belehrung entgegen=

nahm? Dann mäßigte er seinen leidenschaftlich erregten Gang und blieb wieder vor dem Geistlichen stehen.

„Bald hätte ich, indem wir so disputiren,“ sagte er lächelnd, „daran vergessen, daß ich an Ihnen, lieber Dechant, ein Erlösungswerk zu vollziehen habe. Ich habe Ihren Mund verschlossen und nun ... sollen Sie reden.“

„Euer Majestät geruhen sich noch jener kühnen Bittschrift zu erinnern, die ich im Interesse einer jüdischen Familie überreichen zu lassen mich unterfing?“ fragte der Geistliche.

„Beruhigen Sie sich, lieber Pfarrer,“ sagte Josef, die Hand auf die Schulter des Priesters legend, „Ihre Denkschrift hat meinem Herzen wohlgethan, und daß sie auch, theils um der Person willen, die sie verfaßt hat, ihren Eindruck auf mich nicht verfehlt hat, das können Sie aus dem Besuche ersehen, den ich Ihnen hier in Ihrer Studierstube abstatte. . . Wie steht es gegenwärtig um die Sache und um jenen jungen Mann? Sie sehen, der Gegenstand lebt noch ganz klar in meinem Gedächtnisse.“

„Die beiden Schwerter hängen noch immer über seinem Haupte,“ sagte der greise Priester mit tiefem Ernste.

„Sie haben bis jetzt geschwiegen?“

„Ich habe geschwiegen, wie es der Befehl meines allergnädigsten Kaisers mir gebot ... und mein eigener Wunsch!“

„Was halten Sie von der Sache, Herr Dechant?“ rief Josef lebhaft.

„Sie muß auf die eine oder die andere Weise entschieden werden!“ sagte der Pfarrer. „Gestatten mir Euer Majestät die Bemerkung, daß ein längeres Aufschieben des Urtheilspruches nahezu an Unbarmherzigkeit streifen würde, was das milde Herz meines Kaisers und Herrn gewiß nicht beabsichtigt.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Ich kann der armen Judenfrau niemals begegnen, ohne daß es mich eiskalt überläuft; denn ich muß jedesmal denken, ein leichtes Stirnrunzeln von meiner Seite bedeute ihr das Schicksal ihres Sohnes! Wenn es blos von meinem Schweigen abhängen soll, daß das Schwert nicht niederstürze auf den Schuldigen, so ahnt sie vielleicht, daß ich es zurückhalten werde. Wie aber, wenn ich reden soll und muß, wenn Euer Majestät mir befehlen, meinem Amte und meiner Pflicht gemäß zu handeln?"

„Sie haben Recht, Herr Pfarrer!" rief der Kaiser. „Ich muß mir die Schuld allein zumessen, eine Sache, die rasch abgethan werden mußte, unnöthig hinaus verzögert zu haben. Handeln Sie also kraft Ihres Amtes, Herr Pfarrer! In diesem Augenblicke ertheile ich Ihnen die Ermächtigung hierzu!"

„Wie? Euer Majestät!" rief der Priester in größter Bestürzung ... „sollten vergessen haben ..."

„Was denn, mein lieber Mann?" meinte Josef, indem er dem Geistlichen fast unter die Augen trat.

„Das Schwert soll also niederstürzen auf den Unglücklichen? und Euer Majestät geruhen, sich nimmer jener armen alten Frau zu erinnern, die den weiten Weg von Böhmen nach Wien zurücklegte, um das Geschick ihres einzigen Kindes an das großmüthige Herz ihres Kaisers und Herrn zu legen?"

Thränen rannen über die Wangen des ehrwürdigen Priesters, während er so sprach, und seine Stimme klang fast wie Schluchzen.

„Jener Unglückselige muß sein Geschick vollenden," sagte Josef, „ich kann ihm nicht helfen. Noch ist es nicht an der Zeit, so tief in die Volksmeinung einschneidende Grundsätze aufzustellen. Ich beklage die Unmöglichkeit .... allein hier ist ein Punkt, an dem meine Machtvollkommenheit scheitert."

„Er soll also sein Geschick vollenden!“ rief der Dechant mit zitternder Stimme, „er, der nur aus Anbetung seines Kaisers sich zu einem Schritte verleiten ließ .... den er jetzt so schwer büßen soll?“

Josef war an das Fenster getreten und blickte in die sternenlose Nacht hinaus. Die Worte des barmherzigen Priesters hatten ihm an die tiefste Seele gegriffen. Welch eine Gestalt war ihm hier auf der Studierstube eines einfachen Priesters entgegengetreten! Der Gedanke, was er vollbringen konnte, was er zum Abschlusse gebracht hätte, wenn ihm solche Männer wie dieser Dechant, als Lehrer und Berather des Volkes zur Seite gestanden wären, durchschauerte ihn!

Nach einer Weile wandte er sich vom Fenster ab und trat wieder auf den Dechanten zu.

„Könnte ich den jungen Menschen sehen und sprechen?“ fragte er.

„O! Euer Majestät!“ rief der Geistliche überrascht ... „wollten die höchste Gnade haben ...?“

„Ich möchte den jungen Menschen sehen, um nach seinem Anblicke beurtheilen zu können, ob er die Barmherzigkeit meines wackern Freundes verdient ...“

„Gestatten mir Euer Majestät, ihn selbst herbeizuholen ..“

„Wie? Sie wollen in diesem feuchten Nebel einen vielleicht beschwerlichen Weg unternehmen?“

„Dergleichen ist mir nicht neu,“ rief der Pfarrer. „Kranke und Sterbende verlangen oft meinen Beistand in der Mitternachtsstunde, und handelt es sich nicht auch hier um eine arme Seele?“

„So gehen Sie, Herr Pfarrer,“ sagte Josef, „und bringen Sie den Mann! Aber es muß ein stetes Geheimniß bleiben,

wer Sie zu ihm geschickt und vor wem er stehen wird. Kann ich mich darauf verlassen?“

„Ich werde schweigen, Euer Majestät! Ich werde ihm blos sagen, ein hoher Beamter vom Gubernium in Prag wolle ihn im Auftrage des Kaisers vernehmen . . .“

„Ich stimme dem bei!“ sagte Josef. —

Nach einer Viertelstunde, während welcher der Kaiser in tiefes Nachdenken versunken am Fenster gestanden war, öffnete sich die Thüre der Stube, und herein traten der Stadtdechant von Kojetein und „Adrian“ Fingerhut.

Auf den ersten Anblick erkannte das scharfe Auge des Kaisers in Adrian Fingerhut eine jener Persönlichkeiten, die das Gepräge innerer Gemüthskämpfe deutlich auf dem Antlitze tragen.

Der Sohn des jüdischen Handelsmannes, eine lang aufgeschossene, fast hagere Gestalt, die in dem fahlen Lichte der Studierlampe noch größer erschien, als sie in der Wirklichkeit war, überragte die des Pfarrers um Kopfhöhe. Das Gesicht zeigte feine, fast weibliche Züge und wies auf die Mutter hin, deren Bild, wiewohl Monate zwischen jetzt und der damals im Controllorgange stattgefundenen Audienz lagen, klar und bestimmt im Gedächtnisse des Kaisers auftauchte.

Adrian Fingerhut war an der Thüre stehen geblieben.

„Ist dies der Mann, von dem Sie mir gesprochen haben, Herr Dechant?“ fragte Josef nach einer geraumen Weile, während welcher er seine Blicke von dem jungen Israeliten nicht abzuwenden vermochte.

„Er ist es,“ entgegnete der Dechant, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, doch mit gedämpfter Stimme.

„Heißen Sie ihn näher treten, Herr Pfarrer,“ sagte der

Kaiser, sich dichter in seinen Mantel hüllend, um die darunter schimmernde Uniform gänzlich zu verdecken.

Adrian Fingerhut trat auf den Wink des Dechanten in das volle Licht der Lampe.

„Weiß Er, mein Freund, weswegen Er her berufen worden ist?“ fragte Josef.

„Ich soll ein Verhör bestehen,“ lautete die Antwort Adrian's, deren wohllautende Sprache das Ohr des Kaisers offenbar angenehm berührte.

„Ein Verhör! vor wem? und weswegen?“ rief der Kaiser mit einiger Lebhaftigkeit.

„Vor dem Richter meines Kaisers und weil ich mein Urtheil vernehmen soll,“ entgegnete der junge Mann leisen, aber bestimmt klingenden Tones.

„Und dieses Urtheil, das ich Ihm anzukündigen komme, wird strenge ausfallen, je nachdem ich Seine Antworten befinde,“ rief Josef, ob absichtlich oder gegen seinen Willen drohend. „Wie alt ist Er?“

„Siebenundzwanzig Jahre.“

„Wie heißt Er?“

Adrian Fingerhut warf einen raschen Blick auf den an seinen Lehnstuhl gestützten Pfarrer, dann sagte er ruhig:

„Ich nenne mich Samuel Fingerhut.“

„Er heißt anders, junger Mann,“ rief der Kaiser, sich hastig von seinem Sitze aufrichtend.

„Ich nannte mich früher Adrian Fingerhut,“ sagte der Sohn des jüdischen Handelsmannes schwer aufathmend, „aber ich habe diesen Namen abgelegt.“

„Wußte Er, daß man einen Namen nicht wechseln darf, daß es ein Verbrechen ist, sich einen andern beizulegen?“

„Ich habe es gewußt,“ sagte Adrian Fingerhut.

„Er weiß also, daß Er ein Verbrechen begangen hat?“

„Vor dem Gesetze, ja! Gott wird mich anders beurtheilen, als der Buchstabe des Gesetzes, das ja von Menschenhand geschrieben wurde.“

„Er spricht mit großer Gewißheit und Zuversicht, mein Freund,“ rief der Kaiser mit gerunzelter Stirne. „Woher weiß Er, daß das, was Er als ein Verbrechen am Gesetze begangen anerkennt, nicht auch ein Verbrechen an Gott ist? Abfall von einer Religion . . . ist das nicht selbst nach den Lehrsätzen des Glaubens, zu welchem Er sich früher bekannte, etwas, was vor den Augen Gottes mißfällig erscheint? Weiß Er, was ein Meineid ist?“

„Gott sieht auf das Gemüth, die Menschen auf das Thun!“ sagte Adrian Fingerhut mit bebender Stimme, denn das Auge des Kaisers ruhte in diesem Momente mit der bannenden Gewalt eines Richters auf ihm.

„Er scheint sich die Sache gar zu leicht gemacht zu haben,“ rief der Kaiser mit einem Anfluge herber Zurechtweisung. „Es mußte Ihm ja bekannt sein, daß auf einem derartigen Verbrechen in früherer Zeit . . . der Tod stand?“

Adrian Fingerhut erbebte vom Scheitel bis zur Zehe. Trotz des ungewissen Lichtes, das von der Lampe ausging, konnte der Kaiser sowohl als der Dechant die tiefe Blässe bemerken, die die ohnehin feinen Gesichtszüge des jungen Menschen in wahrhaft erschreckender Weise bedeckte.

„Meine Mutter! meine gute Mutter!“ murmelte er vor sich hin.

In dem Antlitze des Kaisers ging eine wunderbare Wandlung vor. Die Strenge des Richters war daraus entwichen und der holde Zug, der aus ihm leuchtete, gehörte dem Menschen, dem fühlenden Menschen an.

„Er wird es auch nur Seiner Mutter und hier diesem treff-
lichen Manne zu danken haben," sagte Josef, indem er auf den
Dechanten wies, „wenn Seine That nicht die volle Schwere der
gesetzlichen Ahndung treffen wird, die sie unter allen Umständen
verdient. Bevor ich aber im Auftrage des Kaisers des mir
übertragenen Amtes mich entledige, wird Er mir über einige
Punkte, die mir jetzt noch dunkel sind, Aufklärung zu geben
haben. Ist Er gefaßt genug, um mir antworten zu können?"

„Ich bin es," sagte Adrian Fingerhut.

„Wenn ich mich recht erinnere," sagte Josef nach einer
Weile, „so war es das Toleranzedikt des Kaisers, das Ihn zu
dem Entschlusse verleitete, die Religion Seiner Väter mit der
Seines Monarchen zu vertauschen. Wodurch ward es bewirkt,
daß Er alsbald Reue über den gethanen Schritt empfand?"

„Das kann ich dem gnädigen Herrn nicht sagen!" rief der
junge Mann in großer Bewegung aus.

„Er zögert? Vergißt Er, daß ich im Auftrage und im
Namen des Kaisers hier sitze?"

„Nur dem Kaiser allein könnte ich es sagen!" rief Adrian
Fingerhut, indem er seinen Kopf hoch aufrichtete.

Der Kaiser winkte den greisen Priester zu sich.

„Herr Pfarrer," sagte er zu ihm, „machen Sie dem jungen
Manne doch bemerklich, daß er hier vor mir grade so frei und
ohne Zurückhaltung sprechen kann, als befände er sich im Con-
trollorgange zu Wien ... vor dem Kaiser."

„Mein Sohn!" sprach der Dechant, indem er den Arm
des jungen Mannes leise berührte, „ich kann dir bei Allem,
was dir und mir heilig ist, die Versicherung geben, daß du ...
vor diesem hochgeborenen Herrn hier in aller Freiheit reden
kannst. Durch ihn wird es der Kaiser erfahren."

„Nun wohl!“ rief Adrian Fingerhut, sich zusammenraffend, „der Kaiser hat mir nicht Wort gehalten!“

„Wahnsinniger!“ schrie der Dechant, indem er herzusprang, „du weißt nicht, vor wem du stehst und so redest . . .“

„Herr Dechant!“ winkte Josef lächelnd.

Der alte Priester schlich wieder nach dem Lehnstuhl zurück.

„Ihr Juden seid doch ein sonderbares Volk!“ sagte Josef kopfschüttelnd. „Da muß der Kaiser vom Vater dieses jungen Mannes hören, sein Sohn sei ihm durch das Toleranzedikt geraubt worden, und von diesem Sohne muß er sich wieder ins Gesicht sagen lassen, der Kaiser habe ihm nicht Wort gehalten Wo liegt hier die Wahrheit?“

„Ich will es Ihnen erklären, gnädigster Herr,“ sagte de Sohn des jüdischen Handelsmannes. „Als das Toleranzedik des Kaisers erschien, da gerieth meine Seele in lauten Jubel Ich hatte mich mit heimischer und fremdländischer Literatur be schäftigt — und nun stand ein Monarch vor mir, der im Be griffe stand, die Ideale meiner Philosophen in die Wirklichkei zu übersetzen . . .“

„Wie kamen Sie zu deutschen Büchern?“ fragte der Kaise mit allen Zeichen der Ueberraschung.

„Auf der Talmudschule zu Prag,“ lautete die Antwort de jungen Mannes.

„Fahren Sie fort!“ rief der Kaiser.

„Von diesem Augenblicke an stand der Gedanke in mi fest, es Josef dem Zweiten gleich zu thun,“ fuhr Adrian Finge hut fort. „Ich wollte ihm nacheifern: die Hand, die das To leranzedikt unterschrieben hatte, mußte an einem großen, a einem christlichen Herzen geruht haben. So faßte ich den En schluß, Christ zu werden und begab mich zum hochwürdige Herrn Stadtpfarrer von Kojetein . . .“

„Ich weiß das!“ rief der Kaiser, dessen Aufmerksamkeit von Minute zu Minute zunahm.

„Das Toleranzedikt erschien mir nur wie der schüchterne Anfang des Frühlings, wenn der Winter zu Ende geht. Josef der Zweite, sagte ich zu mir selbst, ist von der Idee der Menschengleichheit so durchdrungen; er, der christliche Herrscher, hat ein so vollständiges System in seinem Kopfe fertig, ein System, nach welchem die Menschheit seiner Staaten in ihrem innersten Wesen umgewandelt werden muß, daß mich schon der ärmliche Brocken, den das Toleranzedikt abwarf, wie Himmelskost dünkte.“

„Und Sie fanden sich getäuscht?“ rief der Kaiser.

„Das Toleranzedikt war eine Abschlagzahlung, ein mageres Almosen an den Bettler, ein dürftiges Gewand, das über die Blößen und Wunden meines Volkes geworfen ward. Ich erwartete mehr. Ich hoffte volle Gerechtigkeit und unverkürztes Recht. Ich erwartete, das christliche Herz Josef des Zweiten werde das Wort „Duldung“ blos für einen flüchtigen Augenblick ausgesprochen haben, jenes häßliche, den Gottesgedanken schändende Wort, das zwischen Menschen und Menschen Berge und Klüfte aufwirft. All mein Empfinden und Denken gerieth in Tumult, die Idee des Kaisers erfüllte mich so ganz und gar, die Vorstellung von jener allgemeinen Liebe, wie sie die Kirche lehrt, hatte sich derart meiner bemächtigt, daß ich in fieberhafter Aufwallung, in einer beinahe krankhaft gewordenen Hast keinen anderen Gedanken fassen konnte, als . . . mir die Aufnahme in diese Kirche zu verschaffen. Was weiter geschah, wissen Sie, gnädigster Herr . . . und namentlich der Herr Pfarrer . . .“

Dicke Schweißtropfen perlten auf der Stirne des jungen Mannes; er hielt inne.

„Weiter!“ gebot der Kaiser.

„Es blieb bei dem Almosen!“ fuhr Adrian Fingerhut fort, „der Kaiser beließ es bei der ärmlichen Abschlagzahlung. Das Wort Toleranz wurde nicht gelöscht, im Gegentheile, grade in dem dürftigen Lichtschimmer, der über das Elend meines Volkes gebreitet ward, erschien es mir erst in seiner ganzen Erniedrigung. Wenn Josef der Zweite das Wenige, was er dem gedrückten Protestanten und dem rechtlosen Juden gewähren konnte, der Mehrheit seiner Unterthanen wegen Duldung nennen mußte, wie stand es dann um das Prinzip jener allumfassenden Liebe, in deren sichtbare Kirche ich meine Aufnahme bewirkt hatte. Kennt die Liebe Unterschiede? Hat sie ungleiche Maße? Da erwachte ich wie aus einem Traume, der Druck wich von meinem Gehirne, und ich gerieth in ein Elend, wie es noch kein Menschenkind ertragen hat.“

„Fassen Sie sich!“ rief der Kaiser, der bemerkt hatte, daß der junge Mann tief erschöpft war.

„Ich will weiter sprechen,“ begann Adrian Fingerhut aufs Neue. „Als ich nun gewahr wurde, daß ich mich in einer Wildniß voll unentwirrbarer Widersprüche befand, da wurde der Drang, den Ausweg zu finden, in mir von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde immer heftiger und begehrlicher. Ich hatte die Heimath verlassen, Mutter und Vater verlassen, ich irrte in der Fremde umher, ruhelos und gepeinigt, nirgend heimisch, nirgend wohl mich fühlend. Ich hatte keine Stätte, wo ich beten, keine, der ich mich mit meiner dürstenden Seele nähern durfte. Ich sah mich durch meinen eigenen Irrthum ausgeschlossen aus dem Verbande der religiösen Gemeinschaft; Kirche wie Synagoge hielten mich mit gleichmäßiger Abneigung von ihren Pforten zurück. Und doch war ich im Innersten meines Gemüthes ein Kind meines Volkes, ein Sohn meiner Eltern geblieben! Ich erkannte, daß keine Gewalt auf Erden

mich an den innigsten Verband mit den Erinnerungen meiner Kindheit, mit den anerzogenen Gewohnheiten der väterlichen Religion vergessen machen konnte. Ich war Fleisch von ihrem Fleische und mein Blut war aus ihrem gekommen! Alle Ströme der Welt hätten diese Erinnerung aus meiner Seele nicht zu vertilgen vermocht. Heimathlos irrte ich umher, vom Betteln und niedern Gewerbe mein Leben fristend, von Sehnsucht nach Vater und Mutter aufgezehrt, und dennoch schwankend, ob ich dem heftigen Drange nachgeben solle, ob nicht. Muth und Feigheit wogten in mir, wie zwei Wasser, die um die Herrschaft über das Erdreich streiten . . . Da endlich . . . nach langem Ringen und Kämpfen haben zwei kleine Worte meinen Entschluß zur Reife gebracht . . ."

„Und sie lauteten?" rief der Kaiser, sich von seinem Sitze erhebend.

„Ich lag krank und erschöpft von Seelenkampf und Entbehrung im Spital des Barmherzigenklosters in einem baierischen Städtchen. Neben mir lag ein anderer Kranker, der mit zerschmettertem Fuße, schon sterbend, hierher gebracht worden war. Der Fuß wurde ihm abgenommen, aber es trat der Brand hinzu. Da nahte sich ihm der Priester, um ihm die letzte Oelung zu verabreichen; er aber wies sie von sich und bekannte sich als Jude. Und trotz allen Zuredens verblieb er dabei, daß er in der Religion seiner Väter, in der er bisher gelebt, nun auch sterben wolle. Nicht ohne Zürnen über seine Verstocktheit verließ ihn der Priester. In der Nacht hörte ich den Todtkranken neben mir bitterlich weinen. „Was begehrst du?" fragte ich ihn. Da rief er mit fast erloschener Stimme: Wenn nur Einer da wäre, der mit mir meine Todtengebete sagen könnte!" Da stand ich auf, schwach und krank, wie ich selber war, und sagte zu ihm: „Beruhige dich, Bruder, ich will

sie mit dir sagen.“ Ich faßte nach seiner Hand, die bereits eiskalt war, und begann das übliche: „Schma'h Israel!“ Er wiederholte die beiden Worte und war todt!“

Adrian Fingerhut hielt inne, er vermochte nicht weiter zu sprechen, ein heftiger Thränenkrampf erstickte seine Stimme. In der Stube herrschte lautloses Schweigen, der Kaiser sowohl, wie der Stadtdechant hielten an sich.

„Von diesem Augenblicke an,“ fuhr der junge Mann endlich nach einiger Fassung fort, „wußte ich, nach welcher Seite ich mich zu wenden hatte. Kaum genesen, machte ich mich auf den Weg in die Heimath und kam grade am Vorabende des Versöhnungsfestes dort an . . . Alles Uebrige ist dem hochwürdigen Herrn Dechanten bekannt — und so erwarte ich mein Urtheil.“

Der Kaiser war aufgestanden; in heftiger Bewegung maß er wieder auf- und abschreitend die geräumige Stube. Seine Lippen zuckten; es schien, als ob Gedanken, die er gewaltsam in die Tiefe seiner Seele zurückdrängen mußte, zum Ausdruck gelangen wollten; hie und da schüttelte er verneinend das Haupt. Endlich blieb er vor Adrian Fingerhut stehen.

„Junger Mann!“ rief er mit durchdringender Stimme, „ich frage dich auf dein Gewissen: Hast du die Wahrheit gesprochen?“

Wieder entstand eine schwer lastende Pause.

„Die volle Wahrheit, gnädigster Herr!“ tönte es leise, aber bestimmt aus dem Munde Adrian's.

„Du bist ein Jude und willst ein solcher bleiben?“ rief der Kaiser, den jungen Mann mit seinen tiefen blauen Augen fest betrachtend.

„Ich bin ein Jude und will als solcher auch sterben!“ entgegnete Adrian Fingerhut, seinen Kopf in die Höhe richtend.

„Junger Mann!“ sagte Josef, indem er wieder seinen
ſitz auf dem rothen Sopha einnahm; „im Grunde thut es
nir leid um dich. Du bist einmal in den Bund einer Kirche
etreten, die vermöge ihrer bevorzugten Stellung in den Ländern
es Kaisers . . . ihren Angehörigen den Vortheil eröffnet, daß
e zu allen Aemtern und Stellen, die der Staat zu besetzen
at, den Weg bahnt. Du hast dich als einen begabten Men-
hen gezeigt, Adrian Fingerhut . . du hast Talent, es hängt
ur von dir ab, ob du jene Stufen ersteigen willst, die zu
hre und Ansehen führen. Du verdienst wahrlich ein besseres
oos, als in der dumpfen Gasse zu vermodern, dir zur Qual,
nd den Deinen von keinem Nutzen! Dies bedenke, Adrian
ingerhut!“

„Von keinem Nutzen?“ rief Adrian, dessen Wangen sich
öher rötheten, „bleibe ich nicht bei meinem Volke? und schlägt
icht Jeder, der von ihm abfällt, ihm eine unheilbare Wunde?
och finde ich die Liebe, die ich auswärts gesucht habe, nur
ei meinem Volke . . . mein Volk wird mich nicht zurückstoßen,
enn ich reuig zu ihm zurückgekehrt bin.“

„So sei es denn!“ rief Josef, sich neuerdings erhebend,
der Augenblick ist gekommen, wo ich dir, Adrian Fingerhut,
n Namen und Auftrage des Kaisers, im Namen des Gesetzes,
elches du verletzt und gekränkt hast, dein Urtheil anzu-
indigen habe.“

Die Stimme des Kaisers klang feierlich und tief; sie er-
riff mit namenloser Gewalt das Gemüth des jungen Mannes.

„Ich bin gefaßt, es zu vernehmen,“ sagte er, beinahe un-
ırbar.

„So vernimm denn, Adrian Fingerhut, früher genannt
amuel!“ rief Josef. „Der Kaiser . . . in gnädigster Berück-
chtigung der eigenthümlichen Umstände, von denen dein Fehl-

tritt begleitet war, ferner, daß es mehr eine Verirrung deines Gemüthes, als die Folge eines schlechten Willens war, wenn du gegen ein bestehendes Gesetz dich auflehntest, will Gnade für Recht über dich ergehen lassen und über deine Vergangenheit den Schleier des Vergessens gebreitet wissen. Du bist von nun an frei, Adrian Fingerhut ..."

„Frei!" entrang sich ein gellender Schrei aus der Brust des jungen Mannes. Dann überzogen sich seine feinen Gesichtszüge mit einer leisen Röthe. „Frei!" wiederholte er, „heißt das so viel, als Tod und Kerker drohen mir nicht mehr? Darf ich mich wieder Samuel nennen? Darf ich mich frei und ungescheut zur Religion meiner Väter bekennen? ..."

„Du darfst es, Samuel Fingerhut!" sagte Josef, „aber nur unter einer Bedingung ..."

„Eine Bedingung?"

„Du wirst," fuhr Josef fort, „die Staaten des Kaisers verlassen, und außer Landes gehen! Fortan mußt du dich als einen Verbannten betrachten, dem die Rückkehr ins Vaterland verwehrt ist. Hast du mich begriffen?"

„Ich soll Vater und Mutter wieder verlassen?" rief der junge Fingerhut mit einer solchen Wahrheit des Schmerzes, daß der Kaiser innerlichst erbebte.

„Ich kann dir nicht helfen, Samuel Fingerhut," sagte Josef mit unsicherer Stimme, „was Kaisers Gnade dir gewähren kann, dir und deinen Eltern gewähren darf, das geschieht hiermit im Namen und Auftrage des Kaisers. Weiter hinaus ist meine Machtvollkommenheit beschränkt und gebunden! Für Leute deiner Gemüthsart sind die Staaten des Kaisers noch zu enge .. Du mußt daher ein Land aufsuchen, dem es bereits gegönnt ist, das Princip der Gewissensfreiheit für seine Angehörigen ertragen zu können ..."

„Ich soll Vater und Mutter verlassen?“ wiederholte der junge Mann, für den sich in diesem einen Gedanken aller Schmerz und alle Bitterkeit seiner Lage gesammelt zu haben schien.

„Es ist so der Wille des Kaisers,“ sagte Josef, „und es geschieht zu deinem eigenen Besten. Du mußt fort. Du wirst in einiger Zeit durch diesen hochwürdigen Herrn Pfarrer eine Summe Geldes angewiesen erhalten, die dich in Stand setzen wird, die Reise in eine neue Heimath anzutreten.“

Adrian Fingerhut hatte sein Antlitz mit beiden Händen bedeckt; sein Schmerz hatte sich in ein krampfhaftes Schluchzen aufgelöst.

„Es geschieht zu seinem eigenen Besten,“ wandte sich der Kaiser zu dem greisen Priester, der in demüthiger Stellung neben seinem Lehnstuhle verharrend, sich bis dahin gehütet hatte, in die Unterredung einzugreifen.

„Ich bewundere die Weisheit ... des Kaisers,“ sagte der Dechant, sich tief verbeugend, „es giebt keinen andern Ausweg für den jungen Mann!“

„Gott segne und schütze den großen und milden Kaiser, Josef den Einzigen,“ rief der Priester, die Hände andächtig faltend.

Josef griff nach dem Hute, der auf dem Sopha lag, und hüllte sich dann dichter in seinen Mantel. Adrian Fingerhut schien von Allem, was um ihn her vorging, nichts vernommen und bemerkt zu haben.

„Und nun, Herr Pfarrer,“ sagte Josef, indem er dem greisen Priester in herzlichster Weise die Hand drückte, „leben Sie wohl. Wir werden uns aller Wahrscheinlichkeit nach auf dieser Erde nicht mehr erblicken. Sie sind alt, lieber Dechant, und ich ... ich bin müde! Aber, daß Sie der Freund des Kaisers,

ein Priester Gottes in des Wortes schönster Bedeutung waren, dessen wird der Kaiser in seiner Todesstunde gedenken. Leute wie Sie, vergißt er nicht so leicht. Leben Sie wohl!"

Nochmals schüttelte er dem greisen Priester die Hand, und wandte sich zum Fortgehen. Der Dechant ergriff hierauf die Lampe, und schickte sich an, den Kaiser zu begleiten. Josef hatte bereits die Thür erreicht. Adrian Fingerhut stand noch immer da, die Hände vor das Gesicht gedrückt.

Josef wandte sich an der Thüre nochmals an den Pfarrer. Das volle Licht der von Letzterem hochaufgehobenen Lampe traf sein geistvolles Antlitz. Niemals vielleicht glänzte der göttliche Strahl der Milde und Menschlichkeit schöner und siegreicher von dem Gesichte eines Sterblichen, als in diesem Augenblicke!

„Trösten Sie die arme Mutter dieses jungen Mannes, Herr Dechant, und sagen Sie ihr, der Kaiser habe nicht anders zu handeln vermocht."

Damit öffnete Josef die Thüre und trat auf den finstern Hausgang. Aber der Pfarrer folgte ihm mit der Lampe in der Hand, und geleitete den Kaiser über die enge Treppe in den Hausflur hinab. Unten harrte bereits die Haushälterin des Pfarrers, einen Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen haltend. Josef schritt rasch an ihr vorüber und trat durch die offene Hausthüre in den Hof hinaus.

Der Wagen, der ihn hierher gebracht, stand noch angeschirrt, der militairische Begleiter des Kaisers sprang, sobald er des Herrn ansichtig geworden, von der Kutsche herab, und stellte sich neben den Wagentritt.

„Ist Alles bereit?" fragte Josef leise.

„Zu Befehl, Euer Majestät!" entgegnete der Adjutant in dem nämlichen Tone.

„So wollen wir in unser Nachtquartier!" rief Josef, indem er den schwerfälligen Wagentritt zu besteigen im Begriff stand.

In demselben Augenblicke durchschnitt ein gellender Schrei die Luft; er schien von einer weiblichen Stimme herzurühren. Der Kaiser wandte sich um, da bemerkte er in dem Nachtdunkel, das bereits vollständig eingetreten, und nur durch die Lichter, mit denen die Haushälterin gefolgt, nothdürftig erhellt war, in seiner unmittelbaren Nähe zwei Gestalten, einen Mann und eine Frau.

Es war der Vater Adrian's und dessen Mutter Gitel Fingerhut; der Kaiser hatte die beiden Bittsteller aus dem Controllorgange, die sich seinem Gedächtnisse so gut eingeprägt hatten, sogleich erkannt.

Die Frau war in die Kniee gesunken, auch sie hatte den Herrscher erkannt. Was wollten die beiden alten Leute hier im Pfarrhof, und um diese nächtliche Stunde? Wahrscheinlich hatte sie die Sorge um den vom Pfarrer selbst abgeholten Sohn, und die Ahnung, daß in diesem Augenblicke über die Zukunft des einzigen Kindes das Loos geworfen ward, hieher gebracht.

Josef winkte abwehrend mit der Hand. Es mochte ihn ein tiefes Weh durchzuckt haben, daß er dieser knieenden Mutter und diesem gebeugten Vater keinen bessern Trost gewähren konnte, als die Verbannung ihres Sohnes. Dann stieg er rasch in den Wagen.

„Nach dem Schlosse des Grafen!" gebot er.

Der Adjutant wiederholte diesen Befehl dem Kutscher und nahm dann seinen Sitz neben dem Kaiser ein.

Der Wagen rollte zum offenen Hofthore hinaus.

Vier Wochen nach diesem Besuche Josef's des Zweiten auf dem Pfarrhofe in Kojetein langte an den Dechanten eine aus dem kaiserlichen Cabinette herrührende beträchtliche Geldsumme mit der Weisung an, diesen Betrag dem jungen „Samuel" Fingerhut für die „vorzuhabende Reise" einzuhändigen.

Mitten unter den Zurüstungen zum bevorstehenden Türkenkriege, mitten im Sorgendrange über die von Tag zu Tag schlimmer lautenden Nachrichten aus den Provinzen, Entwürfe hegend und vernichtend, halb an sich irre geworden, und dann wieder mit einem Hoffnungslächeln selbst einen geringen Erfolg seiner Regierungsmaßregeln begrüßend, hatte der Kaiser den Sohn des jüdischen Handelsmannes und das böhmische Städtchen nicht vergessen.

Samuel Fingerhut kam getreulich dem Willen des Kaisers nach. Mit blutendem Herzen fügten sich Vater und Mutter in das Unabänderliche und segneten Josef den Einzigen, nachdem sie durch den Pfarrer belehrt worden waren, wie sich für den Kaiser kein anderer Ausweg gezeigt, ihnen den einzigen Sohn zu erhalten — als indem er ihn ihnen nahm.

Samuel Fingerhut nahm seinen Weg zuerst nach Holland, der alten Heimathstätte der Glaubensfreiheit. Er hielt sich aber daselbst aus uns unbekannten Gründen nur kurze Zeit auf, dann ging er nach Antwerpen. Dort in der Scheldemündung lag ein Schiff, das in den nächsten Tagen die Fahrt nach dem fernen Amerika antreten wollte. Samuel Fingerhut besann sich nicht lange und nahm einen Platz auf dem Kauffahrer, der eigenthümlicher Weise den Namen „Josef der Zweite" trug. Glücklich und wohlbehalten kam er in dem damals schon aufblühenden New-York an.

In der fernen neuen Heimath gelang es ihm bald, es zu Wohlstand und Ansehen zu bringen. Sein Haus erwuchs all-

mälig zu einem geachteten und weithin genannten. Hochbetagt, von einem Kreise blühender Kinder und Enkel umgeben, beschloß er vor wenigen Jahren sein Leben. In seinem Testamente fand man ein beträchtliches Legat verzeichnet, das zu gleichen Theilen an die Armen christlicher und jüdischer Confession seiner Vaterstadt Kojetein, und zwar unmittelbar durch einen seiner Enkel, der zu diesem Zwecke die Reise nach Böhmen anzutreten hatte, vertheilt werden sollte.

In einer dem Testamente beiliegenden Aufzeichnung erzählte Samuel Fingerhut seinen Kindern und Enkelkindern, unter welchen wunderbaren Umständen er den Weg nach Amerika gefunden, welchen Gefahren er entgangen und wie Kaiser Josef der Unvergeßliche in sein Leben eingegriffen habe, — er erzählte ihnen die Geschichte von den „beiden Schwertern.“





Der Karfunkel.

Laubhüttenfest war wieder ins Land gekommen.

Kluge Bauern in den benachbarten Dörfern mußten schon einige Tage früher aus ihrem Kalender erfahren haben, daß die „grünen Feiertage“ der Gasse bevorstanden, und hie und da hatte Einer zu seinem Knechte gesagt: „Fahre in den Wald hinaus und hole Tannenreisig, drin in der Stadt die Juden werden es jetzt brauchen.“ Und der Knecht war in den Wald hinausgefahren, wo die immergrünen Tannen wachsen, und hatte da mit seiner Axt die Bäume ihres Schmuckes beraubt. Ob er dabei wohl dachte, wie sonderbar das Geschick es gefügt habe, daß er, der blondköpfige Junge aus dem Stamme der Czechen, in den Wald hinausgehen mußte, um Tannenreisig für diejenigen zu holen, die schon vor fast viertausend Jahren mitten in einer arabischen Wüste grüne Laubhütten aufgerichtet hatten? Wer diesen Knecht wohl hätte anhalten und zu ihm sagen mögen: Was du jetzt gedankenlos um feilen Lohn thust, das wird einst werkthätige Brüderlichkeit mit freiem Bewußtsein gewähren. Es wird eine Zeit kommen, wo der eine Glauben

seine Freude daran finden wird, die Feste des anderen zu schmücken? . . .

In dem Vorhofe eines Hauses, das nahezu am Ende der Gasse liegt, da wo der Garten des Grafen mit dem herrlichen Schlosse darin sich erhebt, waren zwei Männer damit beschäftigt, an eine Laubhütte, die bereits gezimmert und festgefugt da stand, die letzte Hand zu legen.

Der Eine von ihnen, um ein Bedeutendes jünger als der Andere, stand auf einer Leiter und nahm die Tannenreiser entgegen, die ein starkknochiger, weit über die gewöhnliche Größe aufstrebender Mann ihm bot, und schichtete sie über einander, so daß sie bereits jetzt schon das grüne Dach der Laubhütte bildeten.

Daß wir es nur in aller Eile sagen: Der Eine von den beiden Männern war David Brod, der Gemeindevorbeter, der Andere seine unentbehrliche Ergänzung, Feiwelmann „Baß,“ was aber nicht so sehr sein wirklicher Familienname, als vielmehr die Bezeichnung seines Lebensberufes war; denn auch er war von Natur ein Sänger, und zwar ein „Baß“ von so gewaltiger Breite, Tiefe und Höhe, daß darin Alles aufgegangen war, was sonst an einen Menschen gemahnt: Land und Geburt, Familie und Charakter.

Mit einem Male hielt der „Baß“ in seiner Beschäftigung inne, er wischte sich von der Stirne den Schweiß und seufzte tief auf.

„David Brod,“ sagte er nach einer Weile, „es ist mir da wieder eingefallen, wie ich doch eigentlich zu keinem Baß geboren bin. Aus mir hätte etwas anderes werden sollen. Ich weiß nur nicht was!“

„Wie fällt dir diese Narretei grade jetzt ein?“

„Das will ich dir sagen, David, aber du mußt mich erst besinnen lassen.“

Ein Zug träumerischen Sinnens legte sich um die braunen Augen des „Baß,“ aber der, zu dem er geredet hatte, schien darauf kein besonderes Gewicht zu legen.

„Wenn du so dastehst, Baß,“ meinte er, „so wird unsere Laubhütte noch lang darauf warten müssen, bis sie von sich sagen kann: ich bin fertig.“

„Laß mich nur erst besinnen, David,“ rief der Baß von der Höhe seiner Leiter.

Statt aller Antwort reichte ihm der Vorbeter ein Tannenreisig hinan, welches der Baß unwillkürlich entgegennahm.

Augenblicklich verschwand der Zug träumerischen Brütens aus dem Antlitz des „Baß.“

„David Brod,“ rief er, und auf seinem breiten Gesichte leuchtete und funkelte etwas wie vom Abglanze eines in weiter Ferne lohenden Feuers, „jetzt ist es mir eingefallen.“

„Deine Narreteien, Baß,“ meinte David halb verdrießlich, halb lachend, „sind wie Fliegen im Sommer. Du kannst sie hundertmal fortjagen, sie kommen doch wieder.“

„Ist es meine Schuld, David Brod,“ rief der Baß mit einem tiefen Seufzer, „wenn ich nichts anderes geworden bin, als was ich gegenwärtig bin? Wie du weißt, bin ich von draußen „aus dem Reich“, aus Bayern, und mein Vater selig ist ein Hausirer gewesen, was man bei Euch hier zu Lande einen „Dorfgeher“ heißt. Wie ich noch ein Kind war, da hat mich dieser Vater selig oftmals auf seinen Wanderungen mitgenommen, damit ich mich frühzeitig gewöhnen sollte, wie man mit Kunden umgeht. Da sind wir häufig durch einen Wald mit lauter Tannen und Fichten drin gekommen. David Brod! wenn es Sommer oder Frühling war, am schönsten war es

aber im Herbste, da kann ich dir nicht sagen, wie mir jedesmal um das Herz herum ward, wenn ich in diesen Wald eingetreten bin. Ich habe schier geglaubt, ich komme nicht mehr aus dem Walde heraus. „Feiwelmann, mein Kind," hat mein Vater selig zu mir gesagt, „was bleibst du vor jedem Baume stehen? Was siehst du an einem Baume? Kannst du von so einem Baume leben? Ueberhaupt weiß man niemals, was in so einem Wald Alles vorgehen kann; schon beim bloßen Namen Wald rinnt mir ein Schauer über den ganzen Leib. Und dann! wie willst du ein guter Kaufmann werden, wenn du vor jedem grünem Baum stehen bleibst?"

„Du bist ja auch keiner geworden," fiel David Brod ein.

„Einmal, wie ich mit dem Vater selig wieder im Walde war, da weiß ich nicht, wie es über mich gekommen ist. Vögel haben in den Zweigen gesungen, und da hat es mich von innen heraus genöthigt, mit zu singen. Da hat mein Vater selig den Pack mit Waaren von seinen Schultern abgeworfen und hat mir zugehört. „Feiwelmann, mein Kind," hat er dann gesagt, „in dir steckt so wenig ein Kaufmann, als in dem Baum da, du mußt ein Sänger werden!" Und so bin ich als „Fistel" zu dem berühmten Vorbeter Süßkind Schwab nach Fürth in die Lehre gekommen. Später ist ein Baß aus mir geworden."

„Wie kommt da Eins zum Andern?" murmelte David Brod sehr vernehmlich vor sich hin.

„Auf das Laubhüttenfest freu' ich mich immer zumeist," fuhr der Baß fort. „Wenn ich so mit dir in der „Schul" stehe, und wir singen miteinander, und auf einmal fällt mir ein: Draußen auf den Laubhütten liegt das grüne Tannenreisig . . . da ist es mir grade, als käme der merkwürdige Geruch aus dem Wald in meine Kehle, und ich singe noch einmal so schön.

Als wenn ich mit meinem Vater selig wieder in jenem Walde stehen und mit den Vögeln singen möchte!"

In diesem Augenblicke wurden die Beiden durch den Gesang eines Kindes unterbrochen. Er kam aus dem Innern der Laubhütte und konnte eigentlich nicht Gesang genannt werden. Er war eine uralte Melodie, wie sie in der Synagoge gesungen wird an jedem Freitag Abend, so oft man die Ankunft des Sabbats feiert, aber die Art und Weise, wie sie das Kind zum Ausdruck brachte, trug ein merkwürdiges Gepräge von selbstständiger Wiedergabe an sich; es war die uralte Melodie, und sie war es wieder nicht; es war ein funkelnd neues Gewand mit allerlei blendendem Aufputz daran, aber erst wenn man genauer hinsah, entdeckte man, daß es der Stoff eines Kleides war, dessen Fäden vielleicht an den Weiden des Euphrat gesponnen worden waren. Wo die Melodie gleichsam wie aus einem Traume heraus, lang gezogene Töne, die sich nur mühselig der Kehle entrangen, erforderte, da brachte das Mädchen kurze Triller an, und im Gegentheil, wenn die alte Volksweise, gleichsam aufjauchzend einen raschen Fortgang vorschrieb, klang es, als ob eine Menschenbrust den tiefsten Ausdruck für ein trauriges, fast unsagbares Geheimniß gefunden hätte.

Die beiden Männer hatten währenddem ihre Arbeit unterbrochen, Keiner rührte die Hand.

„Hast du sie gehört, Baß?" fragte endlich flüsternd David Brod.

„Wer denn soll sie gehört haben?"

„Man erkennt fast nicht, was sie gesungen hat. Ich möchte nur wissen, warum sie so und nicht anders singt?"

„Du wirst an dem Kinde noch Manches nicht erkennen!" sagte der Baß mit einem gewissen geheimnißvollen Ausdruck und schwieg.

Denn indessen war die schlecht angelehnte Thüre, die in das Innere der Laubhütte führte, mit Heftigkeit geöffnet worden und ein etwa dreizehnjähriges Mädchen zum Vorschein gekommen.

War das Kind wirklich dreizehn Jahre alt? Die Kleinheit seiner Gestalt ließ allerdings auf keine höhere Zahl von Jahren schließen. Wenn man aber den unverhältnißmäßig großen Kopf, den dicke, ungeordnet schwarze Flechten umrahmten, näher betrachtete, und dabei in die fast alles Maß überschreitenden dunkeln Augen blickte, dann wurde man auch kirschenrothe Lippen gewahr, die fast übermüthig einen wohlgeformten Mund mit weißen Zähnen umgaben, und mußte sich sagen, daß das angebliche Alter des Kindes eine in den Wind gesprochene Lüge war.

„Vater,“ sagte das Mädchen, „du meinst gewiß, unsere Laubhütte ist die schönste in der ganzen Gasse? und du bildest dir noch zuletzt etwas darauf ein?“

„Ist sie denn nicht ganz besonders schön?“ fragte David Brod, „der reichste Mann in der Gasse, zum Beispiel Mendel Prager, kann auch keine schönere haben.“

Das Kind lachte hell auf, wobei sich um die rothen Lippen ihres Mundes ein Zug wie von hochmüthiger Bosheit einstellte.

„Das nennst du schön?“ rief sie. „Die ganze Pracht deiner Laubhütte besteht ja in nichts Anderem, als in vergoldeten Nüssen und Zwetschken, die du droben in das Reisig steckst . . Das soll schön sein? Ich aber meine, es giebt einen Unterschied zwischen schön und schön . . .“

„Wie soll ich es denn anfangen, Ella, mein Kind?“ sagte David Brod. „Alle Tage meines Lebens habe ich gehört, daß es gar nichts Schöneres und Prächtigeres für eine Laubhütte

giebt, als vergoldete Nüsse und Zwetschken. Sehen sie denn nicht wie Gold aus?"

Wieder schlug das Kind ein helles Gelächter auf.

„Das soll Gold sein?" rief es. „Ich meine ja auch nicht, daß du goldene Aepfel und Nüsse in deiner Laubhütte haben sollst, Vater. Aber es fehlt etwas darin, was man haben kann, und was schöner ist, als all' dein Gefunkel, woran eigentlich nichts ist."

„Und was soll das sein?"

„Blumen, Vater, Blumen," schrie das Mädchen überlaut, „schöne große Tulipanen und Rosen und Lilien, und was weiß ich, noch Alles."

„Blumen?" meinte David Brod verblüfft, „wo soll ich Blumen hernehmen? Hab ich denn einen Garten?"

„Das ist deine Sorge, Vater?" rief das Kind wieder hell auflachend. „Wozu ist denn der Garten des Grafen da?"

„Ella!" schrie David Brod, der Vorbeter, mit allen Zeichen des Schreckens. „Du möchtest in den gräflichen Garten gehen, um Blumen zu holen?"

„Warum nicht, Vater?" lachte Ella, und schlug die Arme keck in die Seiten.

„Du möchtest in des Grafen Garten gehen!?" wiederholte David Brod in steigender Verwunderung.

„Ich möchte nicht, Vater," höhnte das seltsame Kind lachend, „aber ich gehe schon."

Ella war aus dem Bereiche der Laubhütte entschwunden, noch ehe ein einziges Wort ihres Vaters sie zum Gehorsam bannen konnte.

„Baß! was sagst du zu dem Kinde?" meinte David Brod, indem er seinem Genossen eine volle Last Tannenreisige zureichte. Mit einer Art wilder Heftigkeit, die jeden Andern, nur

nicht David Brod erschreckt hätte, der die Empfindungsweise seines Sangbegleiters schon hinreichend kannte, hatte dieser die ihm entgegengereichten Reisigbündel ergriffen und auf das Dach der Laubhütte geworfen.

„Er fragt mich, was ich zu dem Kinde meine?“ rief er. „Und früher, wie das Kind gesungen hat, hat er mich wieder gefragt, warum sie so und nicht anders gesungen hat, warum sie nicht so singt, wie sie es von David Brod und seinem Baß hört. David Brod! siehst du denn nicht ein, daß dir Gott ein merkwürdiges Kind bescheert hat?“ —

Folgen wir dem Mädchen.

Gleich hinter der „Gasse“, da wo ihre letzten Häuser stehen, nur durch einen kleinen Bach getrennt, erhebt sich, von einem weitläufigen Garten umgeben, das Schloß des Grafen. Es ging wie eine dunkle Sage in der Gasse umher, daß der jetzige Bewohner des Schlosses ein menschenscheuer, düsterer Mann sei, den in seiner Jugend ein großes Unglück getroffen hatte. Auf einer seiner „Herrschaften,“ die er tief im Böhmerlande besaß, habe er die Tochter eines seiner „Randare“ geliebt, die er zur Gräfin habe erheben wollen. Die Sage hatte sogar den Namen der schönen Randarstochter aufbewahrt, sie hieß „Genenda.“ Die gräflichen Eltern aber, als sie den Willen ihres Sohnes erfahren, hatten sich nach Wien zum Kaiser begeben, und es da durchgesetzt, daß der junge Graf in ein fernes Land, man sagt, weit über das Weltmeer geschickt wurde. Als er von dort zurückkehrte, weil mittlerweile der alte Graf gestorben, war es das Erste, daß er sich nach jener Randarstochter erkundigte. Es war mitten in einem Walde und in dem Walde war ein tiefer Teich. Da zeigte ein alter Jägersmann, der an seiner Seite ging, nach dem Weidengebüsche hin, das den Teich rings umfaßte, und sagte blos:

„Dort hat man sie gefunden!“ Der Graf war unverehelicht geblieben.

Das Kind des Vorbeters war in eiligem Laufe hinter den letzten Häusern der Gasse über die Brücke gekommen, die den kleinen Bach überwölbt und stand bereits vor dem Schloß- gitter. Es war weit offen; Niemand zeigte sich auf dem von Statuen und allerlei verschnörkelten Bauwerken umgebenen großen Hofe, der das Schloß von dem Garten schied. Hoch aufgerichteten Hauptes, als fühlte es sich in der wildfremden Umgebung ganz zu Hause, schritt das Kind über den Hof und kam in den großen Garten, der sich nun geheimnißvoll weit und dunkel vor ihr aufthat. Aber auch da fühlte Ella kein Bangen; sie war in einen dunkeln Baumgang gekommen, wo die in einander gewachsenen Aeste mit ihrem grünen Laube eine fast unheimliche Finsterniß bildeten. Sie aber war mu- thig und unbeengt; sie schritt weiter und immer weiter, bis sie das Ende des finsteren Laubganges erreicht hatte. Ein Weiher mit grünlich-schwarzem Gewässer lag vor ihr; ein Springquell erhob sich mitten darin, der aus dem Munde eines gräulich gestalteten steinernen Ungeheuers aufsprang, das bis zur Oberhälfte seines Leibes aus dem Wasser hervorragte, während zur Rechten und zur Linken zwei kleinere Ungeheuer mit übermäßig aufgeblasenen Backen kleinere Springfluthen in die Höhe warfen. Ella war einen Augenblick stehen geblieben. „Sollen das die Söhne von dem Alten in der Mitte vor- stellen?“ fragte sie sich leise, und sinnend lagen eine Weile lang ihre Augen auf der steinernen Gruppe in der Mitte des Weihers.

Plötzlich ward sie durch ein Geräusch aufgeschreckt, das von einer im dunkeln Baumgang zu Boden gefallenen Frucht herzurühren schien. Sie blickte auf. Da stand ein schwar-

gekleideter Mann, der ein Buch in den Händen hielt, vor ihr. Auch jetzt kam kein Bangen und Fürchten über die muthige Seele des Kindes, trotzdem Ella keinen Augenblick in Unsicherheit darüber war, wen sie vor sich hatte. Es war der Graf selbst.

„Was willst du hier?" fragte er mit tonloser Stimme, die Augen fest auf das Antlitz des Kindes gerichtet.

„Ich brauche Blumen für unsere Laubhütte," meinte Ella und stockte.

„Und die kommst du aus meinem Garten zu holen?" rief der Graf, und ein sanftes Lächeln hellte die ernsten Züge auf. „Für wen hältst du mich denn?"

„Für einen Grafen!" sagte Ella.

„Also weil ich ein Graf bin, muß ich dir erlauben, Blumen aus meinem Garten für deine Laubhütte zu holen?"

Ella nickte fast unmerklich mit dem Kopfe. Dann meinte sie: „Kann ich etwas dafür, wenn mein Vater keinen Garten hat?"

Der Graf faßte das Kind aus der Gasse schärfer ins Auge. War es die eigenthümliche Weise, wie sie eine schuldige Antwort in eine Frage verkehrte, war es der flammende Ausdruck ihrer Augen, der über ihr sonst unschönes Antlitz eine so merkwürdige Beleuchtung warf? Es währte eine geraume Weile, bis er wieder fragte:

„Wer sind denn deine Eltern, Kind?"

„Meine Mutter ist gestorben, aber mein Vater ist Vorsänger in der Synagoge."

„Du willst wohl sagen: Vorbeter," meinte der Graf mit einem leisen Anfluge von Hohn; „denn von Singen wird wohl in Euerer Synagoge kaum die Rede sein können. Ich kenne dieses Singen."

„Mein Vater ist Vorsänger," rief das Kind mit erhöhter

Stimme, „und wenn er den „Baß“ neben sich hat, so klingt es außerordentlich schön. Man kann gar nichts Schöneres hören.“

Der Graf lächelte wieder.

„Kannst du auch singen?“

„Warum soll ich nicht singen können?“

„So singe mir etwas vor.“

„Was soll ich singen?“

„Etwas aus deiner Synagoge!“ sagte der Graf nach kurzem Ueberlegen.

Wer möchte bestimmen wollen, was in der Seele dieses Kindes grade jetzt vorging? Warum sich ihm grade jene uralte Weise aus der Synagoge, die es vor Kurzem in der Laubhütte gesungen, wieder auf die Lippen drängte? Dabei gewährte das ganze Wesen Ella's einen Anblick höchst seltsamer Art; es schien um ein Bedeutendes in die Höhe gewachsen; die schmutzigen Gewänder, in die es gehüllt war, verschwanden gleichsam an ihm, es schien, als ob alles Unschöne von ihm abgefallen sei und übrig geblieben war nur die uralte Synagogenmelodie, der ihre Stimme mit ihrem lerchenhaften Aufjauchzen eine ungeahnte Beredtsamkeit verlieh . . .

„Wie heißest du, Kind?“ fragte der Graf.

„Sie heißen mich Ella.“

Dem Grafen war das Buch, das er in Händen gehalten, entfallen.

Ella bückte sich, um es aufzuheben. Da geschah es, daß sie mit ihrem Kopfe unter die Hände des Grafen gerieth.

„Ella heißen sie dich?“ rief er, und er faßte nach dem von schwarzen Flechten umrahmten Kopfe des Kindes. Dann sah er ihr lange in die Augen, die einen so wunderbaren Gegensatz zu ihrem kindlichen Wesen bildeten.

„Ella heißest du?“ wiederholte er nach einer Weile. „Das ist ein schöner Name! Aber du selbst bist nicht schön! Deine Schönheit liegt ganz anderswo, und an mir wird es sein, diesen versunkenen Karfunkel aus seiner schmutzigen Umhüllung in die ihm gebührende Einfassung zu bringen.“

Diese Worte hatte der Graf mit flüsternden Lippen, fast unvernehmbar gesprochen; dennoch war keines dem feinen Gehöre des Kindes entgangen.

Mit einer heftigen Bewegung wandte er sich dann von Ella ab.

„Gehe jetzt dort in jenes Haus, wo der Gärtner wohnt,“ sagte er mit gänzlich verändertem Tone, indem er gebieterisch die Hand nach einem am Ausgange des Gartens liegenden Häuschen ausstreckte, „und sage ihm, er möge dir so viel Blumen für deine Laubhütte geben, als deine Schürze fassen kann. Von mir sollst du noch weiter hören.“

Eine Viertelstunde darauf kam das Kind des Vorbeters, die Schürze hochauf mit Blumen gefüllt, athemlos, mit brennendem Antlitz, um welches die schwarzen Haare in wilder Unordnung flogen, im Hofe des Hauses an, wo ihr Vater und der Baß Feiwelmann an die Eindeckung der Laubhütte mit dem grünen Schmucke des Waldes noch immer nicht die letzte Hand angelegt hatten. Sie hatten mittlerweile von dem Kinde gesprochen.

„Ella!“ rief der Baß hoch von seiner Leiter, „wie siehst du merkwürdig aus,“ und David Brod, der Vorbeter, sagte überhastig: „Was trägst du da in deiner Schürze?“

Da lüftete das Kind die Schürze und es zeigten sich den erstaunten Blicken der beiden Männer die schönsten Blumen, wie sie noch jemals erschaut hatten.

„Jetzt, Vater, wirst du dich rühmen können, daß in der

ganzen Gasse keine Laubhütte der unseren gleichen wird," rief das Mädchen, die Augen noch immer strahlend von einem seltsamen Glühen, „Blumen vom Grafen selbst wird doch keine aufzuweisen haben."

„Er selbst hat sie dir gegeben, Ella?" rief der Baß.

„Er hat gesagt, ich bin nicht schön, aber ich bin ein Karfunkel . . ." schrie ihm das Kind mit ungeahnter Heftigkeit entgegen.

Längst lag auf dem Dache der Laubhütte der grüne Schmuck des Waldes; der Mittag war gekommen und noch immer saß Ella, das Kind des Vorbeters der Synagoge, inmitten der Blumen, die sie aus dem Garten des Grafen geholt und band Kränze zum Schmucke des gebrechlichen Hauses, das ihr kurz vorher so unschön gedünkt hatte. Von ihren Wangen hatte sich die Röthe noch nicht verloren; hie und da sang sie halblaut vor sich hin, und wenn man genauer hinhorchte, waren es Bruchstücke jener uralten Synagogenmelodie. Meistentheils schwieg sie. Ob sie dabei an den Karfunkel des Grafen dachte?

Am Abende desselben Tages war das Laubhüttenfest in seiner anmuthenden Heimlichkeit in die Gasse eingezogen. Davi Brod, der Vorbeter, saß mit Ella, seinem einzigen Kinde und dem „Baß" in der mit Blumenkränzen und allerlei Zierrath ga stattlich ausgeschmückten Hütte; Kerzenlicht erhellte den traulichen Raum! Ella hatte von den Blumen des gräflichen Garten ein kleines Kränzchen zurückbehalten und es in ihre schwarze Haare geflochten. Während des Abendmahles vermochte de Baß sein Auge nicht abzuwenden von diesem blumengeschmückte Kopfe; es schien ihm, als läge zwischen dem Kinde, wie e jetzt dasaß, und dem Kinde, wie es am Vormittage aus de Laubhütte in den gräflichen Garten gerannt war, eine Zei die nach Jahren zählte. Wie merkwürdig die rothe Rose vor

über der Stirn leuchtete! War denn Ella wirklich nur dreizehn Jahre alt?

Der Kranz in den Haaren des Kindes mochte nur leicht wiegen und dennoch schien es, als drücke er mit unsichtbarer Wucht; sie saß aufrecht da, als fürchtete sie durch irgend eine Bewegung, ja durch irgend ein Wort die so angenommene Stellung zu beeinträchtigen. Eine seltsame Schweigsamkeit war über das Kind gekommen . . .

Als das Essen abgeräumt und das Tischgebet verrichtet worden war, sagte David Brod, der Vorbeter, zu seinem Baß:

„Wie wär' es, Baß, wenn wir jetzt die neue „Keduscha" (eine Art Sanctus des Gottesdienstes) probiren möchten? Wenn wir Ehre damit einlegen wollen, so müssen unsere Kehlen geübt sein, als wären wir Vögel im Walde."

„Als wären wir Vögel im Walde," wiederholte der Baß mit einem träumerischen Ausdrucke.

„Ja, singen wir, Vater," rief mit einem Male das Kind des Vorbeters, „ich werde zuhalten (mit einstimmen)."

„Gott, der Allmächtige, sei gelobt, daß er Ella wieder die Sprache gegeben hat," meinte der Baß.

„Ich heiß' nicht Ella," schrie das Kind mit finsterer Stirne, „ich will nicht so heißen."

„Wie denn soll ich dich nennen?" fragte der Baß. „Ich glaube doch, das ist dein ehrlicher Name?"

„Heiß' mich meinetwegen Karfunkel," rief das Kind mit trotzig aufgeworfenen Lippen.

„Was muß über das Kind geflogen sein?" sprach David Brod, der Vorbeter, halblaut vor sich hin.

Darauf begannen sie die Probe des Gesanges zu der neuen „Keduscha," der morgen am ersten Tage des Laubhüttenfestes die ganze Gemeinde in Erstaunen versetzen sollte. David

Brod versprach sich nämlich einen ungeheuren Erfolg von der neuen Melodie; er hatte sie von einem durchreisenden polnischen Bettler erlernt und ihm als Entgeld dafür nicht weniger als vier und zwanzig Kreuzer ausbezahlt.

Wer der Meister dieser Synagogenmelodie war, die nun mitten in einer stillabgelegenen „Gasse“ Böhmens zu Herzen und Gemüth einer Gemeinde sprechen sollte? Wer die Weise erfunden hatte, die der polnische Bettler als etwas noch nie Gehörtes an David Brod käuflich überlassen hatte? Umsonst wäre hier Nachforschen und Untersuchung. Auch jener „Schnorrer“ hatte sie irgendwo in dem fernen Polen überkommen, und war damit weitergezogen, wohin ihn der Sturm seines Lebens trug. Wen konnte es verwundern, wenn er dieselbe Melodie, die er Jahre zuvor irgendwo in Mähren oder Böhmen vernommen, mit einem Male in der Synagoge einer elsässischen Gemeinde wieder zu Gehör bekam?

Wenn auf dürrem Felsgestein oft eine ungekannte Blume ihre Augen aufschlägt, dann hat es der Sturm bewirkt, der das zarte Samenkorn in seine Arme nahm, und es hierhin und dorthin getragen hat, wohin es ihm eben beliebte. Das ist auch das Geheimniß von dem Entstehen und Fortleben dieser Melodien.

Der neue Gesang war nicht ohne Schwierigkeiten; die Sänger hatten kein Notenblatt vor sich und mußten dem Gedächtnisse vollauf vertrauen. Hie und da hatte David Brod einen gelungenen Schnörkel angebracht, mit dem sich Feiwelmann, der Baß, nicht einverstanden erklärte, da er der ursprünglichen Melodie gefehlt hatte. Aber nachdem sie die neue Weise schon Wochen vorher durchprobirt hatten, kam sie heute glücklich und wohlbehalten, wie ein blanker Guß aus den Kehlen der Singenden. Ella vertrat dabei die Stelle des „Fistels“

ihre Stimme fügte sich weich und mild an den Gesang ihres Vaters und des „Baß," der grade heute mit einem Aufwande aller seiner Gesangsmittel leuchtete, wie er es wahrscheinlich an sich selbst noch nicht gekannt haben mochte. Wie mit seiner Kraft spielend, warf er ohne merkliche Anstrengung die vollsten Töne seiner Kehle in den Gesang; und wenn Ella's Stimme lieblich und zart, wie ein Bach in hundert verschiedenen Krümmungen sich durchschlang, so war sein Singen ein riesiger Waldstrom, der in übermüthiger Gewalt daherbraust. Dabei hielt er, wie dies aus alter Ueberlieferung jeder „Baß" thun muß, die Hand fest auf die eine Wange gedrückt, da wo sein zottiger Backenbart am dichtesten gepflanzt war, weil er die Ueberzeugung hatte, dadurch den Gurgeltönen eine verdoppelte Kraft zu verleihen.

Plötzlich hielt Ella im Gesange inne, und lachte hell auf.

Die beiden Sänger unterbrachen sich. David Brod schrie böse:

„Was für eine Klippe (böser Geist) ist heute über das Kind gekommen? Was geht mit dir vor?"

„Ich kann nicht weiter singen," lachte das Kind, „wenn ich sehe, wie der Baß seine Backe festhält, damit sie ihm nicht auf und davon geht."

„Meine Backe?" sagte der Baß äußerst erstaunt. „Kann ich denn anders singen?"

„Darum lache ich ja," meinte jetzt das Kind mit großem Ernste, „daß du glaubst, du könntest nicht singen, wenn du die Backe mit der Hand nicht festnagelst wie ein Brett. Kann denn deine Stimme gut klingen, wenn du sie einsperrst und ihr keine Luft lässest?"

Kleinlaut sagte der Baß, und eine tiefe Röthe verbreitete sich allmälig über sein Antlitz:

„Ich habe es nie anders vor mir gesehen. Kein Baß singt auf eine andere Art.“

„Dann ist es nicht schön,“ sagte Ella.

Die Röthe auf dem Gesicht Feiwelmann's war einer auffallenden Blässe gewichen.

„Wenn du es sagst, und es nicht schön ist,“ sagte er tonlos, „so will ich es künftig unterlassen.“

„Du willst frei heraussingen, Feiwelmann, ohne Backe?“ rief Ella, und ihre weißen Zähne leuchteten durch den lachenden Mund.

Feiwelmann, der Baß, nickte blos mit dem Kopfe.

„Du wirst dir doch nicht von einem Kinde solche Narreteien einreden lassen?“ rief dagegen David Brod, der Vorbeter. „So lange es einen Baß auf Erden gegeben hat, hat er die Backe mit der Hand gehalten. Frag' Einen Baß auf der Welt, ob er sonst zu singen im Stande ist.“

Aber Feiwelmann, der Baß, schüttelte wieder sein Haupt.

„Laß es gut sein, David Brod,“ sagte er gedrückt. „Wenn das Kind etwas sagt, so kannst du sicher sein, daß etwas Goldenes von ihm kommt . . . Ich will's versuchen, und will einmal singen, wie Ella es meint. Ich fange schon an, einzusehen, daß sie Recht hat.“

Sie begannen aufs Neue die Melodie. Das Kind des Vorbeters sang aber diesmal nicht mit. Beide Hände auf den Tisch gestützt, saß Bella da und hielt die schwarzen scharfen Augen auf Feiwelmann, den Baß, gerichtet. Keine seiner Bewegungen entging ihr, ihre Seele schien untergetaucht zu sein in dem Strome des Gesanges. Feiwelmann fühlte im Singen, daß die Augen des Kindes auf ihm brannten; dazu hielt er diesmal die Wange von der drückenden Hand frei. Er sang aber schlechter als je — war es das Aufgeben einer fast zur

Nothwendigkeit gewordenen Gewohnheit, waren es die gefürchteten Kindesaugen? Er hielt plötzlich inne, und stand auf.

„Verzeih mir, David," sagte er schwach. „Ich kann heute nicht fort, es sitzt etwas in meiner Kehle, was mich würgt, daß ich schier glaube, die Stimme sei mir für alle Zeiten versagt! Verzeih mir."

„Sei kein Narr, Feiwelmann," rief der Vorbeter und wollte ihn am Aufstehen hindern.

„Laß mich nur," rief der Baß, und es klang etwas hindurch wie von unterdrückten Thränen, „morgen wird es vielleicht besser um mich stehen."

Ella sprach nichts; sie hatte ihre Stellung nicht veränändert. Ihre schwarzen Augen verfolgten den Vorgang, als stände er mit ihr in gar keinem Zusammenhange. War das Kind herzlos? Empfand es die Süßigkeit des Triumphes, daß es ihm gelungen, die Singweise des „Baß" ins Lächerliche zu ziehen?

Feiwelmann war aufgestanden, er hatte die Klinke der Thüre ergriffen und wollte ins Freie. In diesem Augenblicke taumelte er zurück; eine hohe Männergestalt drängte sich durch den schmalen Eingang und trat in die Laubhütte ein.

„Der Graf, der Graf!" schrie Ella auf.

Es war in der That der Mann aus dem Garten, er selbst.

David Brod, der Vorbeter, war erschrocken aufgesprungen, schon hielt er das Käppchen in den zitternden Händen.

„Lebendiger Gott," flüsterte er, „der Graf selbst!"

„Was erschreckt Ihr, Vorbeter?" sagte der Graf lächelnd, „Ihr kennt mich doch, und solltet wissen, daß ich Euch und Eueren Leuten kein Feind bin? Thut mir den Gefallen und setzt Euch wieder. Denkt Euch, es sei Einer gekommen, der

noch keinen Begriff von so einer Laubhütte hat und sich so einen Bau auch einmal ansehen will."

Unwillkürlich hatte sich David Brod wieder auf seinen Sitz niedergelassen, aber des Schreckens über die Erscheinung des Grafen war er noch nicht Herr geworden. Einen merkwürdigen Anblick bot in diesem Augenblicke das Antlitz des Kindes. Ella sah nicht im Geringsten erschrocken aus, und fast hatte es den Anschein, wenn man nach dem Lächeln sah, das auf ihren rothen Lippen saß, als hätte der Besuch des Mannes, den sie heute um Blumen angegangen war, für ihre Gedankenwelt nichts Ueberraschendes gebracht.

Der Graf hatte auf dem leergewordenen Sitze Feiwelmann's Platz genommen. Der Baß selbst stand demüthig mit abgezogenem Hute in einer Ecke der Laubhütte.

Der Graf ließ seine Augen in dem kleinen Raume des hölzernen Baues umhergehen.

„Also, so sieht eine von Eueren Laubhütten aus?" sagte er, „und Euer Gesetz schreibt Euch vor, daß Ihr da wohnen müßt? Warum das? Ich habe es längst vergessen."

David Brod vermochte nicht die Frage des Grafen zusammenhängend zu beantworten; in seinen Adern rann kaltes Eis. Unter den irdischen Erscheinungen, die mit Macht und Herrlichkeit ausgestattet sind, war ihm noch keine höhere erschienen, als der Mann, der das große Schloß auf der Anhöhe sein eigen nannte, und der ihm ein Schutzherr war.

Feiwelmann, der Baß, nahm für ihn das Wort. Demüthig meinte er:

„Vierzig Jahre sind unsere Vorfahren in der Wüste herumgegangen; sie haben kein steinernes Haus bauen können und nur den Himmel haben sie über sich gehabt und höchstens ein Zelt, worin sie gewohnt haben. Darum ist uns das Gebot

von unserem Gott gemacht worden, daß wir zum Andenken an diese Zeit durch acht Tage in solchen Laubhütten wohnen müssen."

„Nach fast viertausend Jahren!" rief der Graf, „und noch heute feiern diese Leute das Fest und sprechen von „unserem Gotte," als hätte er für sie eigens die Wüste Arabiens erschaffen! Seltsames Volk, das Ihr seid! Und doch, wenn ich eintrete in Euere ärmliche Laubhütte, ich, der Graf aus christlichem Blute, der stolz darauf thut, daß er seine Ahnen auf einige Jahrhunderte zurückführen kann, thut ihr so erschrocken und demuthvoll! Begreift Ihr denn nicht, Vorbeter, und Ihr, Mann, daß Ihr Euch vor mir nicht zu schämen braucht, daß das Bestehen dieser Laubhütte allein mich die vermeintlichen Vorzüge meiner Geburt vergessen machen muß?"

Auf David Brod's Lippen irrte ein verlegenes Lächeln. Wohl hätte er antworten können, denn er hatte die Rede des hochgebornen Herrn hinlänglich verstanden. Aber mit jenem Verständnisse seit jeher anerzogener Demuth begriff er es gleichzeitig, daß er seinen viertausend Jahre alten Adel nicht werfen konnte in die eine Waagschale, während in der anderen eine gräfliche Krone mit einem herrlichen Schlosse und Garten funkelnd lag.

Dagegen rief Ella:

„Ich bin nicht erschrocken, Herr Graf! . . ."

„Lebendiger Gott! Ella! Wie kannst du so reden?" schrie David Brod, der Vorbeter, der im Entsetzen über die Worte des Kindes wieder seine Sprache gefunden hatte.

„Laßt doch das Kind, Vorbeter," sagte der Graf mit einem feinen Lächeln. „Warum soll sie nicht gestehen, daß ich nicht derjenige bin, der ihr Schrecken einflößt? Warum auch sollte sie erschrocken thun? Sie weiß sehr gut, daß eine Zeit kommen

kann, in der sie mir ganz anders gegenüberstehen dürfte, als jetzt . . . Wie heißest du, mein Kind? Ich habe deinen Namen wieder vergessen!"

„Karfunkel!" sagte Ella kurz, und sah den Grafen dabei fest und sicher mit ihren großen Augen an.

Eine Weile starrte der Graf das übermüthige Kind an, es hatte den Anschein, als wäre nun er es gewesen, den die Antwort des Kindes erschreckte. Er faßte sich aber rasch, und als er nun redete, zitterte in seiner Stimme etwas wie von einer tieferen Bewegung seines Gemüthes.

„Ja, du hast Recht," sagte er, „daß du mir deinen eigentlichen Namen ins Gedächtniß zurückrufst. Erinnerst du mich doch daran, weswegen ich hierher gekommen, und daß ich nicht auf falscher Fährte begriffen bin."

Noch einmal sah er das Kind des Vorbeters wie prüfend an. Es war ein langer und tiefer Blick, den er durch die Augen des Kindes in dessen Seele, wie heimlich geborgen auch ihre Wesenheit sein mochte, bis in jenen Winkel that — wo er den funkelnden Edelstein vermuthete.

„Was gedenkt Ihr mit Euerem Kinde anzufangen, Vorbeter?" wandte er sich an David Brod.

„Was soll ich mit ihr anfangen, gestrenger Herr Graf?" meinte David Brod, der sich mittlerweile etwas ermannt hatte. „Wäre sie ein Knabe geworden, so könnte sie mein „Fistel" sein, denn sie hat eine gar liebliche Stimme und ein Gedächtniß dazu für alle Gesänge — sie beschämt uns ältere Leute damit . . . Leider Gottes ist sie aber kein Knabe geworden, und wenn ich einmal sterbe, wird da nicht ein Fremder mein Nachfolger in der Synagoge sein müssen? Nun aber frage ich: Was soll aus der Tochter eines armen Vorbeters

werden? Ihre Stimme ist ihr von keinem Nutzen, und wenn ich heute sterbe . . ."

Die Sprache David Brod's war zuletzt vor innerer Bewegung fast unvernehmbar geworden. Da rief die Stimme des Mannes, der demüthig im Hintergrunde der Laubhütte stand, überlaut:

„David Brod, du übertreibst! Noch lebt ein Feiwelmann Baß, und der wird dein Kind nicht verlassen!"

Aller Köpfe wandten sich nach dem, über dessen Lippen dieser Aufschrei gekommen war. Auf dem breiten Antlitze des Sprechers lag eine tiefe Röthe, aber wie sie jetzt alle nach ihm hinblickten, hatte er die Augen schämig niedergeschlagen, und schob den Hut verlegen zwischen den Fingern.

„Wer ist der Mann?" fragte der Graf und seine Blicke schweiften zwischen dem „Baß" und dem Kinde auf und nieder.

„Es ist nur Feiwelmann, unser Baß," sagte Ella kurz.

Der Graf nickte zu dieser Auskunft nur leicht mit dem Kopfe.

„Was das zukünftige Glück Eueres Kindes betrifft," wandte er sich wieder zu David Brod, „so seid darüber ganz ruhig. Es hat sich eine Hand gefunden, die es versuchen will, ob sie nicht Vorsehung spielen kann . . . und diese Hand gehört mir. Ihr bedauert es, Vorbeter, daß Gott Euerem Kinde eine so liebliche Stimme verliehen hat. Wie nun, David Brod, wenn diese Stimme ein Juwel wäre, der nur geschliffen und gefaßt werden müßte, um überall hin mit Glanz und Pracht zu leuchten? Und man sagt doch, daß Leute Eueres Volkes für Juwelen nicht unempfindlich sind?"

David Brod wollte reden, aber jedes Wort war wie mit eisernen Klammern an seine Zunge gefesselt. Ein kalter Schweiß

drängte sich auf seine Stirne; jedes Haar auf seinem Haupte hatte sich emporgerichtet.

„Und nun, David Brod," fuhr der Graf fort, „bleibt mir noch übrig, Euch einen Vorschlag zu machen. Nehmet Ihr ihn an, so wird aus dieser engen Laubhütte heraus ein Edelstein hervorgehen, wie Ihr ihn kaum ahnt; wo nicht, mag er begraben bleiben in der schmutzigen Hülle, die ihn jetzt umgiebt. Denn wenn mich nicht Alles täuscht, so glüht in der Seele Eueres Kindes das unsterbliche Feuer der Kunst. Heute war es noch ein Kind, das vor mir sang, und doch hat mich die Stimme des Kindes ergriffen, wie mich im Leben noch selten etwas bewegt hat. In Euerer Tochter schlummert die Zukunft einer großen Künstlerin!"

Der Graf schwieg; er warf einen Blick nach Ella, die mit großgeöffneten, leuchtenden Augen, sonst aber regungslos da saß. Nur der Blumenkranz in ihren Haaren zitterte merklich.

„Und so, David Brod," schloß der Graf, „habe ich Euch nur Eines zu sagen. Geht Ihr auf meinen Vorschlag ein, so übernehme ich die Erziehung und Ausbildung Eures Kindes zur Künstlerin. Sie wird Euer Haus verlassen, sie wird fern von Euch weilen, vielleicht werden Länder und Meere liegen zwischen Euch und ihr — aber Euere Tochter wird eine Künstlerin werden! Bedenket wohl, was ich Euch sage: Es kann eine Zeit kommen, die es Euch verbieten wird, Euch den Vater Eueres Kindes zu nennen . . . Doch für heute genug! Wenn Euer Laubhüttenfest vorüber ist, so kommt zu mir und erstattet mir Antwort. Das Schicksal des Kindes ruht von nun an in Eueren Händen!"

Der Graf war aufgestanden; David Brod war sitzen geblieben, er vermochte sich nicht zu erheben. Was er eben vernommen, ging wie der Schrecken eines nächtlichen Gewitters

über ihn hinweg. Blitze zuckten und leuchteten, Donner rollten über seinem Haupte, aber aus all diesen Stimmen des Entsetzens hörte er doch die eine: den Zuspruch des Grafen, daß er sich seines Kindes annehmen wolle.

Der Graf hatte die Thüre der Laubhütte geöffnet. Da ergriff Ella rasch den Leuchter mit der brennenden Kerze und folgte ihm nach. Sie geleitete ihn über den Hof bis zur Planke, die das Haus des Vorbeters von der Gasse abschloß. Am Thore angelangt, ließ das Kind den Leuchter plötzlich fallen, das Licht erlosch. Der Graf fühlte auf seiner Hand einen heißen Kuß von zwei Kinderlippen . . .

„Gute Nacht, meine kleine Künstlerin," sagte er, „gute Nacht, mein Karfunkel!"

In der Finsterniß tappte das Kind des Vorbeters seinen Weg wieder zur Laubhütte zurück.

Ein Sturm war über das friedlich enge Haus David Brod's, des Vorbeters, gekommen, der es in seinen Grundfesten erschütterte. Er, der Vater einer zukünftigen Sängerin, sein Kind der Schützling eines Grafen und Feiwelmann Baß, seine „rechte Hand," entschlossen, von seiner bisherigen Gesangsweise abzugehen!

Als Ella in die Laubhütte wieder eingetreten war, fand sie ihren Vater, den Kopf auf den Tisch gelegt, in heftigem Weinen.

„Warum weinst du, Vater?" fragte sie fast gelassen.

„Laß ihn heute," sagte der Baß, dem selbst die Stimme von verschluckten Thränen zitterte, „das unerhörte Glück hat ihn so angegriffen."

„Glück? wer spricht von Glück?" fuhr David Brod wild auf. „Meint Ihr, ich habe ihn nicht verstanden, was er

will, und daß er darauf abgeht, mir mein einziges Kind zu nehmen?"

Dann sank er wieder mit dem Kopfe auf den harten Tisch und weinte bitterlich.

Die Lippen des Kindes zitterten von innerer Aufregung, seine großen schwarzen Augen strahlten ein Feuer aus, das nicht von Mitleid mit den Thränen des Vaters herrührte. Feiwelmann, der Baß, mochte errathen, was in dem frühgereiften Kinde vorging.

„Sprich heute kein Wort," flüsterte er ihr zu, „er erträgt's nicht. Es wird schon die Zeit und die Stunde kommen, da wird es ihm klar werden, daß ihm Gott ein Juwel bescheert hat."

„Einen Karfunkel, Feiwelmann!" sagte das Kind mit merkwürdig scharfer Betonung und ging zur Laubhütte hinaus. —

Am andern Tage, der der erste des Laubhüttenfestes war, führte David Brod mit seinem „Baß" die neue Melodie auf, die er von dem polnischen Bettler erlernt hatte. Aber der Erfolg, wir müssen es gestehen, blieb weit hinter den gehofften Erwartungen zurück. Die Leute, die in der Synagoge zum Gottesdienst versammelt waren, schienen von einem Geiste der Zerstreutheit heimgesucht, der sie unempfindlich ließ gegen die Neuheit des Gesanges, und die Feinheit seiner Aufführung. In den Zwischenpausen des Gottesdienstes war von nichts Anderem die Rede, als von dem Besuche, den der Graf der Laubhütte des Vorbeters abgestattet. Die abenteuerlichsten Gerüchte schwirrten durch das Haus, ein Jeder gab diesem merkwürdigen Vorkommnisse eine andere Auslegung. Besonders droben in der „Weiberschul" wogte es wie in einem Bienenschwarme durcheinander. Das bis dahin unbeachtete Kind des Vorbeters

fand mit einem Male eine Bedeutung, der selbst die stolzesten Frauen, die in ihren Festtagsgewändern und goldenen Halsketten die vornehmsten Plätze am Gitter einnahmen, ihr Ohr nicht verschließen konnten. So lange die Gasse stand, konnte kein Haus daselbst sich rühmen, unter seinem Dach einen so hohen Gast beherbergt zu haben, und nun hatte sich der Graf herabgelassen, der Laubhütte des Vorbeters, also eines Mannes, der von der Gemeinde lebte, diese Ehre zu beweisen!

„Ich möchte nur wissen," zischelte und wispelte es hin und her, „was er sich an dem schmutzigen und häßlichen Mädchen ausersehen hat? Hast du schon etwas Besonderes an ihr bemerkt? Ich nicht! Ich weiß nur, daß mir ihre Augen vorkommen, wie zwei scharfe Messer. So oft ich mit dem Kinde zu thun habe, kehrt sich mir Alles im Leibe herum. Sie hat etwas in ihrem Blicke, das Einen ärgert."

„Nun, ihrer Schönheit wegen ist er nicht in der Laubhütte David Brod's erschienen," lautete die Entgegnung. „Man sagt aber, er soll sie singen gehört haben, und da hat er gesagt, solch' eine Stimme im Munde eines Kindes sei ihm noch nicht vorgekommen."

„Ist das ein Wunder?" meinte eine breitspurige alte Frau. „Väter vererben ihre Eigenschaften auf die Kinder, und alle David Brod's haben gute Stimmen."

„Man sagt auch, er will sie nach Prag schicken und dort aufziehen lassen."

„Da hätte David Brod ausgesorgt für all sein Leben."

In solcher Stimmung der Beter zerflatterte die neue Melodie, an die David Brod und sein Baß wochenlang das Beste ihrer Kehlen gesetzt hatten, wie eine Baumblüthe, mit der ein unbarmherziger Wind sein Spiel treibt. Was nützten alle die künstlichen Gesangsschnörkel? Sie zerstoben unverstanden und

nur Wenige mochte es geben, denen die Neuheit der Melodie aufgefallen war. Den Meisten kam sie wie ein abgestandenes, längst gekanntes Gericht vor, dem man keinen Geschmack abgewinnen konnte. Und doch war die Melodie eine solche, die zu jeder andern Zeit aufs Innigste zu den Gemüthern gesprochen hätte. Sie stammte aus Polen und war von eigenthümlicher Schönheit!

Als der Gottesdienst zu Ende war, machte sich unter den zur Synagoge Hinausschreitenden das Urtheil über David Brod und seinen Genossen in der herbsten Weise Luft. So schlecht hatten die Beiden noch nie gesungen; die neue „Keduscha" war ein Machwerk, mit dem sich allenfalls Leute in einer Dorfgemeinde begnügen konnten, die an nichts Besseres gewöhnt waren.

„An allem dem ist Feiwelmann, der Baß, schuld," meinte einer der schärfsten Beobachter aller Vorgänge in Haus und Gasse, der säbelbeinige Schneider Saul Weißfisch, „was für eine „Kränk" hat ihn angefallen, daß er seine Backe nicht mehr mit der Hand hält? Wie soll er da einen gesunden Ton herausbringen? Gott der Lebendige weiß, wo er so was Neumodisches gesehen hat. Es muß ihn ruiniren, und die Gemeinde hat nur davon Verdruß."

David Brod und sein Baß merkten es an hundert Anzeichen, daß ihnen die öffentliche Meinung nicht günstig war. Wie drückte man ihnen sonst die Hände, welche herzliche Zurufe schallten ihnen entgegen, wenn sie die Synagoge, die Stätte ihrer gesanglichen Leistungen verließen! Sie schlichen still und gedrückt nach Hause und Saul Weißfisch, der säbelbeinige Schneider, hielt es für ein gutes Werk, als die Beiden an ihm vorüberschritten, eine recht häßliche Grimasse ihnen nachzuschicken!

Als sie in die Wohnstube kamen, trat ihnen Ella entgegen, in ihren Haaren noch immer den Kranz, den sie gestern von den Blumen des Grafen erübrigt hatte. Sie legte den Kopf unter die Hände ihres Vaters, damit er sie „bensche." Mit flüsternden Lippen sprach er über das Kind den Segen. Wie seltsam! Nichts in dem Wesen Ella's deutete heute an, welch' ein Leben seit gestern über ihr Haupt hinweg gezogen, welche Pforten sich mittlerweile für sie aufgethan hatten!

„Nun, Feiwelmann," sagte sie, „was haben die Leute zu Euch gesagt?"

„Was sollen sie gesagt haben?" entgegnete er traurig, mit niedergeschlagenen Augen, „sie haben uns ausgelacht."

„Ausgelacht!" rief das Kind mit blitzenden Augen und seine weißen Zähne schimmerten im Zorne durch die Lippen. Du hast niemals besser gesungen, Feiwelmann, und auch der Vater nicht."

„Wie weißt du das?" rief der Baß wahrhaft erstaunt.

„Ich sag' es!" schrie sie laut.

Da schlich allmälig, etwa wie die Morgenröthe sich entringt dem Schooße der Nacht, ein sonnig behagliches Lächeln über das breit angelegte Angesicht Feiwelmann's, bis es nach und nach alle Winkel und Seiten desselben mit seinem Glanze ausgefüllt hatte. Nur die Augen machten davon eine Ausnahme; sie waren feucht geworden.

„Wenn Du das sagst, Ella, meine Perl," rief er, „so macht mich das glücklicher, als wenn sie zu Tausenden mir die Hand gedrückt hätten. Denn du verstehst es besser als sie alle ... Gott soll's dir bezahlen!"

Trotzdem verging dieser Feiertag in gedrückter, trüber Stimmung für die Drei. Nicht nur die erlittene Niederlage, mehr noch das Aussprechen über die Zukunft, wie sie gestern

in der Laubhütte aus dem Munde des Grafen ihnen zur Entscheidung vorgelegt worden, schlich wie ein dunkler Schatten hinter jedem ihrer Schritte. Keiner wagte während dieses Tages den Gegenstand zu berühren. —

Es war spät in der Nacht; das Kind schlief bereits. Da saßen sich David Brod und sein Baß Feiwelmann gegenüber.

„Du meinst also doch, Feiwelmann," sagte David Brod nach einem schwer aus der Brust geholten Seufzer, „wir hätten heute unsere Sache gut gemacht."

„Sie sagt's," meinte Feiwelmann sicher und ruhig in seiner Stimme, indem er mit dem Finger nach der Thüre der Kammer wies, worin Ella schlief.

David Brod sah eine Weile lang nachdenklich vor sich hin; endlich sagte er: „Erkläre mir nur Eines, Feiwelmann! Was hat der Graf damit gemeint, als er gesagt hat, er will sie zur Kunst erziehen? Es geht mir das nicht aus dem Kopf. Was heißt Kunst?"

Feiwelmann starrte eine geraume Zeit in die Luft.

„Was Kunst heißt? Sie soll eine Sängerin werden wegen ihrer schönen Stimme."

„Und wenn sie eine Sängerin geworden ist — was dann?" fragte David Brod mit gerunzelter Stirne.

„Dann wird sie auf einem Theater vor Tausenden von Menschen singen!" sagte der Baß, gleichsam an einen Dritten seine Rede richtend.

„Eine Komödiantin soll mein Kind werden?" schrie David Brod wild auf, „mein Kind eine Komödiantin! David Brod's Tochter auf einem Theater!"

Feiwelmann, der Baß, mochte die Gemüthsart seines Herrn und Meisters aus langer Erfahrung kennen. Er ließ den Sturm, der dessen Gemüth so urplötzlich erfaßt hatte, vorüberbrausen;

erst als er merkte, daß er ruhiger geworden, sagte er mit jenem träumerischen Gesichtsausdrucke, den wir an ihm kennen gelernt haben, als er auf das Dach der Laubhütte das grüne Tannenreisig legte:

„Ich werde dir etwas sagen, David Brod: es kommt eigentlich gar nicht darauf an, an welchem Orte man seine Kunst den Menschen zeigt. Wenn die Menschen nur sagen: Sie kommt von Gott!"

„Ich verstehe Dich nicht, Feiwelmann!"

„Bist du und ich nicht auch jeder ein Künstler? Du, David Brod, und ich Feiwelmann, der Baß? Haben wir nicht auch etwas erlernt, was Andere nicht können? Und wenn wir unsere Kunst zeigen, sagen da nicht die Leute: David Brod ist groß in seinem Fache, und auch sein Baß Feiwelmann ist nicht zu verachten?"

„Wie kommt da Eines zum Andern?" rief David Brod, in dessen Gemüth die Wogen der Erregung noch immer ziemlich hoch gingen. „Wenn wir unsere Kunst glänzen lassen, so geschieht das vor Gott! Wir singen und beten für die Gemeinde, denn sie hat uns damit beauftragt."

„David Brod," sagte Feiwelmann nach einer geraumen Weile, „und wenn Ella einmal eine Sängerin sein wird und auf dem Theater vor Tausenden von Menschen singen wird, und Alle werden sagen: Groß ist doch Gott, der in eine menschliche Kehle so viel Kraft und Schönheit, so viel Anmuth und Lieblichkeit gelegt hat — glaubst du da nicht, David Brod, daß Dein Kind da auch vor Gott singt, und wenn sie auch auf dem Theater steht?"

David Brod, der Vorbeter, starrte seinen Baß verblüfft an.

„Ich versteh' dich, Feiwelmann," sagte er, „und ich versteh' dich wieder nicht. Du hast Recht, und doch ruft und

schreit es in mir, du darfst nicht Recht haben! Wie vereinigt sich das in mir?"

„Laß dir erzählen, David, wie es mir einmal vor vielen Jahren ergangen ist," sagte Feiwelmann, nachdem er einige Zeit hatte verstreichen lassen, in jenem Tone wieder, als ob er einen alten Traum berichten wollte. „Damals war ich ein junger Mensch von achtzehn Jahren, und war grade in Frankfurt am Main. Nun mußt du wissen, David, ich habe bis dahin nicht gewußt, was ein Theater ist; aber an einem Sabbat, wie es schon Abend geworden war, stehe ich vor einem großen, großen Gebäude, und viele Menschen stoßen und drängen sich durch das Thor. Und Einer, den ich gefragt habe, was da vorgehe, hat mir gesagt: das ist das Theater, und heute wird ein großer Künstler, auf dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, auftreten. Was ist das, ein Theater? habe ich mich gefragt, und was ist ein großer Künstler? Alsbald habe ich gefühlt, wie mir das Blut zu Kopfe steigt . . . wie eine Begierde, die ich bis jetzt nicht gekannt, in meinem Herzen wächst und anschwillt, daß es bis zum Zerspringen voll war. Kurzum, David Brod, ehe ich noch recht gewußt habe, was ich thun soll, war ich mit dem Menschenstrome drin im Theater, hab' all mein Geld, was ich bei mir trug, hergegeben, und befand mich im obersten Stockwerke auf einer schmalen hölzernen Bank. In demselben Augenblicke ist der Vorhang aufgegangen!"

Feiwelmann hielt inne; es schien aber nicht, daß die Wirkung des bisher Erzählten auf David Brod eine große war.

„Damals, David," fuhr der Baß mit erhöhtem Tone fort, „habe ich an mir erfahren, daß man nicht nur am Versöhnungsfeste heiße Thränen vergießen kann, und daß nicht nur furchtbare Schauer Einen überrieseln, wenn man jenes Gebet betet, worin es heißt: Am heutigen Tage besiegelt Gott das Ver-

hängniß des Menschen! Da wird bestimmt, wer im künftigen Jahre durch die Pest, wer durch Hungersnoth und wer durch Wasserfluthen sterben und wer endlich am Leben bleiben wird! Was sie da gespielt haben, war ebenso traurig und so schaurig, ja ich habe manchmal geglaubt, der letzte Tag bricht an und die Auferstehung der Todten steht vor der Thür! Ein mächtiger König, der über ein großes Land gebietet, der vertheilt sein Reich aus lauter Liebe und Zärtlichkeit an seine Töchter. Er hat deren drei: die jüngste aber, weil sie ihm nicht schmeichelt, kommt am schlechtesten weg, vor der verschließt er sein Herz. Aber grade das Kind ist sein bestes, denn höre nur, David Brod! Wie der König all' sein Land unter die beiden schlechten Töchter verschenkt hat, und zu ihnen auf Besuch kommt, und meint, Gott weiß, wie herzlich sie ihm um den Hals fallen werden, da erfährt er, was schlechte Kinder sind! Sie lassen den eigenen Vater nicht ins Schloß hinein, weil er ihnen zu viel Gäste mitbringt, sie jagen ihn von der Schwelle ihrer Thüre, und der alte, schwache König muß hinaus in Nacht und Nebel und Wind, weil ihm seine Töchter keine Herberge geben wollen —"

„Das waren doch nicht jüdische Kinder?" unterbrach ihn der Vorbeter in steigender Spannung.

„David Brod," fuhr der Baß fort, ohne dieser Frage Aufmerksamkeit zu schenken, „du hättest ihn sehen sollen, der den alten schwachen König gespielt hat, und wie er zuletzt aus lauter Kränkung und Herzleid den Verstand verliert! Und wie er dann sein jüngstes Kind, das gute, was ihm zu Hülfe gekommen war, todt hereinbringt, und weint und lacht dabei — David Brod! am Versöhnungstage habe ich niemals so geweint, und wie meine arme, gute Mutter gestorben ist, habe ich auch nicht so geweint, weil ich mir vorgestellt habe, nun

ist sie von ihren langen, schweren Leiden einmal befreit, und solche Schauer habe ich niemals empfunden. Lebendiger Gott! wie groß ist der Mensch!"

Sei es, daß der letzte Ausruf in des Vorbeters Augen keine rechte Billigung fand, sei es, daß ihn in der Erzählung Feiwelmann's die Nutzanwendung zu lange warten ließ — er fuhr auf, und fragte mit schlecht verhehltem Verdruß:

„Schaff' Licht! Feiwelmann! Ich tapp' noch immer in der Finsterniß herum! Wann kommst du endlich auf den rechten Weg?"

Trotz dieses erkältenden Zurufes veränderte sich Feiwelmann's Haltung nur wenig. Er fuhr mit demselben traumhaft aufgeregten Zuge in seinem Antlitze fort, und wie er so sprach, hatte es den Anschein, als spreche ein Anderer für ihn, er selbst sei eigentlich nur der Stellvertreter eines gewissen Feiwelmann, der einmal irgendwo existirt hatte.

„Wie ich aus dem Theater getreten bin, da kann ich wirklich sagen, hat sich die Welt um mich herumgedreht wie ein Trenderl in der Hand eines Knaben. Erst in später Nacht, nachdem ich mich schlaflos wie ein Kranker stundenlang auf meinem Lager gewälzt hatte, ist mit einem Male Ruhe über mich gekommen. Nur wenn es ruhig ist, David Brod, ruhig im Gemüthe, da kann man die Seele mit sich reden hören, da kommen Einem Gedanken, wie von Gott selbst. Und siehst du, David Brod, solch ein ruhiges Denken war auch über mich gekommen . . . Großer Gott! habe ich zu mir gesagt: Warum kann ich das nicht? warum können das die tausende Menschen nicht, die mit mir zugleich im Theater gewesen sind? Warum nicht? Du Narr! habe ich mir selbst geantwortet. Er hat es von Gott, der hat auf ihn Einen Strahl seiner Macht und Herrlichkeit niedergelassen, damit packt er mich an

dem Verborgensten des Gemüthes! Und wenn ich es auch nicht kann, und Millionen Andere nicht, was thut das, David Brod? Wenn ich auch in Unwissenheit und Finsterniß herumgehe, und Millionen Andere, die mir gleichen, tappen auch herum und haben kein Licht? Was zählt das? Wenn nur der Eine das kann, was ich und die Anderen nicht können! Da ist er ja gleichsam für mich ein Dolmetsch und Fürsprecher bei Gott; der Eine zeigt, wie groß der Mensch werden kann, und in ihm bin ich ja auch groß und ein Künstler — vor Gott!"

Nach diesen Worten war eine tiefe Stille in der Stube eingetreten; man konnte fast das leise Fächeln der Kerzenflamme vernehmen. Und wie eine jähe Lohe war es in des Vorbeters Seele aufgestiegen. Das Käppchen war ihm vom Haupte gefallen; er merkte es nicht, daß er baarhaupt vor Feiwelmann saß. Zum ersten Male, seitdem er den „Baß" kannte, hatte ihn ein Gefühl ergriffen, das der Ehrfurcht verwandt war.

„Feiwelmann," sagte er, und die Stimme des alten Mannes klang feierlich und gehoben, „jetzt verstehe ich dich. Glaubst du aber, sie wird einmal so singen können, wie dein großer Künstler in Frankfurt gespielt hat? Sieh' mir aber fest ins Auge, während du mit mir sprichst."

„Ich glaube, David Brod," sagte Feiwelmann ruhig aufblickend, „auf deinem Kinde, wie jung es auch ist, ruht der Strahl!"

David Brod war aufgestanden, und ging mit großen Schritten in der Stube herum. Zuweilen blieb er hart neben Feiwelmann stehen, und schien sprechen zu wollen. Aber das Wort nahm keine Gestalt an.

„Feiwelmann," sagte er endlich, und jedes Wort entrang

sich ihm schwer und bang. „Ich habe mir das merkwürdige Wesen meines Kindes erst recht vergegenwärtigt. Sie ist gar nicht, wie Andere sind; es ist etwas Besonderes an ihr. Wie die Feiertage vorüber sind, gehe ich mit ihr zum Grafen. Er soll sie zur Kunst erziehen."

Wie seltsam! David Brod wagte es nicht, irgend eine Menschenseele in der Gasse um einen Rath anzugehen, ob er die Hand des Schicksals, wie es ihm in der Gestalt des Grafen entgegentreten war, annehmen solle oder nicht. Er fürchtete ausgespottet zu werden, und hatte anderseits wieder eine Scheu vor dem Gedanken, daß sich Leute finden werden, die die künftige Künstlerschaft seines Kindes wie eine böse Raupe von sich abschütteln dürften.

So kam es, daß er trotz des weihevollen Augenblickes in jener Nacht, der sein beschränktes Denken wie mit Riesengewalt aus den Tiefen zur freien Höhe emporgehoben hatte, in den acht Tagen, die das Laubhüttenfest noch andauerte, von den verschiedenartigsten Strömungen hin- und hergeworfen wurde.

„Ich weiß, Feiwelmann," sagte er einmal in gedrückter Stimmung zu seinem Baß, „ich thu' Unrecht, wenn ich allzu viel grüble und nachsinne. Ein Anderer, das weiß ich, möchte zugreifen mit allen zehn Fingern, wie die Knaben zu thun pflegen, wenn sie mitten auf dem Wege einen schönen rothen Apfel finden. Was kann ich aber dafür, wenn mich mein Kopf und mein Herz dazu treiben, mir die Frucht, bevor ich sie einstecke, erst genau anzusehen? Ich sage dir, Feiwelmann, in dem Apfel steckt ein Wurm!" —

Was David Brod unter diesem Wurm verstand, das wurde dem Baß nicht alsbald klar. Aber er erfuhr es nicht lange darauf.

Eines Morgens nach dem Gottesdienste kam David Brod

aus der Synagoge heim. Es war während der Halbfeiertage die das schöne Laubhüttenfest unterbrechen; während derselben waltet überall Feiertagsluft, und doch blickt auch überall der Werkeltag hindurch. Eine strengere Auslegung des Gebotes hat bewirkt, daß auch an diesen Tagen die Enthaltsamkeit von jeder „leiblichen“ Arbeit genau befolgt wird. Als David Brod in die Stube trat, fand er Ella am Tische sitzen, vor sich einen großen Schreibbogen, auf den sie bereits mit großen Buchstaben etwas niedergeschrieben hatte.

„Siehst du, Feiwelmann,“ sagte er ergrimmt, „wie es sich schon in deiner Künstlerin regt und bewegt? Sie weiß doch sehr gut, daß man heute nicht schreiben darf . . .“

Es war sonderbar, wie ruhig sich Ella diesem Angriffe gegenüber benahm. Sie schob den Schreibbogen vor Feiwelmann hin, und sagte blos:

„Was meinst du, Feiwelmann, darf ich das heute nicht schreiben?“

Ein wehmüthig stilles Lächeln glitt über sein breites Angesicht. Auf dem Papiere stand mit großen deutschen Buchstaben nichts als das Wort: Karfunkel. Er sagte gar nichts.

Aber am anderen Tage, es war ein Sabbat und bereits der Nachmittag angebrochen, kam er eiligst und fast außer Athem nach Hause. Zuerst lachte er, dann rieb er sich die Hände, daß es aussah, als wollte er die eine an der anderen entzünden, wie das die Indianer mit zwei Holzstücken zu thun pflegen, wenn sie des Feuers zum Kochen bedürfen.

„Was geht bei dir vor, Feiwelmann?“ fragte David Brod.

„Darf man an einem Sabbat eine Henne schlachten? Was meinst du, David Brod?“ fragte der Baß, und schaute

dabei seinen Herrn und Meister mit der Miene eines Schülers an, der gierig belehrt werden will.

„Baß! Du fängst an, wieder ein Kind zu werden!" meinte der Vorbeter trocken.

„Das ist keine Antwort, David Brod!" rief Feiwelman eifrig. „Du mußt mit Ja oder Nein antworten."

„So sag ich Nein!" rief David Brod.

Feiwelmann schüttelte den Kopf.

„Sonderbar!" sagte er. „Da habe ich eben die alte Bunele getroffen, die Köchin ist bei der reichen Wittwe Mindel Kollin, die ist grade beim Rabbiner gewesen, und hat ihn gefragt, ob sie heute am Sabbat eine Henne schlachten lassen darf für die kranke alte Frau?"

„Und was hat er darauf geantwortet?"

„Sie soll ihn nicht erst fragen, hat er ihr sagen lassen —"

„Ausnahmen giebt es überall," meinte David Brod.

„Das ist auch meine Meinung," sagte der Baß, die Hände wieder in einander reibend, „nur muß der Mensch es sich aufschreiben, daß es Ausnahmen giebt."

„Wie kommt da Eines zum Andern, Feiwelmann? Es kommt mir überhaupt schon lang vor, du hast Anlage zu einem Hochzeitsnarren; du wirst noch „Stiefel" auf „Leber" reimen."

„Dein Kind, David Brod, ist auch eine Ausnahme!" sagte Feiwelmann rasch, „es ist jetzt in einem Zustande, wo sein Gemüth und seine Augen ganz anderswo sind, als hier da in deiner feiertäglichen Stube. Wenn du oder ich mit ihr sprechen, singt sie vielleicht innerlich ein Lied; du siehst nicht, daß ihre Lippen sich bewegen, und hörst keinen Laut. Und doch singt sie. Wie willst du von ihr verlangen, daß sie genau weiß, wie Einer, der über dem Talmud alt und grau geworden ist

was man an so einem Halbfeiertage thun oder nicht thun darf? Da hat sie ein Blatt Papier ergriffen, und hat etwas darauf geschrieben. Ich' seh eben das Kind auch wie eine Ausnahme an."

Wie alle Leute seines Schlages gab sich David Brod dieser Nutzanwendung einer Thatsache bloß, weil sie ihm unerwartet kam, gefangen. In diesem Augenblicke dachte der Vorbeter gar nicht daran, daß sich gegen die kühn herbeigeführte Beweisaufstellung Feiwelmann's gar vielerlei einwenden ließ. Aber sie blendete ihn, und er fand sein Gefallen daran. Behaglich lachend rief er:

„Wenn du das Kind vertheidigen kannst, Feiwelmann, so steigst du meinetwegen auf einen hohen Thurm hinauf. Du wärst im Stande, wenn Ella einmal am heiligen Jom Kippur, statt zu fasten, an einen wohlbesetzten Tisch sich hinsetzt und singt dabei ein schönes Lied, so nennst du das eine Ausnahme!"

Es ging etwas wie ein leises Erbeben über Feiwelmann's ganzes Wesen; er mußte die Augen niederschlagen, als sein Herr und Meister so sprach. Dennoch hatte die sonderbar klingende Behauptung des „Baß" von den Ausnahmen auf den Vorbeter einen tiefern Eindruck hinterlassen, als er wohl selbst zugestehen mochte.

Trotzdem war der Kampf der widerstreitenden Gewalten in der Seele des alten Mannes noch nicht gelöst. Daß er sein Kind als Ausnahme betrachten solle, dagegen arbeitete all sein Denken und Fühlen wie mit verzehnfachter Kraft. Weil Ella eine schöne Stimme besaß, darum sollte sie andere Wege, als sie das Herkommen vorschrieb, gehen dürfen? Diese schöne Stimme erschien ihm zuweilen als etwas Unheimliches. Dann kam es wieder mit Milde, lind wie Frühlingsluft über ihn.

Das Kind war in der That so seltsam geartet, so ganz anders wie die Kinder der Gasse . . . Die Art und Weise, wie es redete, die Reife in gewissen Dingen, die oft gradezu er- schreckte, während es sich wieder bei anderen Anlässen seltsam blöde und unbeholfen zeigte, — war das eine Andeutung, daß David Brod's Kind eine Ausnahme bilden, daß es her- vorragen sollte aus der dunkeln Masse der Bewohner einer böhmischen „Gasse?“ Und jetzt fiel ihm öfters der Umstand ein, daß Ella gar keine Spielgenossin, unter allen Kindern der Gasse Niemanden hatte, die sie Kameradin nannte. Woher diese Vereinsamung, dieses trotzige Alleinstehen eines noch so jungen Lebens?

So war das grüne Laubhüttenfest zu Ende gegangen.

Der letzte Tag, das sogenannte „Freudenfest der Thora“ war gekommen. An diesem Tage wird die Laubhütte nicht mehr benützt. Welk lag das Tannenreisig, welk hingen die Kränze herab, die das Kind des Vorbeters aus den Blumen des gräflichen Gartens gewunden hatte. Sollte das ein Vor- zeichen sein, daß eine ähnliche Wandlung dem geheimnißvollen Gedankenleben Ella's bevorstand? . . .

Zu Mittag, als das Essen aufgetragen werden sollte, sagte Ella, die heute ernster war, als sie je erschienen:

„Vater! wie wär's, wenn wir noch einmal heute in die Laubhütte gingen?“

„Narrele,“ sagte David Brod, „wo fallst du aus? Mit der Laubhütte ist es für heuer aus, man geht erst in einem Jahr wieder hin.“

„Vater,“ sagte Ella, und die Stimme des Kindes klang über alle Beschreibung mild und weich, „gehen wir doch hin- aus! Kann ich wissen, wie lange es anstehen wird, bis ich wieder in einer Laubhütte sitze?“

Das griff dem Alten ans Herz. Laut weinend sagte er:

„Siehst du, Feiwelmann, sie denkt schon ans Fortgehen, und weiß doch nicht, ob ich es zugebe."

„Weine nicht, David," rief der Baß, über dessen breites Gesicht selbst eine namenlose Zuckung ging, „weine nicht! Heute ist „Freudenfest der Thora," da soll der Mensch nicht vergessen, sich recht vom Herzen zu freuen. Warum willst du dem Kinde das nicht zu Gefallen thun?"

So wurde das Mittagmahl in die Laubhütte hinausgetragen. David Brod fühlte es in sich, daß jeder Widerstand gegen das Begehren des Kindes längst in ihm gebrochen war. Aber es herrschte während des Mahles kein fröhlicher Ton; der Baß versuchte lustig zu sein, aber seine Späße mißlangen und erschienen täppisch. So begnügte er sich endlich mit dem guten Willen und wurde schweigsam, wie die Anderen. Als das Tischgebet vorüber war, fuhr Ella plötzlich von ihrem Sitze auf. Ihre Augen leuchteten und blitzten wieder wie ehemals, durch ihre weißen Zähne funkelte ein fast übermüthig zu nennendes Lächeln.

„Jetzt," rief sie, „hätte ich Lust, etwas zu singen. Soll ich die neue „Keduscha" vorsingen, die ihr am ersten Laubhüttentage in der „Schul'" vorgetragen habt?"

Und das Kind sang die neue Melodie, die sein Vater von dem polnischen Bettler erlernt hatte. Niemals hatte David Brod in der Stimme seines Kindes so viel Süße und Wohllaut geahnt. War das die Melodie, die er dem sarmatischen Bettler abgekauft hatte? Denn wieder hatte sein Kind der halborientalischen Weise ein Gepräge gegeben, daß sie als etwas ganz Anderes erschien, während der süße Kern unberührt geblieben war. Wie fing Ella es nur an, daß David Brod sich selbst gestehen mußte, er habe die Melodie erst jetzt recht be-

griffen; nun wüßte er erst, wie ihr „beizukommen" sei! Was waren dem Kinde jene Schwierigkeiten, die wie hohe unübersteigliche Berge vor ihm und dem Baß dagelegen? Spielend schritt Ella über sie hinweg, und wohin sie trat, da quoll es unter ihren Schritten wie eine goldene Saat auf, in der sich wunderbare Singvögel bargen.

„Hör' auf! Hör' um Gottes Willen auf, Ella," rief er, noch ehe die letzten Töne verklungen waren.

Der Baß aber sagte:

„Willst du wissen, David Brod, wie mir unsere „Keduscha" vorkommt, wenn sie dein Kind singt? Du erinnerst dich noch an den Schnorrer, der uns den Gesang gelehrt hat, an die schwarzen Ringellocken und an die hohe Pelzmütze, und an den schmutzigen Kaftan, der seinen Leib bedeckt hat. So ist er mir wieder vor den Augen gestanden, bevor dein Kind angefangen hat. Jetzt aber war es mir, als hätte er eine glänzende Krone auf seinem Kopfe gehabt, und um den Leib herum flatterte ein weites prächtiges Gewand, und aller Schmutz war verschwunden, und er war wahrhaft schön geworden."

David Brod hatte sein Haupt gesenkt; schwere Thränen rollten über seine Wangen; er suchte sie nicht mehr zu verbergen.

„Was willst du vor mir noch beweisen, Feiwelmann," sagte er, „was nicht mehr bewiesen zu werden braucht?"

Dann rief er das Kind zu sich.

„Komm' her," sagte er, „ich will dich heute schon benschen . . . denn morgen gehen wir zum Grafen . . . und da gehörst du nicht mehr mir!"

Ueber das Haupt des Kindes, der künftigen Künstlerin flossen die uralten, heiligen Segensworte:

„Der Engel, der mich erlöst hat aus allem Uebel, er segne

dieses Kind, und genannt werde an ihm mein Name und der Name meiner Mütter Sarah, Rebekka, Leah und Rachel." — —

„David Brod," hatte der Graf gesagt, „ich wiederhole Euch und Eurem Kinde gegenüber mein Versprechen, für Ella zu sorgen, insolange sie sich durch Gehorsam dessen würdig zeigt."

Seltsam! dem Kinde schenkte er nicht die geringste Aufmerksamkeit; er hatte die letzten Worte mit einer Bestimmtheit in Ton und Geberde zugesichert, daß sie sogar dem an leidende Demuth gewohnten Vorbeter auffallen mußten.

„Und wie wird es mit der Religion stehen?" wagte er schließlich noch die Frage, „wie wird es damit stehen, gestrenger Herr Graf?"

„Die Kunst selbst ist eine Religion," sagte der Graf kurz.

Auf David Brod's Lippen wollte sich ein Bedenken drängen, das ausgesprochen werden wollte. Aber es erstarb ihm auf der Zunge; die strenge Miene des hohen Herrn ließ kein Wort mehr aufkommen.

Als die Beiden aus dem Schlosse kamen, erwartete sie draußen vor dem Gitter Feiwelmann, der Baß.

„Ist Alles gut?" fragte er, „hat er sie angenommen?"

David Brod konnte nur mit dem Kopfe nicken. Sein Antlitz zeigte keine freudige Erregtheit.

Dann erzählte er ihm, während Ella voranging, in flüsternden Worten, als ob er einen Lauscher hinter sich vermuthete, wie merkwürdig verändert ihm der Graf entgegengetreten sei; da sei keine Spur von jener Herablassung zu finden gewesen, die er an jenem Abende in der Laubhütte zur

Schau getragen; es sei ihm gewesen, als ob der Graf von heute ein ganz anderer geworden, als hätten „böse Geister" an ihm gearbeitet, um ihn gegen sich und das Kind einzunehmen.

„David Brod," sagte Feiwelmann, der Baß, während sich über sein breites Gesicht wieder jener traumhaft verlorene Zug legte, „du wirst doch nicht meinen, er hat durch seine Leute erfahren, daß wir mit unserem neuen Gesang durchgefallen sind?"

„Feiwelmann, Narr!" schrie der Vorbeter erbost.

„So weiß ich nur Eines," sagte der Baß, ohne sich an den Grimm seines Herrn und Vorgesetzten zu kehren. „Er hat dem Kinde schon jetzt den Meister zu erkennen gegeben: denn Ella wird einen Meister nöthig haben!"

Wahrscheinlich hätte Feiwelmann, der Baß, und wäre er selbst vor einem peinlichen Gerichte gestanden, nicht anzugeben gewußt, warum er das sprach! —

Laubhüttenfest war wieder ins Land gekommen.

Am Abende saßen die beiden Männer wieder in der leichtgezimmerten Hütte, als deren Dach der grüne Waldschmuck, den die Bauern gebracht hatten, diente. Sonst war nichts in der Laubhütte zu sehen ... die Wände kahl, nicht einmal vergoldete Nüsse und Aepfel gaben Zeugniß davon, daß sich irgend Jemand bemüht hatte, der Hütte einen traulicheren Charakter zu verleihen.

„Denkst du noch, Feiwelmann," sagte David Brod, nachdem er die Segensformel über den Wein und das weiße Brod gesprochen, „wie sie, heute ist's ein Jahr, in den Garten des Grafen um Blumen gelaufen ist? Gott der Lebendige weiß, wie ihr der Gedanke gekommen war. Was hab' ich nun davon, daß damals unsere Laubhütte schöner war, als irgend eine

in der ganzen Gasse? Jetzt fehlt mir das Kind — das hab' ich davon!"

„Kuriose Gedanken an einem Feiertagabend, David Brod!" grollte der Baß.

„Sie fehlt mir, Feiwelmann!" sagte der Vorbeter, „wo ist sie jetzt? Sitzt sie heute in einer Laubhütte? Und wenn du mir heute Speise von der Tafel eines Königs vorsetzest, ich werde sie nicht anrühren, denn mein Herz ist mir schwer."

„David Brod," sagte der Baß mit mühsam erzwungenem Lächeln, „wenn man dich so reden hört, so möchte man schier glauben, du hast dein Kind verkauft und nun irrt es auf der Straße umher und sucht seinen Vater?"

„Feiwelmann," rief der Vorbeter, „du hast das rechte Wort gesprochen. Ist mir denn anders zu Muth, als wäre sie verkauft? Wenn mein gutes Weib, mit der Friede sei, noch am Leben gewesen wäre, sie hätte es nicht zugegeben; denn eine Mutter läßt ihr Kind, was sie geboren und mit ihrem Blute genährt, nicht so leicht von sich fort. Aber ich, der Vater, bin ein so leichtsinniger Mensch gewesen. All ihr Leben könnt' mir das mein Weib, die nun im Grabe liegt, nicht verzeihen!"

Da zog Feiwelmann, der Baß, einen Brief aus seiner Rocktasche hervor.

„Man soll nicht sagen, David Brod," meinte er, „ich hätte dir deinen Feiertag verdorben. Da sieh her, wer das geschrieben hat?"

„Vom Kind? von Ella?" schrie der Vorbeter, „warum zeigst du ihn erst jetzt?"

„Ich hab' heute unsere Laubhütte damit schmücken wollen, . . weil sie uns doch fehlt."

„Lies vor, Feiwelmann," rief der Vorbeter, „ich könnt ihn ja doch nicht lesen, denn das Sehen „verschießt" mir."

Und Feiwelmann las vor:

„Herzliebster Vater bis zu hundert Jahren!

„Guter Feiwelmann Baß!

„Wenn dieser Brief bei Euch ankommt, da habt ihr gewiß draußen im Hofe unseres Hauses die Laubhütte wieder aufgerichtet, und Feiwelmann hat, wie er das grüne Tannenreisig aufs Dach gelegt hat, dabei ausgerufen: Gott, wie duftet das, ich werde an meinen Wald in Baiern gemahnt! Darum habe ich es so eingerichtet, daß Ihr den Brief grade heute in die Hände bekommt, und Feiwelmann soll ihn dem Vater vorlesen, damit Ihr beide glaubet, ich sitze unter Euch! Feiwelmann, der Baß, hat übrigens Recht: unter allen Feiertagen halte ich auch auf das Laubhüttenfest am Meisten. Da ist noch Alles grün und in den Gärten blühen noch Blumen, und in den Synagogen halten die Leute den „Lulev" und den „Eßrog" in der Hand. Warum kann so etwas nicht das ganze Jahr hindurch andauern? Ich möchte, wenn ich die Gewalt dazu hätte, anordnen, daß in der Synagoge immer etwas Grünes aus dem Walde oder Blumen zu sehen wären. Ich glaube, die Leute möchten dann nicht so sehr schreien, wenn sie beten, und ihren Körper nicht so heftig hin- und herbewegen, als wären sie selbst Bäume, mit denen ein starker Wind unbarmherzig umgeht. Denn was sagt mein Gesangslehrer stets, den mir der Herr Graf gegeben hat: „Ella," sagt er, „Sie müssen Ihren Oberleib, währenddem Sie singen, ruhig halten, Sie dürfen mit Ihren Armen nicht umherwerfen, wie ich es an Ihren Leuten bemerkt habe, wenn sie in der Synagoge sind. Denken Sie sich in die Lage, daß Sie auf der Bühne sind, und ich befinde mich im Publikum.

Was ist meine erste Idee? Das Mädchen mag wohl eine vortreffliche Stimme besitzen, aber ihre Manieren sind aus irgend einer „Gasse" hervorgegangen." So sagt mein Gesangslehrer und ich muß allemal dabei an Feiwelmann, den Baß, denken, wie der sich beim Gesange die Hand an die Backe hält, und wie ich Recht gehabt habe, ihm zu sagen, daß sich das nicht schickt. Lieber Feiwelmann Baß, verzeihe mir, wenn ich dir damit wehe gethan habe, aber ich kann mir nicht anders helfen. Es ist nicht schön, seine Backe so zu verunzieren, während man singen soll."

„Auch muß ich Euch schreiben, daß ich drei verschiedene Lehrer für Sprachen habe, einen bei dem ich das Italienische lerne, einen, der mir die deutsche Sprachlehre beibringt, denn der Herr Graf hat gleich Anfangs gemeint, mein Deutsch sei kein Deutsch, ich müßte meinen alten „Jargon" abstreifen, der mir noch anhängt, und endlich einen, bei dem ich deklamiren lerne, und welche Geberden man zu machen hat, wenn man etwas vor Leuten öffentlich singt, was man „Mimik" nennt. Das Singen und Clavierspielen ist aber die Hauptsache, und neulich hat der Herr Graf, wie er hier war, Prüfung mit mir angestellt aus allen Gegenständen, und zuletzt kam das Singen daran. Ich weiß nicht, warum ich dabei so gezittert habe . . und hatte mich doch gar nicht gefürchtet, als ich das Erstemal vor ihm in seinen Garten gesungen habe. Wie ich fertig war, ist der Herr Graf gar still dagesessen, und hat kein Wort gesprochen. In dieser Nacht habe ich so viel geweint, wie damals, als sie die Mutter auf den „guten Ort" hinaustrugen."

„Am anderen Tage ist der Herr Graf wieder gekommen. „In allen Gegenständen bin ich mit deinen Fortschritten vollkommen zufrieden," hat er zu mir gesagt, „nur dein

Singen scheint kein Wort halten zu wollen. Singe mir das gestrige Lied noch einmal." Da ist mir vom Herzen herauf etwas zu Kopfe gestiegen, es war wie ein Stoß und Schlag, daß ich meinte, aus meinen Augen fahren Blitze, und die müßten mich selbst in Brand stecken. Ich habe wieder gesungen, und dann hat der Herr Graf seine Hand auf meinen Kopf gelegt und hat dabei nur ein einziges Wort: „Karfunkel" gesprochen. Das ist mir aber genug und mehr, als hätte er einen ganzen Tag mit mir geredet. Als er dann fortging, hat er die Frau, bei der ich in Kost und Quartier bin und alles Andere habe, gerufen und hat ihr gesagt, sie möchte mir ein neues seidenes Kleid kaufen, und es aufs Schönste herrichten lassen. Da weiß ich nicht, wie so es mir über die Lippen gekommen ist, aber ich habe gesagt, wenn ich um etwas bitten dürfte, so wäre es kein Kleid. „Und was denn, Karfunkel?" fragte der Graf. „Ich möcht' ein Gebetbuch haben," antwortete ich, „wie ich eines zu Hause gehabt habe." Der Graf sah mich mit seinen durchdringenden Augen eine Weile an. „Warum willst du ein Gebetbuch?" sagte er, „sehnst du dich vielleicht nach deiner Gasse und Laubhütte zurück?" Da habe ich gemeint: „Ich möchte zuweilen mit meinem Vater und mit Feiwelmann reden, und das kann nur durch das Gebetbuch geschehen." Da hat der Graf laut aufgelacht. „So kaufen Sie ihr ein seidenes Kleid und ein Gebetbuch," hat er zu der Frau gesagt; „wo das letztere zu bekommen ist, werden Sie wohl wissen." Und er hat so spöttisch gelächelt, und die Frau auch; ich konnte nicht errathen, warum? Am anderen Tage ist es mir klar geworden. Da hat mich die Frau auf einen Spaziergang mitgenommen, und wir sind weit, weit gegangen, bis wir in eine schmutzige und enge Gasse kamen. „Das ist die „goldene Gasse," hat sie gesagt, „sieh dich doch um, wie „deine Leute" hier

aussehen." Lebendiger, großer Gott! was hatte ich ihnen denn zu Leide gethan, daß sie dort so auf mich zugestürzt sind? Sie haben uns fast die Kleider vom Leibe gerissen, und der Eine hat uns das, der Andere Jenes angeboten. Endlich fragte ich die Frau, was wir denn eigentlich in dieser Gasse thun, denn die Leute sind mir wie wilde Thiere vorgekommen. Da hat sie gesagt: „Du willst ja ein Gebetbuch kaufen, hier ist es zu haben."

„Herzliebster Vater bis zu hundert Jahren, und guter Feiwelmann Baß!

„Ein alter Mann mit wackelndem Kopfe und zitternden Händen, der hat uns endlich gesagt, er hätte, was wir zu kaufen wünschten. „Was für ein Gebetbuch soll es sein?" hat er mich gefragt. „Unser Gebetbuch!" habe ich gesagt. „Bist du denn . . . .?" fragte er mich, und sieht mich erstaunt an. „Mein Vater heißt David Brod," sagte ich ihm still, „und ist Vorbeter." Darauf hat er mir ein Gebetbuch gegeben, und wie ihm die Frau dafür zahlen wollte, hat er bei dem „Leben seines Weibes und seiner Kinder" geschworen, er nehme keinen Kreuzer dafür. Und so sind wir gegangen, und die Frau hat nichts gesagt. Aber der alte Mann hat uns nachgeblickt, bis wir aus der „goldenen Gasse" heraus waren. Seit ich nun das Gebetbuch habe, ist es mir, als könnt' ich mit Euch von Angesicht zu Angesicht reden, und manchmal singe ich auch die alten Gesänge, wie ich sie von Euch gehört habe, aber das geschieht im Stillen und so, daß es die Frau nicht hört. Aber am Laubhüttenfeste da will ich mir die Gebete aufblättern, die man an diesem Tage betet, und ich will keines überschluppern.

„Jetzt muß ich schließen, weil auch das Papier zu Ende geht. Aber noch muß ich Eines mittheilen. Der Graf wird bald eine große Reise antreten, und ich werde ihn vielleicht

ein ganzes Jahr nicht zu sehen bekommen. Uebrigens verbleibe ich Euer aufrichtiges Kind

Ella, auch Karfunkel."

„Was sagst du zu dem Brief, David Brod?" fragte der Baß, nachdem er längst das Vorlesen des kindlichen Schreibens beendigt hatte.

„Sie sitzt heute in keiner Laubhütte!" sagte der Vorbeter, vor sich hinstarrend, und heiße Thränen rannen ihm die Wangen herab.

„Warum weinst du wieder, David Brod!" sagte der Baß in wahrer Traurigkeit. „Schreibt denn Ella etwas, was das Herz betrübt?"

Der Vorbeter fuhr mit der Hand über die nassen Augen.

„Lies mir das noch einmal vor, was sie über den alten Mann in der „goldenen Gasse" schreibt," sagte er.

Der Baß folgte seinem Geheiß.

„Merkwürdig, merkwürdig," murmelte David Brod vor sich hin, „sie weiß noch, wie ihr Vater heißt! Wie lange wird das noch dauern?"

Dann stand er auf, und ging zur Laubhütte hinaus.

Die Leute in der „Gasse" wußten sich den Trübsinn, der seit einiger Zeit um das Wesen ihres Vorbeters lag, nicht zu erklären! Wenn sie ihn fragten, wie es seinem Kinde in Prag gehe, so erzählte er ihnen die Geschichte von dem Gebetbuche welches sie in der „goldenen Gasse" von einem alten Mann zum Geschenke erhalten. Er schien das Bedürfniß zu fühlen grade in diesem Punkte das Andenken seines Kindes von allen Verdachte frei zu bewahren! Die Leute sollten nicht glauben seine Ella wandle bereits auf „Abwegen," und immer war e die Geschichte von dem Gebetbuche, die er vorbrachte, als o die Zukunft der künftigen Sängerin in den Zauberkreis jene

Gebete eingeschlossen sei, die Ella am ersten Laubhüttentage, „sich aufblätterte.“ Aber so seltsam geartet ist des Menschen Gemüth! Je öfters er diese Geschichte erzählte, desto weniger Eindruck machte sie auf die Leute. Merkten sie die Absicht des alten Mannes? Am Ende war es ihnen gleichgiltig, ob das gering geachtete Kind eines Vorbeters auf den althergebrachten Wegen der Gasse blieb, oder sich davon entfernte. Was wollte David Brod noch? Sein Kind stand im Schutze eines hohen Herrn — und war es nicht etwas Selbstverständliches, daß die Tochter eines Synagogensängers auch eine Sängerin wurde.

Briefe ähnlichen Inhaltes, wie der zuletzt mitgetheilte, langten noch öfters an; immer war es ein Wort, ein leise hingeworfener Ausdruck, der die Aufmerksamkeit und das Sinnen des alten Vorbeters fesselte, und dieses Wort, dieser Satz und Ausdruck mußte, um es gradezu heraus zu sagen, mit dem religiösen Leben seiner Tochter in Verbindung stehen! Fand er darin, was er mit dürstender Seele suchte, so konnte er tagelang herzensfreudig umherwandeln und den Leuten seine Entdeckungen mittheilen. Feiwelmann, der Baß, hatte es längst aufgegeben, seinem Herrn und Meister in dieser Beziehung entgegenzutreten. Aber dem alten Manne erging es wie jedem, der einer einzigen maßgebenden Anschauung sich gefangen giebt. Er fühlte und sah nicht mit seinem geistigen Auge die Wandlungen, die indessen mit seinem Kinde vorgegangen; für ihn war sie noch stets das Kind, das einem frommen Drange folgend, in die „goldene Gasse“ gegangen war, um sich ein Gebetbuch zu holen! David Brod kannte nicht das Gesetz der eisernen Nothwendigkeit, jenes tückischen Schmiedes, der in unheimlicher Stille an den Ringen der Kette arbeitet, so daß kein Hammerschlag hörbar ist, bis das Werk vollendet ist, dem wir gemeiniglich den Namen Geschick beilegen! . . .

Diese Wandlungen waren eingetreten, schneller und eiliger, als sie nach der Natur der Sache hätten erwartet werden können. Jeder Brief Ella's, der von Prag einlief, gab davon Zeugniß. Es lag ein Etwas in diesen Briefen, das wunderbar zurückstand gegen den Ton, die Ausdrucksweise, das Empfinden aller früheren Briefe. Scheinbar hatte sich nichts verändert .. und doch allmälig waren die früheren Gewänder abgefallen ... Das Kind des Vorbeters hatte andere erhalten, nicht jene, an denen die Hand des Menschen wirkt und webt, sondern die die eigene Seele aus sich selbst herausschafft, an deren Zurüstung der eigene Geist gesonnen und gedichtet hat.

Ein Brief war wieder eingetroffen; es war grade am Tage vor dem Laubhüttenfeste, dem zweiten, seitdem Ella das Vaterhaus verlassen. Der Brief lautete:

„Lieber Vater!

„Zwischen heute und morgen tritt ein entscheidender Moment in meinem Leben ein. Der „Karfunkel" beginnt zu glänzen, das Kind der „Gasse" verläßt Prag und geht nach Italien, dem Lande, wo im „dunklen Laub die Goldorangen glüh'n!" Ein Schreiben meines Herrn Grafen beruft mich dorthin, meine Lehrzeit hier ist vollendet. Dort, in jenen vom milden Kusse der Sonne durchleuchteten Gegenden wird auch mein Stern aufgehen, oder — untergehen für immer. Die Frau, deren Leitung ich in Prag übergeben ward, geht mit mir. Alles ist in Aufruhr in mir . . . Hättest du das gedacht, als ich vor zwei Jahren nichts Wichtigeres und Höheres kannte, als woher ich Blumen für unsere Laubhütte nehmen sollte? Aber der „Karfunkel" beginnt zu glänzen. Lebe wohl für lange, und grüße mir Herrn Feiwelmann . . . Ich bin deine treue Tochter

Ella."

Nachschrift.

„Wenn die „Jahrzeit“ der guten Mutter eintritt, so gehe auf den Friedhof oder den „guten Ort,“ wie es bei uns bezeichnend heißt, und lege für mich und in meinem Namen ein Steinchen auf ihr Grab.“

„Feiwelmann! Lies mir noch einmal den Nachsatz!“ rief der Vorbeter.

Wieder waren es nur diese wenigen Worte, die all sein Sinnen und Empfinden in Anspruch nahmen. Sein Kind, in voller Zubereitung, um mit weit geöffneten Fittigen wie eine den Lenz aufsuchende Schwalbe, das fernliegende Land des Südens aufzusuchen, — und in David Brod's Seele fand nichts Anderes Raum als das kleine Steinchen, das er am „Jahrzeits“=tage seiner verstorbenen Frau aufs Grab legen sollte. Für sie, für Ella und in ihrem Namen!

Feiwelmann, der Baß, sprach lange nachher, als der Brief schon fast vergilbt war, unhörbar sich selbst und Anderen, im Wachen und Träumen die wenigen Worte vor sich hin:

„Und grüße mir auch Herrn Feiwelmann!“

Herrn Feiwelmann! Der Karfunkel begann bereits zu glänzen!

Jahre sind seitdem vergangen . .

David Brod ist noch immer Vorbeter der Gemeinde, die „Gasse“ ist dieselbe geblieben, hie und da ist eine Lücke entstanden, für die draußen auf dem „guten Orte“ ein steinernes Denkmal zeugt. Aber der Lebensbaum setzt immer neue Triebe an. Noch war die neue Zeit nicht gekommen, die aus diesen still abgelegenen Gassen die Bewohner wie mit Feuerrufen aus

ihrer Ruhe aufjagte, daß sie in wilder Hast aufbrachen, die Stätten ihrer Geburt und die Stätten, wo ihre Eltern begraben lagen, nicht eilig genug hinter sich sehen konnten. Die Fittige, die später so rasch sich hoben, waren damals noch gesenkt: still war die Luft ringsum und fast bleiern drückend. Was sich heben wollte, wurde in seiner ersten Kraftanstrengung lahm; was hinausstrebte, das ward von hundert und aber hundert Mächten zurückgehalten in Gestalt von Gesetzesparagraphen, die über jeden Schritt und Tritt der „Gasse“ wachten. Noch war es nur sehr Wenigen gelungen, den Zauberbann zu brechen der mit der Wucht eines eisernen Gesetzes auf diesen gemiedenen abgeschlossenen Häusern und Menschen lag; unter diesen war das Kind des Vorbeters. Was war aus Ella, der Tochter David Brod's, geworden?

Die „Gasse,“ die Menschen und Zustände hatten sich also nicht gewandelt. Wenn das Fest der grünen Laubhütten heran nahte, wurden wieder die hölzernen Hütten aufgerichtet; Bauern brachten den walbduftenden Schmuck, und wollten noch immer nicht darüber nachdenken, warum nicht auch Abraham und Isaak Antheil an dem Walde haben sollten, um daraus Tannenreisige für ihre Laubhütten zu holen . . Wenn die Hütte dann aufgerichtet war, liefen noch immer die Kinder in freudiger Geschäftigkeit umher, saßen mit gerötheten Wangen bei Nüssen und Aepfeln, die sie mit Rauschgold bekleideten . . .

Was war indessen aus der Tochter des Vorbeters geworden?

Die es wissen sollten, wußten es längst nicht mehr. Wenn man den Vorbeter darum fragte, so schüttelte er den Kopf und höchstens sagte er mit einem Tone von Verbissenheit, den man früher an ihm nicht kannte: „Was soll mit ihr sein Sie wird singen!“ und wenn Feiwelmann, der Baß, Red

stehen sollte, so war seine gewöhnliche Antwort: „Ein Karfunkel braucht einige Zeit, bis er geschliffen ist.“ Das Eine war klar: weder David Brod noch sein Baß schienen mit Sicherheit zu wissen, was aus Ella geworden. Was war aus dem Kinde geworden?

Droben im gräflichen Schlosse wußten sie es auch nicht, oder sie gaben höchstens ausweichende Antworten. Der Graf weilte noch immer in der Ferne auf Reisen; Niemand konnte Auskunft geben, wann seine Rückkehr zu erwarten war. Einmal kurz vor Beginn des Laubhüttenfestes war Feiwelmann, der Baß, wieder auf dem Schlosse gewesen. Da hatte man ihm im Namen des Grafen für David Brod eine nicht unbedeutende Geldsumme eingehändigt und ihm dabei gesagt, ein gleicher Betrag würde jährlich an ihn ausbezahlt werden; er möge „einstweilen“ sich damit begnügen und nicht weiter nachforschen; das Geld käme nicht vom Grafen. Er sollte sich damit gütlich thun, die Zeit der Kümmerlichkeit und des Darbens sei vorüber!

Ella lebte also? Was war mit ihr geschehen?

All das hatte Feiwelmann, der Baß, getreulich dem Vorbeter berichtet. Aber als er ihm das Geld einhändigen wollte, stieß David Brod einen markdurchschütternden Schrei aus. Mit krampfhaft zitternden Händen schob er das dargereichte Geld zurück.

„Verbrenn' es oder zerstampf's!“ schrie er. „Was will sie mir damit abzahlen? Die Thränen, die ich um sie geweint habe? Das zerbrochene Herz? Daß ich nicht weiß, ob sie lebt, ob sie gestorben und verdorben ist? Was will sie damit mir abkaufen?“

Und als Feiwelmann in tiefster Bekümmerniß sagte: „David, Du kannst das Geld ruhig behalten, von Ella kann

gar nichts Schlechtes kommen," da packte ihn der alte Mann mit der Kraft eines Jünglings an der Schulter und schrie:

„So sagst du, weil sie nicht dein Kind ist und weil du die Schuld trägst, daß ich sie weggegeben habe. Wirst du vielleicht dich zur „Schiwe" (siebentägigen Trauer) hinsetzen, wenn Du hören wirst, das Kind sei mir abgestorben? Wirst du dir deinen Rock zerreißen?"

„Ella lebt aber!" rief Feiwelmann.

Da brach die fieberhaft aufgestachelte Kraft des alten Mannes in sich zusammen:

„Feiwelmann," sagte er schwach, „du wirst errathen, was in mir vorgeht, dir brauche ich nichts Anderes zu sagen. Aber besser wäre es, ich könnte mich hinsetzen auf einen niedrigen Schemel und um mein gestorbenes Kind trauern, als so zu leben und nicht zu wissen ob sie mir gestorben ist . . ."

Der Baß nahm das Geld zu sich und brachte es in sichere Verwahrung.

In der Gasse unterhielten sich aber die Leute mit der in allen Formen einer sicher verbürgten Thatsache verbreiteten Neuigkeit, David Brod werde es von nun an nicht mehr nöthig haben, Vorbeter zu sein; David Brod könne sich nun auf seine alten Tage pflegen und gütlich thun, denn seine Tochter, die häßliche Ella, schicke ihm nun Geld, so viel als er nur brauche, und die kleine Ella sei eine große Sängerin geworden!

Wie die Leute das nur wußten! Sie lasen kein gedrucktes Blatt; in ihre Stuben flatterte keiner jener papiernen Boten, der ihnen Kunde brachte aus der großen und kleinen Welt; die Wenigsten unter ihnen ahnten, daß es außerhalb ihres mühevoll in Drangsal und Arbeit ringenden Lebens ein Reich der Kunst gebe ... und doch sprachen sie die Wahrheit.

Das Kind des Vorbeters war in der That eine große Sängerin geworden.

In einer großen Stadt Oberitaliens war eines Abends das ganze im Theater versammelte Publikum in der furchtbarsten Aufregung; man schrie, lärmte und pfiff, der Vorhang wollte nicht in die Höhe gehen, die Stunde des Beginn's war längst vorüber. Da, als der Lärm und das Toben alle Grenzen überschritt, trat der Impresario des Theaters unter tiefen Bücklingen vor die Lampen ans Orchester und meldete mit gramumhüllter Stimme: Er habe dem hochgeehrten Publikum eine bedauerliche Mittheilung zu machen, die aber Niemanden tiefer und schmerzlicher berühre, als ihn selbst. Die erste Sängerin nämlich, die die „Norma" singen sollte, sei plötzlich aufs Ernstlichste erkrankt; es habe aber in der Eile, da keine andere Vorstellung so schnell vorgeführt werden könne, eine junge Sängerin, die bisher in zweiten und dritten Rollen beschäftigt gewesen, sich erboten, die Stelle der erkrankten ersten Künstlerin zu vertreten. Ob das hochgeehrte Publikum zu diesem durch die Umstände gerechtfertigten Wagestück seine Erlaubniß geben? ob es das junge Mädchen mit Nachsicht behandeln wolle? Ein wüthendes Geschrei folgte als Antwort auf die Anrede. Einige riefen dem Impresario zu, ob sie gekommen seien, um mit unreifem Obste bewirthet zu werden; andere wieder schrieen, sie wollten das junge Mädchen sehen und diese trugen endlich den Sieg davon. Die Musiker stimmten die Ouvertüre an, darauf ging der Vorhang in die Höhe und die Oper konnte beginnen. Der einleitende Chor wurde kaum angehört, denn noch hatten sich in dem weiten Saale die wild aufgeregten Leidenschaften nicht beschwichtigt. Da trat ein junges, dem Anscheine nach zwanzigjähriges Mädchen auf die Bühne . . . die Priesterin Norma. Ein weißes, wallendes Gewand umwogte ihre zwar

nicht hohe, aber im schönsten Ebenmaße gebaute Gestalt; in den schwarzen Haaren lag ein Kranz von grünem Laub, aber ihr Antlitz war tief bleich und die Augen schienen nach Schutz zu suchen. Sie sang ... und als spät nach Mitternacht der Vorhang niederfiel, stand eine unbestreitbare Thatsache fest: Mit Isabella Brodini, so hieß die junge, stimmgewaltige Sängerin, war ein glanzvoller „Stern" am Himmel der Kunst aufgegangen!

Das Alles wußten die Leute in der stillen böhmischen Gasse nicht; sie wußten auch nicht, daß von jenem Abende an der Siegeslauf einer Künstlerin begann, deren Vater ihnen an Sabbaten und Feiertagen die heiligen Gebete vortrug. Wohin das bleiche Mädchen mit den großen Augen und der lerchenhaften Stimme kam, war es, als ob den Menschen eine neue Offenbarung über das Walten des Göttlichen in einem irdischen Geschöpfe entgegengetreten wäre. Alles das wußten die Leute nicht, und doch behaupteten sie, aus dem Kinde ihres Vorbeters sei eine große Sängerin geworden! Woher war ihnen diese Kunde gekommen?

Eines Tages kam Saul Weißfisch, der säbelbeinige Schneider, zu David Brod.

„David!" sagte er, „Euer Kind ist jetzt etwas Großes geworden; da muß sie sehr schöne Briefe schreiben, und ich bin all mein Leben ein Freund von schönen Briefen gewesen. Darum möcht' ich Euch bitten, zeigt mir, was Euch Euer Kind schreibt; ich kann mir denken, was so eine große Künstlerin schreiben kann!"

„Ich habe keine Briefe," schrie der Vorbeter und ein ergrimmtes Antlitz drohte dem erschrockenen Schneider zu.

„Ihr habt keine Briefe von Eurem Kinde!" rief Saul Weißfisch erschrocken. Dann lächelte er fein und boshaft.

„David Brod," sagte er mit aufgehobenem Finger, „wollt Ihr auf Euere alten Tage mir, Saul Weißfisch, gegenüber, den „Min" (Heuchler) spielen? So gut ich Saul Weißfisch heiße, so gut habt Ihr Briefe von Euerer Tochter. Mir werdet Ihr einreden wollen, daß Ihr keine Briefe habt? Ihr wollt sie nur nicht vorweisen, weil Ihr fürchtet, ich könnte daraus erfahren, daß Ihr nun ein reicher Mann seid, dem seine Tochter ungezähltes Geld schickt, und daß die Gemeinde Euch vielleicht etwas von Eurem Gehalte abziehen könnte! David Brod, was seid Ihr doch für ein Min geworden!"

Das ist das Bitterste eines bekümmerten Herzens, wenn die platte Gemeinheit es wagt, die plumpe Hand an das Heiligthum unserer Empfindung zu legen, in unserer Schweigsamkeit Berechnung zu erblicken, die darauf loszielt, die blöde Neugierde des Nachbars in Unklarem zu erhalten! David Brod konnte ein schönes Liedlein davon singen.

Eine trübe Vereinsamung warf immer tiefer fallende Schatten um den alten Mann; nicht einmal der einzigen Seele gegenüber, der sein geheimnißvolles Leiden offen vor Augen lag, konnte es gelingen, sie von ihm fern zu halten. Zwischen David Brod und seinem Freunde Feiwelmann lag etwas wie ein blankes Schwert, das jede Annäherung ihrer Seelen unterbrach. Sie wohnten und aßen miteinander; sie saßen sich gegenüber; wenn aber die Rede auf diejenige kam, die der Eine als eine Todte ansah, während sie in dem Herzen des Andern in Glanz und Herrlichkeit und ungetrübter Lebendigkeit thronte, dann klaffte der unheimliche Riß, der ihren Bund in zwei unheilbare Hälften auseinander gerissen hatte. Diese innere Entfremdung nahm von Tag zu Tag zu; trat sie einmal äußerlich zurück, so daß es schien, als hätten sich die Beiden wiedergefunden — so zeigte es sich bei einer andern Gelegenheit, daß

der Groll des Vorbeters von seinem üppig wuchernden Gedeihen nichts verloren hatte. Das war einmal so weit gegangen, daß Feiwelmann, der Baß, seiner Natur untreu, zornig aufgestanden und geäußert hatte:

„David Brod, ich sag' es dir, wenn du dich nicht änderst, so schnür' ich mein Bündel und gehe wieder nach Bayern zurück."

„Warum nicht, Feiwelmann," hatte dagegen David Brod gesagt, „da hast du nicht weit nach Frankfurt am Main und kannst wieder deinen großen Künstler spielen sehen."

Dieser höhnischen Anspielung gegenüber, die deutlich bewies, daß aus dem Gedächtnisse des alten Mannes auch nicht die leiseste Erinnerung an jahrelange Erlebnisse geschwunden war, fühlte sich Feiwelmann schwach wie ein Kind.

„Hab' ich denn schon gesagt," rief er stotternd, „daß ich gehen will? Bis du nicht deinen Stecken nimmst, und jagst mich auf und davon, gehe ich nicht von dir. Was soll ich auch in Bayern thun? In Böhmen gefällt es mir, da will ich bleiben."

In einer Nacht wachte Feiwelmann, der Baß, in seiner Kammer, es war dieselbe, die einst dem Kinde des Vorbeters zur Schlafstätte gedient hatte, länger als es seine Gewohnheit war. Er konnte keinen Schlummer finden; sein Gehirn war in Folge einer jener peinlichen Unterredungen mit David Brod, die jetzt öfters stattfanden, tief aufgeregt, alle Ruhe war von ihm gewichen. Sollte er wirklich sein Bündel schnüren und sein Mutterland Bayern wieder aufsuchen? Seine Habseligkeiten waren bald schnell gepackt . . . dann ein Sprung durch das niedere Fenster und er war außer dem Bereich des Grolles und des nagenden Kummers, der ihm stündlich und täglich seine Tage vergällte. Da durchzuckte ihn ein merkwürdig

„wilder" Gedanke, sein Gesicht flammte hoch auf, all sein Denken und Fühlen war wie ein glühender Erzstrom in Fluß gerathen.

Er setzte sich hin und schrieb folgenden Brief:

„Herrlicher Karfunkel in der weiten, weiten Welt! Wie ich noch ein Kind war zu Hause in Bayern, da hat mir einmal eine alte Frau ein Märchen erzählt, welches ich bis auf den heutigen Tag nicht vergessen habe. Ein Königskind war seinen Eltern geraubt und von den Räubern in einen großen finstern Wald gebracht worden. Wie es älter ward, ist aus ihm selber ein Räuber geworden, den man gefangen genommen und vor das Angesicht des Königs gebracht hat. Da hat man den Räuber gefragt, wer er sei und von welchen Eltern er abstamme, da hat er geantwortet: Eltern habe er keine gehabt, nur an das Eine könne er sich erinnern, daß er in seiner Kindheit mit etwas Glänzendem gespielt habe, was grade so aussehe, wie die Krone auf dem Haupte des Königs.

Da ist der König ihm um den Hals gefallen und hat ausgerufen: „Du bist mein Kind."

Und so eine Krone, glaube ich, mit der man in seiner Kindheit gespielt hat, besitzt jeder Mensch, und wenn er noch so alt wird und sich verändert, das goldene Spielzeug geht ihm nicht aus dem Kopfe, und wenn die Todten reden könnten, würde vielleicht mancher sagen: Es war mein letzter Gedanke!

Für mich ist und war diese Krone . . . eine hölzerne Truhe, in welcher meine Mutter (mit der der Friede sei) ihre „guten" Sachen aufgehoben hat: ihre goldene Haube, ihre Feiertagskleider und unten auf dem Boden auch ihre einstigen Sterbegewänder! Wenn die Mutter diese Truhe aufgemacht hat, war es mir stets, als müßte ich mich auf etwas Besonderes

freuen; der Schlüssel hat so merkwürdig geknarrt und die große Truhe hat gekracht, als hätte sie sagen wollen: Es ist ganz gut, daß ihr mir einmal Luft macht, ich kann es fast nicht aushalten. Und noch jetzt höre ich das Geknarre des Schlüssels und das Krachen der Truhe! Wie geht es denn dir, herrlicher Karfunkel, in der weiten, weiten Welt? Hast du denn keine Krone aus deiner Kindheit, nicht einmal eine armselige Truhe, wie ich eine gehabt habe? Hast du denn nichts, gar nichts, was dich an diese Kindheit und an uns erinnert? . . .

Von mir will ich gar nicht reden. Was bin ich, einem Karfunkel gegenüber? Und dennoch red' ich mir ein, du mußt manchmal daran denken, wie du mir verboten hast, beim Singen die Hand an die Backe zu legen! Wenn ich aber auf deinen Vater David Brod sehe, thut mir mein Herz wehe! Hast du denn gar nichts, leuchtender Karfunkel, kein Spielzeug, keinen Schlüssel, der knarrt, keine Truhe, die kracht, wenn man sie aufschließt; kein Trenderl, welches sich kreiselt, nichts, gar nichts, was dich an ihn gemahnt?

Unsere Laubhütte ist alt geworden und wenn wir sie mit Gottes Hülfe im nächsten Jahre wieder aufrichten, muß Johannes, der Zimmermeister, der in der Klostergasse wohnt, ein Paar neue Bretter hineinarbeiten. Auch David Brod ist alt geworden, aber ob Einer außer dir im Stande ist, ihm ein Paar neue Lebensbretter zu verschaffen, das weiß ich nicht. Denk' an diese Bretter, Karfunkel . . . denn es könnte bald geschehen, daß andere Leute daran denken müssen . . . Krank ist er nicht, nur gewaltig müde. Im Uebrigen glaub' nicht, daß ich in deiner Kunst dich stören will. Denn wer hat immer gesagt: David Brod's Kind ist ein Wunder von Gott? Und wer hat aufgehört, seine Backe beim Singen zu halten? War das nicht Feiwelmann, der Baß? Und warum hat er aufgehört? Weil

es ihm ein Kind geboten hat, auf das er mehr gehört hat, wie auf das Wort eines Kaisers! Verzeihe mir, daß ich das Alles so gradezu heraussage. Aber . . . du hast deinen Vater in acht Jahren nicht gesehen, und ich . . . ich habe ihn stündlich vor Augen.

Lebe wohl, leuchtender Karfunkel, dem ich bin in tiefster Ehrfurcht

Feiwelmann, der Baß."

Diesen Brief siegelte der Baß noch in der Nacht, trug ihn am andern Tage aufs Schloß, und übergab ihn demjenigen von den Bediensteten des Grafen, der ihm im Namen seines Herrn die von Zeit zu Zeit einlangenden Geldbeträge für David Brod einhändigte. Anfangs lächelte der Bedienstete so geheimnißvoll . . . und verweigerte dann entschieden die Uebernahme des Briefes. Aber Feiwelmann bat so inständig und gerieth in einen solchen Eifer, daß der Diener endlich das Versprechen gab, er werde das Schreiben an die bezeichnete Adresse gelangen lassen. Ob aber eine Antwort erfolgen werde? . . .

Ach! wer Feiwelmann vom Schlosse kommen sah, so athemlos, das breite gutmüthige Antlitz von Schweißtropfen feucht, mit den Händen um sich arbeitend, als wollte er eine unsichtbare Macht von sich abwehren, hätte vermuthen können, der Baß habe in die Schatzkammer des Grafen einen kühnen Griff gethan, den er nun bergen wollte, und doch hatte er nichts Anderes gethan, . . . als daß er seinen Brief an Ella in Sicherheit gebracht!

Kurz nach diesem in Feiwelmann's Augen so überaus wichtigen Ereignisse, kam des säbelbeinigen Schneiders Saul Weißfisch Sohn, Gottlieb, auch unter dem Namen „der verdorbene Student," in der Gasse bekannt, auf die Ferien nach Hause.

Mit dieser Bezeichnung ging die „Gasse" unstreitig viel zu weit. Gottlieb Weißfisch, der Mediziner, war durchaus nicht das, was man im Leben so oberflächlich einen schlechten Studenten nennt; aber weil er bereits durch volle zehn Jahre seiner Wissenschaft oblag, ohne daß er es zu einem Abschlusse als wohlbestallter Doktor brachte, während Gottlieb Weißfisch eigentlich nur der Wissenschaft in die allerletzten Geheimnisse hineinblicken wollte, wozu bekanntlich eine längere Zeit erheischt wird, als gewöhnliche Menschenkinder diesem Geschäfte zu widmen für gut befinden — darum nannten ihn die Leute einen verdorbenen Studenten. Anscheinend hatten sie wohl eine Art Berechtigung dazu, im Grunde jedoch verdiente der Sohn des Schneiders durchaus nicht diese Bezeichnung. Wenn man ihn hörte und ansah, war er eine Zierde der Universität, und nur die Professoren, die ihm so „aufsäßig" waren, daß sie ihm bereits dreimal den Rath ertheilt hatten, die schlecht bestandenen Prüfungen noch einmal zu bestehen, wollten dies nicht anerkennen. Wie dem aber immer sei, in einer Beziehung, und man konnte dies des schlechten Studenten eigentliche Wissenschaft nennen, war Gottlieb Weißfisch gradezu groß. Er kannte das Theater durch und durch; kein irgendwie bedeutender Schauspieler und keine irgendwo berühmte Schauspielerin waren ihm unbekannt, und namentlich in der Oper, seinem Lieblingsstudium, bewies er staunenswerthe Kenntnisse. Der „verdorbene Student" war darum nur in den Augen der älteren Leute, die lieber einen „fertigen" Doktor in ihm gesehen hätten, ein Gegenstand stillwuchernden Spottes; für die jüngern dagegen hatte sich Gottlieb Weißfisch im Laufe seiner medizinischen Studien gradezu als unentbehrlich bewiesen. Was brauchten sie ins Theater zu gehen, wenn Gottlieb Weißfisch es über sich nahm, ihnen den Inhalt der berühmtesten Trauer=

spiele mit der vollständigen Deklamation und Gestikulation der „größten" Schauspieler und Schauspielerinnen auf das Getreueste wieder zu erzählen? Was hatten sie nöthig, die Oper zu besuchen? Durch Gottlieb Weißfisch kannten sie die schönsten Arien aus dem „Don Juan," aus dem „Freischütz," aus „Robert dem Teufel" und anderen Opern, die er ihnen mit schmelzender Stimme so lange vorsang, bis sie sie auswendig wußten. In diesen Kreisen war also der „verdorbene Student" eine hochangesehene Persönlichkeit, auf deren Ankunft in den Ferien Monate zuvor erwartungsvolle Gemüther gerichtet waren!

An einem Sabbatnachmittage saß Gottlieb Weißfisch, der „verdorbene Student," in der Werkstätte seines Vaters, um ihn eine zahlreiche Gesellschaft von jungen Mädchen und Männern, die alle gekommen waren, ihrem Abgotte die schickliche Anstandsvisite zu machen, denn er war erst Tags zuvor in der Heimath eingetroffen. Auch Feiwelmann, der Baß, war da, der sich merkwürdiger Weise mehr zu der Jugend als zum Alter hielt. An diesem Nachmittage war Gottlieb Weißfisch bei besonders guter Stimmung; er gab alle Opern zum Besten, die er seit Jahresfrist gehört, und auch mit dem Inhalte zweier Trauerspiele war er bereits fertig geworden. Seine Zuhörerschaft schwamm in Entzücken, und manches feuchte Mädchenauge schien verrathen zu wollen, wie Schade es doch sei, daß der „verdorbene Student" in den Augen besorgter Eltern eine so ungünstige Figur vorstellte.

Unter anderem hatte Gottlieb Weißfisch auch eine Arie aus der damals besonders viel genannten „Norma" seinen Bewundern zum Besten gegeben; am Schlusse rief er traurig und mit der Miene eines wahrhaft Unglücklichen aus:

„O! wie bedauere ich es, daß es mir nicht gegönnt war,

noch diese Woche in Prag zu bleiben. Welch ein Kunstgenuß stand mir bevor? Heute tritt die göttliche Brodini auf, der ein ungeheurer Ruf vorangeht, und ich, ich bin nicht in Prag!"

Mitleidige Rufe aus den Reihen der um ihn dicht geschaarten Gesellschaft belehrten ihn, wie tief bedauerlich diese Thatsache jedenfalls sei.

„Wer ist die Brodini?" fragte ein schüchternes Mädchen von sehr sanftem Gesichtsausdruck.

„Sie wissen nicht, wer die Brodini ist?" belehrte sie Gottlieb Weißfisch mit jener überlegenen Miene, wie sie der Sage nach allen „verdorbenen Studenten" eigenthümlich sein soll. „Sie wissen nicht, wer die Brodini ist?" wiederholte er nochmals, die schüchterne Fragerin mit seinen Blicken anstarrend.

„Ich möchte es auch gerne wissen," ließ sich eine Stimme aus den hintersten Reihen der Gesellschaft vernehmen. Sie gehörte Feiwelmann, dem Baß, an, aber Niemand achtete darauf, welch ein sonderbares Beben dieser Stimme innewohnte.

„Nun," ließ sich endlich Gottlieb Weißfisch, nachdem er sich eine geraume Weile an der Verwilderung seiner Zuhörerschaft stillschweigend geweidet, vernehmen, „nun, die Brodini soll eine der größten Sängerinnen sein, die die Welt seit langer Zeit gehört. Ob sich dieser Ruf bewahrheitet, kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten, denn leider kann ich ihrem Auftreten nicht beiwohnen. Die Brodini ist übrigens nicht nur durch ihre Stimme so berühmt, man sagt auch, daß um ihre Herkunft ein geheimnißvoller Schleier gebreitet liege, den noch Niemand zu lüften im Stande war. Einige behaupten, sie sei eines vornehmen Grafen Tochter, die aus unbezwinglicher Liebe zur Kunst sich der Bühne gewidmet habe. Andere wieder verbreiten das unglaubliche Gerücht, sie gehöre uns an, und ihr

Vater sei irgendwo in Ungarn oder Polen Vorbeter einer Gemeinde."

„Warum könnte das nicht sein?" fragte wieder jenes Mädchen mit dem sanften Gesichtsausdrucke.

„Weil sie dann nicht Isabella Brodini hieße!" antwortete der verdorbene Student in einem Tone, gegen dessen Felsenhärte alle Bedenken und weiteren Fragen nutzlos abprallten.

Jemand hatte lautlos, ohne daß es in der Werkstätte des Schneiders, der Triumphstätte des verdorbenen Studenten, bemerkt wurde, das Zimmer verlassen. Jemand war todtenbleich auf die Gasse getreten . . . . und Keiner drin in der Stube unter Allen, die der dramatischen Vorlesung des Herrn Gottlieb Weißfisch mit so ungetheilter Aufmerksamkeit folgten, ahnte, mit welcher Entdeckung in dem Innersten seiner Seele Feiwelmann, der Baß, davon gegangen war . . .

Nicht eher aber als bis die Sterne am Himmel standen und die Nacht vollständig hereingebrochen war, wagte es Feiwelmann, der Baß, nach Hause zu gehen. Wie sollte er seinem Herrn und Meister entgegentreten? Wie sollte er dem alten Manne eine Nachricht beibringen, deren bloße Umrisse vielleicht genügen würden, der schwachen Lebenskraft David Brod's verderblich zu werden? In der treuen Seele des „Baß" wogten die widerstreitendsten Pläne und Entwürfe hin und her; bald wollte er mit der großen Nachricht wie ein Blitzstrahl niederfahren, indem er annahm, daß eine urplötzliche Ueberraschung wohlthätiger sich erweise, als ein langsames Verschleppen und Vorbereiten . . . bald war er wieder zu der Frage an sich selbst gelangt, ob es überhaupt nicht besser sei, David Brod gar nicht zu sagen, w e n er in „Isabella Brodini" vermuthe. „Was hat er überhaupt nöthig zu wissen, daß sie existirt?" lautete dieser Gedanke. „S i e ist ein Kind der Kunst gewor-

den — und er heißt noch immer David Brod!“ Bei dem letzteren Gedanken verweilte er jedoch nicht lange; dagegen sträubte sich sein Gemüth.

„Ein Vater bleibt ein Vater,“ wies er sich selbst zurecht, „und wenn er sie einmal vor seinem Tode wiedersehen kann, thue ich da nicht ein gutes Werk?“

So kam er nach Hause,

„Gut Woch' und guten Abend, David!“ rief er beim Eintritt in die Stube seinem Meister zu.

David Brod nickte zu diesem Gruße nur leicht mit dem Kopfe.

„Bei dir fängt ja die Woche gut an, Feiwelmann,“ sagte er nach einer Weile etwas spöttisch, „du scheinst mir herzfreudig aufgelegt.“

„Warum soll ich nicht herzfreudig aufgelegt sein?“ rief Feiwelmann, der Baß, überaus lustig. „Ich habe heute, weil mir der verdorbene Student, Saul Weißfisch' einziger Sohn, so viel vom Theater erzählt hat, den Entschluß gefaßt: ich will einmal wieder einen großen Künstler sehen. Willst du mit, David?“

„Nach Frankfurt am Main?“ spöttelte der Vorbeter.

„Nein,“ sagte der Baß mit nachläßiger, gleichsam spielender Lustigkeit, „diesmal gehe ich nach Prag. Willst du mit David?“

„Wie kommst du mir vor, Feiwelmann?“ rief der Vorbeter, indem er seinen Freund mit langen Blicken vom Kopf bis zur Fußzehe maß.

„Aufgelegt bin ich,“ meinte der Baß mit gesteigerter Lustigkeit, „warum soll mir das verwehrt sein? Giebt Jemand etwas dafür, wenn ich aussehe, wie ein dreitägiges Regenwetter? Da hat der verdorbene Student von einer gewissen Brodini Wun=

der über Wunder erzählt: sie soll die größte Sängerin sein, die die Welt seit langer Zeit gesehen hat, und was das Schönste ist, man sagt, sie ist die Tochter eines Vorbeters irgendwo in Polen oder Ungarn! Warum soll ich die Isabella Brodini nicht auch zu sehen bekommen? Und wenn es mich noch so viel kostet, ich gehe nach Prag und sehe mir Isabella Brodini an."

„Sei still, Feiwelmann!" unterbrach ihn plötzlich der Vorbeter.

Feiwelmann's Lustigkeit war in ihr grades Gegentheil umgeschlagen; seine Haare sträubten sich vor Entsetzen, als er bemerken mußte, welche Veränderung mit dem alten Manne vorgegangen war. Hatte David Brod den Gebrauch seiner Sinne verloren? Seine Augen starrten ins Weite, um die schlaffen Mundwinkel spielte ein Zug, der auf eine vollständige Erschöpfung seiner Verstandskräfte hinzudeuten schien.

„Sei still, Feiwelmann," rief er noch einmal, „und laß mich nachdenken."

Dann fuhr er mit den Händen nach der Stirne.

„Wie ist mir doch?" schrie er mit markdurchschütternder Stimme. „Ist sie es?"

„Sie ist's!" sagte Feiwelmann.

„Mein Kind! ich soll mein Kind wiedersehen!" rang es sich in wiederholtem Aufschreien über die Lippen des alten Mannes.

„Weißt du denn schon so mit aller Gewißheit, daß sie es wirklich ist?" glaubte der Baß hinzusetzen zu müssen, um die Erregtheit des Vorbeters einigermaßen zu dämpfen.

David Brod lächelte schwach.

„Laß nur, Feiwelmann," sagte er, „laß nur. Ich begreife, warum du mir einreden willst, daß sie vielleicht es doch nicht

sein kann. Laß nur, laß nur! Du wirst sehen, sie ist es. Gott wird das mir nicht anthun . . Wird er mich zuerst erfreuen wollen, und wenn ich den Becher Wein an die Lippen geben will, wird er mir ihn wegstoßen? Nein, Feiwelmann, ich glaube, du bist zu vorsichtig. Du wirst sehen, sie ist's."

In überströmenden Worten brach sich nun die Sehnsucht des alten Mannes nach seinem Kinde Bahn. Feiwelmann vernahm Herzenslaute, wie er sie unter dem Groll und der versäuerten Stimmung des Vorbeters nicht geahnt hatte, und eine Art heiliger Scheu hatte ihn ergriffen, in diese Offenbarungen eines wunden Gemüthes mit irgend einer Aeußerung hineinzugreifen.

In derselben Nacht wurde zwischen den beiden Männern der Plan festgesetzt, die Reise nach Prag schon morgen anzutreten. Niemand solle darum wissen, Feiwelmann solle das Gerücht aussprengen, David Brod sei in eine benachbarte Gemeinde gegangen, um dort eine alte, hundert und zehn Jahre alte Muhme zu besuchen. Morgen nach dem Frühgottesdienste wollten sie aufbrechen, und zu Fuß müßten sie gehen, sagte David Brod, denn im Wagen halte er es nicht aus. Welche Nacht verfloß für die Beiden!

In aller Stille verließ am andern Morgen David Brod mit seinem Gefährten die Gasse. Kräftig und hoch aufgerichtet schritt der alte Mann neben dem weit jüngeren einher. Als sie schon auf der Straße sich befanden, die gegen Prag führt, wandte sich der Vorbeter, der bis dahin kein Wort gesprochen hatte, hastig an seinen Reisegenossen.

„Du hast doch das Geld mitgenommen, Feiwelmann," fragte er.

„Welches Geld?"

„Was man dir in ihrem Namen auf dem Schlosse gegeben hat?“

„Es ist bei mir.“ –

Dann kamen sie an dem „guten Ort“ vorüber, der hart an der Straße mit seinen verwitterten Grabsteinen sich befindet.

„Geduld' dich eine kleine Weile, Feiwelmann,“ sagte David Brod, „ich muß mir von da drinnen eine kleine Wegzehrung holen.“

Nach einer Weile trat er durch das schmale Friedhofsthor wieder auf die Straße.

„Und jetzt laß uns große Schritte machen, Feiwelmann,“ rief er mit unsicherer Stimme, „wir haben einen weiten Weg vor uns.“

Wovon wohl die beiden Männer auf dem weiten Wege sprachen? Meistens schritten sie sprachlos neben einander; hie und da kam es zu einer Aeußerung, die seltsamer Weise auch nicht in der leisesten Beziehung zu dem Gegenstande ihrer Sehnsucht stand. Kaum, daß sich David Brod auf das Zureden seines Gefährten die kurze Zeit gönnte, um unter einem Baume, der an der staubigen Heerstraße stand, die müden Glieder ein wenig rasten zu lassen. Der alte Mann schien, je weiter sie kamen, an Kräften zu wachsen, Müdigkeit war ihm ein inhaltsloser Begriff geworden. Wenn Feiwelmann rasten wollte, fragte er: „Sieht man noch nicht die Thürme?“ trotzdem sie noch Meilen weit von der böhmischen Hauptstadt entfernt waren. Die Nacht war angebrochen, als sie den „Brandeiser“ großen Wald erreichten.

Da sagte Feiwelmann:

„David, es wird am Besten sein, wenn wir drin in Brandeis unser Nachtquartier nehmen, du weißt, was in dem finstern

Wald seit jeher vorgegangen ist, und was man noch von ihm erzählt. Ich habe auch das Geld bei mir."

„Fürchtest du dich?" rief der alte Mann.

„Ja!" sagte der Baß, der im Grunde seines treuen Herzens nur nach einem Vorwande suchte, um seinen Herrn und Meister zur Ruhe zu bestimmen. „Was fragt so ein Räuber oder Mörder darnach, was David Brod und sein Baß in Prag vorhaben?"

„So sag' ich dir, Feiwelmann," rief der Vorbeter in markigen Tönen, „wer auf dem Wege zu seinem Kinde ist, den läßt Gott nicht umkommen. Der Wald wird uns nichts thun. Und dann weißt du ja auch, was man zu sagen hat? . . ."

Als sie in die nächtigen Schatten des Waldes traten, begann David Brod mit lauter Stimme in den heiligen Lauten der Offenbarung den Psalm des frommen Königs, den man anstimmt, wenn ein Todter zur Ruhe bestattet wird:

„Der da sitzet im Schirm des Allerhöchsten, im Schatten des Allmächtigen sich berget, der spricht zu Gott: „mein Schutz und feste Burg ist Gott, auf den ich traue; denn er wird mich erretten aus des Voglers Schlingen, aus der verhängnißvollen Pest! Mit seinen Schwingen deckt er dich, unter seinen Flügeln bist du geborgen, Schild und Panzer ist seine Treue! Du fürchtest dich nicht vor dem Grauen der Nacht, vor dem Pfeil, der bei Tage schwirrt, vor der Seuche, die im Finstern schleicht, vor der Pest, die am Mittag wüthet."

Der anbrechende Morgen warf seine ersten Boten über den Himmel, über die noch schlummernde Welt; in einem Stoppelfelde hart an der Straße erhob sich eine frühgeweckte Wachtel, die ihr Lied begann; im fernen Hintergrunde hob sich aus dem grauen Dufte der Dämmerung ein Etwas ab, das hoch in den Lüften glänzte und glitzerte.

„Ich seh' die Thürme!" rief Feiwelmann, der Baß.

David Brod aber stimmte mit weithin tönender Sprache die letzten Verse des Psalmes an.

„Dir begegnet kein Unglück, keine Plage nahet deiner Hütte! Denn er befiehlt seinen Engeln, daß sie dich wahren auf allen deinen Wegen; auf den Händen werden sie dich tragen, daß dein Fuß nicht stoße an einen Stein. Ueber Leu und Otter wirst du schreiten, Löw' und Drachen mit Füßen treten."

Es war helllichter Tag geworden, als sie durch das düstere „Porčičer" Thor schritten! Sie waren in Prag! Von diesem Augenblicke an trat in der äußeren Erscheinung des alten Mannes eine seltsame Wandlung hervor. Die Mühe der weiten Wanderung schien erst jetzt über ihn gekommen zu sein; seine Lippen waren schmerzlich geschlossen; er erhielt sich kaum aufrecht auf den Beinen. Dennoch verrieth er durch keine Aeußerung, wie sehr ihn die Mattigkeit übermannt hatte. Nur als sie durch den „alten Pulverthurm" schritten, von dem aus der Weg durch die „Zeltnergasse" über den „Altstädter Ring" in die düstern Gassen des Ghetto's führt, sagte David Brod, indem er den Arm seines Gefährten krampfhaft drückte:

„Feiwelmann, wenn sie es doch nicht wäre!?"

Ein Mann mit einer weißen Schürze klebte grade ein gedrucktes Papier an die alte Mauer des Thurmes. Wiewohl flüchtigen Blickes hatte Feiwelmann, der Baß, doch erkannt, daß es der Theaterzettel der heutigen Vorstellung war; denn mit großen Buchstaben war darauf zu lesen:

„Die Hugenotten,"
große Oper von Meyerbeer.
„Fräulein Isabella Brodini als Valentine."

Feiwelmann verschwieg aber seine Entdeckung!

Erst jetzt, nachdem der Baß seinen alten Meister in einem jener kleinen Einkehrhäuser, wie sie die engen Gassen und Gäßchen der böhmischen Hauptstadt so zahlreich aufweisen, untergebracht hatte, wo David Brod, in einem Stuhle sitzend, fast augenblicklich in einen tiefen Schlaf gesunken war, fiel es Feiwelmann felsenschwer auf die Seele, welche Verantwortlichkeit er übernommen, wie unbesonnen er sich und den Vorbeter in die Gefahren eines Unternehmens gestürzt hatte, dessen Ausgang von fast undurchdringlichen Nebeln bedeckt war.

„Wenn sie es nun doch nicht wäre!“

Schauer, wie vor einem nahenden Gerichte überfielen ihn. Wenn er den alten Mann getäuscht hatte, wie sollte er dann vor ihm bestehen? David Brod konnte den Tod davon haben, und er hatte ihn auf der Seele; er hatte den letzten Streich diesem ohnehin in seinem innersten Marke wunden Baume versetzt! Erst jetzt ward er über den merkwürdigen „Leichtsinn“ sich klar, der ihn verleitet hatte, einem Lügner, wie Gottlieb Weißfisch, der verdorbene Student, Glauben zu schenken. Welch ein böser Geist hatte ihn in seiner Macht gehabt? Weil sie Isabella Brodini hieß, mußte sie die Tochter David Brod's sein?

Feiwelmann schlich sich zur Kammer hinaus, wo der Vorbeter in ruhigem Schlummer lag; er wurde der einmal aufgestachelten Unruhe seines Gemüthes nicht los. Aus seiner ersten Jugend kannte er noch das Straßengewimmel Prags; ohne es zu merken, war er mitten hineingekommen, aber wohin er immer trat, überall hin schwirrte und gleitete ihm der Ruf seines Gewissens und die Frage des Vorbeters nach:

„Wenn sie es nun doch nicht wäre?!“

An einer Straßenecke standen einige Menschen, die den dort aufgeklebten Theaterzettel lasen; Feiwelmann drängte sich

unter sie. Wie ihn die schwarzen Buchstaben, die den Namen: Isabella Brodini weithin leserlich verkündeten, mit zauberhafter Gewalt bannten, wie seine Augen immer wieder dahin zurückkehrten! Das sollte der Name des Kindes sein, das ihm und David Brod bei ihren Gesängen für die Synagoge als „Fistel zugehalten" hatte! Das sollte Ella sein, die ihm verboten hatte, die Hand während des Singens an die Backe zu stemmen? Lebendiger Gott! sie kann das nicht sein! Er hatte sich, er hatte den alten Vater betrogen!

Dann fielen seine Blicke unwillkürlich auf den Namen des Compositeurs der „Hugenotten"; er las Giacomo Meyerbeer!

„Meyerbeer!" sprach es in ihm. „Wer ist Meyerbeer! Klingt das nicht so, als ob er zu uns gehörte, als ob er Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserem Blute wäre!?"

Feiwelmann's Herz begann laut zu pochen, seine Augen zu leuchten; seine Seele hob sich aus den tiefsten Abgründen der Verzweiflung zu der Höhe eines wunderbaren Gedankens.

„Wenn er der große Künstler ist und sein Vater hat ihn doch Meyerbeer genannt, warum soll das Kind nicht auch eine große Künstlerin geworden sein, wenn es auch David Brod's Tochter ist?"

Dann drängte sich ihm ein anderer Gedanke siegreich auf.

„Wäre das nicht eine wunderbare Schickung, daß sie grade heute, wo David Brod und ich in Prag sind, in einer Oper auftritt, die Einer gemacht hat, der Meyerbeer heißt? Warum soll ich denn nicht daran glauben, daß ihr das ein guter Geist zugeraunt hat, der vielleicht im Traume zu ihr gekommen ist und ihr gesagt hat: Dein Vater und Feiwelmann, der Baß, sind hier?!"

So in Sinnen und Gedanken, die ihn bald lachend um-

gaukelten, bald wieder traurig anmutheten, war der Baß in eine große, prachtvolle Straße getreten. In der Mitte dieser Straße stand ein dreistöckiges, weitläufiges Gebäude, das sich schon aus der Ferne als ein Gasthof ersten Ranges kundgab. Wagen fuhren vor und fuhren ab, und in der Vorhalle stand ein Mann mit einem breiten, schwergestickten Bande über Brust und Schultern, der ein mit einem glänzenden Knopfe versehenes spanisches Rohr in der Hand hielt und den Hut demüthig abzog vor jedem ab- und zufahrenden Wagen.

Zwei junge Männer kamen aus dem Hause.

„Sie spricht vortrefflich deutsch," hörte er den Einen sagen, „so italienisch auch ihr Name klingen mag."

„Und," sagte der Andere, „hast du ihre Physiognomie genau beobachtet? Mich gemahnt etwas in ihrem Antlitze, was ich nur in den schönen Mädchengesichtern der „breiten" oder „goldenen" Gasse zu finden gewohnt bin."

„Du glaubst doch nicht auch an das alberne Märchen —?"

„Daß sie eines jüdischen Vorbeters Tochter ist? Nun, mein Freund, ich bin versucht, es als kein Märchen zu betrachten."

Die jungen Männer entfernten sich, Feiwelmann war vor dem großen Hause stehen geblieben. Schwindel hatte ihn ergriffen, wie im Wirbeltanze drehte und wogte Alles um ihn herum. Sie wohnte also hier, und er, Feiwelmann Baß, stand unter ihren Fenstern, und David Brod schlief in seinem dunklen Kämmerchen den Schlaf der Müden, und eine Stadt umfing sie alle Drei! Gott der Allmächtige sei gepriesen dafür!

Ein Wagen fuhr pfeilschnell zum Hause hinaus; eine Dame saß darin. Der Mann in der Vorhalle, mit dem riesigen Stocke in der Hand, sprang rasch zur Seite und grüßte demüthig mit abgezogenem Hute.

Feiwelmann näherte sich schüchtern dem Manne.

„Wer war die Dame in dem Wagen?" fragte er im Tone der tiefsten Unterwürfigkeit.

Der Mann sah verwundert auf den seltsamen Frager.

„Das war Fräulein Brodini, die berühmte Sängerin, die hier bei uns wohnt," belehrte ihn gnädig der Mann und wandte sich von ihm ab.

Schon war Feiwelmann nahe daran, sich dem Manne zu entdecken, und ihn zu bitten, wenn die berühmte Sängerin wieder nach Hause käme, ihr nur einfach zu sagen: Feiwelmann, der Baß, wäre da gewesen. Auch das treuherzige Gemüth des „Baß" konnte der Versuchung des Stolzes nicht entgehen. Wie mußte seine Persönlichkeit in den Augen des unfreundlichen Mannes im Werthe steigen, der ihn kaum einer Antwort würdigte! Zum Glücke kehrte ihm die ruhige Besinnung alsbald zurück.

„Nein! nein!" beschwichtigte er sich selbst; „jetzt nicht. Sie könnte erschrecken und das würde ihr beim Singen Schaden bringen. Ich kenne so etwas an mir, und wie könnte ich das vor mir und meinem Gewissen verantworten? Ich stelle mir vor, so ein Mensch, der in der Kunst lebt, dem hat Gott eine ganz andere Natürlichkeit gegeben, wie etwa einem Bauer, der den ganzen Tag auf dem Felde steht, und pflügt und säet und erntet; aber so eine Valentine in Meyerbeer's Oper, so eine Isabella Brodini kann vom leisesten Luftzuge einen Nachtheil haben. Soll ich der Luftzug sein? Und daß man mir dann vorwirft, Feiwelmann, der Baß, hat's verschuldet?"

Mit einem zufriedenen Lächeln, das die gesammte Breite seines Antlitzes sonnig beleuchtete, trat er wieder den Rückweg an, nachdem er zuvor das Haus, worin der „Karfunkel" wohnte seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Er fand den alten Vor-

beter noch immer schlafend. Um ihn nicht zu stören, setzte sich Feiwelmann ohne Geräusch hin und bewachte den Schlummer des alten Mannes. Wie ruhig, wie theilnahmslos der alte Mann da lag! Wie gleichmäßig seine Athemzüge gingen! Alle Falten in seinem Antlitze waren von dem heiligen Schlafe ausgeglättet worden, nicht das leiseste Muskelspiel ward darauf sichtbar. Wunderbar verjüngt sah der alte Mann in seinem Schlummer aus. Das war wieder der David Brod, dessen Kind noch in einer Laubhütte saß und dabei Synagogenmelodien vor sich hinsang; das war wieder der Vorbeter der Gemeinde, dessen Stolz und Lebensfreude darin bestand, wenn die Leute an einem Feiertage nach dem Gottesdienste ihm nachrühmten: Heute hat David Brod sich selbst übertroffen. Und doch fuhr heute sein Kind in einem prächtigen Wagen, wohnt im ersten Gasthofe Prags und war die berühmte Sängerin Isabella Brodini!

Stunden waren vergangen, und noch immer konnte di erschöpfte Natur des alten Mannes sich nicht den Banden de langentbehrten Ruhe entwinden. Mittag war längst vorübe und er schlief noch immer. Die stumme Wacht Feiwelmann' behütete ihn und wurde nicht müde. Mit einem Male fuh er auf; er blickte mit klaren Augen um sich:

„Was ist die Zeit, Feiwelmann?“ rief er.

„Nachmittag ist halb vorüber!“

„Lebendiger Gott! und früh Morgens sind wir angekom men! Wir müssen ja das Kind aufsuchen!“

„Erst wirst du dich mit Speis' und Trank erquicken, Davi und dann wollen wir ins Theater gehen.“

„Ins Theater?“ rief der alte Mann wie traumverlore „Was soll ich im Theater thun?“

„Du sollst sie singen hören, David Brod,“ sagte der Baß fast unhörbar.

„Warum gehen wir nicht gleich zu ihr?“

„Du kannst sie heute nur im Theater sehen.“

Der alte Mann schüttelte den Kopf; eine traurige Unterwürfigkeit zeigte sich in seinen Mienen.

„Du hast mich in deiner Gewalt, Feiwelmann,“ sagte er still, „thue mit mir, was du willst.“ —

Als die Zeit gekommen war, führte der Baß durch das ihm nun bekannt gewordene Gassengewimmel den Vater Ella's, der ihm willenlos zu folgen schien.

„Ist das die goldene Gasse?“ fragte David Brod, als sie durch ein schmutzig feuchtes Gäßchen kamen, dessen Häuser wie Kartenblätter fast aufeinander zu liegen schienen.

„Warum fragst du?“

„Vielleicht könnten wir den alten Mann zu sehen bekommen, der meiner Ella ein Gebetbuch geschenkt hat . . .“

„Jetzt denkst du daran? das sind acht Jahre seitdem, der alte Mann ist wohl todt!“

„Todt! Alles ist todt,“ sagte der Vorbeter in leise klagendem Tone, „mir ist's, als wäre es gestern vor sich gegangen.“

Je weiter der Baß mit seinem Herrn und Meister kam, desto größer ward seine Bangigkeit, ja ein unheimliches Gefühl überrieselte ihn mit kaltem Schauern, wenn er den alten Mann neben sich einherschreiten sah, so willenlos und unterwürfig, so wenig erregt von der Erwartung des Kommenden! Was war mit David Brod geschehen? War in ihm in der That alle Lebensfreudigkeit so gebrochen, daß nicht einmal die Nähe seines Kindes sein Auge höher aufflammen machte? Wenn Feiwelmann seine Empfindungen damit verglich, so mußte die Welt mit Allem, was darauf und darunter sich befand, in

einem gewaltigen Feuerbrande aufgehen. Und David Brod war so gleichgültig!

Endlich standen sie vor dem Theater. Der hineinwogende Menschenstrom trug auch sie in das Innere des Hauses; das Glück war ihnen günstig gewesen, es hatte sie auf die vordersten Plätze im obersten Stockwerke gebracht. Von der Höhe seines Sitzes starrte David mit glanzlosen Augen in das zu seinen Füßen sich entwickelnde Menschengewimmel; noch war der weite Saal in dämmernde Finsterniß gehüllt: hie und da flackerte an den Pulten der Musiker ein Lichtchen auf. Plötzlich schwebte der große mit einer Fülle von Licht ausgestattete Hängeleuchter von der Decke des Saales herab, so daß dem alten Manne ein Schrei der Ueberraschung entfuhr.

„Wie ist dir, David?“ fragte der Baß besorgt.

„Wird sie jetzt kommen?“

„Noch nicht! Erst müssen die Musiker aufspielen!“

David Brod verfiel wieder in stummbrütende Gleichgültigkeit. Der Saal hatte sich bis in den entlegensten Raum gefüllt; in den Logen erschienen blumengeschmückte herrliche Damen, und die Edelsteine in ihren Haaren glitzerten und funkelten in den zahlreichen Lichtern. Vornehme Herren standen hinter ihnen, und durch das ganze Haus ging ein Flüstern und Summen der Erwartung, das durch die hie und da zur Probe angestimmten Instrumente der Musiker eine gleichsam weihevolle Färbung erhielt.

„David!“ rief der Baß, indem er seinen Gefährten leise anstieß.

„Was willst du, Feiwelmann!“

„Siehst du nichts?“

„Viel Menschen sehe ich . . .“

„Und sie alle sind gekommen, um dein Kind zu hören!“

David Brod seufzte tief auf.

Aber mit dem ersten Geigenstriche der Eingangsmusik trat eine seltsame Aenderung mit dem alten Manne ein. Die Hände fest auf das Geländer gepreßt, hatte er sich zur Hälfte erhoben, und horchte mit einem Ausdruck seines Antlitzes auf die mächtig einherbrausenden Klänge, der die höchste Spannung seiner Seele verrieth. Der Vorhang war in die Höhe gegangen.

Als der erste Act vorüber war, hatte sich der Beiden eine eigenthümliche Befremdung bemächtigt. Wo war die „Valentine" geblieben? Wohl hatten sie im Hintergrunde der Bühne eine verschleierte Dame gesehen, bei deren Anblick die zu einem Festgelage versammelten Ritter in das höchste Entzücken, namentlich der Eine unter ihnen, ein junger Edelmann, geriethen. Aber kaum gekommen, war sie wieder verschwunden. Warum ging sie so schnell? Als der Vorhang wieder gefallen war, saß der alte Vorbeter wieder stumm und gleichgültig da. Die Wogen des herrlichen Gesanges waren unverstanden an seiner Seele vorübergerauscht.

Der zweite Act war gekommen. Margaretha von Valois, Königin von Navarra, ist allein in ihrem Garten und singt ein Lied, das die überwältigende Macht der Alles beherrschenden Liebe zum Gegenstande hat. Da naht sich Valentine. Eine schlanke feine Gestalt beugt sich demüthig und doch wieder so vornehm; in dem Saale ist es still, daß man fast den Athemzug David Brod's belauschen konnte! Dann aber klatschten Hunderte von Händen und es währte eine geraume Zeit, bis die Sängerin beginnen konnte. Jetzt trat sie näher und immer näher; ein bleiches von tiefdunkeln Haaren eingefaßtes Gesicht trat immer deutlicher hervor . . . Waren es bekannte Züge? Drang aus den wenigen Worten, die sie nun sang, ein verwandter Ton?

Eine feuchtkalte, zitternde Hand legte sich auf Feiwelmann's Arm.

„Soll sie das sein?“ flüsterte er ihm zu.

„Ich kenne sie nicht, David!“ kam es in demselben Tone zurück.

„Lebendiger Gott! wenn sie es doch nicht wäre!“

Von nun an während der ganzen Handlung vernahm Feiwelmann nichts, noch sah er, was da unten auf der Bühne vorging; seine Seele war wie festgebannt von der vorwurfsvollen Klage, die er jetzt zu wiederholten Malen aus dem Munde des alten Mannes hörte; vom Herzen herauf quoll ihm ein bitteres Gefühl, das ihn mit namenloser Qual erfüllte:

„Wenn sie es nun doch nicht wäre!“

Sie war es auch nicht; vier scharf blickende Augen lagen auf der feinen Gestalt der Sängerin, verglichen jeden Zug ihres Antlitzes mit der Vergangenheit . . das vierzehnjährige Kind von damals, die Ella der Laubhütte, wollte ihnen nicht entgegentreten. . . .

All das änderte sich aber wie mit einem Zauberworte, als im dritten Acte die große Scene zwischen dem protestantischen Marcell und der katholischen Valentine vorfällt. Es ist Nacht; stumm brütet überall die Gefahr, die den Geliebten des Mädchens von allen Seiten mit mörderischen Netzen umfängt. Sie ist gekommen, ihn zu warnen. Der alte, argwöhnische Kriegsknecht fragt sie um die Losung und aus ihrem Munde dringt leise, verschämt, wie das Aufblühen einer Lilie das Wort: Raoul! Wunderbar ist die Wirkung dieses einzigen, fast gehauchten und dennoch an die tiefsten Geheimnisse des Gemüthes anklingenden Wortes — im Saale fühlt es Jeder: hier hat ein gottbegnadigtes Mädchen in der Weihe seiner

Kunst das Höchste ausgesprochen. Nun theilt Valentine dem alten Kriegsknechte mit, welche Gefahr seinem jungen Herrn droht, wie er ihn retten könne, und er fragt: „Wer bist du?"

„Wer bist du?" wiederholt es sich auch oben im Zuhörer-raume in den Herzen der beiden Männer.

„Ein Mädchen," singt sie, „das ihn liebt" . . . Und in klagenden, aus tiefster Leidenschaft allmälig, aber stets sieg-reicher hervorbrechenden Tönen, voll keuschen, ungeahnten Duftes entringt sich ihrer Brust das Geständniß, wie es inniger und schöner noch niemals in Tönen wiedergegeben wurde. Marcell legt die Hand segnend auf ihren Kopf . . .

„Sieh, sieh hin, wie sie sich „benschen" läßt," flüsterte der alte Vorbeter.

„Wenn sie es doch wäre!"

„Sie muß ja wissen, wie ein Vater sein Kind segnet? . . . Hast du gesehen, wie sie ihren Kopf vorgebeugt hat? . . ."

Die in ihrer Nähe saßen, riefen ihnen Stille zu. David Brod erschrak. Hatte er das Kind erkannt? Er wußte es selbst nicht; seine Pulse hämmerten, seine Augen brannten in wildem Feuer; seine Lippen dürsteten! Er fühlte sich der Auflösung nahe, und kann doch nicht sterben. Jetzt dämmert ihm die Ahnung der Gewißheit auf; dann, im nächsten Augen-blicke ist sie zwischen graue Nebel eingesunken und verloren! Etwas will ihn mahnen, etwas Bekanntes, Oftgesehenes um-weht ihn wie mit linden Fittigen, dann wieder ist Alles zu Ende; mit glanzlosen Blicken starrt ihn ein Fremdes an, Oede umgiebt ihn; es ist nicht Ella, sein Kind. Feiwelmann aber schweigt; er ist in der Gewalt einer namenlosen Qual!

Der vierte Act hat begonnen. Valentine ist allein; im Dunkel der Nacht kommt Raoul zu ihr; doch nicht lange, und es treten die Verschworenen herein, die ihre Schwerter für den

heimlich gesponnenen Mord weihen wollen. Ein Gesang hebt an, der an die dunkelsten Mächte menschlicher Leidenschaft sich richtet, ein Aufruhr fessellos entlassener Kräfte, dem das segnende Wort von Priestern die Weihe geben soll. Als die Verschwörer sich entfernt haben, tritt Raoul aus seinem sichern Verstecke hervor. „Wo willst du hin," fragt Valentine. Er aber will in den Kampf, den gezückten Schwertern der Feinde entgegen, will mit seinen Brüdern sterben und fallen. „Geh' nicht von hier," fleht Valentine, „draußen wartet dein der sichere Tod," und als er dennoch darauf besteht, da entringt sich ihr jenes berühmte: „Höre, höre mich, bleib' Raoul, denn der Streich, der dich trifft, trifft auch mich . . . ich liebe dich! . . ."

Es klingt und singt in dieser Melodie etwas, das voll eigenthümlichen, fast befremdenden Eindruckes das Gemüth des Zuhörers ergreift. Wer hat diese Melodie gedichtet? Als Jakob Meyerbeer sie schrieb, stand hinter ihm eine Gestalt von unsagbarer Wehmuth in dem blassen Antlitze, mit verweinten Augen, die längst keine Thränen mehr hatten — die Erinnerung an einen Synagogengesang seines eigenen Volkes! Sie war nicht eher von ihm gewichen, bis er sie angehört, bis er sie in die feinsten Gänge seines Gehöres aufgenommen hatte! Sie blieb bei ihm, wenn er sie entfernen wollte, und schmeichelte so lange, bis sie aufgegangen war in seiner Seele als das Saatkorn einer künftigen Blüthe! Dann erst wich sie von ihm, hüllte sich in ihre Schleier und verschwand leise, wie sie gekommen war — die Erinnerung an sein eigenes Volk!

Darum ergriff sie auch die beiden Männer mit einer Gewalt, von der sie sich keine Rechenschaft zu geben wußten. Auch vor ihnen tauchte die blasse Gestalt mit den verweinten Augen auf; nur daß sie sie deutlicher erkannten . . .

Dreimal mußte die Sängerin diese süßbestrickende Melodie

vortragen. Als sie zum dritten Mal sie geendigt hatte, mitten in dem Aufruhr des Beifalls, der das ganze Haus ergriffen, rief David Brod seinem Gefährten zu:

„Jetzt hab' ich sie erkannt! Sie ist's!"

Niemand sonst hatte den Aufschrei dieses Vaters vernommen. Er hatte verstanden, warum die Sängerin diese Melodie so und nicht anders sang, woher dieser Liebreiz, diese eigenthümliche Klangfülle, dieses namenlose Klagen eines wunden, opferfreudigen Herzens stammte.

Als sie endlich mit einem Aufschrei, der aus einer andern Welt zu kommen schien, ohnmächtig zu Boden fällt, als Raoul, ihren Bitten trotzend, seinen Brüdern zu Hülfe eilt, da vermochte das schwache Gefäß nicht mehr den übervollen Inhalt zu fassen. Duftende Kränze flogen der Sängerin zu; oben aber im letzten Stockwerke des Hauses rief eine gebrochene Stimme:

„Führ' mich hinaus, Feiwelmann, ich ersticke; führ' mich hinaus!"

Als die beiden Männer aus der Welt des Scheines und der künstlichen Blendung wieder in die kühle Nachtluft traten, erholte sich der alte Mann zwar bald, aber der Sturm, der ihn erfaßt hatte, war zu gewaltig gewesen, als daß er nicht seine innerste Lebenskraft zu Boden geworfen hätte. Sie waren, ohne es zu wissen, aus der Nähe des Theaters gekommen. Dort hatte Feiwelmann eine steinerne Bank ersehen, auf die die Beiden sich niederließen. Dort saßen sie wohl eine Stunde lang, sprachen nicht, während die Nacht um sie her immer kühler wehte, die rings waltende Stille nur durch fern verhallende Schritte von Zeit zu Zeit unterbrochen ward.

Der Vorbeter war es, der zuerst aus diesem traumhaften Sinnen und Brüten erwachte.

„Feiwelmann," sagte er, „du hast einmal vor acht Jahren,

und es war auch in einer Nacht, ein Wort gesprochen, das ist damals in mich hineingefallen wie in einen tiefen Brunnen; jetzt kommt es wieder an die Oberfläche. Du hast damals gesagt: Wie groß ist der Mensch . . ."

„Das sag' ich auch jetzt noch," rief der Baß, „und jetzt mehr als damals, seitdem ich unsere Ella gesehen habe."

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Dein Wort," sagte er, „hat zwei Seiten, davon ist die eine glänzend und schön, die andere aber ist rauh und stachelig. Du hältst dich an die glänzende und schöne Seite, weil du selbst noch jung bist; ich bin gewohnt, die andere vorzuziehen, denn ich bin alt und schwach geworden. Du meinst, der Mensch ist groß in dem, was er kann; ich aber sage dir, der Mensch ist groß und gewaltig in dem, wo er entsagt, wo er leidet."

„Ich verstehe dich nicht, David!"

„Du wirst mich einmal schon verstehen! Hab' nur Geduld mit mir!"

Nach einer längeren Pause raffte er sich wieder auf.

„Sag' mir doch, Feiwelmann," meinte er, „hat sie den jungen Edelmann so überaus gern, daß sie ihn nicht fortlassen will von sich? Wie sie sich an ihn geklammert hat! wie sie verzweifelt aufgeschrien hat, als er sich von ihr losreißt und wie sie darüber in Ohnmacht fällt! Sie muß ihn außerordentlich gern haben, denn anders kann ich mir das nicht erklären."

„Sie kennt ihn vielleicht nicht einmal, David," rief Feiwelmann. „Das ist ja ihre Kunst. Meinst du, mein großer Künstler in Frankfurt am Main hat es an sich selbst erlebt, daß ihn seine eigenen Töchter, wie jenen wahnsinnigen alten König in Nacht und Sturm hinausgejagt haben? Das war wieder *seine* Kunst!"

„Das ist ihre Kunst!" rief der alte Mann leise. „Also ihre

Kunst verlangt, daß sie heute dem, und morgen jenem, wer ihr grade in den Weg kommt, etwas vorheuchelt, daß man meint, es ist die höchste Wahrheit und man könnte darauf schwören?"

„Ja, das ist die Kunst!" sagte Feiwelmann der Baß.

„Und was wird das Ende von all' der Kunst sein?" rief der Alte.

„Sie erfreut sich und die Menschen damit," sagte Feiwelmann.

Darauf erwiderte der Alte nichts, er saß gesenkten Hauptes da.

„Und mein Kind," schrie er plötzlich mit einem so schmerzlich vorgestoßenen Tone, daß er seinem Gefährten in die Seele griff, „und was bleibt von meinem Kinde übrig? Ist es mir nicht auch gegeben worden, damit es mich erfreue? Anderen, die sie nichts angehen, fällt sie in die Arme, klammert sich an sie, als wollte sie niemals von ihnen lassen, und dabei leuchten ihre Augen und so süß tönt ihre Stimme, und sie ist so voll Anmuth und Schönheit . . . weil das ihre Kunst so verlangt. Mich aber, mich alten Mann, erfreut kein Kind, ich muß sie von mir geben, ich muß einsam leben und sterben, ich muß verdorren wie ein Baum, dem man die Wurzeln abgegraben hat — weil es die Kunst so verlangt."

„David Brod, du versündigst dich!" rief der Baß, den alten Mann an der Schulter fassend.

Aber der Vorbeter riß sich los.

„Was willst du von mir?" schrie er, und war aufgesprungen.

„Du denkst nur an dich, David!" rief Feiwelmann vorwurfsvoll, „an dein Kind denkst du nicht."

„Das sagst du mir?“ Und der alte Mann brach in bitteres Schluchzen aus.

Trotzdem rief der Baß, seiner Natur entgegen, in diesem Augenblicke unbarmherzig und die Lage des Alten nicht berücksichtigend:

„Weil du dein Leben damit zugebracht hast, Vorbeter einer Gemeinde zu sein, darf dein Kind seine Flügel nicht ausspannen und anderswohin fliegen? Wozu hat Gott ihr die Flügel gegeben? Aber ich weiß, was in dir vorgeht. Weil dein Kind vielleicht nicht mehr weiß, was ein Gebetbuch ist, weil sein Sabbat vielleicht auf den Sonntag fällt, weil es in keiner Laubhütte sitzt —“

„Die Kunst ist auch eine Religion,“ sagte der Alte voll bitterer Betonung.

Dann schien er auf einmal vollständig ruhig geworden.

„Was stehen wir hier auf der Gasse in der Nacht? Warum gehen wir nicht?“

„Wohin willst du, David?“

„Zu ihr, zu ihr!“

„Jetzt um diese Stunde?“

„Ich muß sie heute noch sehen, sonst sterbe ich!“

Es giebt Worte, auf die keine Entgegnung folgen kann. Das fühlte der Genosse des alten Mannes . . Wohl zuckte es ihm durch das Gehirn, ob es ihm nicht gelingen könnte, die leidenschaftlich erregte Stimmung seines Freundes durch irgend ein Auskunftsmittel zu täuschen; aber er verwarf diesen Gedanken. Die Schauer, die ihn durchflogen, sagten ihm, daß er vielleicht mit dem Leben des alten Mannes spiele.

So suchte denn Feiwelmann, sich der Nothwendigkeit beugend, in der Finsterniß der Nacht den Weg zu jenem Hause zu finden, vor welchem er durch einen eigenthümlichen Zufall

schon am Vormittag gewartet hatte. Dort leuchtete ja der Karfunkel! Es war nahe an Mitternacht, als sie endlich, müde und gebrochen, bald in den nächtigen Straßen verirrt, bald wieder auf richtiger Fährte jenes Haus gefunden hatten! Die Thore standen noch weit offen, heller Lichterglanz ergoß sich auf die Gasse und in der Vorhalle stand noch immer der Mann mit dem breiten Bande über Brust und Schulter und dem gewaltigen Stocke in der Hand.

Auf die Frage, was sie zu so später Nachtstunde wollten, brachte Feiwelmann, der Baß, in schüchterner, demüthiger Weise sein Begehren vor. Sie wollten die berühmte Sängerin sprechen; sie hatten ihr wichtige, unaufschiebbare Dinge mitzutheilen. Der Mann lächelte verächtlich. Was hatten die beiden Männer, deren Abkunft und Beruf seinem kundigen Auge kein Geheimniß war, mit der Künstlerin Isabella Brodini zu thun? Er fuhr sie barsch an, und wies ihnen mit dem Stocke den Weg, den sie zu gehen hatten.

Da rief der alte Mann aus der Tiefe seiner Angst und Verzweiflung:

„Wenn Ihr mich nicht gehen lasset, Mann, so sterbe ich hier vor Euch!"

War es die seltsame Erregtheit des Vorbeters, der Mann ging und kam nach einer Weile kopfschüttelnd mit der Weisung zurück, sie mögen ihm folgen; zwar sitze die Sängerin noch in Gesellschaft beim Nachtmahle, da das Theater erst spät zu Ende gegangen, aber er habe ihr sagen lassen, es wären zwei Männer da, die ihr Wichtiges mitzutheilen hätten.

Sie befanden sich in einem dunkel erleuchteten Vorzimmer, daselbst hieß sie der Mann warten. Sie nahmen still und geräuschlos in einem Winkel ihre Plätze. Aus den angrenzenden Zimmern drangen verworrene Stimmen, helle Freuden-

laute und Gläserklingen an ihr Ohr. Die Hand des alten Mannes lag schwer und kalt auf dem Arme seines Gefährten aber sie zitterte nicht.

Mit verstärkter Gewalt kamen jetzt die Freudenäußerunger der Tischgesellschaft zu ihnen; das Gläserklingen schien gar kein Ende nehmen zu wollen — und die Hand des alten Mannes drückte immer schwerer und kälter auf den Arm seines Ge fährten. Sie saßen stumm neben einander.

Endlich näherten sich Schritte, die Thüre ging auf; au der Schwelle erschien — die Valentine aus der Oper. Si trug noch das wallende, weiße Gewand, ihre Haare warer halb aufgelöst; in der Hand hielt sie ein gefülltes Champagner glas, eine nächtig schöne Erscheinung! Die beiden Männer er hoben sich aus dem Dunkel ihrer Sitze.

„Ella!“ rief der alte Mann, „Ella, mein Kind!“

Sie schien erst zu schwanken, zu horchen. Dann mit einer Schrei, dem nichts auf Erden zu gleichen schien, fiel sie in di Kniee, das zerbrochene Glas klirrte in Scherben auf den Boder

„Vater!“

Da war der alte Mann auf sie zugesprungen. Mit eine Gewalt, die nicht in seinen schwachen Kräften lag, riß er si zu sich empor; er hielt sie in seinen Armen.

„Nicht wahr, Ella, mein Kind,“ rief er zwischen Weine und Lachen, „nicht wahr, das hast du nicht erwartet, daß dei alter Vater noch zu dir kommen wird? Aber ich wäre ja g storben, wenn ich dich nicht mehr gesehen hätte. Und da kannst du nicht verlangen.“

Dann streichelte er ihre Haare und küßte ihre Stirne.

„Thut dir denn das auch gut, Ella, mein Kind,“ sag er, in traumseliger Vergessenheit sie betrachtend, „daß du

lange wachst? Warum schläfst du nicht schon? Bist du denn nicht müde von deiner Kunst?"

Plötzlich riß er sich von ihr los, und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

„Was habe ich gesagt!" rief er in einem Tone, der die Wiedergefundene erbeben machte.

„Verzeih' mir, Vater! verzeih' mir! Ich habe mich schwer an dir vergangen!" sagte die Sängerin, und ihre Thränen flossen.

„Verzeihen!" rief der Alte, und der Ton seiner Stimme klang trocken, ja voll Herbigkeit. „Was habe ich dir zu verzeihen? daß du mir nicht geschrieben hast, daß ich nicht gewußt habe, soll ich mich zur Schiwe (siebentägige Trauer) hinsetzen um mein todtes Kind, oder soll ich glauben, daß es noch am Leben ist? Was soll ich dir verzeihen? Du lebst ja, und wo giebt es einen Vater, der nicht jede Kränkung aus seinem Herzen herausreißt, wenn er nur weiß, daß sein Kind lebt?"

Dann wie von einem anderen Gedankenstrome mächtig erfaßt, näherte er sich wieder seiner Tochter; er ergriff ihre Hand.

„Sag' mir, Ella, mein Kind," rief er, seinen Mund ihrem Ohr nahe, mit unheimlichem Flüstern, „muß ich mich wirklich auf den niederen Schemel hinsetzen, und um dich trauern und weinen sieben Tage? Oder muß ich es nicht? Sag' die Wahrheit, Ella, mein Kind, und fürchte dich nicht vor mir!"

„Vater!" rief die Sängerin bebend, „ich verstehe dich nicht!"

„Du verstehst mich nicht?" schrie er, und seine Gestalt schien zu wachsen. „Warum verstehst du mich nicht? So will ich's dir sagen . . ."

„Vater!" rief die Sängerin, „du brauchst noch nicht zu trauern!"

„Noch nicht!"

Eine hohe Männergestalt war ins Zimmer getreten.

„Der Herr Graf!" murmelte Feiwelmann, der bisher unbemerkt im Hintergrunde des Zimmers sich aufgehalten hatte.

Der Graf schien die beiden Männer auf den ersten Blick erkannt zu haben.

„Nun, Isabella!" sagte er in leicht scherzendem Tone, „Sie entziehen sich unserer Gesellschaft, und feiern da im Dunkel der Nacht ein zärtliches Stelldichein, während wir Ihrer harren!"

Die Sängerin machte eine abwehrende Bewegung. Dem Grafen konnte es nicht entgehen, welch eine seltsame Wandlung das ganze Wesen der Sängerin ergriffen hatte.

„O!" rief er, an die zwei Männer sich wendend, „ist das nicht David Brod, der Vorbeter, mit seinem Bassisten Feiwelmann aus meiner Schutzgemeinde? Seid mir willkommen, David Brod, und auch Ihr, Mann, dem die Natur einen so vortrefflichen Baß verliehen hat. Wie steht es in Euerer Gemeinde? Wackeln die alten Häuser noch so? Lebt Ihr noch zur Zeit des Laubhüttenfestes in Eueren hölzernen Marktbuden? Gehen Euere Leute am Neujahrstage noch immer an den Fluß spazieren, und werfen aus ihren Taschen die Brosamen in das Wasser, was, so viel ich mir sagen ließ, die Selbstabsolution Euerer Sünden bedeuten soll? Und dann, lebt der alte Schulklopfer noch, der mit seinem schrecklichen Hammer bis hinauf in das Schloß Alles aus dem Schlafe alarmirte?"

„Graf!" flüsterte die Sängerin leise. Ihre Hände hatte sie wie flehend gefaltet. Dennoch beachtete er oder schien nicht diese Bitte zu beachten. Sie begehrte Schonung für den alten Mann: er aber war überaus lustig in seinem Herzen und demgemäß auch in seiner Sprache.

„Ihr seid gewiß gekommen, David," fuhr der Graf, der

sich mit nachlässiger Geberde in einen Stuhl geworfen hatte, fort, „um Euch an den Triumphen Euerer Tochter zu weiden. Ihr seid doch auch so eine Art Künstler, wenn auch nicht nach meinem Sinne oder gar nach meiner Anschauung . . Und so könnt Ihr schon beurtheilen, ob aus der kleinen Ella, die nichts wußte, als ihre Synagogenmelodien, im Laufe der Jahre etwas geworden ist, oder nicht. Was sagt Ihr zu ihrer Valentine? Ist das nicht eine Schöpfung, sowohl was den dramatischen als den gesanglichen Theil betrifft, in der es Isabella Brodini mit jeder anderen Sängerin kühn aufnehmen kann?"

„Isabella Brodini ist eine große Künstlerin geworden!" rief der Alte aus seiner bis dahin gekrümmten Stellung sich aufrichtend.

Der Graf blickte auf. Es lag in diesen Worten und in der Geberde des Vorbeters etwas, was seine Lustigkeit bändigte. Er war ernster geworden, und als er nach einer Weile wieder zu reden anfing, klang seine Sprache eigenthümlich verändert.

„David Brod!" sagte er, „ich kann es errathen, was in diesem Augenblicke in Euerem Gemüthe vorgeht. Ihr seht Euere Tochter nach acht Jahren zum ersten Male wieder und so liegt Euch der Vorwurf nahe, warum sie Euch im Laufe dieser Zeit allmälig fremd geworden, warum sie Euch nicht geschrieben, kurz, warum Isabella Brodini eine andere geworden ist. Vor Allem sage ich Euch, David Brod, hütet Euch vor Ungerechtigkeit! Nicht Euere Tochter, mich allein trifft die Schuld. Ich will mich mit Euch auseinandersetzen, David, vielleicht versteht Ihr mich!"

Der Vorbeter war wieder in seine demüthige Stellung zurückgefallen. Bei diesen Worten richtete er sich auf.

„Der Herr Graf haben gut errathen," sagte er.

„Nun, David, so wird es mir nicht schwer fallen, mich

mit Euch zu verständigen. Ich will es Euch erleichtern, so klar als möglich zu sehen. Was war meine Absicht, als ich Euer Kind unter meinen Schutz nahm? als ich zu Euch sagte, in der Stimme des vierzehnjährigen Mädchens schlummere eine Macht, in ihrer Tiefe leuchte ein Karfunkel, der nur hervorgeholt und zum Glanz gebracht werden müsse?"

„Der Herr Graf wollten sie zur Kunst erziehen!" sagte David Brod fast unvernehmbar.

„Zur Kunst! ja zur Kunst!" rief der Graf lebhaft, „das ist der rechte Ausdruck! Aber ist mein Haus schon gebaut, steht es bereits da, allen Augen sichtbar, wenn ich sage: Ich will es!? Da muß zuerst der Grund gegraben, alte Bäume müssen gefällt und mit ihren Wurzeln ausgerodet, Trümmer und Schutt müssen weggeräumt werden. Sagt nun selbst: Ist ein Mensch, der zur Kunst erzogen werden soll, nicht mehr, als ein steinernes Haus, zu dessen Ausbau zuletzt nur mein Wille und meine Mittel genügen? Mein Weg war mir daher ganz klar vorgezeichnet. Auch bei der Erziehung Eueres Kindes mußte Schutt weggeräumt werden, Jahrtausende alter Schutt! Um den Funken, der in ihr schlummerte, zu wecken, mußte ich Alles, Alles zu entfernen suchen, was ihn zu ersticken drohte. Euere Gewohnheiten, Euere Sitten und religiösen Anschauungen, David Brod, sind der Kunst und ihrem hohen Wesen gradezu feindlich. Ihr könnt das Höchste und Kühnste denken, soweit es eben mit der Gedankenthätigkeit geht! Zeuge dafür ist Euere Religion. Wollt Ihr es aber zur Gestalt formen, soll die That dastehen, dann seid Ihr unfrei, Euere Hand vermag das Werk nicht anzufassen, und was Ihr schafft, wird ein Zerrbild! Darum treten wir, in deren Adern ein anderes Blut rollt, an Euere Stelle und in Euere Rechte, die Ihr nicht ausüben wollt — oder dürft. Habt Ihr mich verstanden, David?"

Der alte Vorbeter nickte blos mit dem Kopfe.

„Und so, David Brod,“ fuhr der Graf fort, „gestaltete sich auch der Plan, den ich mit Euerer Tochter festgesetzt hatte. Ich mußte zuerst den Boden ebnen, dem sie entsprossen war, der Schutt, der sie einhüllte, mußte fort! Ich mußte sie allmälig gewöhnen, in der neuen Luft athmen zu können, und als sie den Athem frischer einzog, mußte ich darauf sehen, daß sich kein Gelüste in ihr regte und keine Sehnsucht, die Lüfte und Düfte der alten Heimath wieder aufzusuchen. Ich wollte jeden Tropfen Blutes in ihr erneuern; sie sollte wie neugeboren in das Reich der Kunst eingehen. Denn auch die Kunst ist eine Wiedergeburt; sie bringt uns aus dem Grabe der Gemeinheit und der alltäglichen Drangsale Gott näher .. Darum schrieb Euch Euere Tochter nicht, David Brod, darum ließ ich sie Euch fremd werden, darum mußte sie, und wenn ihr die Entsagung noch so blutig ins Fleisch schnitt, Alles aufgeben, was wie eine Gewohnheit, wie ein altgewohnter Klang zu ihr den Weg finden konnte. Ich war grausam und mitleidslos wie ein Tyrann! ich war wachsam, als hätte ich hundert Augen, jeder Tropfen Blutes in ihrem Körper war gezählt. Wenn Ihr mich nun verstanden habt, David Brod, so werdet Ihr auch begreifen, daß jede weitere Erklärung vollkommen überflüssig ist. Ein Bau ist vollendet, wer fragt da darnach, wie viel Steine er bedurft, welche Mühe Maurer und Baumeister aufgewendet hatten? So erging es mir mit meiner Isabella! Das Werk hat sich selbst gekrönt!“

Seiner Isabella!

Der alte Mann hatte gezittert; er hielt sich kaum noch aufrecht. Aber als wirke eine Kraft in ihm, von der sein gebrechlicher Leib nichts wußte, stand er mit einem Male hoch aufgerichtet vor dem Grafen, größer als er sonst schien; sein

ganzes Wesen von einer Art gebieterischer Würde umgeben, die Niemand an ihm gekannt hatte.

„Wer sagt dem Herrn Grafen," begann er, und seine Stimme schwankte dabei nicht, „daß ich gekommen bin, das Werk des Herrn Grafen zu stören? Oder daß ich gekommen bin, um zurück zu begehren, was mir doch nicht mehr gehört? Was sollte ich auch begehren? Daß mir der Herr Graf meine Ella ganz so zurückgibt, wie sie vor acht Jahren aus meinem Hause fortgegangen ist? Ich weiß, man kann ein Wasser nicht aufwärts fließen machen, und den Mond nicht dahin stellen, wo grade die Sonne steht. Was will also der Herr Graf von mir?"

Der Alte hielt inne; seine Blicke waren von einer wahrhaft bezwingenden Gewalt geworden; seine Haltung erinnerte auch nicht entfernt an den demüthigen Vorbeter seiner stillen Gemeinde. Ein Mann stand einem Manne gegenüber. Dies fühlte auch der Graf; er rückte unruhig, die Augen jedoch wie gebannt auf das Antlitz David's gerichtet, im Stuhle hin und her.

„Ihr habt Euer letztes Wort noch nicht gesprochen, Vorbeter!" sagte er unsicher.

„Was soll mein letztes Wort sein?" rief der Vorbeter, und der Graf verstand in diesem Augenblicke den biblischen Ausdruck: „Es wehten Flammen um sein Haupt."

„Sprecht Euch aus, David! es mag Euch Manches in meinen Worten verletzt haben! Ihr habt mich vielleicht gar nicht verstanden?"

„Was soll ich nicht verstanden haben?" rief David Brod. „Vielleicht versteht aber der Herr Graf mich nicht, wenn ich rede."

Dem Grafen fehlte jede Frage.

„Nein!“ rief der Alte, „ich rede lieber nichts. Ich beuge mich ja und demüthige mich, und sage: der Herr Graf hat Recht! Meine Zeit ist um; es bricht an die Zeit der Sängerinnen, der Komödienspielerinnen und der Kunst, wie der Herr Graf sagt. Will ich das kleine Hölzchen sein, das zu einem Strome spricht: Fließe unter mir durch, denn ich bin eine mächtige Brücke, und du bist nur ein Tropfen Wassers? Nein, ich rede lieber nichts .. Der Herr Graf meint, wir haben keine Kunst! Aber eine Kunst haben wir gehabt, und die will man uns jetzt auch nehmen, daß nämlich unsere Kinder an uns gehangen haben und wir an ihnen. Die Kinder will man uns jetzt entreißen, sie sollen ihre Väter nicht mehr kennen und ihre Mütter . . . Künstler sollen sie sein! Aber kommen wird eines Tages ein Anderer, Größerer und Mächtigerer. Der wird mit der Stimme des Donners sprechen: „Was ist aus meinem Volke geworden? Was habt Ihr aus ihm gemacht? Habe ich es darum als Ausnahme hingestellt unter die Völker, daß seine Töchter hingehen und auf offenem Markte Götzendienst mit sich treiben lassen und ihrer Kunst?“ An dem Tage wird es sich entscheiden, wer Recht hat: der Herr Graf oder ich.“

„Vater!“ rief die Sängerin, mit ihren Armen seinen Hals umschlingend. „Rede nicht so! du machst mich verzweifeln.“

Der Alte rang sich mit sanfter Gewalt los.

„Mache ich dir denn Vorwürfe, Ella, mein Kind? Du bist ja mein Stolz und mein Herz wird aufgehen vor Freude, wenn ich an deine Kunst denke. Für dich ist die neue Zeit, die immer gewaltiger herankommt .. ich kann dich nicht zurückhalten. Ich bin ja auch nur gekommen, um dich noch einmal zu sehen. Wirst du das einem lebenssatten alten Manne nicht zu Gute halten?“

Er hatte sich zu ihr hinabgebeugt, und nun flossen seine

Thränen; die furchtbare Spannung seines Gemüthes hatte sich gemildert.

„Vater!“ rief die Sängerin, „ich gehe mit dir! du sollst ohne dein Kind nicht sterben.“

Er streichelte ihre Haare, er lächelte sogar.

„Narrele!“ sagte er mild, „was willst du bei David Brod, dem Vorbeter, thun? Willst wieder in einer Laubhütte sitzen? willst mir wieder „zuhalten“, wenn ich oder Feiwelmann, mein Baß, mit einander singen? Die Zeit ist um, für dich ist eine andere gekommen. Du gehörst nicht mehr zu uns . . . Was möchtest du bei mir?“

Sie war ihm zu Füßen gesunken; laut schluchzend hatte sie seine Kniee umklammert.

„Laß mich nicht von dir, Vater!“ rief sie, „ich gehe mit dir!“

„Isabella!“ schrie der Graf zornig.

Im Klange dieses einzigen Wortes schien eine bannende Gewalt zu liegen, der die Tochter des Vorbeters nichts entgegenzusetzen hatte.

Sie hatte ihr Haupt emporgerichtet, Angst und Entsetzen malten sich in ihren feinen Zügen. Sie war in diesem Augenblicke von unsagbarer Schönheit!

„Was soll ich thun, Graf?“ flüsterte sie, die Blicke zaghaft auf die vor ihr stehende hohe Gestalt des Grafen gerichtet.

„Fällt Ihnen die Entscheidung so schwer?“ rief er voll schneidender Herbigkeit. „Wählen Sie, Isabella! Wählen Sie zwischen den Ansprüchen dieses alten Mannes, und denen . . . die ein Anderer an Sie erhebt! Zertrümmern Sie in Einem Momente, was lange Jahre gebaut. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Kind Ihres Volkes sich von mir losreißt . . . weil ihm das Warten zu lange geworden. Gehen Sie auch

hin, Isabella . . . ich begehre keinen Dank! Wird es mir doch immer klarer, daß kein Menschenwitz ausreicht, um das Gesetz der Natur, um das Band der Abstammung auch nur um einer Linie Breite zu verrücken. Gehen Sie hin, Isabella! Sie sind keine Künstlerin! Sie sind es niemals gewesen. Lüge und Verstellung war die Mitgabe Ihres väterlichen Hauses . . . nun liegt sie offenbar da . . ."

„Lassen Sie mich mit ihr reden, Herr Graf!" unterbrach ihn David Brod.

Er hatte sich wieder zu ihr herabgebeugt.

„Denke dir, Ella!" sagte er halb laut, halb in unvernehmbaren Worten, „wir sind jetzt ganz allein auf der Welt, ein Vater steht seinem Kinde gegenüber . . . Wie stehst du zu diesem Manne? . . ."

„Er ist mein Herr, mein Alles . . . was ich bin, das hat er aus mir gemacht . . . ich bin seine Sklavin, und er ist mein Gott! . . ."

„Wirst du sein Weib werden!"

„Ich frage nicht danach!" . . .

„Steht es so mit dir?"

Dann rief er, gegen den Grafen gewandt:

„Was will der Herr Graf noch? Worüber will der Herr Graf sich noch beklagen? Erst, wie sie mich gesehen hat, überkommt sie die Lust, mit mir zu gehen, aber die Worte des Herrn Grafen sind mächtiger als sonst etwas in der Welt. Wer wird jetzt sagen, daß noch das kleinste Aederchen von einem jüdischen Kinde in ihr zuckt? Es ist Alles heraus aus ihr, Alles, Alles, und nichts ist übrig geblieben, als . . . der Gott, der sie zu einer Künstlerin gemacht hat."

„Sie folgt nur dem Zuge ihres Berufes," sagte der Graf dumpf vor sich hin.

„Freuen Sie sich nicht, Herr Graf!" rief der Alte mit drohend aufgehobenem Finger. „Es ist nicht gut, wenn man ein Kind abwendig macht seinem Vater, und der es gethan hat, auf den fällt es zurück."

Der alte Mann stand wieder aufrecht da; seine Augen sprühten ein dunkles Feuer aus.

„Feiwelmann!" sagte er mit gebieterischer Stimme, „bring' das Geld her, was sie dir eingehändigt haben. Es darf keinen Augenblick länger in deiner Tasche brennen."

Er wandte sich zum Fortgehen, aber die Arme der noch immer zu seinen Füßen liegenden Tochter verhinderten ihn daran.

„Segne mich zuvor, mein Vater!" flehte sie.

Er aber schien diese Bitte zu überhören.

„Hier hast du noch Etwas," rief er, „was dir vielleicht bei all' deiner Kunst nicht unwerth sein wird. Hebe es gut auf, es ist das Einzige, was ich dir habe mitbringen können ... Es sind Steine vom Grabe deiner Mutter."

„Segne mich zuvor, mein Vater!" bat sie wieder, „laß mich nicht ohne Segen von dir gehen."

„Isabella!" rief wieder der Graf.

„Ich kann dich jetzt nicht segnen!" sagte der Alte dumpf und hatte sich mit zorniger Geberde losgerissen.

Die Sängerin hatte sich erhoben, weißer als das Gewand, das sie umhüllte, war ihr Antlitz; sie weinte nicht mehr. Der Baß stand neben ihr; er war ihr unbeachtet näher gekommen.

„Feiwelmann," rief sie, und ein Laut von Hoffnung durchbebte ihre Worte, „alter Freund meiner Kindheit, der du mich geliebt und gehegt hast in deinem treuen Herzen, hast du kein Wort für mich?"

Außer sich, wie von Sinnen gekommen, fiel er vor der Sängerin nieder; er küßte den Saum ihres Kleides.

„Ich habe dich einmal verloren,“ rief er, „und jetzt verliere ich dich wieder, Karfunkel meines Lebens! Gott segne und behüte dich!“

Noch in derselben Nacht wanderten die beiden Männer ihrer Heimath zu.

Als der Morgen in Strahlen der Helle angebrochen war, kamen sie wieder durch den Brandeiser Wald, durch dessen vermeintliche Schrecken sie am gestrigen Tage der Psalm des frommen Dichterkönigs geleitet hatte. Im Walde war es so frisch, Thautropfen hingen an jedem Blatte, und oben in dem Laube sangen Vögel, die sie gestern nicht gehört hatten.

Grade flog ein Vogel neben ihnen auf aus dem Fahrgeleise der Straße, da sagte der Alte, der, seitdem er die Straßen Prags verlassen, seine Lippen nicht geöffnet hatte:

„Feiwelmann, wir müssen doch bei Zeiten daran denken, wie wir unsere Leute am nächsten Feiertage zu Hause mit etwas Neuem überraschen. Seit jener verunglückten Keduscha haben sie nichts Neues von uns gehört.“

„Ich wüßt' etwas,“ sagte der Baß nach längerer Weile darauf, „das will mir seit gestern nicht aus dem Kopfe.“

„Meinst du das?“

Mit heller Stimme und nicht geringem Verständnisse sang nun David Brod die ergreifende Stelle aus dem berühmten Duette des vierten Aktes der „Hugenotten,“ die es gestern bewirkt hatte, daß er seine Tochter erkannte. Sie hatte sich seinem Gedächtnisse ohne einen merkbaren Fehler genau eingeprägt.

„Merkwürdig!“ rief der Baß, „dasselbe habe ich auch gemeint.“

Und auch er sang die schöne Melodie ohne allen Anstand.

Als sie nun in geringer Entfernung von der alten Heimath sich befanden, es war in der Nähe des „guten Ortes," blieb Feiwelmann, der Baß, plötzlich stehen.

„David," sagte er mit unaussprechlicher Traurigkeit. „Beantworte mir jetzt nur eine Frage, eine zweite will ich dir ein für allemal ersparen."

„Frage!"

„Wie ist es gekommen, daß du im Brandeiser Walde hast singen können? Ist es in deiner Seele so überaus lustig? Bist du von etwas befreit, was dich gedrückt hat? Und freust du dich . . . daß du an sie nicht mehr zu denken brauchst?"

Ein trübes Lächeln legte sich um die Lippen des alten Mannes.

„Wie du mir doch vorkommst, Baß," sagte er. „Jemand war einmal in eine Schatzkammer eingelassen worden. Er hat sich da von den aufgespeicherten Kostbarkeiten nehmen gekonnt, wonach sein Herz begehrt hat. Aber was denkst du, hat er zuletzt aus all' den Schätzen für sich ausgesucht? Einen einfachen, kleinen goldenen Ring, weil ihn der, ich weiß nicht an welche glückliche Stunde in seinem Leben gemahnt hat . . . Verstehst Du jetzt mein Singen, Feiwelmann? . . ."

Spät in der Nacht kamen sie wieder zu Hause an. Niemand hatte es erfahren, wo sie gewesen, noch was mit ihnen vorgegangen war; kaum, daß ihre Abwesenheit bemerkt worden war.

Am ersten Neujahrstage ertönte die neue Melodie zum ersten Male auf ein gar ernstes und weihevolles Gebet angepaßt, in der Synagoge. Die beiden Sänger ernteten dafür nach dem Gottesdienst ungeheueres von allen Seiten gespendetes Lob. Man drückte ihnen die Hände, und hie und da machte sich und

seiner Begeisterung so Mancher in dem Ausrufe Luft: „Es giebt doch nur Einen David Brod! Er bleibt der Alte."

Umsonst berief sich der „verdorbene Student" Gottlieb Weißfisch darauf, und behauptete es mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit, er habe die Melodie schon irgend wo gehört, und wenn er sich nicht irre, so komme sie in Meyerbeer's Oper: „Die Hugenotten" vor . . . er fand bei den Leuten keinen Glauben und kein Vertrauen, die nach wie vor bei ihrem Satze blieben, es gebe nur Einen David Brod. Bei der jüngeren Welt glückte es ihm freilich um so mehr; aber diese entschied nicht.

Die Melodie war das Einzige, was die beiden Männer von ihrer Kunstfahrt nach Hause gebracht hatten . . . das tönende Erinnerungsdenkmal des Karfunkels . . .

Kurze Zeit darauf starb, unerwartet schnell, der alte Vorbeter. Er war ohne Krankheit hinübergeschlummert. Es hatte sich seltsam gefügt, daß, einige Tage vorher in der Gasse die Nachricht verbreitet war, der Graf sei von seinen Reisen zurückgekehrt, und werde von nun an seinen beständigen Aufenthalt im Schlosse nehmen. Das Gerücht setzte hinzu, er sei ein noch finsterer Menschenfeind geworden, als er sonst gewesen und lasse nur die unentbehrlichsten Personen vor sich . . .

Am Abende vor seinem Tode berief David Brod seinen langjährigen treuen Genossen zu sich.

„Du wirst sehen, Feiwelmann," sagte er schwach, „sie kommt doch noch einmal wieder . . . . nicht zu ihm, der auf seinem Schlosse lebt, sondern zu mir, daß ich sie segne. Dann sage ihr, ich habe sie gesegnet . . ." —

Eines Tages wurde Feiwelmann, der Baß, der mittlerweile der Nachfolger David Brod's im Synagogenamte gewor-

den, durch den Wächter des „guten Ortes“, nach dieser Stätte des Friedens berufen, wo ihn Jemand erwartete.

Auf dem Grabe des Vorbeters fand er eine schwarz gekleidete und tief verschleierte Frau sitzen, die heftig weinte.

Was zwischen den Beiden gesprochen wurde, hat Niemand je erfahren . . .

Isabella Brodini leuchtete als „Karfunkel“ noch einige Jahre hindurch in wolkenlosem Glanze; dann verschwand sie plötzlich aus jener Welt, die nur Bewunderung und Siegeskränze für sie hatte. Sie ist seitdem wie verschollen.

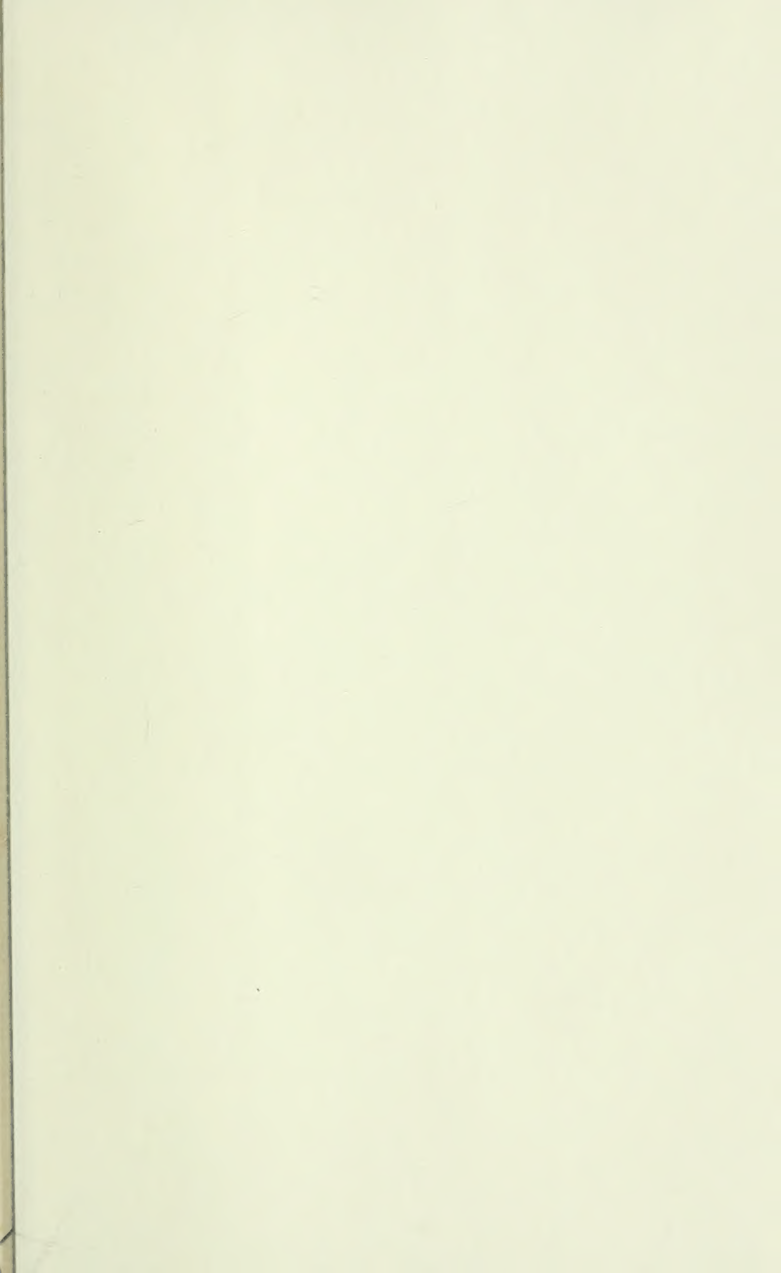
Feiwelmann, dem Sänger, scheint es bekannt zu sein, wo sie sich gegenwärtig aufhält.

Wenigstens will man dies aus dem Umstande schließen, daß er noch jetzt an jedem Todestage seines Vorgängers an die Armen der Gemeinde so bedeutende Unterstützungen vertheilt . . . die milden Gaben können nur von der Tochter David Brod's, vom „Karfunkel“ herrühren.



Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 01 03 007 5